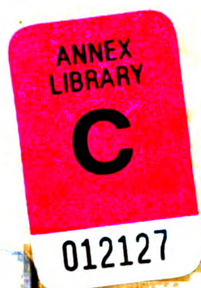

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY


ANNEX
LIBRARY
C
012127




Original from
CORNELL UNIVERSITY


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 742

DIE·WOCHE

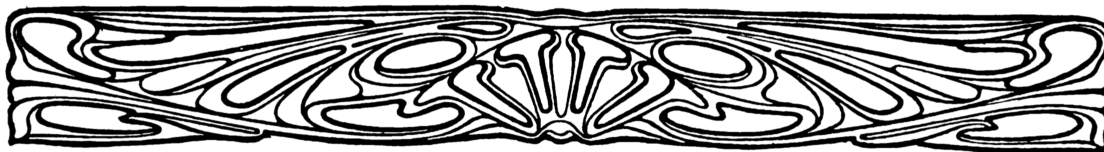
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 3 (Heft 27—40)

vom 1. Juli bis 30. September 1915.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

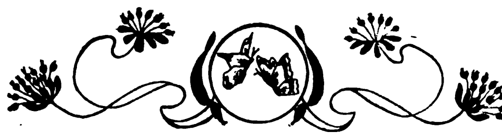
Gedichte.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.



DIE·WOCHE

Nummer 27. | Berlin, den 3. Juli 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.



Die sieben Tage der Woche.

22. Juni.

Lemberg wird durch österreichisch-ungarische Truppen im Sturm genommen, daran anschließend wird die Szczerek-Stellung zwischen dem Dnjestr bei Mikolajow und Lemberg genommen.

Im San-Weichselwinkel und links der oberen Weichsel beginnen die Russen zu weichen.

23. Juni.

Vom italienischen Kriegschauplatz meldet der österreichisch-ungarische Generalstab, daß in dem abgelaufenen ersten Kriegsmonat die Italiener keinen Erfolg erzielt haben: „Unsere Truppen im Südwesten behaupten, wie zu Beginn des Krieges, ihre Stellungen. An oder nahe der Grenze, an der Isonzofront am befestigten Grenzraum Flitsch—Malborghet, am karnischen Kamm und an allen Fronten von Tirol brachen sämtliche Versuche feindlichen Vordringens unter schweren Verlusten zusammen.

24. Juni.

Oestlich und nordöstlich von Lemberg sind Kämpfe mit starken russischen Nachhuten im Gange. Am oberen Dnjestr wurden Mikolajow und Zydaczow genommen; flußabwärts letzterer Stadt sind die verbündeten Truppen unter heftigen Kämpfen an mehreren Stellen auf das nördliche Dnjestrufer vorgedrungen. Zwischen Weichsel und San setzt der Feind den Rückzug fort.

Präsident Wilson hat den Rat des Staatsdepartements Lansing als Nachfolger Bryans zum Staatssekretär des Aeußern ernannt.

25. Juni.

Zwischen Halicz und Zurawno dauern die Kämpfe am nördlichen Dnjestrufer fort. Gegenangriffe der Russen wurden abgewiesen. Ueber Zydaczow vordringend wurde Chodorow genommen. Die sonstige Lage am Dnjestr flußabwärts Halicz, dann östlich Lemberg bei Rawaruska und am Tanew ist unverändert. Das südliche Sanufer ist vom Feinde frei. In Polen verfolgen die verbündeten Truppen die gegen Zawichost, Ozarow und Sienno zurückgehenden russischen Kräfte.

26. Juni.

Die seit Tagen ununterbrochenen Nahkämpfe bei Souchez und Neuville sind abgeschlossen. Der französische Durchbruchsversuch ist gescheitert.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat am 26. Juni in der Nordadria ein italienisches Torpedoboot torpediert und versenkt.

27. Juni.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Jagow sind zu Besprechungen mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Frhr. von Burian aus dem Großen Hauptquartier in Wien eingetroffen.

Deutsche Truppen haben nach hartem Kampf die Höhen des nördlichen Dnjestr-Ufers zwischen Bukaczowce (nordwestlich von Halicz) und Chodorow gestürmt und in der Verfolgung die Gegend von Hrehorow erreicht.

Feindliche Stellungen nordwestlich von Rawaruska werden von deutschen Truppen genommen.

28. Juni.

Halicz wird von deutschen Truppen besetzt; der Dnjestr ist auch hier überschritten worden. Damit ist es der Armee des Generals von Linsingen gelungen, auf ihrer ganzen Front nach fünftägigen schweren Kämpfen den Uebergang über diesen Fluß zu erzwingen. Nordöstlich von Lemberg nähern sich deutsche Truppen dem Bugabschnitt. Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand erstürmten Plazow südwestlich Narol und drangen in die feindlichen Stellungen auf den Höhen nordöstlich des Ortes ein. Die Russen sind im Rückzuge über Narol.

Undeutsches Theater.

Von Hans Brennert.

Zu den ersten merkwürdigen Phänomenen dieses Weltkrieges gehörte es, daß die Erfolgsdramatiker des feindlichen Auslands nicht wie so viele deutsche Dichter zur Waffe griffen, sondern in üblen Erklärungen von dem deutschen Volk abrückten, das soviel guten Willen aller Auslandskunst immer bewiesen hat.

Vermutlich war ihnen allen gleich bei den ersten Schlägen des deutschen Heeres eine dumpfe Ahnung aufgedämmert, als ob uns Deutschen für längere Zeit das Vergnügen am Theater des feindlichen Auslandes nun wohl vergehen müsse. Sie sahen es wohl kommen, daß dieser Krieg auch neue deutsche Dichter schaffen und ihnen einen Boden bereiten wird, auf dem selbst für bedeutende fremde Dichter nicht sofort wieder Raum sein wird.

Der zweite Kriegsommer hebt eben an, und die Deutschen wenigstens sind bereit, auch noch einen Winter zu kämpfen, wenn ihre Feinde es wünschen. Die deutschen Bühnen haben den Kriegswinter überwunden, auch ohne französische, englische und italienische Modestücke. Sie haben ihn überwunden mit vermehrten Aufführungen unserer Klassiker, mit sogenannten Kriegstücken und mit bewährten Werken, die ebenso gut oder auch ebenso schlecht sind wie die ausländischen Stücke, die dem friedlichen deutschen Theaterphilister in früheren Wintern sanft aufgenötigt wurden.

Es sind sogar schon schüchterne Stimmen laut geworden, die sich erdreisteten zu sagen, die Ausländerei auf deutschen Bühnen müsse und werde nach dem Krieg aufhören. Wer die Dinge kennt, weiß, daß das von klugen Leuten mit der liebenswürdigen Aufforderung begrüßt wird, die deutschen Dichter möchten sich endlich gefälligst

einmal hinsetzen und nunmehr mit ihrem Herzblut die deutschen Schlager schreiben, die der Verleger, der Direktor, der Kritiker und der Abonnent verlangen kann. Dann würde man mit Vergnügen auf die ausländischen Werke verzichten, zu denen man wegen des bisher bewiesenen Mangels an wirklicher dramatischer Begabung bei deutschen Dichtern zu eigenem Verdruß sich immer wieder wenden müsse.

Dieser Rat ist ganz vorzüglich. Er ist ebenso verlogen wie schief. Das Theater wird heute vielfach wie ein Konfektionsgeschäft gehandhabt, und es dient mehr der Erzeugung dramatischer Moden als der Pflege dramatischer Begabungen. Wir haben ausländische Stücke auf deutschen Bühnen gesehen, die mit einem unerlaubten Mangel an dramatischem Können geschrieben waren und dennoch von führenden Snobs der Menge eingebläut wurden.

Deutsche Dramatiker bringen nicht wie der Romane den sicheren Formensinn mit auf die Welt. Sie fangen mit jedem ihrer Werke sozusagen die dramatische Kunst für sich noch einmal von vorn an, reifen nur langsam. Und sie müssen reifen gegenüber den Modesensationen einer ganz und gar nicht deutschen, aber aufreizenden Theatertechnik nicht deutscher Dichter.

Es ist leider zu befürchten, daß die Neigung waltet, die Dinge, wie sie vor dem Krieg waren, auch nach dem Frieden weiterbestehen zu lassen.

Tatsache ist, daß wir vor dem Krieg etwas hatten, für das man einen neuen Begriff prägen muß: undeutsches Theater.

Undeutsch nicht in dem Sinn, daß die deutsche Bühne etwa den Werken des Auslands verschlossen sein soll. Aber wir wollen nur fremde Werke, in denen die Seele, die Sitte und das Herz fremder Völker ihre künstlerische Gebärde finden. Wir haben in diesem Sinne die Werke der Herren Maeterlinck und Shaw und schließlich auch des Herrn d'Annunzio aufgenommen.

Aber die Greuel von Brüssel und Belgien, die Untaten in London und Mailand, das Aufgebot farbiger Franzosen und Engländer, die Ränke des Herrn Findlay, Hungerlager, die Lügenkabel — alles Dinge, für die auf deutscher Seite kein Gegenstück zu finden ist — sie ließen uns doch an der Seele und am Herzen und an der Sitte der Landsleute Maeterlincks, Shaws und d'Annunzios irre werden, so sehr auch die Völker selbst mißleitet sein mögen.

Die Völker haben diese Dinge geduldet, und ihre Dichter sind nicht von diesen Dingen abgerückt, haben auch nicht einmal schamvoll dazu geschwiegen, sondern noch die Stirn gehabt, gegen uns, in deren Mitte noch keinem Ausländer ein Haar gekrümmt worden ist, sich flammend zu entrüsten.

Wir dürfen künftig vielleicht wirklich etwas mißtrauischer sein gegen die Kunst, die von dort kommt, und gegen die Dichter, die die schöne Seele ihrer Werke auf solche Weise Lügen strafen, und leider letzten Endes auch gegen die Werke selbst, weil sie mit einem Mal als unwahr, als übles Theater erscheinen müssen.

Hinter der Märchenwelt Maeterlincks, hinter allem Witz und Geist Shaws und hinter dem glühenden Werk d'Annunzios sieht man jetzt die Fratze von Brüssel, London und Mailand grinsen. Und wir haben ja nicht nur diese drei ersten willig aufgenommen, sondern bereitwillig noch das Heer ausländischer Stückeschreiber, die nicht wie die drei angeblich im Namen der Kunst und der Menschheit kamen, sondern die mit ihren Schmarren die deutschen Schaubühnen beschickten in der ehrlichen, wenn auch nicht edlen Absicht, nicht unsere Hochachtung, sondern nur unser Geld zu verdienen.

Wenn unsere Feinde die nachstehenden Zahlen lesen werden, werden sie uns zugestehen müssen, daß wir uns mindestens auf dem Gebiet des Theaters bemüht haben, ihre schöne Seele und ihre höhere Kultur zu begreifen.

Es handelt sich nachstehend um eine Auszählung der Aufführungen vom 1. September 1911 bis 31. August 1912. Die Spielpläne von 1913 und 1914 werden ein noch ungünstigeres Bild geben. Sie erstreckt sich bei den Berliner Bühnen auf die Dichter der Entente cordiale, bei den nichtberlinischen Bühnen nur auf die Franzosen. Es sind nur die Bühnen aufgeführt, bei denen über 10 Prozent aller Spielabende Auslandstücken galten. Shakespeare und Molière spielen keine Rolle bei dieser Zählung, und die Übersicht ergibt ferner das freundliche Sittenbild, daß es mehrere deutsche Theater sind, die anscheinend nur Filialen des großen Pariser Hauptgeschäftes sind.

Berliner Bühnen	Aufführungen überhaupt	von Franzosen	von Engländern	von Italienern
Kammerspiele	320	72	23	2
Kleines Theater . . .	912	136	19	
Schillertheater	878	88	27	
Zusammen	2110	296	69	2

367 = 17 %

Also ein Sechstel aller Aufführungen Franzosen und Engländer, und zwar nicht allererster Ordnung.

Das Bild wird noch seltsamer, wenn man die Spielpläne großer auswärtiger Theater besieht, auf denen ebenfalls weder Shakespeare noch Molière noch solche Franzosen und Engländer eine Rolle spielen, die schließlich ein Anrecht hätten, sich uns künstlerisch nahen zu dürfen.

Nichtberliner Bühnen		Aufführungen	darunter Franzosen
Breslau	Thaliatheater	209	24
Frankfurt a. M.	Schauspielhaus	397	70
	Neues Theater	392	61
Hamburg	Thaliatheater	327	59
Wien	Deutsches Volkstheater	419	129
	Lustspielhaus	436	77
	Josefstadt	438	106
Köln	Schauspielhaus	308	32
	Zusammen	2926	558

= 19 %

Also fast ein Fünftel aller Aufführungen allein Franzosen, und zwar wiederum nicht allererster Ordnung.

Es sind also aufgeführt	Franzosen	Engländer	Italiener
bei 2110 Berliner Aufführungen . .	296	69	2
bei 2926 auswärtigen Aufführungen	558	?	?
bei zusammen 5036 Aufführungen	854	69	2

925 = 18,4 %

Von der gesamten Aufführungziffer entfiel also in Berlin allein ein Sechstel auf Franzosen, Engländer und Italiener, bei den nichtberliner Bühnen fast ein Fünftel auf Franzosen allein, in Berlin und auswärts ebenfalls fast ein Fünftel auf Franzosen und Engländer, wohlverstanden immer von Werken der Art, wie sie

unsere eigene höhere und niedere Theaterkonfektion schlechterdings auch noch liefert.

Und dann sprechen wir vom deutschen Theater. Es ist genug! —

Es ist nicht genug! — Denn zu diesem beklemmenden Zahlen treten noch hinzu die Zahlen der Aufführungen russischer und nordischer Werke. Wir müssen aber ehrlicherweise sagen, daß die Werke, die aus dem Norden und aus Rußland kamen und uns irgendwie das Gesicht dieser Nachbarn zeigten, nicht in einem Atem genannt werden dürfen mit den Boulevardpossen, Detektivstücken und Snobkomödien, die uns Gallien und Britannien beschert. Tolstoi und Gorki, Ibsen und Strindberg sind nicht deutsch. Aber sie machen unsere Schaubühne nicht undeutsch, die es immer als ihr vornehmes Recht ansehen wird, die großen Dichter und Könner bei sich zu Gast zu sehen.

Immerhin: gerade weil wir dieses Recht unbedingt üben müssen, bleibt wegen der ungeheuerlichen Einfuhr englischer und französischer Bühnenware für deutsche Werke zu wenig übrig. Wenn man es noch einmal in Hundertsteln ausdrücken möchte, kann man wohl sagen, daß für deutsche Werke, wie die Dinge jetzt stehen, wohl etwa nur noch 50 Prozent, höchstens 60 Prozent aller Aufführungsabende an den führenden Bühnen zur Verfügung stehen.

Undeutsches Theater!

Wie fing es an? Eigentlich bald nach dem großen Kriege von 70, als Hebbel, Grillparzer, Kleist, Anzengruber noch nicht begriffen wurden und die Theater daher zu Dumas, Augier, Sardou und den zahllosen Erben Scribes griffen, bis diese Richtung in die Alkovenpossen und Trikotschwänke mündete und sich darin überschlug, während deutsche Stückeschreiber, ohne daß es eine deutsche Gesellschaft gab, sich mühten, ein deutsches Gesellschaftstück zu schaffen. Die deutsche Freie Bühne räumte um 1890 damit auf. Aber die neuen großen deutschen Dramatiker, welche in den Schlachten der Freien Bühne geboren wurden, sahen sich alsbald wieder dem alten französischen Erbfeind gegenüber. Er fand den Weg zu einflußreichen Theateragenten, die sich eigene Theater für ihre französischen Werke gründeten. Von der Seine und auch von der Themse und von der Tiber kamen große Schauspieler und Schauspielerinnen, die durch hinreißendes Spiel die mitgebrachten Schmarren mit einem Schein des Lebens füllten: die Duse, Novelli, Zaccone, Sarah Bernhardt, die Réjane und mit seinem Ausstattungzauber Herr Beerboom Tree. Deutsche Darsteller kamen dazu, wie jene mehr auf die Rolle als auf das Werk zu sehen, und fanden ein Glück darin, als Lord, Vicomte, als Marquise oder Miß sich in den kleidsamen Rahmen englischer Möbel oder pariserischer Milieus zu stellen, wobei man ein Monokel, weiße Gamaschen, hinreißende Cutaways, Hydeparkmoden und Poiretlaunen in den Dienst der dramatischen Kunst stellen konnte — Dinge, die selbst der größte deutsche Dichter nicht ohne Mühe in den Gang seiner tragischen Handlung einfügen kann.

Es ereignete sich zum Überfluß, daß eine Handvoll englischer und französischer Dramatiker sich einstellte, die zweifellos ernst genommen werden mußte, aber doch wohl nur der Vorwand für snobistische Inszenierung war, als man sie spielte: besonders Oskar Wilde mit seiner „Salome“ und dem „Idealen Gatten“.

Die Federn der Theaterkritik setzten sich begreiflicherweise gegenüber diesen aufreizenden Erscheinungen dramatischer Auslandskunst heftiger in Bewegung als dem ruhigen deutschen Schaffen gegenüber. Niemand wird es einem Direktor verdenken, wenn er seinen Spielplan daraufhin einrichtet: es brach ein wahrer Hexensabbath aus, aufreizende Ausländer zu entdecken.

Als der Vorrat erschöpft war, begnügte man sich auch mit weniger aufreizenden Dramatikern, wenn sie nur englisch oder französisch schrieben: die Zeiten des schönen Stückes „Mein Freund Teddy“ und des Herrn Henri Bernstein brachen an, nachdem schon „Sherlock Holmes“ und „Raffles“ sich bei dem deutschen Parkettmenschen ungemein beliebt gemacht hatten. Und man hätte sich eigentlich schon damals sagen dürfen: wenn das heute das Volk Molières oder Shakespeares ist, dann wollen wir lieber danken.

Wir haben nicht gedankt. Wir halten heute bei 40 Prozent Anteil nichtdeutscher Dramatiker am deutschen Bühnenspielplan, die uns Franzosen und Engländer vorführen, wie es sie vermutlich gar nicht gibt.

Die Folgen sind verheerend. Die Schauspielkunst ist veräußerlicht. Der Theaterbetrieb weiß nicht mehr, wie er die ernsthafte deutsche dramatische Kunst in sein undeutsches Repertoire eingliedern soll. Der unglückselige Stammgast oder Abonnent des Theaters findet deutsche Typen nach dem gewohnten Genuß englischer Minister, französischer Präsidenten und exotischer Nervenweiber ungemein lähmend. Der Humor, über sich selbst einmal gründlich zu lachen, der die Voraussetzung einer nationalen Komödie oder des Volksstückes im guten Sinne ist, ist ihm vollständig abhanden gekommen. Und die Kritik ist auch ärgerlich, weil das Lager der interessanten Ausländer plötzlich geräumt ist, und weil einheimische Dichter anscheinend gar nicht mehr da sind.

Wollen wir weiter ein undeutsches Theater haben? Wollen wir uns weiter einreden, was wir da auf der Bühne sehen, sei Frankreich oder England? Die Pariser oder die Londoner sind gar nicht neugierig, deutsches Wesen im Spiegel unserer Stücke zu schauen. Sie bespiegeln sich selber in einem Spiegel, der ihnen schmeichelt. Sie haben ein wenig Sudermann, Hauptmann, „Alt-Heidelberg“ und den „Zapfenstreich“ gespielt — aus Neugier. Hermann Sudermann erzählte noch neulich, daß, als die Serie seiner „Heimat“ in Paris allzu erfolgreich wurde, dem glücklichen Direktor von der Société des auteurs das Geschäft sanft gebremst wurde.

Unsere Hofopern spielen dagegen trotz des Krieges mit Recht Verdi und Bizet. Und die Umfrage eines allzu besorgten Theaterdirektors beim Kriegsausbruch: „Dürfen wir Shakespeare spielen?“ erlebte in diesem Lande der Barbaren einen unbestrittenen Heiterkeitserfolg.

Wir haben Molière und Shakespeare eingedeutscht. Die französischen Autoren lassen sich an ihrer Société wenigstens für alle Molièreaufführungen von französischen Direktoren Tantiemen zahlen und erweisen sich wenigstens in diesem Sinne als Erben Molières.

Das deutsche Theater muß erstehen.

Der Deutsche Bühnenverein hat sich auf seiner letzten Kriegstagung mit der Frage der Ausländerei befaßt. Ludwig Barnay hat sich erregt über die blöden Theatervornamen, mit denen deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen sich in die Seelen der Zeitgenossen tiefer einzugraben bemüht sind.

Das wird bestimmt anders werden. Der Schauspieler, der als Rudi oder Bob feldgrau in den Schützengraben stieg, wird mit dem Eisernen Kreuz wohl als Rudolf oder Robert wiederkehren und etwaige französische Vornamen

wohl da lassen, wo er sie herbezogen hat: nämlich in Frankreich.

Aber die Frage der Ausländerei im Spielplan ist von den Bühnenherrschern doch ein wenig allzu sanft angefaßt worden. Vermutlich weil die Aussprache nicht genügend vorbereitet und verfrüht erschien, während die Geschütze eines Weltkrieges noch krachen. Und man will nicht chauvinistisch erscheinen.

Der Verband deutscher Bühnenschriftsteller und, dem Vernehmen nach, auch der Verband der Berliner Theaterkritiker rüsten sich, die Frage für den Tag des Friedens zu stellen: ob das deutsche Theater in bisheriger Weise weiterhin in den Dienst der französischen und englischen Schmarrenschreiber zu stellen sei. Die Mitwirkung des Deutschen Bühnenvereins und seiner erfahrenen Theaterleiter wird bei dieser Aussprache sicher die Frage lösen helfen.

Es wird vielleicht gar nichts schaden, wenn man die Tantiemen, die nach Frankreich und England fließen, mit einer gehörigen Steuer belegte und die Herren, die bei uns schließlich nur verdienen wollen, an ihrer empfindlichsten Stelle, am Geldbeutel, trifft, und wenn man den Ertrag der Steuer dazu dienen ließe, Theater damit zu stärken, die ein deutsches Theater — nicht in chauvinistischem Sinne — schaffen helfen wollen. Es gibt deren ja schon heute.

Wir hatten ja schon das erbauliche Schauspiel, daß gewisse deutsche Schriftsteller, um mit dem französischen Wettbewerb Schritt zu halten, ihre Stücke unter Franzosen und in Paris glaubten spielen lassen zu müssen, womit sie stellenweise einen unvergleichlichen Erfolg hatten.

Dieser Krieg wird wohl dafür sorgen, daß dieser Unfug aufhört. Diese Operetten, die abwechselnd in London, Nizza, Paris spielten, werden erledigt sein, und vermutlich wird an ihre Stelle, da man im Theater ab und zu leichtere Musik haben will, das neue deutsche Volksstück treten. Und das deutsche Volk, das soeben Dinge von so riesigen Maßen erlebt, wird sich nach dem Kriege wohl nicht mehr die Boulevardstücke im Pariser Geschmack und die englische Revolverdramatik gefallen lassen. Und wie wir bewiesen haben, daß wir von eigenem Brot leben können, werden wir hoffentlich auch beweisen, daß wir eine Weile auch ohne Frankreich und England uns geistig ernähren können.

Das deutsche Theater hätte heute schon das Recht, das anderer Länder zu überflügeln, so wie es die deutsche Technik und die deutsche Wissenschaft tat — durch Organisation. Denn auf diese verstehen wir uns ja wohl

Franzosen und Engländer werden sich eines Tages vielleicht eher dazu entschließen müssen, den Wettbewerb mit uns aufzunehmen — auch auf dem Theater. Es könnte ihrem Theater, das mehr eine gesellschaftliche Veranstaltung als eine nationale Angelegenheit ist, bestimmt nichts schaden. Und wir wären das undeutsche Theater los!

Der Franzose kommt ja bisher glänzend ohne rein französische Stücke aus — sogar ohne Goethe und Shakespeare.

Der Engländer sogar fast ohne Shakespeare. . . .

Unsere Kriegsprimaner.

Von Professor Dr. W. Mettin.

Der gegenwärtige Weltkrieg wird, wie dies im Wesen der Sache begründet ist, weniger vom ästhetischen als vom ethischen Standpunkt aus gewertet. Wir sehen in ihm einen Prüfstein der Volkskraft, einen Erzieher der Jugend, einen Lehrer der Wissenschaft, aber er hat auch, rein künstlerisch betrachtet, hervorragende Bedeutung. Bilder reinster Schönheit weist er auf und nicht nur des schaurig Schönen, sondern auch des Lieblichen und Anmutigen. Der bärtige Krieger mit dem kleinen Kinde auf dem Arm, das junge Mädchen am Krankenbette des Verwundeten, der Jüngling, der hinauszieht voll Jugendkraft und Kampfeslust — das sind solche Bilder des Schönen mitten im Entsetzen des Krieges. Besonders ist es also die Jugend, die das traurige Bild belebt und erhellt, und zu ihr gehören an erster Stelle jene Jünglinge, die unsere höheren Schulen verließen, um draußen im Felde Männer zu werden: viele kurz vor Beendigung ihrer Schullaufbahn, nachdem ihnen eben die Reife für Prima zuerkannt worden war. Mit diesen „Kriegsprimanern" hat sich die öffentliche Meinung in letzter Zeit häufiger beschäftigt, besonders hat man zwei Fragen dabei aufgeworfen: waren und sind diese jungen Leute körperlich und sittlich reif genug, um die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen? Und: was wird aus den Kriegsprimanern werden, wenn sie aus dem Feldzuge zurückkommen?

Sogar die Behörden haben sich mit diesen Fragen beschäftigt, so schreiben die Zeitungen von einer Mitteilung des Kriegsministers an den Minister des Unterrichts betreffs der ersten und von einer mündlichen Kundgebung des Kultusministeriums hinsichtlich der zweiten Frage. Es scheint also angemessen, auch an dieser Stelle den Gegenstand zur Sprache zu bringen. —

In dem erwähnten Schreiben des Kriegsministers wird gesagt, daß durch die frühere Zuerkennung der Reife für eine höhere Klasse junge Leute in das Heer gekommen seien, die weder körperlich noch sittlich reif genug gewesen seien, die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen, und die dadurch nur sich selbst zugrunde richteten, ohne dem Vaterlande zu nützen. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Minister dabei auch nicht im entferntesten daran gedacht hat, der Gesamtheit unserer Kriegsprimaner einen Vorwurf zu machen. Ihre Tüchtigkeit ist unbestritten, und in die glänzende Anerkennung, die der oberste Kriegsherr der Jungmannschaft im allgemeinen gespendet hat, sind auch sie unbedingt einbegriffen. Der leitende Gedanke jenes Schreibens ist vielmehr der einer fürsorglichen Warnung an unsere Schüler der obersten Klassen, einer väterlichen Mahnung für sie zur ernsten Prüfung ihrer körperlichen und sittlichen Eigenschaften. Daß die körperlichen Fähigkeiten ungleich verteilt sind, wird jeder unserer Primaner — mancher vielleicht mit Zähneknirschen — zugeben müssen, hinsichtlich der sittlichen dagegen wird man vielleicht der Meinung sein, daß es für einen Primaner beinahe beleidigend sei, an dem Vollbesitz der moralischen Eigenschaften zu zweifeln. Ich möchte daher ein Beispiel anführen, in welchem Sinne etwa der Kriegsminister dies gemeint hat. Ich traf vor einiger Zeit zufällig in einem Kaffeehaus einen leichtverwundeten Kriegsprimaner, der mir persönlich unbekannt war, aber seinem Herzen bald durch bewegliche Klagen Luft

machte. Er hatte nach seiner Angabe wahre Heldentaten vollführt, aber das Eiserne Kreuz war ausgeblieben, nun war ihm der ganze Feldzug verleidet, da sein Ehrgeiz oder seine Eitelkeit unbefriedigt geblieben war: das ist sittliche Unreife! Oder in einer Prima wird die Parole ausgegeben: alles zieht ins Feld, wer nicht mitgeht, gilt als Drückeberger; hier würde sich die sittliche Reife des einzelnen gerade umgekehrt in der gewissenhaften Prüfung seiner Persönlichkeit und vielleicht der Ablehnung jener Aufforderung zeigen. Es mögen ja öfter solche Fälle von körperlicher oder sittlicher Unreife zutage getreten sein, sonst hätte kaum selbst der Kriegsminister sich so deutlich gegen Schulvergünstigungen beim Eintritt in das Heer ausgesprochen, besonders hätte er nicht die Einschränkung hinzugefügt: wenn nicht die Offizierlaufbahn als Lebenslauf gewählt wird, eine Einschränkung, die uns — offen gestanden — ein wenig hart erscheint. So mancher junge Mann kann seinem vollen Herzen nicht widerstehen, die Bücher dahinten zu lassen und dem Vaterlande zu helfen, auch ohne daß ihn Neigung oder Familientradition bestimmen, den Offizierberuf zu ergreifen. Im übrigen kann man dem Grundgedanken des Erlasses wohl beistimmen, und ganz besonders werden viele besorgte Eltern dem Minister dafür dankbar sein.

Die zweite Frage: Was wird aus unseren Kriegsprimanern werden, wenn sie heil und gesund aus dem Kriege zurückkehren? löst sich ganz von selbst, wenn der junge Mann von vornherein entschlossen war, Offizier zu werden und zu bleiben, oder wenn er während des Feldzuges diesen Entschluß gefaßt hat. Da die Heeresverwaltung bei der Vorbildung der Offiziere keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen den drei als genügend anerkannten Reifezeugnissen macht, ich meine, dem Einjährigen-, Primaner- und Abiturientenzeugnis, so würde eine nachträgliche Erweiterung der Schulbildung vom praktischen Standpunkt aus gänzlich überflüssig sein. Für diese Kriegsprimaner ist also der Weg vollkommen frei. Anders steht es mit den übrigen: Sollen sie, um nicht nochmals in die Schule gehen zu müssen, in eine mittlere Beamtenlaufbahn eintreten, Apotheker oder Landmesser werden, während vielleicht ein akademisches Studium ihr Traum seit der frühesten Kindheit war? Jeder Beruf hat seine Vorzüge, und die ebengenannten weisen vielleicht in mancher Hinsicht größere auf als die akademischen, aber es würde sich vom Standpunkte des Kriegsministeriums aus doch um ein neues Opfer handeln, das er dem Vaterlande brächte, wenn er um des Krieges willen auf das Studium verzichtete. Wenn er es also tut, dann muß er freilich nochmals Schüler werden, und man kann verstehen, daß selbst Volksvertreter im Abgeordnetenhause darin eine Härte sahen und nach Abhilfe suchten.

Unter ihnen sind auch die Bestrebungen entstanden, die den ins Feld gerückten Unterprimanern das Reifezeugnis sichern wollten, ohne daß die jungen Leute nochmals die Schulen besuchen müßten, Bestrebungen, von denen wir gleich im voraus bemerken wollen, daß das Kultusministerium sich ablehnend gegen sie verhält. Es ist vielleicht dienlich, sich einmal Gründe und Gegengründe in dieser Angelegenheit vor Augen zu halten. Wenn Eltern und Freunde unserer Kriegsprimaner den Wunsch haben, den jungen Leuten nach dem Feldzuge den Besuch der Schule zu ersparen, so haben sie die an sich durchaus verständliche Anschauung, daß man Helden des Kampfes, die dem Tode ins Auge gesehen haben, nicht mehr in Schulbänke und Disziplinarparagraphen einpferchen könne, vielleicht auch, daß zu ungleiche Elemente sich dann in derselben Klasse zusammenfinden oder gar die Macht des Lehrers nicht ausreichen könne, die durch den Feldzug zu Männern gewordenen Jünglinge zu regieren. Ich glaube, daß alle diese Gründe nicht so schwer wiegen, als es scheint, da durch den Krieg eine Tugend in den Freiwilligen großgezogen worden ist, die sich gerade bei der Rückkehr zu den Schulbänken glänzend bewähren wird: die Selbstzucht; diese wird sich auch in der Unterordnung unter die Schulgesetze zeigen.

Ich zweifle nicht, daß mancher der jungen Helden über den „unerträglichen Zwang“ seufzen, schelten, ja vielleicht einmal — nach des rauhen Kriegers Sitte — fluchen wird, aber das alles wird mehr der Mund tun als das Herz. Auch das Verhältnis zu den jüngeren und unreifen Klassengenossen wird ein recht freundliches werden; die Bewunderung, mit der man zu ihm aufsieht, wird dem Kriegsprimaner wohl tun und ihn gesellig stimmen, und die Lehrer werden ihrerseits gewiß alles versuchen, um dem Zurückgekehrten das Schulleben zu erleichtern, so daß sich zwischen beiden eine Art von jener Freundschaft bilden kann, wie sie Hans Hoffmann in seinem „Gymnasium von Stolpenburg“ schildert. — Wenn sich nun aber auch die Eltern und Söhne über das Wie eines nochmaligen Schulbesuchs beruhigt hätten, würde nicht noch die andere Frage bestehen bleiben: Ist denn eine solche Rückkehr zur Schule durchaus notwendig? Könnte nicht der dankbare Staat seinen Verteidigern diese Qual überhaupt ersparen? Ich glaube nicht, daß damit den Kriegsprimanern eine wirkliche Wohltat geschähe. Für den Eintritt in die Hörsäle der Universität und ihren fruchtbaren Besuch ist ein gewisses Maß von Kenntnissen unerläßlich; ich habe „fruchtbaren“ hinzugefügt, damit nicht erst der Einwand gemacht werde, daß ja auch Hörer mit dem Einjährigen zugelassen würden. Wollte man nun den Kriegsprimanern das Abiturientenexamen einfach schenken, so würde der Staat nicht nur seine eigenen Grundsätze umstoßen, sondern er würde auch zugeben, daß eine Anzahl von Studenten ungenügend vorbereitet einträte und diesen Mangel an Vorbildung und Verständnis, der selbst durch Heldentaten nicht auszugleichen ist, durch Studium und Beruf hindurchschleppte. Wenn daher der Vertreter des Ministers diese Wünsche der Kriegsprimaner und ihrer Freunde als unerfüllbar bezeichnen mußte, so durfte er ihnen doch andererseits mit Recht in Aussicht stellen, daß sie bei der Vollendung ihrer Schulbildung auf dankbares Entgegenkommen des Staates, also auf jede mögliche Erleichterung rechnen könnten. Es muß dem Staate ja selbst daran liegen, wie dies auch der Kriegsminister in jenem Schreiben ausgesprochen hat, einen guten Stamm von Trägern der geistigen Betätigung zu erhalten; dazu dient aber auch in so schweren Zeiten wie den jetzigen weder ein ängstliches Festhalten an den hergebrachten Formen noch ein allzu kühnes Ueberspringen derselben. Weise Mäßigung in der Verleihung der Freiheiten wie gelegentliches Nachlassen der Zügel im Notfall werden auch im Fall der Kriegsprimaner die besten Mittel sein. Im ganzen scheint es, als lenke man bereits langsam, aber durchaus zielbewußt wieder in die normalen Einrichtungen der Friedenzeit zurück; als Beweis erscheint mir der Umstand, daß auch für die jungen Ärzte das praktische Jahr bereits wieder eingeführt wird, das zeitweilig erlassen war.

Wir begrüßen in der Wiederkehr der früheren Formen einen Hauch des künftigen Friedens und einen Vorgeschmack seiner Segnungen.

In Feindesland.

Federzeichnungen einer Frau. Von Friedel Merzenich.

Liller Baumblüte.

Ich muß den flandrischen Frühling sehen! In Lille ist er aber nicht zu finden. Ja, zwischen den schwarzverkohlten Ruinen der Rue Béthune reckt ein in der herbstlichen Brandnacht vergessener Flieder seine blütenübersäten Zweige zum Himmel empor. Und in dem winzigen Park Vauban, im Sommergarten an der Rue Nationale, wo die Landsturmkapellen Frühlingskonzerte geben, tragen die Kastanien schon ihre volle Kerzenpracht. Aber das ist ja nur ein trauriges Almosen, das der Mai den Lillern spendet. Sie dürfen den frühlingsarmen Festungsbereich natürlich nicht ohne triftigen Grund und behördliche Bescheinigung verlassen. Und kann ich mir vorstellen, daß der verärgerte Maire von Lille sich von der Paßzentrale einen Ausweis erbäte, um den Frühling im benachbarten Lambersart zu suchen?

In Lambersart sei er, der Frühling, meint Octavie, meine Haushälterin. Und über ihr schmales Gesicht zieht der Glanz seliger Erinnerung. Die Frühjahrs-Rennsaison von Lambersart! Weiße Frühjahrstoiletten, buntseidene Schirme, abenteuerliche Frühjahrshüte und viel lärmendes, sich drückendes, lachendes Franzosenvolk.

Feiertagstille umgibt mich, sobald ich mich an der Zitadellenbrücke von dem großen Exerzierplatz ins Zitadellenwäldchen abgewandt habe. Vereinzelte Kommandos klingen mir noch ein Weilchen nach. Die Landsturmeskadron reitet eine Attacke; junge Rekruten schwärmen in kleinen Gruppen aus, die Militärpolizei, schachbrettartig aufgestellt, übt Wendungen und Griffe. Am wolkenlos blauen Himmel hebt sich sonnengelb der Fesselballon ab, der dreihundert Meter hoch über der Zitadelle schwebt. Die Soldaten haben ihn die „Himmelswurst“ getauft. Herumlungernde, schmierige Franzosen sehen mit verhaltenem Grimm unseren Feldgrauen zu; die Kritiken mögen nicht gerade liebevoll sein.

Ich biege links in den Zitadellenpark. Auf dem kurzgeschnittenen Rasen stehen dichtgedrängt Tulpen — bunt — bunt — bunt! Eine Blumenkinderschar. Manche im Kreis spielen Ringelrosenkranz, andere haben sich zur Seite in den Schatten geschmiegt, als wollten sie sich ein Geheimnis erzählen. Und dort steht ein Grüppchen wie brave Kinder, die fürchten, ihre Sonntagskleidchen zu beschmutzen, ängstlich drücken sie die purpurnen Röckchen eng an sich. Ein blütenüberschütteter Prunusstrauch, Blume an Blume geklammert, als müsse der leise bebende Vorhang die Tulpenkinder vor neugierigen Augen schützen, hält Wache.

Auf der Landstraße, die nach Lambersart führt, sehe ich durch die Bäume Lanzen blitzen. Ein Trupp Ulanen galoppiert vorbei. Es herrscht ein lebhafter, der Zeit entsprechend kriegerischer Verkehr auf der gut gepflegten Chaussee. Ein fast mittelalterliches Bild: Eine lange Kolonne mächtiger Proviantwagen, mit grünem Zelttuch überspannt, fährt vorüber. Bald darauf marschieren fröhlich singende Feldgraue des Wegs. Offiziere machen ihren Morgenritt — Autos sausen am Ufer der Deule dahin, auf der, wie ruhende Urwelttiere, die großen, grün- und blau- und rotgestrichenen Lastkähne liegen, die seit dem Herbst unfreiwillige Ferien haben.

Ich bin langsam zu den Posten gekommen, die mir nach gewissenhafter Prüfung meines Passes den Weg nach Lambersart freigeben. Und nun bin ich bald so allein, wie sich's ein Großstadtkind nicht schöner ausdenken kann. Verlassen liegt die Rennbahn da. Kein Reiter auf dem grünen Rasen, keine Menschenseele auf den Tribünen. Prachtvolle alte Kastanienbäume säumen den Wegrand. Auf ihre Zweige hat der Frühling weiße und rote Lichter gesteckt. Stolz tragen sie ihren zauberischen Schmuck, Würdenträger des Frühlings, im vollen Ornat.

Zwischen kleinen Landhäusern, in denen sich der Landsturm eingenistet hat, und bunten Bauerngärtchen schlängelt sich ein Fußweg nach Lambersart. In der Ferne übt eine Kompagnie Feldgrauer. „Sprung auf, marsch, marsch“ — sonst tiefe, tiefe Stille. Doch da drüben, auf einem Acker, sehe ich einen Soldaten, der ruhig und selbstverständlich den Pflug führt, das Feld bestellt, er singt dazu. Deutsche Art. Man wird in Feindesland so stolz auf sein Deutschtum.

Je weiter ich wandere, desto mehr Obstbäume stehen da. Der Frühling hat ihnen Blütenbüschel in alle Äste gedrückt. Sie sehen aus wie wundervolle Frauen in duftenden, festlichen Gewändern. Durch ihre Blütenhäupter streicht leise zärtlich der Wind, und sie neigen und beugen sich, als wollten sie dem Frühling ihren Dank sagen, daß sie so schön sein dürfen.

Und in dem kleinen Vorwerk, da deckt Flieder und Faulbaum liebevoll und mitleidig zerschossenes Gemäuer, und ein Duft — ein berauschender Duft — strömt mir entgegen. Unkraut wuchert lustig und unbekümmert zwischen Schutt und Asche. Tausend buntfarbige Schleier hat der Frühling versöhnend ausgebreitet. Auf den Wiesen gelbe Butterblumen, Gänseblümchen, graziöses Wiesenschaumkraut, violett blühende Taubnessel, Wiesensalbei. . . Das leuchtet und sprüht durcheinander, und jedes Grashälmchen trägt als Extraschmuck ein glitzerndes Tauperlchen an der Spitze, und in jedem sitzt ein Stückchen Frühling und lacht mich an.

Dicht vor Lambersart sehe ich wieder Feldgraue bei ernster Übungsarbeit. Sie werfen Schützengräben aus. Sie schauen nicht rechts, noch links, sie schippen so emsig, als gelte es schon harter Notwendigkeit.

Durch eine breite Pappelallee fällt feierlich grüngoldenes Licht auf den Weg, in den ich nun einbiege. Er führt schnurgerade nach einem verwilderten Park, in dem ein Jagdschlößchen liegt. Ich frage, ob es bewohnt ist. Nein, das Schlößchen steht leer. Es ist mit seinen paar hohen Sälen nur für lustige Sommerpicknicks geeignet, nicht als Winterquartier für deutsche Soldaten. Aber als ich hinkomme, sehe ich: hier hat der flandrische Frühling seine Residenz aufgeschlagen!

Auf lichtgrünem Rasen nebeneinander zwei steife, rosigblühende Magnolienbäume — würdig und doch anmutig — wie ein Rokokomenuett — in weitem Kreis hohe, alte Bäume, die sich beifällig nickend den beiden zuneigen. Eine Blütenstaubwolke hüllt mich ein. Goldregen und Rotdorn, Flieder, Rhododendronbüsche.

Das wunderlieblichste Musikorchester setzt ein, Grasmücken, Drossel, Finken, Amseln — sie alle flöten, zwitschern und trillern. . .

Und ich wandre wie verzaubert in all der Frühlingsherrlichkeit. Kein Mensch, der mir begegnet. An dem



Das erste deutsche Auto in Lemberg.



Oesterreichisch-ungarische Infanterie und russische Gefangene begegnen sich auf den Straßen von Lemberg.

Lemberg nach der Einnahme.

verfallenen Teehäuschen, durch dessen zerbrochene Fensterscheiben die Sträucher ihre grünen Fingerchen strecken, setze ich mich nieder. Hier duftet es nach Waldmeister und Veilchen. Ja, richtig, eine Stelle ist von Veilchen ganz überblaut. An dem Teich, auf dem ein umgestülpter Kahn schaukelt, sieht es ganz geheimnisvoll aus. Es würde mich nicht wundern, wenn der Nöck aus der Tiefe auftauchte, um ein Lied anzustimmen. Birkenjungfräulein umstehen das Wasser, spiegeln sich und lassen ihre grünen Haare dem Wind zum Spiel. Rotbuche und Silberpappel stehen verliebt beieinander, und ihr Laub vermischt sich wunderlich.

Frau Sonne lacht vom Himmel. Und es ist solche Kraft, solch Willen zum Erwecken in ihren Strahlen. Sie saugen förmlich den Kummer und die Not in sich auf. . . Ja, ist denn noch Krieg? . . . In das heimliche Frühlingskonzert des verwilderten Schloßparks von Lambersart mischt sich das Surren und Rattern eines Flugzeugs. . . . Peng, peng . . . Runde, kleine Wölkchen tauchen am blauen Himmel auf. . . . Immer mehr und immer mehr. . . Ein englischer Flieger will unsere Stellungen erkunden. . . Da, da, jetzt hat ihn wohl ein Schrapnell getroffen. Er macht so verzweifelte Wendungen — und nun geht sein Flugzeug tiefer und tiefer. Wo wird er landen? Diesseit, jenseit der Gräben?

Ach ja, es ist noch immer Krieg! Zögernd verlasse ich den wundervollen, alten Park und kehre in die Werktagsarbeit zurück.

○○○

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Erstürmung Lembergs ist mit Recht als eines der bedeutendsten Ereignisse des Feldzuges anzusehen. Ohne der Entwicklung vorzugreifen, dürfte man dieses wichtige Begebnis zu allernächst als die Tat der Befreiung von ganz Galizien begrüßen.

Als die Grodek-Linie überwunden war, wurde von russischer Seite ein letzter verzweifelter Versuch gemacht, den Ansturm der Verbündeten noch dicht vor dem Ziel aufzuhalten. Den guten Glauben an einen erfolgreichen Widerstand konnte man selbst bei einem Gegner mit größerer Energie und Sammlung, als sie das russische Heer in dieser kritischen Lage noch aufzubringen überhaupt imstande war, kaum voraussetzen. Denn so gewiß das Kriegsglück veränderlich ist, hier bestand keine Aussicht mehr, Lemberg für Rußland zu retten. Nur als ein Versuch, den Rückzug in einigermaßen geordneter Form sich zu sichern, können diese letzten Widerstandsbestrebungen gelten. Wie aus einem Vergleich der verschiedenen Berichte aus allen Lagern über die Ereignisse des kritischen 22. Juni und der folgenden Tage hervorgeht, ist auch das nicht einmal gelungen. Unsere siegreichen Truppen haben dem geschlagenen Feinde nicht gestattet, sich durch tüchtige Rückzugskämpfe die Vorteile einer geordneten Rückweichung zu sichern. Nachdem zunächst die russischen Vorstellungen westlich Lemberg nach heftigem Kampf gefallen waren, wurde Lemberg im Sturm genommen. Bei diesen Entscheidungskämpfen zeichnete sich unter den österreichisch-ungarischen Regimentern das ungarische Regiment aus, das durch seine ruhmreichen Traditionen altbewährte Beziehungen zum Hohenzollernhaus hat, dessen Chef unser Kaiser seit seinem Regierungsantritt 1888 ist, und das seinen Namen führt.

Der Eindruck, den das Ereignis auf die Verbündeten Rußlands macht, fand besonders im französischen Lager eine Beurteilung, die sich unverhohlen durch verschiedene Stimmen Luft machte. So konnte man aus der Feder eines hohen Offiziers im „Petit Parisien" lesen, Frankreich hätte denn doch gewünscht, daß die Russen sich in dem Land, das sie mit so großen Opfern erobert hatten, hätten behaupten können. Nun müsse man sich damit begnügen zu hoffen, daß die russische Armee keinen schwereren Schaden erlitten habe. Und der Präsident der Republik fand bei einem Bankett, das die französische Regierung den auswärtigen Pressevertretern gab, eine merkwürdige Bezeichnung für die Niederlage der russischen Armee, die uns nicht anders anmutet als die im französischen Kriege 1870 berühmt gewordene Phrase von der weisen Maßnahme des Rückwärts-Konzentrierens; er nannte den Rückzug der geschlagenen Russen einen vorbedachten Plan des Oberstkommandierenden: „die Front zurückzudehnen".

Wie in Rußland mit der Wahrheit angesichts von Tatsachen umgesprungen wird, dafür können wir gerade in diesen Tagen ein Beispiel festnageln. Der amtliche russische Bericht vom 24. enthält die Nachricht, daß in der Nacht vom 22. der Fluß Jegrznia überschritten, das Dorf Kuligi besetzt und eine ganze Kompagnie der Deutschen vernichtet sei. In Wirklichkeit wurde ein russisches Bataillon durch zwei deutsche Landsturmkompagnien mit Verlust von 104 Gefangenen abgeschmettert, wobei unsere eigenen Verluste an Toten und Verwundeten vier Mann betrugen. Dieses kleine Beispiel verdient erwähnt zu werden, weil es typisch ist. Ganz allgemein wird in Rußland mit jener Nachdrücklichkeit, hinter der Knute, Kerker und Sibirien winken, gewarnt, dem Glauben an irgendwelche Tatsachen Raum zu geben, die von der russischen Regierung nicht anerkannt wären.

Die große Frage, die jetzt nach dem vollen Mißerfolg der russischen Waffen für unsere verbündeten Feinde entsteht, ob die Rückschritte ihrer Wünsche in absehbarer Zeit durch keine Fortschritte ihrer Bemühungen, die deutsche Standhaftigkeit zu erschüttern, wettzumachen seien, wird in England und Frankreich mit dem Hinweis beantwortet, daß ein zähes Ausdauern immer noch den Erfolg in sich berge.

Die Angriffe der Franzosen auf die deutsche Mauer im Westen, so temperamentvoll und wohlüberlegt sie auch unternommen wurden, sind einer nach dem andern wirkungslos abgeprallt. Die zähe Standhaftigkeit unserer Truppen, an der alle Durchbruchsversuche zuschanden wurden, wird in ihrer vollen Bedeutung sich erst würdigen lassen, wenn die Ereignisse herangereift sind, die an dieser Front das starre Gefechtsbild in ein bewegtes verwandeln. Dann wird sich zeigen, welchen hohen Wert das beispiellose Verhalten unserer Truppen im gegenwärtigen Stellungskrieg mit seinen Nahkämpfen für die Entscheidungen an dieser Front hat.

In neuester Zeit verfehlt die Wirkung unseres schweren Geschützes aus weiten Entfernungen ihren Eindruck auf den Feind nicht. Machte schon die Beschießung von Compiègne aus 24 Kilometer Entfernung großen Eindruck, so noch viel mehr die Wirkung unserer schweren Granaten in Dünkirchen.

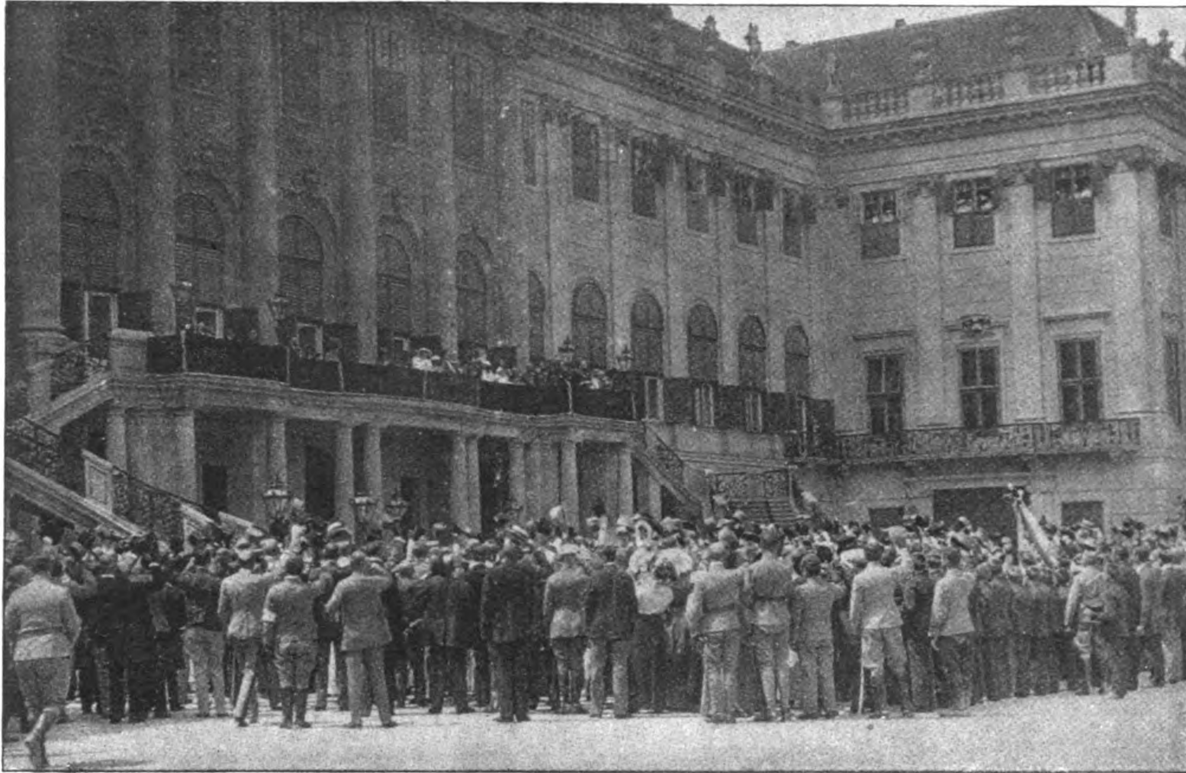
Italienische Bemühungen sind auch jetzt nach fünf Wochen ohne Ergebnis. Alle Durchbruchsversuche der Italiener bei Görz und alle Versuche, gegen die Alpenpässe anzurennen, sind erfolglos geblieben. Man darf gespannt sein, wie es ihnen ergehen wird, wenn sie sich von den Engländern gegen die Dardanellen vorschicken lassen, wenn sie also nicht nur gegen Österreich, sondern dann auch gegen die Türkei feindselig auftreten. X.



Hofphot. Berger.

Der Kaiser mit Generalfeldmarschall von Mackensen.

Vom südöstlichen Kriegschauplatz.



Phot. Seebald.

Huldigung der Wiener Bevölkerung vor dem Kaiser Franz Josef in Schönbrunn.
Zur Eroberung von Lemberg.



1. Joseph von Lauff. 2. Rudolf Herzog. 3. Prof. Wilhelm Kreis.
Joseph von Lauff und Rudolf Herzog im Kreise befreundeter Offiziere in Lustin bei Namur.



Hofphot. Sandau.

Prinz und Prinzessin August Wilhelm von Preußen
mit dem Prinzen Alexander Ferdinand.


Oberst Fürst Friedr. zu Wied


Phot. Obigt.
Major Hassel.


Hauptmann Hugo Stenglein


Hofphot. Pieperhoff.
Feldwebellt. A. Stolle.


Hofphot. Bieber.
Oberst von Ostrowski.


Hauptmann Wald von Plehwe.


Hofphot. Zoop.
Leutnant Eberts.


Major Kaestner


Oberleutnant v. Düring.


Leutnant Max Kuck.


Leutnant Uhlenbruck


Unteroff. Hammernick.


Lt. d. R. Walter Reinhardt.


Vizefeldwebel Georg Jokiel.


Off.-Stellvertreter Wilh. Seitz.


Lt. d. R. Peter Montfort.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Nach einer Originalzeichnung von Prof. Hugo Ungewitter.

Kosaken setzen über einen Fluß.

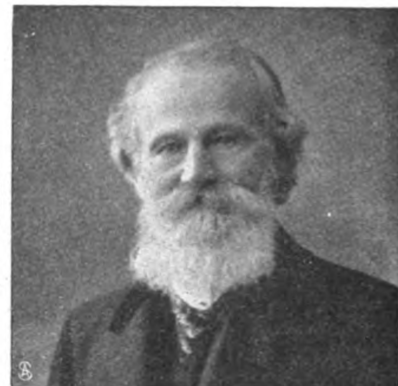


Phot. Zimmer.

Geheimrat Dr. R. Heß,
Prof. der Forstwissenschaft an der Universität Gießen, feierte seinen 80. Geburtstag.



Wirkl. Geh. Rat Exz. Wilh. v. Becker,
1. Vizepräsident des Herrenhauses, feiert am 12. Juli seinen 80. Geburtstag.



Phot. L. Möhle.

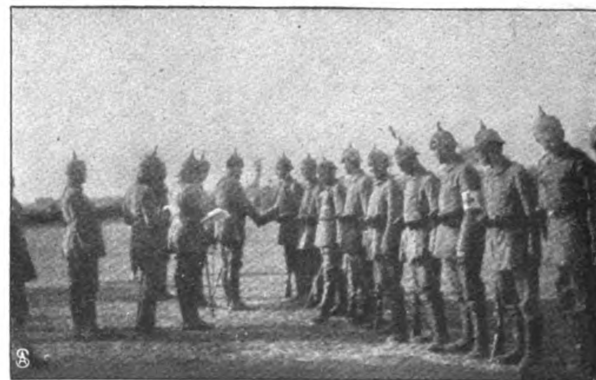
Reichsgerichtsrat a. D. von Streich, Stuttgart,
letztes überlebendes Mitglied des 1. konstit. Reichstags, beging seinen 90. Geburtstag.



Untere Reihe von links: Fürst Leopold zur Lippe, Prinz Bernhard zur Lippe. — Obere Reihe: Flügeladjutant Hauptmann von Natzmer, Geh. Kabinettsrat, Oberleutnant d. R., Prof. Dr. Epstein, Herzog von Arenberg.

Fürst Leopold zur Lippe vor seinem Quartier in Frankreich.





Fürst Leopold zur Lippe überreicht vor der Front seines Bataillons die diesem vom Kaiser verliehenen Eisernen Kreuze erster und zweiter Klasse.

Fürst Leopold zur Lippe an der Front im Westen.



Deutschlands Heerführer in großer Zeit:

Generalfeldmarschall von Bülow.

Für die „Woche" nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Sommerbild an der Aisne: Unsere Feldgrauen beim Angeln.



Phot. Boedecker.

Die Deutschen im Besitz der von den Russen für uneinnehmbar erklärten befestigten Ufer der Bzura.

Aus Ost und West.

Am Rhein 1915.

Rings um Deutschland wühlt der donnernde Brand,
Mit eisernen Bändern umgürten die Deutschen das deutsche Land,
Bieten dem Feinde die Stirn, Mann neben Mann,
Eine Mauer aus Erz! . . Wütende Hunde springen sie an!
Aber ruhig und stolz wie im Frieden gleitet der Rhein,
Inbrünstig blüht auf den Hängen der junge Wein . . .

Horch, was die ruhevoll strömenden Wellen singen:

Nimmermehr werden die Feinde Deutschland bezwingen,
Niemals wird ein Feind von den Reben die Trauben brechen,
Niemals als Sieger an meinen Ufern zechen.
Und dingen sie viele Millionen Mörder und Schergen,
Deutsch bleib ich mit all meinen Burgen und Bergen!
Denn ich weiß: es wuchsen in allen deutschen Gauen
Männerfäuste, die Feinde niederzuhauen!

Wunderbar . . rauschend wie Orgelton . . sang der Rhein,
Und ein Echo erklirrte, ehern, wie Stahl auf Stein,
Kam wie Gewitter fernher aus rot dampfender Flur . . .
Horch, alter Rhein, deiner Söhne Schlachtruf und Schwur!

Kurt Küchler.

Bilder vom Karpathenrand.

Von Bodo Wildberg. — Hierzu 6 Aufnahmen von Alfr. Frankl und Joh. Kreuzer.

Der Weltkrieg hat, wie hier schon einmal betont wurde, die Gebildeten veranlaßt, sich mehr als bisher mit den östlichen Ländern zu beschäftigen, in denen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Heldenheere so Ungeheures vollbracht haben. Da sind Bilder deutlich geworden, die nur matt im Grunde der Erinnerung dämmerten, und neue haben sich farbig zu ihnen gesellt.

Als der Name der Stadt Munkacs wiederholt in den Kriegsberichten auftauchte, wird mancher von uns sich eines alten Verses aus der Schulzeit erinnert haben: „Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs hohem Turm. An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm“ usw. Auf mich wenigstens hat das Gedicht, eines der besten Griechenlieder Wilhelm Müllers, damals einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht, und Munkacs, im Ungvarer oder Bereger Komitat, war unzertrennlich mit der Erscheinung des Leonidas im Gefängnis jenes Griechenfürsten verknüpft geblieben. „Munkacs hoher Turm“ ist die alte Feste der Stadt, die auf einem fast 100 Meter steil aus der Niederung der Latorcza aufsteigenden Felsen erbaut ist. Munkacs ist eine Wein-, Tuch-, auch Bergstadt. Die „ungarischen Diamanten“, eine sehr schöne Kristallbildung, werden hier zutage gefördert, und in der Nähe sind Alaun- und Eisenwerke. Auf dem Hauptplatz, den ein stattliches, modernes Rathaus überschattet, entwickelt sich am Markttag ein lebhaftes Volkstreiben. Ruthenische Bäuerinnen sind es zumeist, die in Kopftuch, buntgesticktem Umhang und Schafpelz allerhand Lebensmittel feilbieten. Der griechisch-katholische Bischof von Munkacs residiert in Ungvar. Das anmutig gelegene Schloß Beregvar ist augenblicklich als Genesungsheim für k. und k. Offiziere eingerichtet.

Munkacs hat in der kriegerischen Vergangenheit Ungarns eine große Rolle gespielt. Es war Sitz mächtiger Geschlechter, ein Hauptwaffenplatz, eine Krondomäne. Auch eine brandenburgische Prinzessin hat auf der Burg Munkacs Hof gehalten: Katharina, die Witwe Bethlen Gabors. Jetzt ist die Feste Staatsgefängnis.

Die ganze Gegend ist stark von ruthenischen Elementen bevölkert. Die Vorfahren dieser Ruthenen sind vor etwa fünfhundert Jahren aus Podolien ausgewandert und sind hier unter dem Schutze König Ludwigs ansässig gemacht worden. Einer der furchtbaren Tatarenstürme, dieser geschichtlichen Vorgänger des Russenanpralls unserer Tage, hatte jene Ruthenen (oder Ukrainer) aus ihrer Heimat über die Karpathen getrieben.

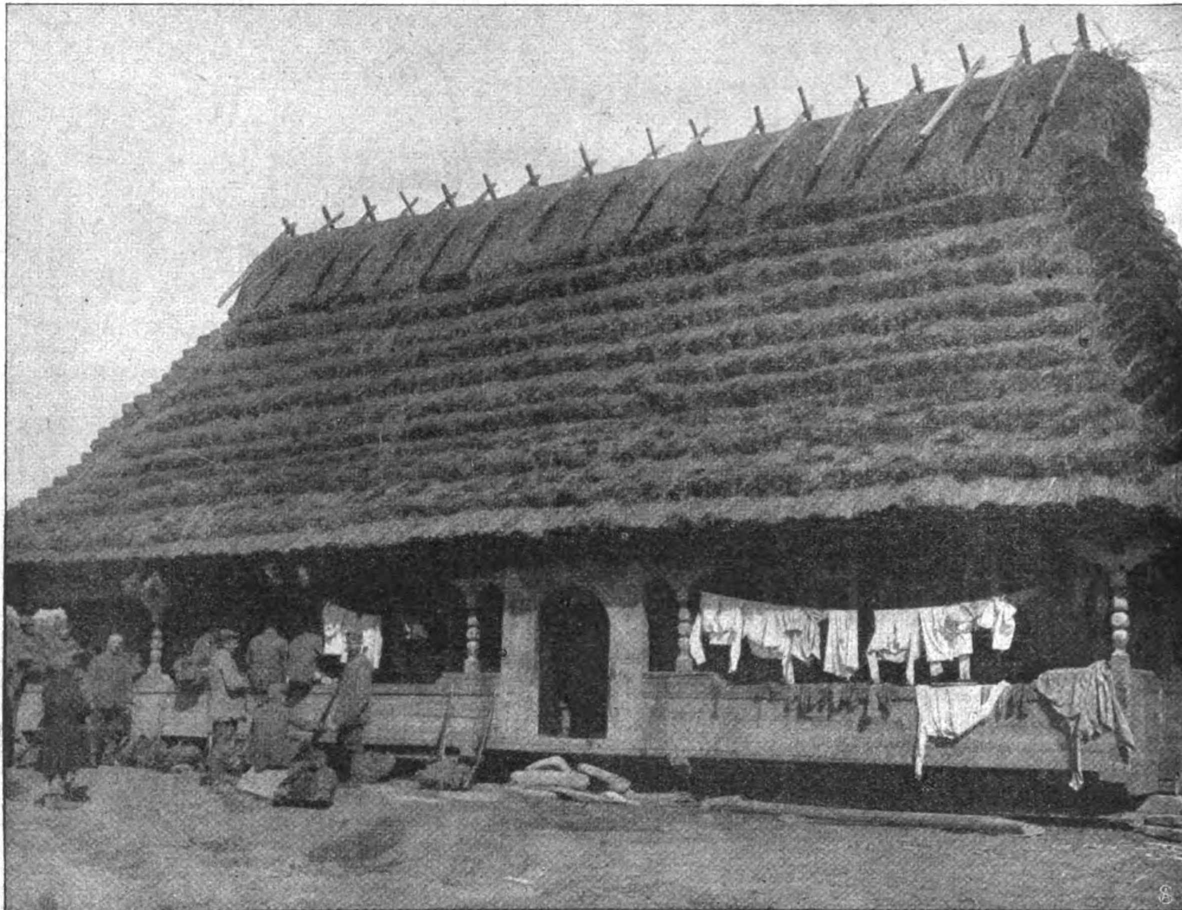
Der ruthenische Einschlag in der Bevölkerung dieser ungarischen Grenzlandschaft spricht besonders deutlich aus den Kirchenbauten. Diese scheinen auf den ersten Blick mit nichts anderem auf europäischem Boden Ähnlichkeit zu besitzen. Doch bei näherer Besichtigung findet man eine sehr merkwürdige Verwandtschaft heraus. Die Holzkirchen des hohen germanischen Nordens, die in der Kirche Wang im Riesengebirge auch auf deutschem Boden einen Vertreter haben, erinnern nicht nur durch das Material an die Gotteshäuser des podolisch-ruthenischen Gebiets. In erster Linie ist ohne Zweifel eine byzantinische Beeinflussung wahrzunehmen, die durch den Holzbau ihre besondere Ausprägung erhalten hat. Von den großrussischen Kirchen, die übrigens in der Regel den Stein als Baustoff bevorzugen, unterscheiden sich die ruthenischen schon durch die Anlage der Kuppeln, die meist hintereinander auf dem langen Schiff sitzen, während die orthodoxe russische Kirche eine Zentralkuppel mit Ecktürmchen zeigt, überhaupt dem Langbau abgeneigt scheint. Die reizvolle Kirche in Orava, die sich so anmutig von der waldgrünen Gebirgslandschaft abhebt, ist ein treffliches Muster dieses Stils.

Gewiß darf man erstaunt sein, wenn einem in diesen rauhen Bergen des Ostens ein Bau von solcher Formenkühnheit entgegentritt, in dessen durch eine feste Überlieferung gebändigter Phantastik ein nicht geringes Maß von künstlerischem Empfinden sich ausspricht. Wer in Friedenszeiten diese Länder bereiste, wird schon manche ähnliche Überraschung zu verzeichnen haben, und wie viele vorgefaßte Meinungen gingen dabei in die Brüche! Die Sankt-Georgskirche in Drohobycz zum Beispiel, im schlachtenberühmten Naphtagebiet von Boryslaw, zeigt die gleichen ukrainisch-ruthenischen Grundformen wie die Kirche von Orava. In Mittelgalizien sind diese Kirchen seltener als in Podolien und der Bukowina. Man hat auch bei der Drohobyczer Kirche auf die Ähnlichkeit mit norwegischen Bauten hingewiesen. Wahrscheinlich haben die Waräger das Urbild der Georgenkirche nach Kiew gebracht, und es hat sich dann allmählich mit byzantinischen Ideen bereichert. Meist ragt in geringer Entfernung von der Kirche ein Glocken-

turm auf, der gleichfalls aus Holz und oft um vieles niedriger ist als die Kuppeln des Gotteshauses.

Ein lehrreiches Kapitel könnte überschrieben werden: „Die Barockbauten Galiziens und der angrenzenden Gebiete." Von den Prachtschlössern der großen Herren hat man ja oft gehört, und die katholischen Kirchen jener Landschaft prangen gewöhnlich, sofern sie nicht Werke der Gotik sind, in den stolzen und vollen Formen der Barockzeit. Doch auch die Rathäuser mancher „halbasiatischen" Städte und Städtchen zeichnen sich nicht selten durch ihre Schönheit aus. Da ist z. B. das Rathaus in Buczacz an der Strypa, ein Juwel österreichischen Spätbarocks. Das Ganze stellt sich als ein reichverzierter Turm dar, der sich vom viereckigen Unterbau an in Absätzen verjüngt und durch Balustraden und Balkone üppig belebt wird. Die Verhältnisse des ganz einzigen Baues sind wahrhaft entzückend; sie wirken durch sich selbst so kräftig, daß man die bei dem Brande von 1865 zerstörten Skulpturen im architektonischen Ganzen kaum vermißt.

Auch der schlichte Privatbau weist in jenen vielverleumdeten Gegenden überall, wo das allgemein-unpersönliche Maurerhaus noch nicht die Herrschaft angetreten hat, seinen eigenen Stil und seine bodenständigen Reize auf. Galerien mit geschnitzten Säulchen laufen an den hochdachigen Bauernhäusern hin. Man sehe sich das — gegenwärtig offenbar als gemütliches militärisches Quartier dienende — Tucholkaer Haus etwas näher an. (Abb. untenstehend). Welche Sorgfalt in der Ausschmückung des zierlich halbrunden, von Engelsbildern bewachten Eingangs!



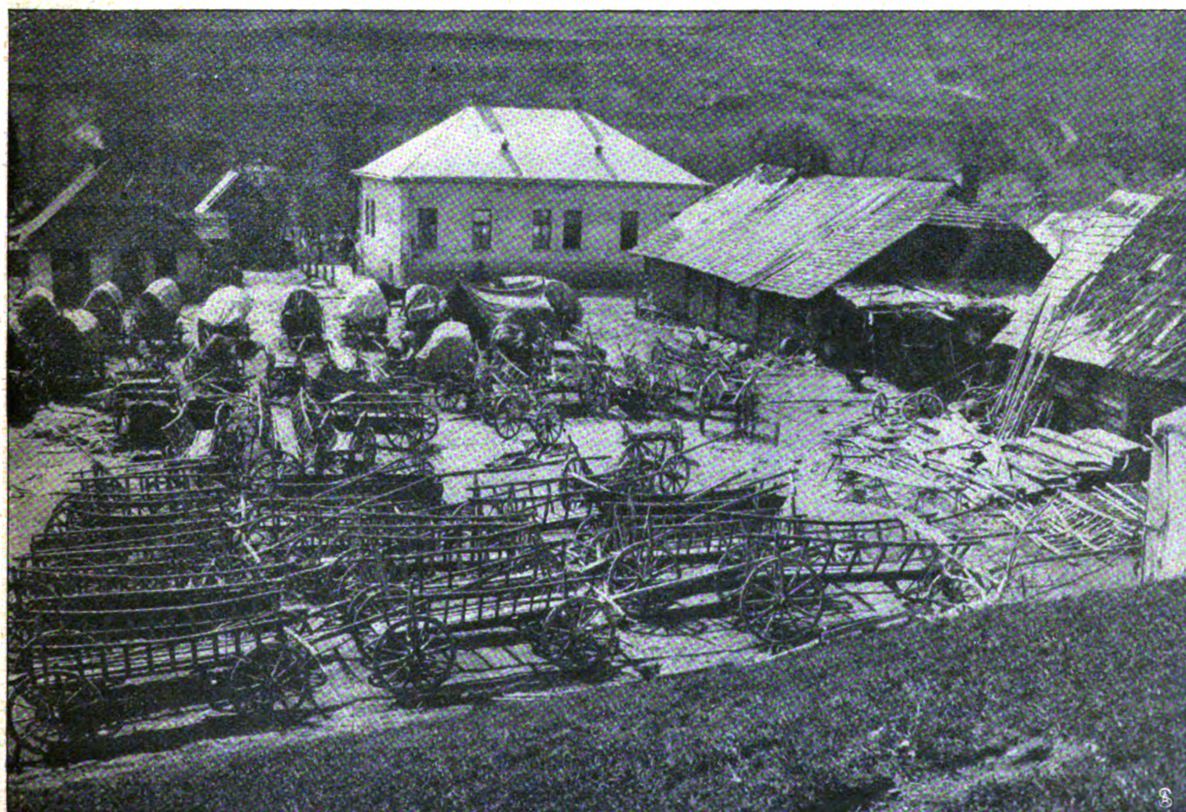
Ruthenisches Bauernhaus in Tucholka.

In Ostgalizien und in der Bukowina findet man ferner eine Anzahl schöner und charaktervoller Synagogen. Husiatyn, dicht an der russischen Grenze gelegen, besitzt einen alten Tempel von eigentümlich türkisch-gotischer Ornamentik. Über den beiden hohen gotischen Fenstern, die zu beiden Seiten einer Rose die Schauseite des Tempels beleben, läuft eine breite Attika in ausgesprochen maurischem Geschmack. Der Eingang ist eine Pforte mit Flachbogen in einem niedrigen Vorbau, der ebenfalls maurisch ornamentiert ist. Eigenartige Bauten im späten polnisch-galizischen Renaissancestil sind die Synagogen in Lesznjow, Zolkiew und Belz. Sie steigen aus vielgliedrigen Zubauten auf, Messingkuppeln oder Pinienäpfel verzieren die wuchtige Attika. In Belz ist ein Wunderrabbi zu Hause, der große Verehrung genießt und fast ebenso berühmt ist wie sein vielgenannter bukowinischer Amtsbruder in Sadagora.

Der Tempel von Sadagora ist ein modernes Bauwerk mit Hufeisenbogen und Zinnenbekrönung; im Innern birgt er unter anderm einen kostbaren, mit Rubinen, Saphiren und seltenen Halbedelsteinen geschmückten Vorhang. Weiträumig und turmbewehrt, schließt er sich an das Haus des Wunderrabbis, dessen



Ruthenische Bauernfrauen kommen mit Lebensmitteln auf den Markt in Munkacs.



Blick auf ein Depot in der Ortschaft Alsö-Verecke.

Würde und einflußreiche Stellung ein Familienerbteil sind. Der Vorfahr des jetzigen Rabbis kam aus Rußland herüber. Man möge bei Emil Franzos, der als erster Galizien und das Buchenland in die deutsche Erzählungsliteratur eingeführt hat, das Nähere über die Geschichte des ersten Großrabbis nachschlagen. Der Ort Sadagora hieß ursprünglich Gartenberg, nach einem russischen General baltischer Herkunft, der hier im Jahre 1770 (vor der österreichischen Besitzergreifung) eine Münzstätte errichtete. Die Ansiedler waren Deutsche. Sadagora ist die slawische Übersetzung des Namens Gartenberg.

Nachdem Österreich 1772 Ostgalizien erworben hatte, vermittelte es zwischen Rußland und der Pforte und rettete 1773 der letzteren den Besitz der Donaufürstentümer. Dafür trat der Sultan im Jahre 1775, an Stelle der ursprünglich angebotenen „kleinen Wallachei“, die heutige Bukowina an Österreich ab. Der Name des Landes ist von einem mächtigen Buchenwalde entlehnt, der sich einst vom Fuße der Karpathen bis in die Gegend von Sadagora und Czernowitz erstreckt haben soll.

In der Bukowina ist wenig Altes erhalten, desto bewunderungswürdiger ist der Aufschwung des Landes in den hundertundvierzig Jahren österreichischer Herrschaft. Aus einem Dorfe von 900 Bewohnern ist Czernowitz, die Landeshauptstadt, zu einer reichen und regsamen Stadt von 60,000 Einwohnern emporgewachsen. In Czernowitz wird sehr viel Deutsch gesprochen und verstanden. Die Deutschen der Czernowitzer Vorstadt Rosch sind rheinischer Herkunft und seit 1782 in ihrer neuen Heimat angesessen. Die großen Kolonisatoren des Landes, Spleny und Enzenberg, haben sie nebst vielen anderen nach dem Osten gerufen. Fast die Hälfte der Bewohner von Czernowitz bedienen sich der deutschen Sprache; die übrigen sprechen Ruthenisch, Rumänisch und Polnisch.

Denkmäler der alten moldauisch-byzantinischen Kultur sind die Kirchen und Klöster, deren Mauern in Suczawa, der ehemaligen Residenz der Moldaufürsten, und an andern oft recht weltfernen Gegenden sich befinden. Stil und Charakter dieser ehrwürdigen Architekturreste sind vom Wesen ruthenischer Holzbaukunst sehr verschieden. Die Ruinen des Residenzschlosses, das nach der Auswanderung des Fürsten und des Metropoliten nach Jassy (1564) in Verfall geriet, lassen nur wenig von seinem einstigen Aussehen erraten; desto eigenartiger prägt sich noch der kirchliche Baustil aus. Die gemauerten, in elliptischer Form verlaufenden, an den Außenwänden mit schimmernden Heiligenbildern gezierten Kirchen sind häufig noch von Wällen, Toren und Türmen umgeben. Der Glockenturm steht, wie bei den Ruthenen, ohne Zusammenhang mit dem Hauptbau innerhalb der Einfriedung. Einen gar malerischen und mittelalterlichen Eindruck machen die befestigten Klöster Putna, Moldawitza und andere.

Doch die Bukowina ist ein Gemeinwesen, das keine Zeit hat, an Trümmer zu denken, vielmehr furchtlos und beständig vorwärts blickt. Ein treffliches Eisenbahnnetz durchstrahlt seinen Organismus; Industrie, Gewerbe und Handel werden nach dem Kriege den bisherigen Aufschwung mit neuen Kräften fortsetzen.

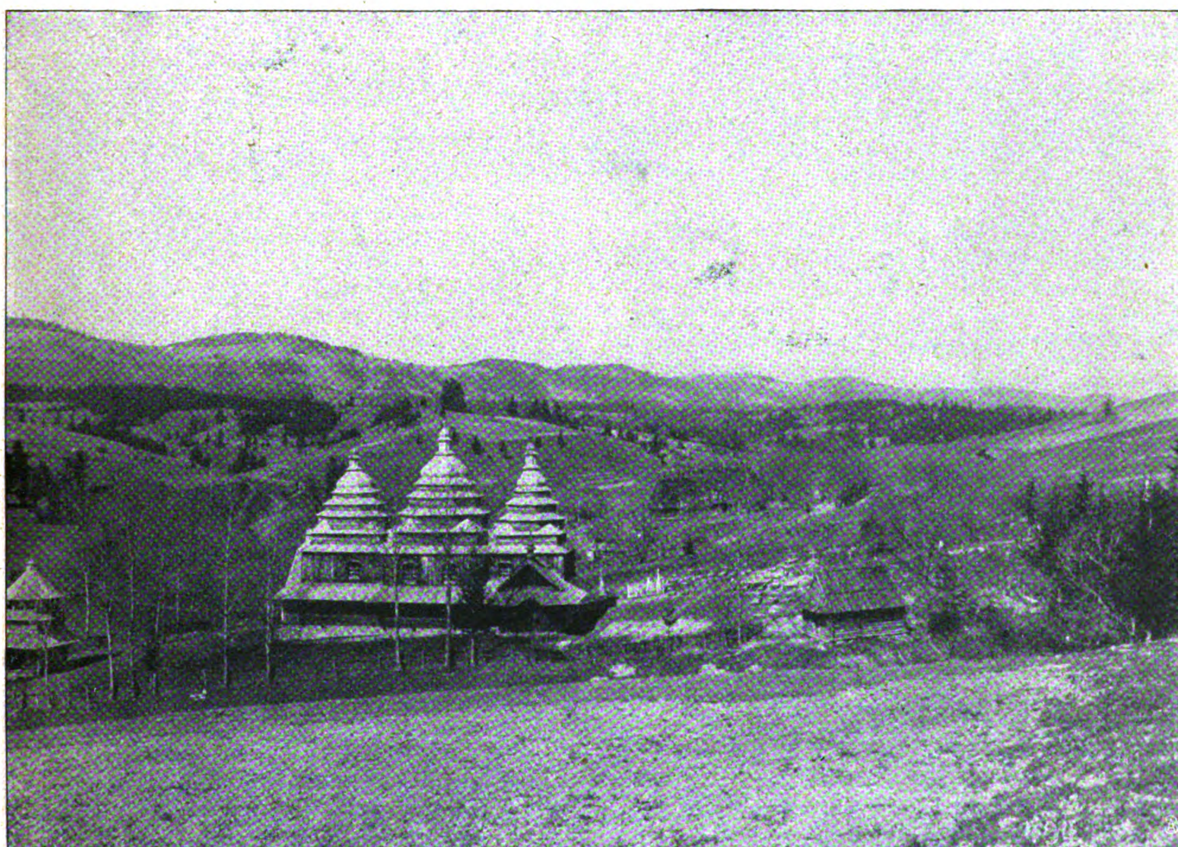


Blick auf das Rathaus in Munkacs.



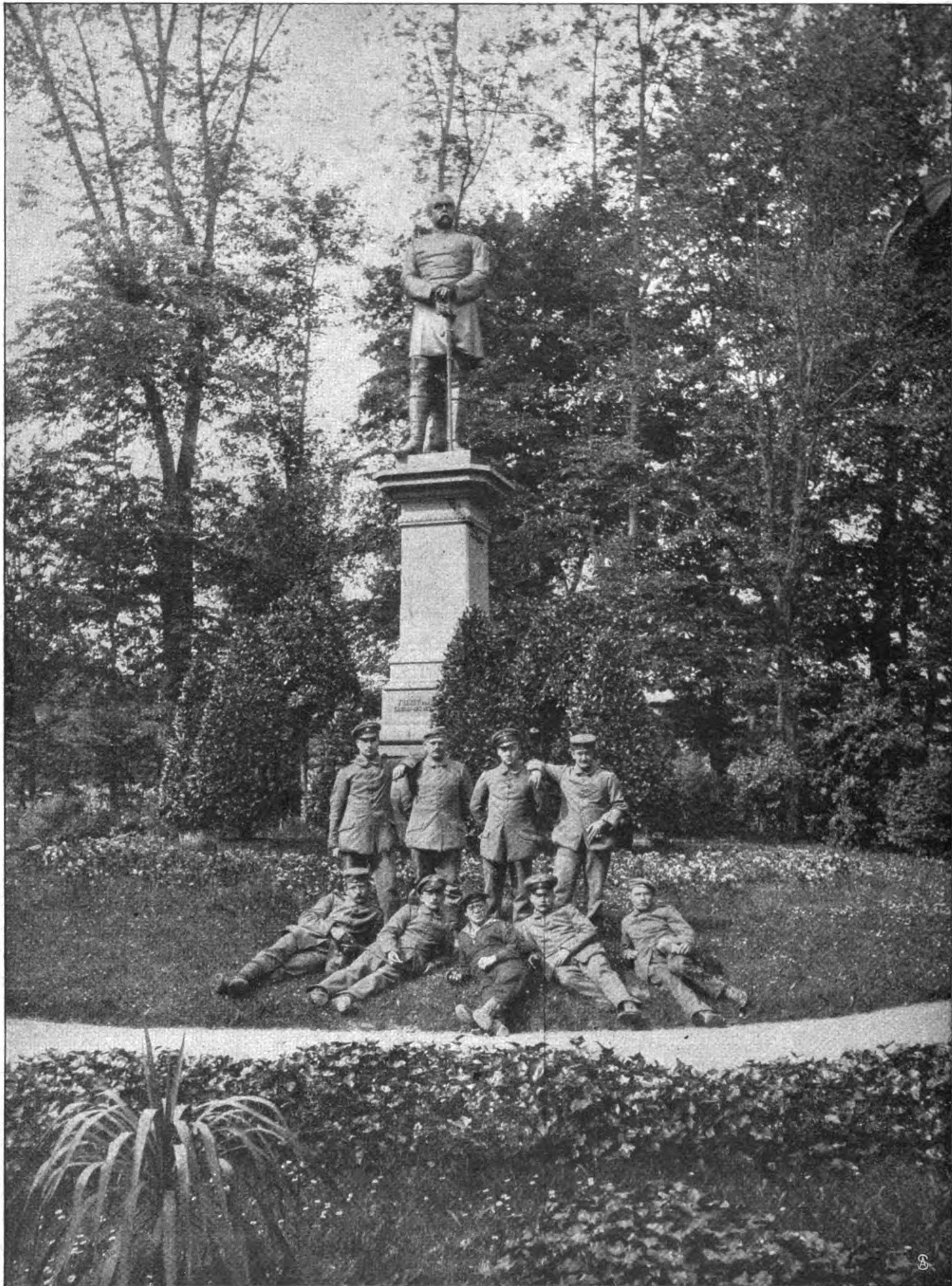
Phot. Kreuzer.

Oesterreichisch-ungarische Truppen passieren den Tempel des Wunderrabbi von Sadagora.



Blick auf die Ortschaft Orava mit ruthenischer Kirche.

Bilder vom Karpathenrand.



Hofphot. Pilartz

Aus Kissingen:
Das Bismarckdenkmal an der unteren Saline im Kriegsjahr 1915.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

6. Fortsetzung.

Wie hatte Edith sich gefreut, als sie nach ihrer Krankheit von ihrer Schwiegermutter gehört, daß Axel nichts dagegen hätte, wenn sie für einige Zeit nach Deutschland ginge. Wie hatte sie sich gefreut, daß sie so viel Geld mit auf die Reise bekam, daß sie nicht zu ma tante auf Besuch zu gehen brauchte. Sechs herrliche Wochen hatte sie in Berlin verlebt zur Empörung der ganzen Verwandtschaft, hatte sich — unauffällig, wie sie meinte — bei allen nach Dietz erkundigt. Hatte endlich erfahren, daß Tante Agnes ihn irgendwo pflegte. — Niemand wußte, wo! Hatte endlich erfahren, daß die Freiwilligen Dienst taten bei der deutschen Marine in Hamburg. In den Zeitungen stand es. Nur als sie an Tante Agnes schrieb — ist Dietz auch bei der Marine? hatte sie sogar Antwort bekommen! Zur Erholung von seiner Verwundung — stand in dem Brief — ist Dietz zur Marine gegangen. — In welchem Jubel war sie hierher gekommen! Sie hätte die ganze Strecke tanzen können, so überglücklich war sie, daß Dietz gesund war. Und so froh war sie des Sturmes gewesen! Durch den Sturm zu Dietz! So sicher war sie, daß sie ihn hier fand! Wie viele hatten ihr bestätigt, daß die Freiwilligen Dienst taten auf der deutschen Flotte! Und nun war er verlobt. Und hatte sie vergessen.

Und sie konnte wieder nach Hause gehen.

Um sie her standen die jungen Männer, standen fünfzig junge Männer verlegen und teilnahmsvoll. Fühlten wohl, daß die Tränen nicht nur eines körperlichen Schmerzes halber flossen. Der lange Lührs hatte immer noch die Rumflasche, und die Kameraden sprachen von Dietz Wendemuth und konnten die Augen nicht von dem süßen Geschöpf wenden, das so bitterlich weinte und so hilflos und gebrochen aussah. Und wußten wohl, daß da nicht die Schwester um den Bruder weinte!

Aber als der erste große Schmerz vorüber war, schüttelte sie die Locken aus der Stirn, lachte durch Tränen, als sie Lührs mit der großen Flasche so wehleidig vor sich stehen sah, trocknete wie ein Kind mit dem Handrücken die nassen Augen und nickte allen freundlich zu. Nun mußte sie wieder zurück an Land. Und nun die große Freude sich in so großen Schmerz verwandelt hatte, empfand sie bebende Angst. Angst vor diesem düstren Schiff, das so traurig hin und her wackelte, in dem es krachte und ächzte, als gingen die Wände auseinander, in dem es dumpf und stickig war. Angst vor dem aufgewühlten Strom.

Der Ewerführer winkte ungeduldig. Die Flut kam; wirft den armen Ewer immer wieder gegen das alte Kriegsschiff. Ordentlich Dünung gibt's von der „Deutschland", und von den Kauffahrern am Jonashafen dringt ein Kreischen und Ächzen herüber wie von jammervollen Stimmen. Angstvoll sah Edith in das Unwetter. Lachend sahen einige Seeleute zu den „Dampfkorvetten" hin. Wie sie hüpfen und springen! Sind wie alte Mamsells, die noch einen letzten Versuch machen zu gefallen. Hübsch angestrichen sind sie ja nun. Und wenn die Patrioten die stolzen Namen „Hamburg", „Lübeck", „Bremen" lasen, dachten sie niemals, daß es die alten Passagierdampfer der Hull-Linie waren. Augenblicklich waren die Mannschaften damit beschäftigt, Blöcke und Hölzer so zu legen, daß die englischen Geschütze am Rollen verhindert wurden. Selbst die Freiwilligen lachten, als sie die Schiffe so hüpfen sahen. Die Kriegsmarine reizte sie immer wieder zu bösen Späßen. In ihren Augen war sie das lächerlichste Institut, das jemals geschaffen war. Und Wachdienst auf Schiffen — eine Anmaßung der Hamburger war es, zu glauben, daß sich jemand an den Schiffen vergreifen würde!

Und wieder saß Edith neben den schweigenden Männern. Sie hatte die Augen geschlossen, um die Schrecken um sich her nicht zu sehen. Sie zitterte vor Kälte; und trostlos war der Jammer in ihrem Herzen.

Den Männern aber lief der Schweiß von der Stirn, so arbeiteten sie am Ruder, an den Riemen. Und immer erregter wurde das Wasser und immer toller der Sturm. Wer sagte, daß er abflauen würde gegen Abend? Er dachte gar nicht daran! Und wenn das Unglück will, springt er nach Westen um, und es gibt eine See, wie man sie vor zwanzig Jahren hatte. Was gab es für Herzeleid an den Küsten! Wie viele brave Seeleute riß die See damals in die Tiefe! Wie viele Witwen gab es und Waisen! Und wer damals zurückkehrte aus dem Unwetter, und wer den Schrecken auf See erlebte, der wird dran denken bis an sein seliges Ende! Grausen und Entsetzen bedeutete die Wassernot im Jahre 1825 noch heute!

Und der Sturm tobte! Tobte und raste drei Tage lang! Erreichte am 9. August eine Stärke, daß die Glocken auf den Türmen wimmerten und die Bürger in dumpfem Bangen dem Brausen und Brüllen lauschten. Daß sie entsetzt des großen Brandes sich erinnerten, der vor sechs Jahren die halbe Stadt in Asche gelegt. Auch da brüllte der Sturm sein furchtbares Lied, und seiner Schwingen Gewalt entfachten Funken zu prasselnden Flammen. Aber man wagte es nicht, von dem Schrecken zu sprechen. Hörte nur zitternd, wenn wieder ein Schornstein krachend auf die Straße geschleudert wurde, wenn eines Turmes Spitze heruntersank, wenn Scheiben auf den Steinen zersplitterten, und wenn es aus Kaminen jammerte mit menschlichen Stimmen. Und wußte doch nichts von dem Wüten draußen! Hundertjährige Bäume liegen entwurzelt, Gärten sind

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

zerstört, von Trümmern und Steinen sind die Straßen übersät! Ein kochendes Becken ist die Elbe. Zornig jagen die von den Dückdalben losgerissenen Ewer aufeinander los — wie wütende Feinde! Überrennen sich, krachen aufeinander, werden wirbelnd zurückgetrieben, werden an den Strand gejagt oder versinken taumelnd in den gelben Fluten. Und führerlos, wie verzweifelt taumeln Kauffahrer aus dem Jonashafen hin und her; schleifen ihre Ketten hinter sich her, verfangen sich mit den Ketten an Tauen, werden armen Schonern und Barken zum Verderben. Auch die „Nanni" ist losgerissen. Taumelt nicht — nein, springt wie befreit mitten hinein in den Wirbel. Kapitän Claasen sieht es aus weit aufgerissenen Augen — und kann ihr nicht helfen! Diesmal, dieses eine letzte Mal fehlt ihr seine schirmende Hand — denn der arme Kapitän war ja auf der Fregatte; und die Fregatte war auf den Grasbrook geschleudert und lag so jämmerlich auf der Seite, daß die Wogen Sturm liefen gegen ihren Bauch. Das einzig Tröstliche war dabei, daß es den anderen Schiffen nicht besser gegangen war. Aber half das jetzt der „Nanni"? Die schoß wie ein Pfeil dahin — ganz übernatürlich war es anzusehen — und taumelte nicht und wankte nicht — ach, die tapfere war sie von Kap Horn! Ach, die brave war sie im Taifun! Taumelte nicht und wankte nicht — lief geradeaus mit hochgerecktem Bug; sprang über Wogen, als wollte sie zum letztenmal ihr Heldentum zeigen. Schoß dahin, als gelte es, der jämmerlichen Gefangenschaft zu entgehen. Und das jammert und schluchzt nicht mehr in den Masten und Rahen, nein, das lacht und jauchzt! Wahrhaftig, lachend und jauchzend schoß die „Nanni" dahin, grüßte lachend und jauchzend ihren Kapitän zum letztenmal und rannte ihren Steven einem Schoner in den Leib, der sich quer vor sie gelegt. Und es barst und krachte — und es wirbelte und rauschte.

Kapitän Claasen stierte hinüber — er war grauweiß. Seine Kinnladen schlugen aufeinander. Ein so wütender Schmerz hatte ihn gepackt, wie er ihn in seinem ganzen Leben nicht empfunden. „Min Ohlsch," sagte er, „min leiwe Ohlsch!" Leise sagte er's, ganz leise. Und sah aus stieren Augen, wie sein stolzes, tapferes Schiff sich voll Wasser sog — — —

Und hatte eine Empfindung, als müsse er hinüber; als höre er ihren Hilferuf — ja, aus stieren Augen maß er die Entfernung, die ihn von ihr trennte.

Und die Wogen leckten zu ihr hinauf, schlugen über sie hin; verdammten beide Schiffe zum Untergang. Unmöglich war es, zu helfen. Schäumend und rauschend warfen sich die Wogen auf die tapfere „Nanni", rissen sie zur Seite, sprangen wie wütende Tiere auf sie, ja, wie wütende, hungrige Tiere. — —

Sie wehrte sich nicht. Und Kapitän Claasen wußte genau, warum sie sich nicht wehrte. Sie wollte lieber sterben, als ruhmlos vermorschen und verfaulen.

Da riß er den Lackhut vom Kopf, schwenkte grüßend den Lackhut zu ihr und schrie seinen letzten Gruß ihr zu. „Farewell!" schrie er, „Farewell!"

Er brüllte und schluchzte es in das Toben hinein, während der Sturm in seinem dichten, grauen Haar wühlte. Und — es hat niemand gesehen als der Herrgott — große Tränen rollten über des Kapitäns gefurchtes Gesicht, als er zusah, wie seine tapfere Geliebte sterben mußte.

Und doch knüpfte sich eine so große Hoffnung an der Elemente Wüten; nun zeigte sich doch eine Möglichkeit, daß die Blockade aufgehoben wurde. Der Sturm würde Hamburgs Retter in seiner großen Not sein. Furchtbare Seen mußten bei Helgoland toben. Man malte sich aus, wie die feindlichen Schiffe auf die Klippen gejagt wurden. — — Und was wäre es für ein Glück, dachte der Bürgermeister Kellinghausen, wenn dann durch aufblühenden Handel wieder Arbeitslust und Zufriedenheit geschaffen würde. So große Armut herrschte unter den Leuten! So dumpfe Wut! Dauerte es noch vier Wochen länger, war die Schiffahrt für dieses Jahr unterbunden, und die Seeleute konnten sehen, wie sie sich durch den Winter hungerten. Es gärte unter der Hafenbevölkerung. Es gärte in Hamburgs Bevölkerung. Katzenmusik und Prügeleien gehörten zur Tagesordnung. Und an der Börse war es zum Verzweifeln.

Aber der Hamburger Hoffnungen waren vergebens. Nicht eins der feindlichen Schiffe war beschädigt. Geschirmt und geschützt lagen sie am englischen Felsen im deutschen Meer zur Freude Helgolands und — der Badegäste.

Die deutsche Flotte wurde mit großer Mühe, unter vielen Flüchen vom grünen Strand des Grasbrooks heruntergeholt und wieder ins Wasser gesetzt. Die Freiwilligen nahmen sich vor, bei nächster Gelegenheit ein Institut zu verlassen, das ihnen nur Unehre bringen konnte, und Kommodore Strutt verkehrte nur noch mit den englischen Offizieren und ließ sich auf den deutschen Schiffen kaum noch sehen, weil die deutschen Mannschaften zu lebhafte Zeichen ihrer Empörung gaben.

So froh, so überglücklich war Edith nach Hamburg gekommen. Nicht dem Reichsverweser galten die wehenden Fahnen, die so ängstlich im Winde flatterten — ihr zu Ehren hatte die Stadt geflaggt! Sie grüßte man mit Fahnen und Girlanden und Musikkapellen; es tat ihr wohl, wie tief man sich verbeugte, als sie im Gasthof ihren Namen sagte, als man die Koffer und Schachteln und Taschen sah, die für die kleine Person ausgeladen wurden. Und daß man der Dame mit dem vornehmen Namen die besten Zimmer nach dem Jungfernstieg hin anwies, war natürlich. Mit welchem Vergnügen sah sie in das Alsterbecken! Weiß von Schaum war es, als Edith sich nach einer schlaflosen Nacht auf den Weg zum Hafen machte. Boote waren umgeschlagen, trieben kieloben umher; ein Schaumkranz hatte sich am Ufer gebildet; wie toll drehten sich die großen Flügel der Mühle auf der Lombardbrücke. Von den Bäumen an der Promenade wurden Zweige abgerissen, sausten krachend zu Boden, und unheimlich war das Heulen und Fauchen, das Peifen und Gelächter in den Lüften, in das sich das Läuten der Glocken mischte. Edith achtete nicht drauf. Sie hüpfte so glücklich in den Wagen, der sie an den Hafen bringen sollte; sie sah entzückt die gewaltigen Fahnen in Schwarzrotgold, die oft vom Giebel der Häuser bis auf die Straße hinabhingen, um die deutsche

Gesinnung der Bürger zu beweisen; sie sah die eiligen, festlich angezogenen Menschen, alle mit Kokarden und Bändern mit den deutschen Farben überreich geschmückt, diese Unzähligen.

So froh, so überglücklich war Edith zu Hamburgs Kriegsschiffen gefahren. Aber als sie von ihnen zurückkehrte, war das Glück gestorben. Blaß und zitternd stieg sie die Treppe zu ihren Zimmern hinauf. Sie bestellte Tee, heißen Tee; sie ließ sich vom Mädchen die nassen Kleider abnehmen. Ließ sich ins Bett bringen, hilflos, willenlos. Sie hatte nichts dagegen, daß der besorgte Herr Wirt den Arzt holen ließ, und schlürfte so geduldig die Medizin und ließ sich so wehleidig den Puls fühlen, als glaubte sie selbst an ihre Krankheit.

Draußen raste und tobte der Sturm; die Glocken heulten, und ein kochender Kessel war das Alsterbecken. Edith lauschte zitternd den zornigen Stimmen im Kamin, dem Klagen und Höhnen und Brausen. Denn nun fürchtete sie sich. Wie ein krankes Vögelchen hockte sie in ihrem Lehnstuhl, zitterte vor Angst vor dem Kreischen und Brüllen in den Lüften — und dachte immer dasselbe — Dietz hat sich verlobt. Unfaßbar war es ihr, daß er das tun konnte.

Aber als der Sturm sich gelegt, als die Hamburger jammernd die Verwüstung betrachteten, die er angerichtet, als die Sonne durch die Wolken brach und Edith die Zeitung vorgelegt bekam mit der Notiz, daß die Baronin af Löwengaard in Hamburg abgestiegen und erkrankt sei, da rieb sie sich die Augen, die trotz ihres Elends keine Träne vergossen hatten; preßte die Lippen aufeinander und warf den Kopf trotzig in den Nacken. Wenn er sie vergessen konnte, wollte sie auch nicht mehr an ihn denken. Sie hatte ihn so liebgehabt. Aber nun haßte sie ihn.

Die Notiz in der Zeitung hatte auch Peter Stürkens gelesen. Und das Blut war ihm ins Gesicht gestiegen. Sie war also da, um ihr Vermögen zu holen, und er mußte ihr sagen — ich kann es dir nicht geben. Die Firma steht vor dem Ruin. Nur die völlige Wertlosigkeit von Grund und Boden verhindert wohl, daß der Konkurs jetzt nicht eröffnet wurde, daß niemand auf das alte Haus Beschlag legen wollte, dessen große Lagerräume leer und öde gähnten, in dessen Kontor es so still geworden, in dessen altem Holz auf einmal die Totenuhr tickte. Ach, wie war es traurig und düster in dem alten, stolzen Stürkens-Haus! In dem schmalen Privatkontor, das zum Flet hin lag, und das mit seinen dunklen Ledermöbeln und den zwei Reihen gleichmäßig gebundener Geschäftsbücher so streng und nüchtern wirkte, saß am hohen Schreibpult der alte Mann mit den spärlichen weißen Haaren, mit dem klugen Gesicht, mit den grauen, wägenden Augen und rechnete und sann und verglich — und grübelte den Fehlern nach, die er hätte vermeiden können, sann und grübelte wann er zum erstenmal die Vorsicht außer acht gelassen, die ihn doch stets in seinen Unternehmungen geleitet. Und mußte doch immer wieder den Zeitverhältnissen schuld geben. Mit der Februarrevolution in Frankreich hatte das Unglück angefangen. Marseiller Firmen verursachten die ersten Verluste, und die Gründung des Deutschen Reiches brachte einen Kurssturz, der zahllose Firmen in den Abgrund riß. Aber die Stürkens hätten den Verlust tragen können, wenn nicht der Krieg neues Unglück und neue Schrecken gebracht hätte. Die Zahlungsstockungen der Firma Veit in Berlin hatte niemand voraussehen können. Der alte Mann konnte sich von Schuld freisprechen — und kam sich doch vor wie ein Verbrecher. Er vermied es, bei Tage auszugehen; er schlich sich an den Häusern entlang, um ja nicht gesehen zu werden. Er ging nicht mehr zur Börse, und wenn er frühere Freunde sah, wich er ihnen aus und stahl sich scheu zur Seite. Aber er ging in die leeren Lagerräume, die früher bis zur Decke mit Stückgut, mit Ballen, gefüllt waren. Er stieg bis zum Dach hinauf, bis zur Luke, durch die die starken Taue des Krans liefen, der früher ununterbrochen die Schuten gefüllt oder geleert hatte, die die Flut hineinbrachte. Er sah in das dunkle Flet, das schwarz und schweigend ruhte; das so lange den Reichtum der Firma getragen — und das ein Zeuge war ihres Unterganges.

Oder er raffte sich plötzlich auf und unternahm Geschäftswege. Ging zu früheren Freunden mit dem Notizblock in der Hand, etwaige Aufträge zu notieren. Stand in der Börse bescheiden neben Agenten, die früher glück-

lich gewesen, von dem Senior des Hauses Stürkens eines Grußes gewürdigt zu werden. Ging zu den Reedern — ging zu den Großkaufleuten — und hörte, was er selbst ja wußte: keine Möglichkeit an Verdienst auch nur zu denken, solange die Blokade anhielt. Keine Möglichkeit, Aufträge zu erhalten, solange der Kriegzustand andauerte.

Nur in zwei Geschäften sprach man noch von Verdienst: dort, wo man Patrioten mit Kokarden und Bändern aussteuerte, und wo man mit den Kriegschiffen zu tun hatte, trotzdem sie auch da immer mehr klagten. Denn mit der zunehmenden Hoffnung auf den Frieden wurde das Interesse für die Kriegschiffe geringer. Wirkliche Freude an der Flotte hatten wohl nur noch die jungen Herren Seeoffiziere, die in ihren mit goldenen Tressen reich verzierten Uniformen am Jungfernstieg spazierengingen und sich von den Damen bewundern ließen. Man schien ganz vergessen zu haben, warum man eigentlich diese Flotte gegründet.

Wochenlang besuchte Stürkens die Kontore, wo er sonst Ehrengast gewesen, den Notizblock in der Hand. Und wenn er erschöpft in sein ödes Haus zurückkehrte, ging er in die Lagerräume und schien Bestände zu untersuchen, die nicht mehr da waren, und notierte Schiffsladungen und lauschte ungeduldig, ob die Ketten des alten Krans nicht rasselten, ob das Rad der Winde nicht kreischend sich bewegte — er saß im Kontor und rechnete — rechnete — wirr und unregelmäßig standen die Zahlen auf dem Papier. Und als sein Sohn die zitternden Schriftzüge sah, er, der ähnliche nutzlose Besuche gemacht wie der Vater, krampfte sich ihm das Herz in der Brust zusammen; biß er die Zähne aufeinander. Aber keiner von ihnen sprach. Schweigsame Leute waren alle Stürkens gewesen. Peter aber sah auf die krausen Zahlen und auf das weiße Haar, und während der Sturm heulte und die schwarzen Fletwasser, von seinem wütenden Hauch getrieben, hoch aufleckten zu dem festen Gemäuer des düsteren Kaufhauses, beobachtete er den alten Mann; sprach von Aufträgen, weil er sah, wie es ihn beruhigte, sprach von der Börse, von den hohen Preisen der Häute, die der Firma so großen Verdienst gebracht hätten — und der Chef hörte ernst zu; disponierte über eingebildete Werte; hatte die silberne Bleifeder in der Hand, den Notizblock vor sich — stieg treppauf — treppab; notierte Warenbestände, die längst nicht mehr da waren.

Da las Peter Stürkens bestürzt die Notiz in der Zeitung, daß in einem Hotel die Baronin af Löwengaard abgestiegen sei. Er erinnerte sich der Sorgen der Baronin Wendemuth; erinnerte sich seines Grolles auf die leichtsinnige Edith, die durch ihr Betragen so viel Ärger verursacht hatte.

Aber nun war das Mitleid verschwunden; es galt nur, zu verhüten, daß sein Vater eine Ahnung von diesem Besuch erhielt, der ihn noch mehr erregen mußte. In der Mittagstunde ließ sich Stürkens bei seiner Frau Cousine melden. —

Zuerst dachte Edith, ich will ihn nicht sehen. Seit einiger Zeit empfand sie Angst, wenn sie von Verwandten hörte, die sich um sie kümmerten. Immer fürchtete sie, sie könnten sie nach Kopenhagen zurücktransportieren. Aber er stand schon in ihrem Salon, während sie noch unschlüssig seine Karte in Händen hielt. Und fortlaufen konnte sie doch nicht. Ja, in diesem Augenblick dachte sie wirklich an den Stolz der Löwengaards, der ein Davonlaufen unmöglich machte; mit dem unnahbaren Stolz der Löwengaards wollte sie dem Verwandten gegenübertreten und ihm sagen, daß sie nur tun würde, was ihr behagte, und nicht, was andere über sie beschließen. Und wieder versuchte sie die königliche Haltung der Staatsrätin nachzuahmen, die ihr so sehr imponierte, die so gar nicht zu ihr paßte, und die auch gänzlich mißlang. Denn als sie Stürkens große, starke Gestalt, seine feierliche Haltung gewahrte, kam sie sich so klein und unbedeutend vor, daß sie ganz artig einen entzückenden Knicks machte, wobei sie mit beiden Händen die grüne Seide ihres Kleides ein wenig hob. Das Kleid bauschte sich wie eine grüne Woge. Das goldglänzende Haar, das durch einen breiten Schildpattkamm nachlässig am Hinterkopf gehalten wurde, flammte auf, als die Sonnenstrahlen darüber hinirrten. Ihr blasses, trauriges Gesichtchen rötete sich leicht. Die Augen flimmerten in ihrem Bernsteinglanz. Und Peter Stürkens wußte, daß er in seinem ganzen Leben kein so entzückendes Bild gesehen hatte. Den Groll, der ihn doch noch eben erfüllte, konnte er nur mühsam aufrechterhalten. Und die Worte, die er sagen mußte, kamen widerwillig über seine Lippen.

„Ich hoffe, ich störe Sie nicht, Frau Cousine."

„O nein."

„Und Sie verzeihen, daß ich vergessen konnte, Sie zu benachrichtigen" — —

„Mich zu benachrichtigen?"

„Es wäre meine Pflicht gewesen, Sie zu verständigen, damit Sie die beschwerliche Reise hierher nicht umsonst machten."

Edith sah ihn erstaunt an. Und sah den Kampf in dem hartgeschnittenen, schmalen Antlitz; sah den Ernst der tiefliegenden Augen. Wußte er vielleicht etwas von Dietz?

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" fragte sie. Und ihre Knie zitterten.

Aber er blieb stehen.

„Es ist mir hart, Ihnen zu sagen, was ich sagen muß. Ja, es ist sehr hart. Wie eine Veruntreuung muß es Ihnen vorkommen — selbstverständlich steht es Ihnen jederzeit frei, die Bücher der Firma einsehen zu lassen" — — —

Ach, wie war es schwer, diesem entzückenden Geschöpf die Wahrheit zu sagen! Und — dachte er plötzlich erschrocken — was sollte denn werden, wenn sie auf das Geld angewiesen war? Was sollte aus diesem entzückenden Geschöpf werden? Ganz unwirklich kam ihm plötzlich ihre liebreizende Gestalt vor. Eben hatte er noch lauter Schatten gesehen. Und auf einmal stand sie da in hellgrünem Gewand, von goldener Sonne überflutet.

„Ich weiß gar nicht, was Sie meinen", sagte Edith verwundert.

Er runzelte die Stirn. Stellte sie sich unwissend, um ihm die Erklärung noch schwieriger zu machen? Oder

spielte sie die naive Frau, die von Geschäften nichts verstehen will?- Es erbitterte ihn. Daß sie ihn eine so klägliche Rolle spielen lassen wollte, erbitterte ihn. Und brutal sagte er, was er zu sagen hatte.

„Ich kann Ihnen Ihr Vermögen nicht auszahlen. Ich kann es jetzt nicht.“

„Mein Vermögen?“ Was meinte er denn? Und erstaunt sah sie, wie finster er sie betrachtete, wie es in seinem Gesicht arbeitete. Man mußte ja fast Angst haben vor diesem zornigen Mann. Sie lachte verlegen; strich die Locken aus der Stirn zurück, beugte das Köpfchen ein wenig zur Seite, sah neugierig und ängstlich zugleich zu ihm auf. „Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen.“

Da fuhr er sie heftig an: „Aber Sie sind doch deshalb nach Hamburg gekommen?“

„Aber nein — —“ Und sie sah ängstlich nach der offenen Tür hinter sich, ob sie diesem merkwürdigen Menschen entfliehen könnte.

„Mein Gott — Ihre Frau Tante hat mir gesagt, daß Sie das Geld haben müßten.“

„Ma tante?“ Jetzt wich sie wirklich zurück.

„Wollen Sie etwa mich glauben machen, daß Ihnen meine Unterredung mit Ihren Verwandten unbekannt geblieben ist? Daß man Ihnen nicht gesagt hat, wie unverantwortlich Sie in Kopenhagen Ihr Glück verscherzten?“

Da sah sie ihn entsetzt an.

„Ach Gott“ — und streckte abwehrend die Hände vor. Also hatte sie richtig vermutet. Sie sah sich schon an Bord. Sie sah Axels blasses, schmales Gesicht vor sich; da streckte er seine immer feuchte Hand nach ihr aus. Da spitzten sich die blutlosen Lippen, und das schreckliche Glitzern der blauen Augen glomm auf. Außer sich preßte sie die Fäuste gegen ihre Schläfen. „Ich will lieber sterben!“ sagte sie am ganzen Körper zitternd. „Ich will lieber sterben“ — —

Bestürzt blickte er sie an. Die Verzweiflung, die aus ihrer Stimme klang, war echt.

„Aber warum sind Sie denn hier, Frau Cousine?“

Sie schluchzte auf.

„Weil ich Dietz sehen wollte!“

Da war's heraus. Trotzig warf sie den Kopf zurück. Mochte er's doch ma tante sagen. Ihr war jetzt alles gleichgültig. Er aber dachte plötzlich an Holtenau. Sah Dietrich Wendemuth unschlüssig vor sich stehen — und hörte ihn sagen: „Ich bin in Sorge um eine junge Verwandte. Haben Sie erfahren, wie es der Baronin Löwengaard geht?“ — Um ihn zu sehen, opferte sie ihren Ruf! Er wußte gar nicht, wie erregt er selbst war.

„Und haben Sie ihn gesehen?“

Sie schüttelte den Kopf. Preßte die Lippen fest aufeinander.

„Und warum nicht?“ Er wußte ja, daß er mit den Freiwilligen auf der Fregatte war.

„Er hat sich verlobt“, sagte Edith tonlos.

Da wandte sich Peter Stürkens und sah angelegentlich in das Alsterbecken.

* * *

Das war das Merkwürdigste: sie begriff den Verlust gar nicht. Der Wert des Geldes war ihr unfaßbar. Das böse Erbe ihres Vaters war's, der nach dem Revolver gegriffen, als die Gläubiger seine Pferde und Weine, seine Feste und Freundinnen nicht länger bezahlen wollten. Wie Wasser war ihm das Gold aus den Händen geglitten, war ihm auch das schöne Hamburger Gold aus den Händen geglitten. Sein Leichtsinn, hieß es, hatte seine arme Frau in den Tod gehetzt und die kleine Edith heimatlos gemacht. Aber die kleine Edith hatte es ihm nie nachgetragen, trotzdem sie doch gewiß dazu berechtigt war. Sie hatte sein Miniaturbild auf Elfenbein. Und wenn sie in die lachenden Augen sah, in das Antlitz, das der verkörperte Frohsinn war, verstand sie ihn und nickte ihm lächelnd zu. Aber wenn sie das ernste, traurige Gesicht ihrer Mutter betrachtete, seufzte sie. Und genau so war die Erinnerung an die Eltern. Der Vater tollte mit ihr durch den Park, ein halbes Dutzend Hunde hinter sich, ein jauchzendes, seliges Kind auf der Schulter. Aber die Mutter rechnete mit der Mamsell oder zählte Geld oder ordnete ihr Leinen — und konnte es nie begreifen, daß ihre Tochter schon wieder ein Loch in ihr Kleid gerissen, und daß ihre Locken nie sich bändigen ließen.

Ernst und traurig hörte sie zu, was der Vetter Stürkens über das traurige Ende der Firma sprach. Als wenn er eine Geschichte erzählte, über die man weinen konnte. Sie fand es sehr lieb von ihm, daß er Tag und Nacht arbeiten wollte, um ihr sobald wie möglich ihr Eigentum auszahlen zu können — er hatte Aussichten auf größere Geschäfte, sobald der Friede geschlossen war. Sie kam sich ordentlich wichtig vor, daß er ihr Papiere vorlegte, die sie einsehen mußte, um irgend etwas zu bestätigen; sie versuchte zu begreifen, was er mit Verzinsung und Anteil und Prozenten meinte, und jedesmal, wenn er fragte: „Sie verstehen mich doch, Frau Cousine?“ sagte sie ernst und würdig: „Ja.“ Aber es war ihr doch recht angenehm, als er mit fast heiserer Stimme sagte: „Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen“, und die Papiere zusammenlegte.

„Wenn Sie irgendeinen Wunsch haben, Frau Cousine, und ich Ihnen dazu helfen kann“ — —

Ja, sie hatte einen Wunsch. Sie möchte so gern Klopstocks Grab besuchen.

Sie wurde rot, als sie sein verblüfftes Gesicht sah. Und sie schämte sich, nicht zuerst nach ihrem Onkel Stürkens gefragt zu haben.

„Aber zuerst besuche ich natürlich Ihren Herrn Vater“, sagte sie verlegen.

Der alte Stürkens nahm eine feierliche Haltung ein, als die Baronin af Löwengaard ihm gemeldet wurde. Er ging ihr entgegen, die silberne Bleifeder in der Hand. Er trug einen braunen Leibrock, dessen Schöße bis zu den Knien hingen; stolz und selbstbewußt erhob sich der schmale, feine Kopf aus den hohen Vatermördern. Über der braunen Samtweste hing die lange, goldene Uhrkette.

Natürlich führte er sie in das Privatkontor. Gibt es eine größere Auszeichnung für einen Gast? Bat sie mit steifer Höflichkeit, auf dem Ledersofa Platz zu nehmen. Es war schwarz; weiße Knöpfe zierten die Lehnen. Ihm

gegenüber, über hohem Paneel, hing ein von der Zeit geschwärztes Gemälde: zwei Kauffahrteischiffe auf hoher See.

Edith fühlte sich beklommen in diesem engen Raum. Durch das Fenster sah sie den düsteren Speicher jenseit des Flets. Schaudernd dachte sie, wie schrecklich es sein müßte, hier leben zu müssen! Dachte angstvoll an ihre arme Mutter, hatte auch Angst vor dem alten, ernsten Mann, der in nachlässig feierlicher Haltung an dem hohen Schreibpult lehnte und lauter Dinge erzählte, die nicht wahr waren. Seine Angestellten wären am Hafen. Zwei Dreimaster würden gelöscht. Mit der Tide würden die Ewer kommen. Es war gut, daß die Madame jetzt da war. Er hätte nicht eine Sekunde Zeit für sie, wenn die Krane erst zu arbeiten anfingen. Von Kopenhagen kam die Madame? Er kannte Kopenhagen. Man kann eigentlich nur in Hamburg leben oder in Kopenhagen.

Bestürzt und verwirrt sah Edith zu Peter hin, der mit dem Rücken gegen das Fenster lehnte. Mit keiner Miene verriet er, was in ihm vorging. Er schien auf das, was sein Vater sagte, zu hören. Aber seine Augen ruhten auf ihr.

„Es würde Sie gewiß interessieren, das Haus zu sehen, in dem Ihre Frau Mutter aufwuchs", sagte er.

Ja, das würde sie sehr interessieren. Und wieder war sie verlegen, daß sie nicht selbst daran gedacht hatte. Sie stand auch sofort auf und wurde rot, daß der Oheim sie bat, seines Sohnes Begleitung durch die Lager anzunehmen. Er hatte die Versicherungsbeamten zu dieser Stunde bestellt. — —

Auf der Diele sah Edith ihren Vetter fragend an.

„Er weiß es wohl gar nicht, daß Sie so viel verloren haben?"

Peter Stürkens zögerte einen Augenblick.

„Er hat es wieder vergessen", sagte er und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. „Das Unglück ist stärker gewesen als er."

Ach, dachte Edith traurig und faltete die Hände, da hat er also den Verstand verloren.

An diesem Tage disponierte der alte Mann über eine Schiffsladung, die ausschließlich für eine geheimnisvolle Dame bestimmt war: 10 000 indische Schals gehörten dazu, zwei Kisten voll Diamanten, 50 Ballen feinste chinesische Seide und ein kleines Kästchen mit schwarzen Perlen.

„Auf die Perlen soll ganz besonders geachtet werden," sagte er zu Peter, „fünfzig Schwarze sind zugrunde gegangen, als sie gefischt wurden."

Peter nickte ernst und verließ auch sofort das Haus. Kapitän Claasen hatte ihm den Untergang der „Nanni" gemeldet. Hatte ihn bitten lassen, ihn um fünf Uhr am Jonashafen zu erwarten. Kapitän Claasen wollte von seinem Chef wissen, ob es seine Ehre erlaubte, noch länger der Kriegsmarine anzugehören.

Finster stand der alte Kapitän an der steinernen Treppe. Er schämte sich seiner schönen Uniform. Wenn er in einen Laden kam, um für einen Sößling Schwarzen zu kaufen, wollte der Kommis von ihm wissen, was aus dem Geld geworden, das Hamburger Kommis für die Kriegsmarine gesammelt. Und eine Köksch, die zum Marinekomitee der Dienstmädchen gehörte, drohte ihm mit der Faust und nannte ihn einen Betrüger. Die Seeleute aber sahen weg, wenn er an ihnen vorüberkam.

Sie sahen in ihm den verhaßten Vertreter der deutschen Flotte. Und doch litt er in jeder Weise mit ihnen. Ach, wie er mit ihnen litt! Was er von ihnen nicht hörte, mußte er sich von der Ohlsch sagen lassen. Als wenn er für die Blockade verantwortlich zu machen wäre! Mit dem Bettelsack, sagte sie, konnten die Frauen in diesem Winter durchs Land ziehen! Aber wer wird ihnen geben? Wer wird armen Seeleuten geben, damit sie den Winter überleben? Zu Hunderten standen sie am Jonashafen, warteten auf die Ankunft neutraler Schiffe, fuhren ihnen in Jollen entgegen, boten sich zu immer niedrigeren Preisen beim Löschen an. Der einzige Verdienst war es ja. Es gab Männer, denen die Tränen über die Backen liefen, wenn sie immer wieder abgewiesen wurden. Es gab Männer, die sich flehend an das Marinekomitee um Anstellung wandten trotz allem — aber das Komitee brauchte sie nicht mehr. Täglich kamen Entlassungen vor. Was soll denn werden? Zakramento?! „Ja," sagte der alte Kapitän heiser und sah an Stürkens vorbei, „mit der ‚Nanni' ist's zu Ende."

Der andere nickte und drückte dem Seemann plötzlich die Hand. Schweigend gingen sie nebeneinander und dachten an ihre Sorgen und ihre Schmerzen. Claasen hätte dem so viel Jüngeren gern ein gutes Wort gesagt. Als Knabe hatte er ihn geliebt; und drei Monate hatte er ihn bei sich gehabt an Bord, als er vor zehn Jahren nach China segelte. So eine Fahrt, so eine Meerfahrt kittet zusammen. Als die stolze Firma zusammengebrochen, hatte er es nicht gewagt, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Ist's nicht so schlimm als wie der Untergang der „Nanni"? Aber wie er ihn jetzt so still und finster neben sich sah, stieg es heiß in ihm auf, vergaß er, daß dieser ernste Mann der Sohn des Chefs war, erinnerte er sich an stille Nächte auf der Back, an die Sehnsucht, die er seit jener Fahrt oft empfunden, einen Sohn zu haben, dem er seine Erfahrungen, seine Sehnsüchte leise mitteilen konnte. Und da riß er plötzlich den Lackhut vom Kopf und streckte dem Schweigenden die Faust hin. „Herr — wenn Sie mich brauchen — zwanzig Jahre bin ich für Sie gefahren. Aber wenn Sie mich brauchen — und wenn's mein Leben gilt, Herr — ich geb's — Gott verdamm mich."

Peter Stürkens schüttelte ihm die Hand.

„Thank you, Kapitän Claasen" —

Und plötzlich schien ihm etwas einzufallen.

„Ich fahre in den nächsten Tagen nach London. Sehen Sie manchmal nach meinem Vater, Kapitän. Er ist alt geworden. Ich will's Ihnen danken."

Der Kapitän fluchte und machte wütende Handbewegungen.

„Zakramento!" fluchte er. „Zakramento!" Und fuhr mit der Hand an die Kehle.

* * *

Peter Stürkens reiste mit dem Postschiff nach England, und die kleine Edith übersiedelte von dem Gasthof in das alte Haus in der Katharinenstraße. Auf Peters

dringenden Wunsch. Er hatte einen Brief der Baronin Wendemuth erhalten, in dem sie ihm kalt und schroff mitteilte, daß sie jedes Band, das sie bisher mit der Baronin af Löwengaard verknüpft, als gelöst betrachtete. Ein Schreiben der Staatsrätin Löwengaard war beigelegt: weder sie noch ihr Sohn sehnten sich nach der Rückkehr einer Frau, die die Würde des Hauses mit Füßen getreten und Schimpf und Schande auf den alten Namen gehäuft. Dem edlen Charakter ihres Sohnes widerstrebte es, seiner bisherigen Gemahlin die Unmöglichkeit eines ferneren Zusammenlebens zu gestehen. Beide, Mutter und Sohn, wollten versuchen, der jungen Dame zu vergeben; aber sie erwarteten keine Zuschriften. Der Justizrat Amundsen würde etwaige Briefe beantworten.

Wenn ich von London zurückkehre, werde ich mit ihr sprechen, dachte Stürkens und versuchte umsonst, sich zu einem edlen Zorn aufzuraffen. Vorläufig müssen wir nur vermeiden, daß sie auch hier Dummheiten macht. Und dann will ich sehen, was für sie zu retten ist.

So bewohnte denn Edith die Räume, in denen ihre Mutter aufgewachsen war. „Weil es für meinen Vater von wohltuender Wirkung ist, Sie in seiner Nähe zu sehen", hatte Peter gesagt und sie gebeten, ihm doch manchmal Gesellschaft zu leisten.

Das war nun ein merkwürdiges Leben. Eine Beschließerin war da mit weißem Haar, das unter einer großen Haube verborgen war. Sie trug ein geblümtes Kleid, das sich über einem Wulst unter der Taille bauschte und wie eine mächtige Glocke von ihrem Körper abstand. Sie hatte Ediths Mutter erzogen und erzählte von ihr oder dem großen Brand. Edith hörte zu, als hörte sie lauter Märchen. Nie vorher hatte man ihr von ihrer Mutter gesprochen. Sie hatte ein in Leder gebundenes Heftchen, in dem ihre kleinen Einnahmen und kleineren Ausgaben verzeichnet waren! Sie waren so sparsam gewesen! Einen zierlichen Band sah sie voll schwärmerischer Gedichte und netter Silhouetten; sah kunstvolle Handarbeiten und weniger kunstvolle Aquarelle. Wie war sie geschickt gewesen, ihre arme Mutter! Von dem Glanz des Hauses sprach die Beschließerin; aber von seinem Untergange schien sie nichts zu wissen. Und nie erfuhr Edith, daß ihre Ersparnisse dazu dienten, dem Senior des Hauses persönliche Not fernzuhalten.

Wie war es merkwürdig, wenn der alte Mann in feierlicher Haltung das Wohnzimmer betrat und sich nach ihrem Befinden erkundigte. Er wußte nicht mehr, in welchem Verhältnis sie zu seiner Familie stand. Sah nur die Baronin af Löwengaard in ihr, die aus irgendeinem Grunde sein Haus mit ihrer Anwesenheit beehrte und staunend zuhörte, was er ihr in stolzer Bescheidenheit und mit überlegener Würde erzählte. Da war das Vollschiff „Margarethe" unterwegs von Peru. Voll Goldstaub geladen. In diesen Tagen war es fällig. Die Firma hatte sich entschlossen, die ganze Ladung unter die Hafenbevölkerung zu verteilen. Es herrschte zurzeit Not in der Stadt, sagten die fremden Regierungen. Sie sagten es nur, um Hamburg vor der Welt zu diskreditieren. In Hamburg gibt es keine Not. — Täglich erwartete er die Schonerbrigg „Ivanhoe". Vielleicht bemühte sich Madame selbst an Bord. Sie brachte Elfenbein und Edelsteine. Es wäre für die Firma eine Ehre, wenn Madame eine Auswahl treffen würde. Der Zar von Rußland hatte die Steine bestellt. Im Kreml war der alte Thron aufzuarbeiten. Wie Madame sich erinnerte, hatte Napoleon 1813 alle Brillanten ausgebrochen. Lauter Unannehmlichkeiten erfährt man von den Franzosen. —

Edith hörte zu — es klang alles so ernst, so natürlich, daß sie nicht einmal zu lächeln vermochte. Und so viel Würde ging von dem alten Manne aus, der von Gold und Edelgestein und ungeheuren Reichtümern sprach, nachdem er alles verloren. Sie merkte, daß es ihm Vergnügen machte, wenn auch sie ihre Phantasie spielen ließ. Und sie erzählte von einem Marmorschloß, das eine Kuppel von Smaragden hatte. Es spiegelte sich in einem Marmorbecken, dessen Wasser so klar war, daß man auf seinem Grunde die marmornen Nixen sah. Ganz leise bewegten sich die Wellen. Aber es sah aus, als bewegten sich die Nixen. Vögel mit rosa Gefieder schwammen auf dem Wasser. Manchmal aber zitterten grüne Lichter drüber hin, wenn die Sonnenstrahlen über der smaragdenen Kuppel spielten. Dann tauchten die rosa Vögel ihre stolzen Hälse in die grünen Wasser. Ein Mohr hatte die Aufsicht über sie. Einen violetten Samtmantel trug er und hielt einen Fächer von Pfauenfedern. Weiße Tauben flatterten um die Kuppel des Schlosses zum Marmorbecken hin.

„Madame war dort?" fragte der alte Mann ernst.

„Ja", sagte Edith.

Zusammen stiegen sie in die gähnenden leeren Lagerräume. Und es machte Edith Vergnügen, die Säle zu füllen, von Schätzen zu sprechen, deren Reichtum sie selbst in Erstaunen setzte, Köstlichkeiten zu bewundern, die sie nie mit Augen gesehen. Es machte ihr Vergnügen, weil sie sah, wie stolz Stürkens ihren Worten lauschte, wie er immer fröhlicher wurde, wie das Zittern seiner Hände nachließ, und wie seine Haltung aufrechter wurde. Acht Tage nach Peter Stürkens' Abreise hatten sich Oheim und Nichte ein Kaiserreich geschaffen, dessen Grenzen täglich wuchsen, dessen Macht von Tag zu Tag stieg. Sie überboten sich in Schilderungen der Pracht, die sie umgab, und der Beschließerin wurde es unheimlich.

„Ach," sagte die Beschließerin ängstlich zu der kleinen Edith, „ich fürchte mich, wenn ich das mitanhöre. Ich glaube, Sie machen sich über ihn lustig. Wenn man auch noch glaubt, was er sagt, wird es nur noch schlimmer."

Edith schüttelte lachend den reizenden Kopf.

„Warum soll man sich nicht etwas Hübsches ausdenken, wenn alles so traurig und häßlich ist? Ich habe mir immer etwas ausgedacht! Wie ich ein kleines Mädchen war, dachte ich, ich wäre ein Elf und hätte ein Kleid aus lauter silbernen Sternen; oder ich wäre die Königin von Babylon. Wenn ich ausfuhr, fuhr ich in einem goldenen Wagen, der von zwölf Schimmeln gezogen war. Ihre Schweife hingen bis auf die Erde. Zwei Mohren saßen hinter mir und hielten große Schirme. In den Straßen waren Blumen gestreut; manchmal rote Rosen und manchmal Lilien" —

„Das ist aber gediegen“, sagte die Beschließerin verblüfft.

Aber sie hatte recht. Je mehr Edith ihn in seinen wirren Gedanken bestätigte, desto mehr glaubte er an seine Phantasien. Er drückte sich nicht mehr an den Häusern entlang, wenn er auf die Straße kam. Er ging früheren Bekannten nicht mehr aus dem Wege. Er hatte große Handbewegungen, und sein Gesicht nahm eine hoheitsvolle Miene an, sobald Menschen sich ihm näherten. Als Kapitän Clausen kam, um nach ihm zu sehen, ließ er ihn abweisen. Er sollte morgen wiederkommen. Der Senat wollte heute bei ihm soupieren.

Zakramento, dachte der Kapitän beruhigt. Da konnte es ja um die Firma nicht so schlimm stehen, wie man sagte. Aber am andern Tag konnte er nicht kommen, denn es hieß, daß der Frieden geschlossen sei, und daß heller Aufruhr war in der Bevölkerung, seitdem die Bedingungen bekannt geworden. Stürkens aber war fortgegangen. Die Beschließerin war in so großer Angst um ihn — und die Baronin af Löwengaard schmückte das düstere Kontor mit duftenden Herbstblumen, die sie sich von den Lotsenfrauen in Ovelgönne gekauft hatte. Man dachte vielleicht nicht an das Flet, wenn Astern und Georginen, Reseden und brennende Herzen an den Fenstern und auf dem Pult standen. Die Beschließerin hätte ihr gern ihre beiden Gummibäume gegeben. Aber Edith liebte die Gummibäume nicht.

Der alte Mann war, den grauen Zylinder auf dem Kopf, im schwarzen Frack, den er seit vielen Jahren im Kontor getragen, an den Hafen gegangen. Er trug eine so großartige Miene zur Schau, daß Seevolk und Kaufleute, die ihn kannten, ihm verwundert nachsahen. Hatte er gute Nachrichten? Ein Bas kam und lüftete den Hut. „Gibt es was zu löschen?“ Stürkens sah auf seinen Block, kritzelte etwas mit der silbernen Bleifeder und nickte. Drei große Vollschiffe waren fällig. Fünfhundert Leute brauchte er. Doppelte Löhnung versprach er. Es waren Schlangen an Bord vom Radscha in Siam. Man sollte vorsichtig mit ihnen umgehen. Er wollte sie für seinen Palmengarten haben. (Fortsetzung folgt.)

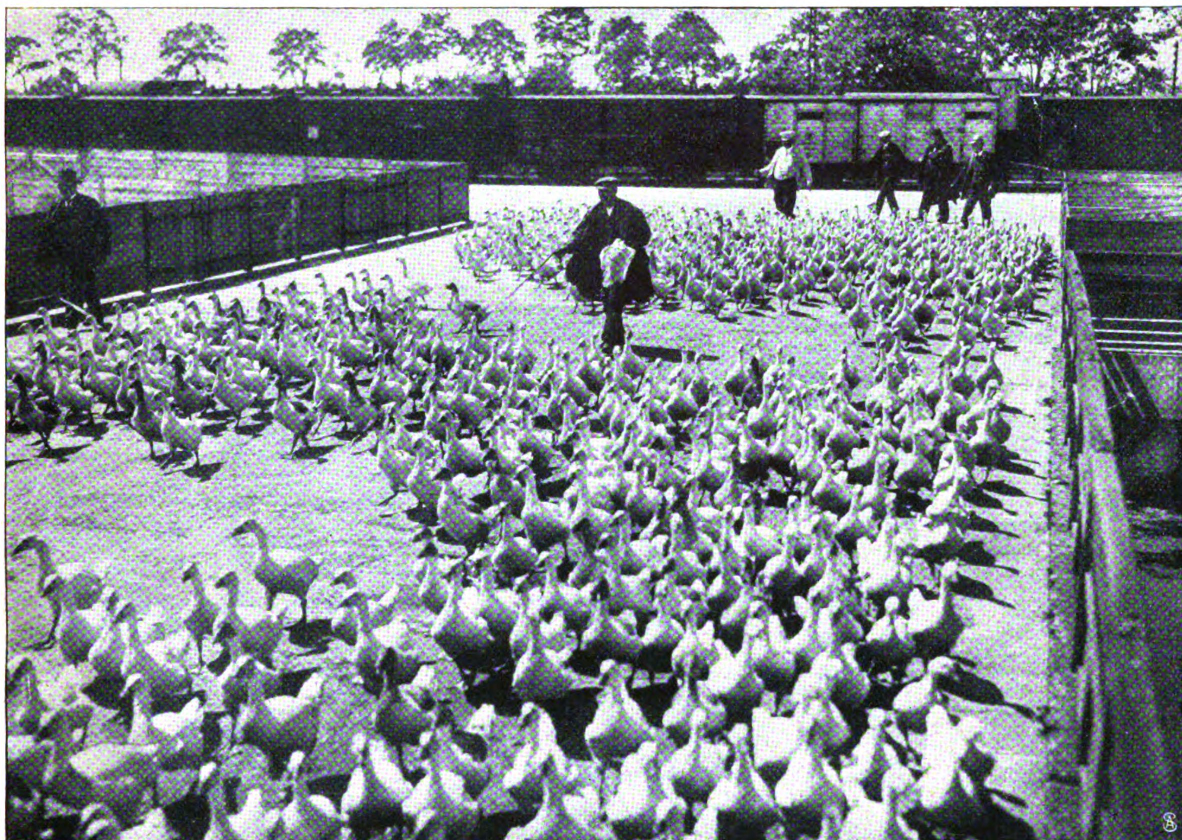
Magerviehhof Friedrichsfelde.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen der „Woche“.

Unter den verschiedenen großen Viehstapelplätzen Deutschlands hat man genau zu unterscheiden zwischen solchen, die lediglich zum Zweck der unmittelbaren Fleischversorgung in Städten eingerichtet wurden und deshalb nur mit schlachtreifem, d. h. gemästetem Vieh beschickt werden, und zwischen Viehhofsanlagen, die lediglich dem Handel mit Mager- und Nutzvieh dienen sollen, also als Umschlagsplatz für Vieh gedacht sind, das entweder zur Zucht, zur Milchproduktion und zu Gespannarbeiten oder zur Einstellung in Mastbetrieben verwandt wird. Die Bedeutung derartiger Viehhöfe hat man vielfach unterschätzt, obwohl sie für eine geregelte Lebensmittelversorgung der Bevölkerung nicht weniger wichtig sind als ihre Schwesteranlagen, die Schlachthöfe. Es mag dies darauf zurückzuführen sein, daß ein Magerviehhof infolge seiner wirtschaftlichen



Der Magerviehhof in Friedrichsfelde bei Berlin: Platz vor den Rinderställen mit Zuchttrieb und Pferden.



Desinfektion und Reinigung von Magergänsen aus Russisch-Polen.

Bestimmung hauptsächlich in den Kreisen der Landwirtschaft und des Handels näher bekannt wird, während die verbrauchende Bevölkerung fast immer nur von den Schlachthöfen zu hören und zu lesen bekommt, die seine Lebensverhältnisse auch enger berühren. Als vorbereitendes Bindeglied in der Fleischversorgung spielt der Magerviehhof aber eine große Rolle, und wer schon einmal Gelegenheit hatte, die ausgedehnten neuzeitlichen Marktanlagen in Friedrichsfelde bei Berlin an bestimmten Wochentagen zu besichtigen, der wird erstaunt gewesen sein über die Mannigfaltigkeit und die Menge des aus allen Teilen des Reiches zum Verkauf gestellten Viehs und über den lebhaften Handelsverkehr, der sich hier zwischen Landwirten, Viehhändlern, Mästern und den Besitzern zahlreicher Molkereien Großberlins abspielt. Unsere Bilder geben hiervon recht anschauliche Darstellungen. Damit erscheint die wirtschaftliche Notwendigkeit des Viehhofs als Sammelpunkt für den gesamten Viehhandel mit Magervieh erwiesen, soweit es von Osten nach Westen und von Süden nach Norden oder umgekehrt über die Reichshauptstadt wegen ihrer zentralen Lage gehen muß. Die Einrichtung umfangreicher Viehmärkte auch für den Mager- und Nutzviehhandel bringt allen Beteiligten tatsächlich größere Vorteile als kleine lokale Märkte, wie man sie vielfach antreffen kann. Vor allen Dingen verdient in dieser Hinsicht hervorgehoben zu werden, daß die Auswahl des Viehs



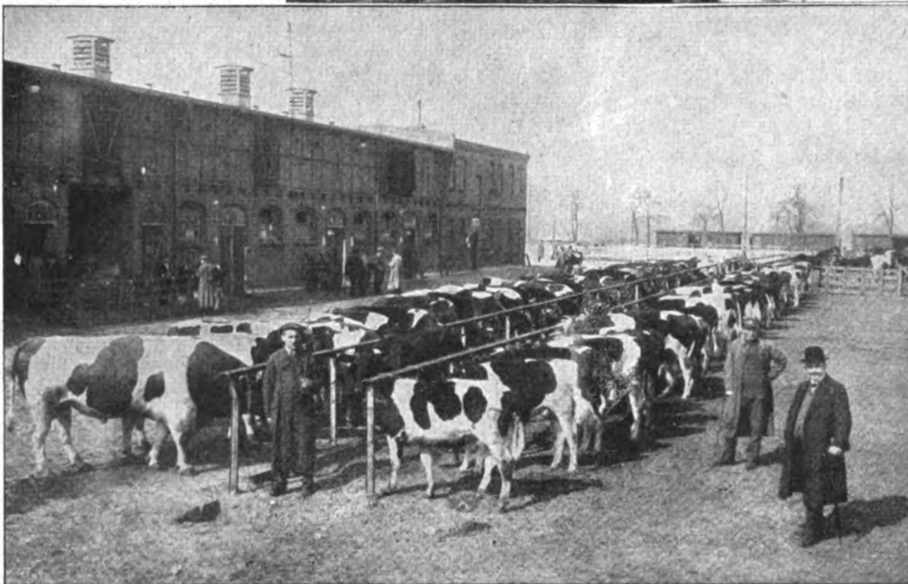
Abtrieb verkaufter Ferkel.

selbst weitgehenden Ansprüchen gerecht wird und jeder Käufer gerade die Tiere aussuchen kann, die sich für seine Zwecke am besten eignen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man auch anderwärts derartige Magerviehmärkte geschaffen, so zum Beispiel in Wittenberge, Altdamm, Guben, Trebbin usw.

Die Veranlassung zur Errichtung eines Magerviehhofes bei Berlin gab ein im Jahre 1895 gefaßter Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses, durch den die Staatsregierung veranlaßt wurde, der Stadt Berlin die Errichtung eines solchen Unternehmens in Lichtenberg nahezulegen. Die Stadt ging aber hierauf nicht ein, und es fand sich in den nächsten Jahren auch sonst niemand, der bereit gewesen wäre, das Projekt zu verwirklichen, wodurch die in veterinärpolizeilicher Beziehung unhaltbaren Zustände auf dem Schweine- und Gänsemarkt in Rummelsburg mit seinen noch dazu unpraktischen, engen Einrichtungen aufgehoben werden sollten.



Eine Abteilung im Innern des großen zweistöckigen Rinderstalles während des Marktes.



Zum Verkauf gestellte wertvolle Zuchtbullen. Im Hintergrund Gebrauchspferde.

Erst acht Jahre später nahm der Plan greifbare Gestalt an, als die von den Preußischen Landwirtschaftskammern gegründete Genossenschaft Zentrale für Viehverwertung (Viehzentrale) in Tätigkeit trat, mit Unterstützung der Staatsregierung den Bau des Magerviehhofes in Friedrichsfelde in Angriff nahm und den Betrieb im Juni 1903 eröffnete. Seitdem ist die Bedeutung des Magerviehhofes allseitig anerkannt worden, und der Verkehr hat sich von Jahr zu Jahr merkbar gehoben. Welchen Umfang er beispielsweise im letzten Friedensjahre 1913, also 10 Jahre nach seiner Eröffnung, angenommen hatte, lassen die damaligen Auftriebzahlen erkennen. Es wurden nämlich auf dem Magerviehhof gehandelt: 49 476 Kühe, 1867 Ochsen, 4179 Bullen, 18 535 Stück Jungvieh, 15 657 Kälber, 93 794 Jungschweine, 48 908 Ferkel, 1 823 945 Gänse, 107 750 Enten und 9520 Hühner. Im vergangenen Jahr stiegen nach Kriegsausbruch die Zufuhren an Rindern ganz bedeutend, und zeitweise war jeder verfügbare Raum mit Vieh voll besetzt. Seit Kriegsbeginn gingen übrigens auch etwa 10 000 Pferde über den Magerviehhof. Der Absatz erfolgte meist in wöchentlichen Versteigerungen, die stets einen sehr regen Zuspruch aufwiesen, so daß die Abhaltung von regelmäßigen Pferdemärkten sich auch in der Friedenzeit einbürgern dürfte. Der Eisenbahnverkehr war infolge der starken Zufuhren ein recht ausgedehnter und belief sich im Jahre 1914 auf 25 000 Waggons.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die ausgedehnten Einrichtungen und weitläufigen Markthallen auf dem Magerviehhof während des Krieges verschiedentlich von staatlichen Organisationen benutzt worden sind, die an-



Versteigerung von Pferden.

läßlich des Krieges ins Leben gerufen werden mußten. So hat z. B. die Kriegsleder-Aktiengesellschaft sämtliche Lagerhallen gemietet, darunter das große Wollagerhaus mit einer Bodenfläche von mindestens 15 000 Quadratmeter, um darin Kriegsgüter einzulagern. So hat der Magerviehhof in Friedrichsfelde auch im Kriege gezeigt, wie notwendig und willkommen derartige Marktanlagen für die Viehwirtschaft sind, und wie mannigfach sich ihre Gebrauchsmöglichkeiten auch außerdem herausgestellt haben.

Die sieben Herzgeschichten.

Skizze von Margot Isbert.

Eigentlich wollte ich die Herzgeschichten nicht erzählen. Vielleicht, weil sie wie feine, gläserne Kostbarkeiten sind, die leicht zerbrechen, wenn man sie anfaßt. Vielleicht, weil man die Geschichten toter Herzen in Vergessenheit ruhen lassen soll.

Aber dann kam ein Tag, an dem die Kastanien vor Lilys Fenster hell blühten von tausend weißen Kerzen. Das Fenster stand weit offen; der Wind bewegte die Gardinen, und drinnen waren wir beide allein, Lily und ich. Wir sprachen über dies und das. — Und da der Raum so still und hell war von dem feierlichen Kerzenblühen draußen, darum geschah es wohl, daß es ihr einfiel, zu sagen: „Nun sollst du mir die Geschichte von den Herzen erzählen."

Ich sah nach ihrer Hand hinüber, sah da das goldene Band, das sich um ihren Arm spannte, und die sechs Herzchen, die kühl und schwer auf der weißen Haut lagen. Sie waren allesamt mit kleinen, mattgoldenen Ringlein am Armband befestigt; ein Ringlein aber, das siebente, war leer. — Da dachte ich, daß nun die rechte Stunde sei, um die Herzgeschichten zu erzählen.

Dies sind sie:

Es war einmal eine junge Herzogin, die war wie alle Herzoginnen, die in Märchen vorkommen, über alle Maßen schön. Sie war so schön, daß der Herzog, ihr Gemahl, sie nicht anschauen konnte, ohne immer wieder in Staunen zu versinken. Sie war so schön, daß all die schlanken, weißseidenen Pagen, die an den großen Festen ihre Schleppe trugen, und die Ritter in den grauen Eisenrüstungen und die hohen Herren und Fürsten nur sie sahen unter all den Frauen und sie nie wieder vergessen konnten und fern von ihr nicht mehr froh wurden.

Jeder liebte die schöne Herzogin. Sie aber liebte keinen. Ihr Gesicht unter dem goldenen Haar war so ruhig und kühl wie eine matte Perle. Wie ein wundertätiges Bild war sie, vor dem alle knien, und das sich doch zu keinem neigt. Nie hatte sie jemand weinen sehen. Als der Herzog in die Schlacht zog, stand sie im Erker und ließ ihr weißes Schleiertuch wehen. Er wandte sich auf seinem Pferd und sah zurück, ob sie wohl das Tuch an die Augen führen mochte, um eine Träne zu trocknen. Aber das tat sie nicht. Sie lächelte noch, als sein Roß längst im tiefen Tal verschwunden war. Sie ging mit ihrem rätseltiefen Lächeln durch alle Tage hin. Und als der Herzog wiederkam, war sie so still und wunderschön wie stets.

Männer haßten sich ihretwegen. Blut floß um die schöne Herzogin; Tränen flossen um sie. Des Nachts stand vor der Tür ihres Gemaches der jüngste ihrer weißseidenen Pagen. Er stand mit einem Kranz von Rosen in seinem dunklen Haar und wartete. Einmal aber hörte er sie im Schlafe lachen. Ihr Lachen war wie klingendes Glas, hell und kalt. Da fror den kleinen Pagen, und er nahm den Kranz aus dem Haar und ging.

Nun geschah es aber, daß ein fremder Narr im bunten Kleid eines Abends über die Zugbrücke kam und vor der Herzogin zu singen begehrte. Sie ließen ihn ein und führten ihn in den Saal. Der war hell von Kerzen und schönen Frauen, und der fremde Narr ging durch ihre Reihen hin ohne Gruß. Vor der Herzogin aber neigte

er das Knie, und seine Seele erschrak vor ihrer Schönheit. Er setzte sich zu ihren Füßen nieder und sang ihr seine lustigen Lieder und erzählte scherzhafte Dinge bis spät in die Nacht hinein. Was er sagte, war so froh und leicht, daß alle Damen und Herren im Saal laut und herzlich wie Kinder lachten. Die Herzogin aber spielte mit des fremden Mannes bunter Schellenkappe und ließ die Glöckchen klingen und lächelte still und tief.

„Du sollst hier bleiben und mein Narr sein", sagte sie.

Aber der fremde Narr stand auf, und das Licht in seinen Augen war ausgelöscht. „Ich will nicht bei euch bleiben, Frau Herzogin!" sagte er. Aber niemand anders als sie selbst hörte es.

In der tiefen Nacht, als alles schlief, trat die schöne Herzogin aus ihrem Gemach. Ihr Kleid war weiß; weiß waren ihre Hände und weiß ihr stilles Gesicht. In der Halle drunten lag am erloschenen Feuer der fremde Narr und schlief.

Sie stand auf den Stufen und neigte sich vor und sah ihn da liegen in seinem bunten Kleid. Hell von Mondschein war die Halle. Der Narr erwachte von der Nähe der schönen Frau und richtete sich auf. „Warum seid ihr gekommen, Frau Herzogin?" fragte er.

Sie stand zwischen den Türpfeilern, weiß und kühl wie ein Bild. „Du sollst hierbleiben und mein Narr sein", sagte sie. „Ich gebe dir Gold zum Lohn."

Da kam er näher zu ihr hin, und als er gerade und frei zu Füßen der Stufen stand, sah sie, daß er von ritterlichem Wuchse war. Er hob den Kopf und blickte sie an und blickte lange in ihr Gesicht.

„Frau Herzogin," sagte er, „ich will nicht um Goldeslohn einer Frau dienen, die kein Herz hat."

Sie stand und regte sich nicht. Sie lächelte noch immer. Der fremde Narr aber nahm aus seiner Tasche ein goldenes Herz, faßte die weiße Hand der Frau, zog sie dicht und nahe zu sich heran und befestigte an dem schmalen Goldreif, den sie um den Arm trug, das kleine, güldengelbe Herz. Dann wandte er sich und ging.

Die Herzogin sah ihm nach und hob die Hand, in der das goldene Geschmeide schwer wie ein rötlicher Tropfen hing. Nun hat er mir ein Herz geschenkt! dachte sie. Es schien ihr fast, als müsse sie froh sein darob. Sie neigte ihren Kopf tiefer auf das goldene Herz, stand reglos lange Zeit und sah es an. Dann aber wurde ihr Sinn traurig und schwer, und eine dunkle Wärme stieg ihr vom Herzen herauf in die Augen. Es fielen Tropfen auf das Geschmeide, wie Tau auf Blumen fällt.

Und die junge, wunderschöne Herzogin weinte um den fremden Mann.

* * *

Lange Zeit lag das goldene Band mit dem kleinen Herzen unberührt in einer Truhe. Lange Zeit war die schöne Herzogin schon tot. Dann aber kam ihr Armband mit anderem Geschmeide im Brautschatz einer jungen Prinzessin nach Welschland.

Jahre kamen, und Jahre gingen hin.

Und einmal fand der junge Marquis das Armband seiner deutschen Ahnfrau, das vergessene Band mit dem goldenen Herzchen. Er nahm es aus der Truhe und freute sich an der weichen Gliederung des Reifes, und am selben Abend legte er es seiner reizenden Frau Marquise ums schmale Handgelenk.

Nun war aber diese Marquise eine allerliebste kleine Dame. Sie war begeistert von dem Armband, die kleine Marquise. Sie legte es um ihren weißen Arm und sagte erstaunt, mit leicht emporgezogenen Brauen: „Sieh nur, sie hatte nur dieses einzige kleine Herz, deine Ahnfrau! Mon dieu, muß die langweilig gewesen sein!"

„Die Ahnfrau, die es trug, war eine deutsche Herzogin", sagte der Marquis, und das erklärte alles.

Es gab aber fortan ein neues, unendlich reizvolles Spiel für Madame: sie sammelte Herzen.

Im Frühling empfing sie an jedem Mittwoch nachmittag den Gesandten vom spanischen Hof in ihrem blauen Kabinett. Der Gesandte war jung, sehr jung. Wenn er die Spitzen seiner Ärmel zurückschlug, zeigte er wundervoll weiße, zartgeformte Hände. Er verstand es, die angenehmsten Dinge zu sagen. Er sagte auch kühne Dinge. — Aber die kamen so zärtlich leise, daß man sie gut überhören konnte — wenn man wollte. Nur daß man eben nicht wollte.

Und da es Frühling war, seufzte die kleine Marquise. Und da es Frühling war, küßte sie der spanische Graf. — Als er dann ging, ließ er ein kleines Herz mit matten Türkisen an dem goldenen Armband zurück.

* * *

Im Sommer, den ganzen, langen Sommer über, war viel Leben in dem kleinen Lustschloß vor Paris. Der Marquis hatte alle seine Freunde eingeladen und die Marquise die ihren. Sie trug in diesem Sommer die wunderbarsten Gebilde von zarten, großgeblümten Seidenkleidern, die den feinen Hals mit gelblichen Spitzen umrahmten und sich in schweren, breiten Faltentuffs um ihre kleine Schönheit bauschten. Man tanzte manche Nacht hindurch auf dem Rasen vor dem weißen Schloß; man band Kränze von Sonnenblumen; und jeden Tag klangen im Park die fröhlichen Stimmen der schönen Frauen und Kavaliere. Zwischen dunklen Buchsbaumhecken, zwischen zierlichen Laubengängen von Rankrosen lag fern am Ende des Parkes, zärtlich ins Grün gebettet, ein kleiner, weißer Pavillon.

Es war aber unter den Kavalieren ein junger Offizier von des Königs Leibgarde, der liebte die kleine Marquise sehr. Warum lag auch der weiße Pavillon so fern und still hinter verschnittenen Hecken? Schwer wie Gold tropfte das Licht herein; hoch über den höchsten Spitzen der alten Bäume stand das tiefe, süße Blau des Sommerhimmels. Über dem Wasserbecken lag gründurchleuchtet die Helligkeit. — Mußte da nicht die kleine Marquise auf den Gedanken kommen, ihre hellen Schuhe auszuziehen, die seidenen Strümpfe abzustreifen und ihre schmalen, niedlichen Füße in das verlockend kühle Wasser zu tauchen! — Dann kam, was nicht anders zu erwarten war: der junge Offizier küßte all die kleinen, hellen Wassertröpfchen von den weißen Frauenfüßen hinweg. Und so begann die Sommerliebe der kleinen Marquise.

Als der Sommer zu Ende war, hing an ihrem Goldband ein neues kleines Herz von gelbem Topas.

* * *

Dann kam der Herbst.

Die Gäste zogen sich einer nach dem anderen zur Stadt zurück. Nur der Marquis blieb noch eine Weile in dem verlassenen weißen Schloß mit seiner jungen Frau. Und das war ein Fehler von ihm. Denn was soll eine junge, liebliche Frau, die eben nichts weiter als schön und bewundert sein will, allein mit ihrem Mann in einem einsamen Haus vor der Stadt anfangen? Darf man sich da wundern, daß sich die arme, kleine Marquise vor lauter schrecklicher Langweile in ihren eigenen Mann verliebte? Er selbst war außerordentlich erstaunt, als er es merkte. Aber als er sich von seinem

Staunen erholt hatte, nahm er das Geschenk ihrer Liebe sorgfältig und behutsam wie ein kostbares Spielzeug in seine Hände und fand, daß von allen reizenden Launen seiner Frau diese entschieden die reizendste war.

Sie lebten zwei ganze Monate lang ein kleines Idyll in ihrem weißen Schlößchen . . .

Dann aber wünschte sich Madame nach Paris zurück und wünschte sich außerdem ein kleines Herz von Amethyst in Gold gefaßt. Das schenkte ihr der dankbare Marquis; und da man es durch einen Druck auf eine verborgene Feder öffnen konnte, legte er, gerührt und stolz zugleich, eine Locke von seinem dunklen Haar hinein.

* * *

Nun aber ereignete sich etwas, das die kleine Marquise nie und nimmer erwartet hatte. Derjenige nämlich, den sie auserfehen hatte, ihre Sammlung wieder zu vermehren, war durchaus nicht geneigt, ihren Wunsch zu erfüllen. — Wie hatte Madame auch gerade auf ihn verfallen können! Er war nicht von hohem Adel; er war still und ungeschickt und bei alledem noch ein Philosoph!

Die Marquise reichte ihm ihre Hand zum Kuß, und auf der kleinen, feinen Frauenhand lagen, vom Armband gehalten, die vier Herzen.

Die Marquise plauderte lauter allerliebsten, törichten Unsinn. — Sie schmollte und lachte, und ihre dunklen Augen waren ganz erfüllt von Verlangen. Aber er schien das alles nicht einmal zu merken, denn gerade die klügsten und gelehrtesten Männer sind ja in diesem Punkt oft so ungeschickt wie nur möglich.

Aber dann kam doch ein Tag, an dem der Philosoph den dunklen, feuchten Augen nicht länger widerstehen konnte. — Und da er ein Philosoph war, glaubte er, daß dies, was nun kam, die große Liebe sei, von der in Büchern steht. Und da er ein Philosoph war, konnte er nicht weiterleben, als er sah, daß die reizende, kleine Marquise nichts weiter von ihm gewollt hatte als ein wenig Zeitvertreib und sorglose Spielerei. Als sie merkte, wie bitterernst dieses Spiel zu werden begann, zog sie mit einer unbeschreiblich erstaunten Gebärde ihre schmale Hand zurück und sagte mit einem Lächeln, in dem Erschrecken und Unwille war: „Aber ich bitte, mon cher ami, nur keine Sentimentalitäten. . . .!" — Da war der Philosoph konsequent genug, mit dem Leben aufzuräumen, wie man alten, nutzlos gewordenen Flitterkram zu den Lumpen wirft. Jedoch ehe er von ihr ging, schenkte er ihr ein kleines, feines Herz aus Gold, mit Smaragden besetzt. Sie hatte es sich so s e h r gewünscht! Und da er ja für sich selbst nichts mehr brauchte, gab er sein letztes Geld dafür aus. . . .

Die Marquise aber weinte dann doch eines Nachts in ihrem großen Bett mit der vergoldeten Schnitzerei und dem Himmel aus schwerem Brokat, den kleine Engelsfiguren hielten. Sie weinte sich in Schlaf und sah am nächsten Morgen, daß ihre schönen Augen dunkle Ränder hatten. Da erschrak sie so sehr, daß sie beschloß, ihre Herzensammlung endgültig aufzugeben. Sie rief ihren kleinen Hund Bijou herbei; der hatte ein weiches, seideglänzendes Fellchen, das so glatt wie schwarzer Atlas war. — Und in Zukunft trug nun also das Hündchen Bijou das Goldband mit den fünf Herzen um seinen Hals. Alle Damen und Herren, die es sahen, fanden es scharmant und äußerst apart.

* * *

Es war wohl das Schicksal des Armbandes, daß es immer wieder eine Weile vergessen lag. Aber einmal geschah es, daß es ein junger Offizier mit anderen Andenken bei sich trug, als er nach Deutschland zog, um gegen den großen König Fritz zu kämpfen. Er hatte es mitgenommen, weil es so leicht und niedlich war mit den zierlichen Herzgeschmeiden, und weil es seine kleine Schwester, die früh gestorben war, und die er sehr liebte, getragen hatte. — Von seiner Großmutter, der Marquise, die zu Spiel und Zeitvertreib die Herzen gesammelt und sie dann ihrem schwarzen Hündchen als Halsband umgehangen hatte, wußte der junge Marquis nichts.

Nun traf es sich, daß er auf seiner Fahrt ins deutsche Land einige Wochen in der alten Freien Reichsstadt am Main bleiben mußte und da in einem Patrizierhaus im Quartier lag. Man war in diesem Haus den Franzosen nicht eben abgeneigt und schimpfte zuweilen tüchtig auf den Alten Fritz, der es so kühn mit aller Welt aufnahm. Einen rechten Streithahn nannten sie den König, und besonders der Hausherr, der Herr Senator, konnte ihn ganz und gar nicht leiden. — Nun ist ja anzunehmen, daß der große Preußenkönig diese Abneigung, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre, mit Fassung getragen hätte. Aber da er sie nicht einmal kannte, braucht sie auch nicht weiter erwähnt zu werden, denn sie hat mit den sieben Herzgeschichten durchaus nichts zu tun.

Dagegen muß ich von der kleinen Lotte, des Senators Tochter, reden, die mit einem würdigen und angesehenen Kaufmann, der sich Theodor Semmelmann nannte, verlobt war. — Als der Marquis ins Haus kam und sie zuerst sah, trug sie ein Hängerkleidchen aus leichtgeblümtem Stoff, und über ihren niedlichen Ohren hingen Löckchen von einer dunklen, schweren Goldfarbe. Unter ihrer Brust war ein schmales Band von kornblumenblauem Samt geknüpft, und im Haar trug sie eine Schleife von derselben Farbe. Solch ein schlankes, leichtes Dingelchen war sie, daß der Marquis große Lust verspürte, sie auf seinem Arm die breite Treppe hinaufzutragen, bloß um seine junge Kraft zu erproben.

Lange Zeit war sie sehr scheu und wagte kaum mit ihm zu sprechen. Wenn er sie im Gang oder auf der Treppe traf, erschrak sie so sehr, daß er unter ihrem hellen Kleidchen das fliegende Klopfen ihres Herzens sehen konnte. Dann aber wurde sie langsam zutraulich und lächelte ihn an, wenn er kam und ging, und mit der Zeit begann sie auch mit ihm zu plaudern. Es war unendlich köstlich, dieses kleine, scheue Frauenseelchen, langsam vertraut und lebhaft werden zu sehen. Schließlich waren sie ganz gute Freunde, die beiden. Nur wenn ihr Bräutigam da war, der vorzügliche Herr Theodor Semmelmann, in seinem braunen Schwalbenschwanz mit den blanken Knöpfen und den blanken Augen hinter den Brillengläsern, dann saß sie still und sehr wohlerzogen auf ihrem steiflehnigen Stuhl, die Hände im Schoß und ganz versunken in Andacht und achtungsvolles Staunen über jedes Wort, das der Herr Bräutigam sagte.

„Theodor ist so sehr vollkommen", sagte sie zu dem Leutnant und nickte ernsthaft dazu. Und wahrscheinlich hätte sie sich sehr gewundert, wenn er ihr gesagt hätte, daß er den Herrn Theodor von Tag zu Tag unausstehlicher fand; ja, daß er geradezu etwas darum gegeben hätte, wäre dieser Herr Theodor spurlos von der Bildfläche verschwunden!

Dann sollte die Hochzeit sein, und er, der Herr Marquis, wurde zu diesem Fest des alten, ehrwürdigen Bürgerhauses eingeladen. — Nun muß ich leider gestehen, daß er in seinem Sinn dies alles eine ganz verwünschte Komödie nannte, aber als Mann von Welt ließ er sich das natürlich nicht merken, sondern wohnte mit guter

Haltung der Feier bei. Er sah die kleine Lotte in ihrer weißseidenen Pracht mit Kranz und Schleier, und das Herz tat ihm sehr weh dabei. Er sah sie beim Festmahl mit großen, ängstlichen Augen neben dem gravitätischen Bräutigam sitzen, der ihr ab und zu leise und wohlwollend eine Ermahnung zuflüsterte. — Nach dem Festmahl aber ging er, der Marquis, zu ihr hin und nannte sie zum erstenmal „Madame" und sprach mit ihr, das heißt, er machte ein paar höfliche Phrasen und wünschte sich von ganzer Seele hundert Kilometer weit fort. Da aber das Schicksal zuweilen ganz seltsam mit den Menschen spielt, mußte es gerade jetzt geschehen, daß man die beiden eine Weile ganz allein und ungestört miteinander reden ließ. Die Hausfrau unterhielt sich mit den Damen. Der Herr Senator strahlte vor Wohlwollen und väterlicher Würde und ließ seine besten Weine auftischen, und der Bräutigam machte aufmerksam und höflich die Honneurs und merkte gar nicht, daß seine kleine Braut aus dem hellen Festsaal verschwand. Sie ging mit dem Marquis über die stille Diele des alten Hauses hin und blieb dann plötzlich in einer Treppennische stehen, als sei sie viel zu müde, um noch einen einzigen Schritt zu tun. Ganz fern und verworren klangen die Stimmen der Gäste. Der kleinen Lotte war traumhaft und seltsam schwer zumut. Sie zitterte, und all die rauschenden Seidenfalten ihres weißen Kleides zitterten leise mit.

Der Marquis aber nahm eine kleine Schachtel aus seiner Tasche. Die öffnete er, hielt nun das Goldband mit den Herzen und fügte noch ein neues Herzchen dazu. Das war von mattem Gold, und zwei graue Perlen lagen wie Tränen darauf. Er löste das Schloß des Armbandes und legte es der kleinen, zitternden Braut um die Hand.

„Ich danke Ihnen!" sagte sie. Sie hätte gern noch mehr gesagt, aber sie fühlte eine der kostbaren Minuten nach der anderen verrinnen, ohne daß sie den Mut dazu fand.

Dann gingen sie zusammen in den Festsaal zurück als zwei wissende Menschen, die nun immerdar zueinander gehörten, ob sie sich auch nie mehr begegnen mochten.

* * *

„Dies war die letzte der Herzgeschichten", sagte ich. „Nun habe ich sie dir alle erzählt."

Eine Weile ist Schweigen zwischen uns.

Warum war nie eine Frau glücklich, die das Band mit den Herzen trug? Warum mußten auf jedes dieser kleinen, goldenen Dinger Tränen fallen? — —

Dann aber steht Lily auf und geht durch das Zimmer hin. In einer Schachtel auf ihrem Schreibtisch liegt ein kleines Herz, tiefrot von leuchtenden Rubinen. Und sie nimmt dieses siebente Herzchen und befestigt es an dem letzten leeren Ringlein.

„Lily . . ?" sag ich.

Sie nickt und sieht mich an. In ihren Augen ist eine tiefe, ruhige Glückzuversicht. Und ich weiß nun, daß in diesem hellen Mädchenzimmer, vor dessen Fenster die Kastanien blühen, acht lange Kriegsmonate hindurch Hoffnung und Zuversicht daheim gewesen sind und das stille, tapfere Warten auf einen, der draußen für des Landes Ehre kämpft . . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 28. Berlin, den 10. Juli 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.



Die sieben Tage der Woche.

29. Juni.

Die Armee des Generals v. Linsingen hat den Feind in der Verfolgung auf der ganzen Front von Halicz und Firlejow über die Gnila-Lipa geworfen. — Nördlich Rawaruska und nördlich Cieszanow drangen die verbündeten Truppen auf russisches Gebiet vor. Tomaszow ist erobert. — Der Feind beginnt seine Stellungen am Tanew-Abschnitt und am unteren San zu räumen.

30. Juni.

In Ostgalizien sind an der Gnila-Lipa und am Bug Kämpfe im Gange, die für uns erfolgreich verlaufen. Zwischen Bug und Weichsel weicht der Gegner weiter zurück. Die seinen Rückzug deckenden Nachhuten wurden gestern überall angegriffen und geworfen. Unsere Truppen haben die Tanewniederung durchzogen und den Höhenrand bei Frampol und Zaklikow gewonnen. — Zawichost im Weichselgebiet wurde von unseren Truppen besetzt.

Aus Skutari wird gemeldet, daß die Stadt von den Montenegrinern besetzt worden ist.

1. Juli.

In Ostgalizien dauern die Kämpfe an der Gnila-Lipa und im Raume östlich Lemberg fort. — Westlich der Weichsel folgten unsere Truppen dem weichenden Gegner bis vor Tarlow.

2. Juli.

Im Westteil der Argonnen werden die feindlichen Gräben und Stützpunkte nordwestlich von Four de Paris in einer Breite von 3 Kilometer und einer Tiefe von 200—300 Meter von württembergischen und reichsländischen Truppen erstürmt.

In mehrtägigen erbitterten Kämpfen haben die verbündeten Truppen der Armee Linsingen die Russen aus der sehr starken Gnila-Lipa-Stellung, abwärts Firlejow, geworfen. — Westlich der Weichsel griffen unsere Truppen die feindlichen Stellungen bei Tarlow an und eroberten Jozefow.

Auf der Rückkehr von einer Vorpostenstellung trifft ein Teil unserer leichten Ostseestreitkräfte zwischen Gotland und Windau auf russische Panzerkreuzer. Im Verlauf der Einzelgefechte vermochte S. M. S. „Albatros" nicht, den Anschluß an die eigenen Streitkräfte wiederzugewinnen. Nach zweistündigem schwerem Kampfe gegen vier Panzerkreuzer, die mit der Beschießung auch innerhalb der schwedischen Hoheitsgewässer fortfuhren, mußte das Schiff infolge zahlreicher Treffer in sinkendem Zustande bei Oestergarn auf Gotland auf den Strand gesetzt werden.

Porfirio Diaz, der ehemalige Präsident der mexikanischen Republik, ist in Paris gestorben.

3. Juli.

Nördlich des Dnjestr dringen unsere Truppen unter Verfolgungskämpfen über die Linie Mariampol—Narajow—Miasto gegen den Zlota-Lipa-Abschnitt vor. — Auch am Wyznica-Abschnitt zwischen Krasnik und der Mündung faßten deutsche Truppen auf dem Nordufer Fuß.

4. Juli.

Die Armee des Generals v. Linsingen ist in voller Verfolgung gegen die Zlota-Lipa. — In Russisch-Polen werden die Höhen bei Krasnik genommen.

Die Engländer versuchten einen größeren Flugzeugangriff gegen unsere Stützpunkte in der Deutschen Bucht der Nordsee anzusetzen. Der Versuch scheiterte. Unsere Luftschiffe stellten die englischen Streitkräfte in der Höhe der Insel Terschelling fest und zwangen sie zum Rückzug.

5. Juli.

An der Dardanellenfront versenkt ein deutsches Unterseeboot von Sedd-ul-Bahr einen französischen Transportdampfer.

Ein englischer Angriff nördlich von Ypern und ein französischer Vorstoß auf Souchez werden blutig abgewiesen. — Im Priesterwalde wurde ein weiterer Erfolg erzielt.

Das Geheimnis der deutschen Organisation.

Von Prof. Dr. Paul Eltzbacher, Berlin.

In der letzten Zeit stellen die englischen Blätter an das Volk und die Regierung die entschiedene Forderung, eine der deutschen ebenbürtige nationale Organisation zu schaffen. Diese Forderung zeigt, wie wenig Verständnis man in England immer noch dem deutschen Geiste entgegenbringt, selbst nach elf Monaten des Kampfes, die doch eigentlich unseren Gegnern Gelegenheit gegeben haben sollten, einen tieferen Einblick in unser Wesen zu tun. Man fordert Nachahmung unserer nationalen Organisation, als wenn diese etwas wäre, was wir uns äußerlich angeeignet hätten, und was sich jedes andere Volk bei einigem guten Willen ebenfalls aneignen könnte.

Die organisatorischen Leistungen des deutschen Volkes, wie sie bereits im Frieden hervorgetreten sind und jetzt im Kriege das Staunen der Welt erregen, sind ein Erzeugnis des deutschen Geistes, aus dem innersten Wesen des deutschen Volkes hervorgegangen und ohne dieses Wesen nicht nachzuahmen. Ein anderes Volk, das eine solche Organisation schaffen wollte, müßte die unmögliche Aufgabe lösen, auf sich selbst zu verzichten und sich ganz mit deutscher Wesensart zu erfüllen.

Die Organisation eines Volkes kann auf zwei Grundlagen beruhen: auf freiem Zusammenschluß oder auf staatlicher Anordnung. Die erste Art der Organisation baut sich von unten nach oben auf, durch Sitte, Brauch und Vertrag. Alles Vereinswesen fällt unter diese Art der Organisation. Sie ist das Ideal des Anarchismus, aber auch des älteren Liberalismus. Sie überwiegt in England und Amerika. Die zweite Art der Organisation ist von oben herab geschaffen. Sie gründet sich auf Gesetz, Verordnung, staatlichen Befehl, also auf Autorität.

Sie tritt uns im Staat und in den mannigfachen, ihm eingegliederten öffentlichrechtlichen Verbänden entgegen. Vorzugsweise auf diese Form der Organisation baut der Konservatismus, aber auch der vorgeschrittene Sozialismus. Sie herrscht in Rußland. In Deutschland haben wir beide Formen in höchster Entwicklung.

* * *

Unser freies Organisationswesen ist freilich im Ausland wenig bekannt. Man glaubt und empfindet dabei eine Befriedigung, unsere ganze Organisation auf staatlichen Zwang zurückführen zu können. Kein Engländer würde es glauben, daß die deutschen Gewerkschaften nach Mitgliederzahl und Bedeutung die alten englischen weit hinter sich gelassen haben. Diesen großartigen Vereinigungen der Arbeiter stehen in Deutschland nicht minder bedeutende der Arbeitgeber gegenüber. Die Produzenten sind in die mannigfachsten Verbände gegliedert, und in jüngster Zeit haben auch die Konsumenten mehr und mehr den Weg zum kraftvollen Zusammenschluß gefunden. Politische Vereinigungen, wie die sozialdemokratische Partei, die Zentrumspartei, der Bund der Landwirte, sind erstaunliche organisatorische Leistungen. Seit Ausbruch des Krieges hat die freie Organisation in Deutschland wahre Triumphe gefeiert auf dem Gebiet der Arbeitsvermittlung, der Kreditbeschaffung, der Volksernährung und vielen anderen.

Das klassische Land der freien Organisation ist England. Die großen organisatorischen Leistungen, die dort vollbracht worden sind, beruhen ganz überwiegend auf freiem Zusammenschluß. Dieser Zusammenschluß wird sehr erleichtert durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Menschen und ihrer Anschauungen. Unter dem Einfluß seiner geographischen Abgeschlossenheit hat das englische Volk seine Eigenart sehr ruhig und ungestört entwickeln können, und so ist es früher als wir zu einer zwar nicht sehr tiefen, aber reifen und abgeklärten Kultur gelangt. Sitten und Anschauungen haben sehr gleichmäßige Formen angenommen. Kein Engländer der besseren Klassen schwankt darüber, wann er seine Mahlzeiten einzunehmen oder wie er sich bei einem bestimmten Anlaß zu kleiden hat. Wenn wir einen gebildeten Engländer über freie Liebe oder Sonntagsruhe oder die Peterskirche befragen, so wird er uns nicht sagen, was er über diese Dinge selber denkt, sondern was seiner Meinung nach ein Gentleman darüber zu denken hat. Diese Gleichförmigkeit der Menschen und ihrer Anschauungen hat sehr große Nachteile, vor allem ist sie ein Hindernis der Weiterentwicklung. Ihr unzweifelhafter Vorteil liegt darin, daß sie jede Art des freien Zusammenschlusses erleichtert.

Bei uns in Deutschland liegen die Dinge ganz anders. Von Einförmigkeit ist nicht die Rede. Keine feste Tischzeit, keine feste Besuchszeit, keine herrschende Mode, am allerwenigsten aber vorgeschriebene Meinungen. Bei keinem Volk vielleicht macht sich im guten wie im schlechten die persönliche Eigenart so sehr geltend wie bei uns. Damit ist aber aller freie Zusammenschluß notwendig in hohem Maße erschwert.

Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden. Als die Verhältnisse, die immer mehr verschärften wirtschaftlichen und politischen Kämpfe mehr als früher den freien Zusammenschluß geboten, da hat man in Deutschland nicht gerastet und geruht, bis man die Wege zu solchem Zusammenschluß gefunden hatte. Verstandeskraft und Bildung haben sich vereint, um die richtigen Formen der Organisation zu finden, und dann sind die Selbstlosigkeit und die Pflichttreue dagewesen, deren es bedurfte, um sich in die Organisationen einzuordnen und ihr dauerndes Wirken zu sichern. Ein Beispiel hierfür ist die Sozialdemokratie. Wie verschiedene Richtungen enthält diese Partei! Wie stark machen sich in der Presse und auf den Parteitagen die Gegensätze geltend! Trotzdem hat sich die Partei bisher immer noch als ein Ganzes zu erhalten gewußt, der Einzelne hat seine Sondermeinung dem Wohle des Ganzen untergeordnet, und durch die Verschiedenheit der Richtungen hat die Partei keine Schwächung, sondern vielmehr eine Stärkung erfahren.

Unsere freien Organisationen sind uns nicht als ein Geschenk in den Schoß gefallen. Unter Ueberwindung großer innerer Widerstände haben wir sie uns mit schwerer Mühe erringen müssen. Ein um so köstlicheres Besitztum sind sie jetzt für uns. Die Sonderart der Einzelnen, die ihr Zustandekommen und Fortbestehen erschwerte, füllt sie zugleich mit kräftigem Leben und verbürgt ihre gesunde Weiterentwicklung.

Neben den freien Organisationen steht in Deutschland ebenbürtig die staatliche Organisation. Ungeheure Aufgaben hat unser Staat zusammen mit den ihm eingegliederten öffentlichrechtlichen Verbänden schon im Frieden übernommen. Das Heer, die Flotte, die Eisenbahn- und Postverwaltung, die Arbeiterversicherung sind Organisationen, die durch ihren Umfang wie durch das Ineinandergreifen aller ihrer Teile Bewunderung erregen. Während des Krieges hat die staatliche Organisation eine Erweiterung erfahren, die selbst in Deutschland wenige für möglich gehalten hätten, durch die staatliche Sicherung der Rohstoffe für unsere Industrie und der Nahrungsmittel für unsere Bevölkerung. Eine Aufgabe, wie die Beschlagnahme alles Brotgetreides, seine Verteilung über das ganze Land und die Regelung des Brotverbrauches nach Beschaffenheit und Menge, ist im Handumdrehen gelöst worden.

Unsere staatliche Organisation ist dem Ausland wohlbekannt, aber sie ist ihm ein Rätsel. Deutlich kommt dies bei dem hervorragenden englischen Humoristen Jerome K. Jerome zum Ausdruck. „Der Deutsche ist ein Soldat, und der Polizist ist sein Offizier. Er sagt ihm, wo er auf der Straße gehen soll, und wie schnell er gehen soll. Wenn du verloren gehst, findet er dich, und wenn du etwas verlierst, bringt er es dir zurück. ‚Du brauchst nur geboren zu werden', sagt die deutsche Regierung, ‚und wir tun das übrige. Zu Hause und draußen, in Krankheit und Gesundheit, bei der Arbeit und beim Vergnügen, wir sagen dir, was du zu tun hast, und wir sorgen dafür, daß du es tust.' Eine Haupttugend der Deutschen ist es, daß sie so leicht abzurichten sind: sie tun alles, was man ihnen befiehlt. Das Merkwürdige ist nur, daß derselbe Mann, der als einzelner so hilflos ist wie ein Kind, sobald man ihn in eine Uniform steckt, ein vernünftiges Wesen wird und die Fähigkeit zu selbständigem, verantwortlichem Handeln bekommt."

Das ist die allgemeine Auffassung, wie sie neuerdings namentlich in dem Schlagwort Militarismus zum Ausdruck kommt. Man führt die straffe staatliche Organisation der Deutschen auf geistlose Unterordnung zurück. Und man versteht nicht, wie ein Volk, dessen Wesen man in stumpfsinnigem Gehorsam erblickt, die Führer aufbringt, deren selbständiges Handeln der Organisation erst Leben einhauchen kann. Wo ist die Lösung dieses Rätsels?

Die Unterordnung eines Volkes unter staatliche Anordnung kann auf stumpfem Gehorsam beruhen. So ist es auf niedrigen Kulturstufen. Der russische Bauer

fügt sich den Anordnungen des Zaren, ohne zu wissen, warum. Die Soldaten, die 1904 gegen Japan und die 1914 gegen uns ins Feld rückten, wußten zum großen Teil nicht einmal, daß es sich um einen Krieg handelte. Aber es gibt auch eine höhere Art des Gehorsams, die Unterordnung freier Menschen. Es ist die Unterordnung, bei welcher man sich als Glied eines sittlich wertvollen Ganzen fühlt und sich bewußt ist, an persönlicher Würde nicht zu verlieren, sondern zu gewinnen. Sehr deutlich kommt ihr Wesen zum Ausdruck in dem Satze, daß man gehorchen gelernt haben muß, um befehlen zu können. Das ist die Unterordnung des deutschen Volkes. Unser Offizierkorps ist ihr schönstes Beispiel. Im Jahre 1849 hat Bismarck die preußische Armee den wahrsten Repräsentanten des preußischen Volkes genannt; von der deutschen Armee und dem deutschen Volke gilt heute das gleiche. In diesem Sinne können wir es mit Stolz bejahen, wenn unsere Gegner uns des Militarismus bezichtigen.

Deutschland ist auf engstes Zusammenhalten angewiesen, von jeher durch seine geographische Lage und neuerdings doppelt durch die Einkreisungspolitik seiner Gegner. Der beste Kitt für ein Volk aber ist die bedingungslose Unterwerfung eines jeden unter die Anordnungen der Staatsgewalt. Wir wissen, daß wir uns den Anordnungen unserer Staatsgewalt mit vollem Vertrauen unterwerfen können: seit König Friedrich Wilhelm I. der preußischen Verwaltung seinen Geist eingehaucht hat, ist sie mustergültig. Bei allen Veränderungen der Verfassung ist die preußische und später die deutsche Verwaltung sich treu geblieben, und die Unbestechlichkeit, die Pflichttreue, die Bildung des mäßig bezahlten deutschen Beamten und Offiziers sind über jeden Zweifel erhaben. So zögert niemand, das Opfer an persönlicher Freiheit zu bringen, das um des Vaterlandes willen notwendig ist. Aus der Vaterlandsliebe erwächst das Bewußtsein vom sittlichen Werte der Unterordnung. Der Satz des Paulus: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott“, wird vielleicht nirgends so tief empfunden wie im deutschen Volke.

Damit ist das Rätsel gelöst, über das sich das Ausland den Kopf zerbricht. Einem Volk, das in diesem Sinne gehorcht, kann es auch an Führern nicht fehlen. Deutschland ist das Land der Ideen. Unter denen, die an bescheidenstem Platze treu ihre Schuldigkeit tun, sind unzählige, die nach Einsicht und Bildung auch leitende Stellen auszufüllen geeignet wären. So steht für diese Stellen ein überreiches Material an begabten und gebildeten Menschen zur Verfügung. Diejenigen, die nicht nach oben gelangen, bemühen sich vielfach in Eingaben und Zeitungsaufsätzen um die Verwirklichung ihrer Gedanken. So fließt den leitenden Stellen ein ununterbrochener Strom fruchtbarer organisatorischer Ideen zu.

Die Freiheit, ja Freudigkeit der Unterordnung des einzelnen unter das Ganze ist es, die unserer staatlichen Organisation die Kraft und das Leben gibt. Wer in dieser Kriegszeit unsere Truppen mit fröhlichem Schritt ins Feld ziehen, die in knapper Zahl zurückgebliebenen Beamten sonntags wie alltags von früh bis spät arbeiten, unsere Bevölkerung sich jeder vorgeschriebenen Veränderung ihrer Lebensgewohnheiten willig unterwerfen gesehen hat, dem ist ein tiefer und erhebender Einblick in die geistigen Wurzeln unserer staatlichen Organisation zuteil geworden.

Unsere freien Organisationen wie unsere staatliche Organisation haben die gleiche Grundlage. Sie beruhen auf den Notwendigkeiten des so unendlich zusammengesetzten heutigen Lebens, besonders auf unserer schwierigen geographischen und politischen Lage. König Eduard VII. hat sich mit seinem Einkreisungsplan große Verdienste um die Organisierung Deutschlands erworben. Man muß an die Geschichte von der Sonne und dem Wind denken, die darum stritten, wer von ihnen einen Wanderer zuerst dahin bringen könne, seinen Mantel abzulegen. Im Sonnenschein des Friedens mag sich unsere Organisation lockern, in den Stürmen des Krieges wird sie immer fester werden.

Die eigentlichen Wurzeln unserer Organisation aber sind die Geisteskraft, die Bildung, die Pflichttreue und Opferwilligkeit des deutschen Volkes. Vereinzelt finden sich diese Eigenschaften bei manchen Völkern, in ihrer Vereinigung sind sie selten und gewiß bei keinem der gegen uns verbündeten Völker anzutreffen. Diese Wesensart hat es dem deutschen Volke möglich gemacht, die Gebote der Lage klar zu erfassen und das Nötige kraftvoll zu vollbringen, durch Schaffung freier Organisationen und durch willige Unterordnung unter die staatliche Organisation. So ist es dahin gekommen, daß *das Volk des größten Individualismus zugleich das Volk der besten Organisation werden konnte.*

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an“, diesen Satz Schillers hat sich das deutsche Volk voll zu eigen gemacht. Er erschließt das Geheimnis der deutschen Organisation. So weist die Betrachtung der lebendigsten Gegenwart zurück in die klassische Zeit unserer Dichtkunst und Philosophie. Zwischen dem Deutschland der Krieger und Kaufleute und dem Deutschland der Dichter und Denker besteht nicht der Gegensatz, von dem Engländer und Franzosen fabeln. Die Erfolge unserer Organisation beruhen darauf, daß wir auch heute noch das Volk Kants, Schillers und Fichtes sind.

Reiseerinnerungen.

Von Siegmund Feldmann.

Wer von uns hätte sich seit jenen unvergeßlichen Augusttagen, da Deutschland wie ein aus dem Schlaf geschreckter Riese trutzbegeistert auf die Füße sprang, nicht schon hundertmal gefragt, wie es „nachher“ sein würde? Nachher — wenn der wiedergekehrte Friede uns vor eine Welt stellen wird, die der Krieg aus allen Fugen gerissen hat. Es wird keine leichte Aufgabe sein, sie wieder einzurenken, und ein ander Gesicht wird sie dann jedenfalls zeigen. Aber schließlich wird auch das gelingen. Die Völker werden, wohl oder übel, wieder miteinander leben müssen, Handel und Wandel werden neue Wege und Umwege finden, und die Wissenschaften, die Technik, die Kunst werden sich, nach mancherlei Widerständen, wieder in ihre Arbeiten und Ergebnisse teilen. Diese Gemeinsamkeiten sind nun einmal ein Naturgesetz unserer Entwicklungsstufe, das durch

„Gesinnungen“ nicht aufgehoben werden kann. Man muß sich ihm beugen. Und wer weiß, vielleicht vollzieht sich der Vorgang rascher, als wir heute glauben. Denn der Zwang der Dinge ist ein eiserner Lehrmeister.

Die persönlichen Beziehungen freilich werden sich nicht so bald wieder verknüpfen lassen. Man wird sich in wohlberechtigtem Stolz auch darein finden und sie auf das äußerste Maß der Notwendigkeit beschränken. Die allermeisten werden höchstens den Verlust einer gleichgültigen Annehmlichkeit, eines geringen Vorteils zu beklagen haben. Den wenigen aber, deren Beziehungen den Zufall der Begegnung überdauert, deren Berührung ein festeres Band um die Menschen geschlungen haben, erwächst schon heute ein unruhvoller Widerstreit im Gefühl. Wie sollen wir es mit den Freunden halten, die wir „drüben“ gewonnen haben? Es mag ein Unrecht sein, auch sie mit unserm Zorn zu richten, doch so sehr wir uns dagegen sträuben, es geht über unsere Kraft, sie völlig loszulösen von ihrem Lande, das jetzt auf unser aller Vernichtung sinnt, und nichts kann den Schatten mehr bannen, der sich plötzlich zwischen sie und uns, zwischen zwei Menschen gelegt hat, die sich bisher in liebgewordener Gewöhnung ohne Zweifel, ohne Mißtrauen, ohne die Verlegenheit des Unausgesprochenen die Hand über die Grenze reichten. Selbst bei bestem Willen auf beiden Seiten sehen sie sich nun anders, als sie sich gesehen haben; ihr Bild hat nicht mehr die Züge, die die Erinnerung ihnen ins Herz gegraben hat.

Und wie mit den Menschen, ergeht es uns mit den Stätten, die uns in Feindesland Freund geworden waren. Heute klingt das vielgepriesene „Zeitalter des Verkehrs“ wie eine kaum glaubliche Mythe, und doch war es, vor kurzem noch, eine prangende Wirklichkeit, über der unsere freizügige Seele in einer Welt der Erwartungen und Erfüllungen klafterte, die allen zu gehören schien. Auch den, der fest im eigenen Mutterboden wurzelt, rührt die Sehnsucht an und reißt ihn in die Ferne. Zumal uns Deutschen lag der Zug nach andern Horizonten im Blute, uns vor allen Völkern war die köstliche Gabe verliehen, das Herz auch fremdem Wesen empfänglich zu öffnen und uns, ohne Untreue gegen die große Heimat, in allen Zonen gleichsam kleine Heimaten zu bauen, zu denen unsere Erinnerung immer wieder gepilgert ist. Diese Erinnerungen sind uns nun verschoben, getrübt, verschüttet. Sie waren das schönste Gut, das wir von unsern Reisen heimbrachten, weil sie unsere Freuden verlängerten und uns die anmutigen und erhabenen, die fröhlichen und aufrüttelnden Eindrücke, die wir am Wege sammeln durften, in langen Träumen, in der Anhoffnung eines Wiedersehens nachkosten ließen. Sie waren mehr als eine gefällige Spielerei ästhetischer Angeregtheit. Der Spruch Goethes:

„Zierlich denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern“

kündet uns eine Weisheit. Zum „Zierlich Denken“ ist die Zeit wahrhaftig nicht angetan. Und daher ist es auch mit dem süßen Erinnern zu Ende, in dem wir das Glück unserer Reisen andächtig gebettet hatten wie in einen Reliquienschrein.

Ein paradoxes Wort, das ich auffing, malt am besten diese plötzliche Wandlung. Als Italien seinen Verrat durch die Kriegserklärung krönte, rief einer: „Paul Heyse wird froh sein, daß er schon tot ist.“ Dieser Witz klingelt mit den Schellen der Empfindung. Der Mann kannte Heyse und seine unendliche Liebe zu Italien, die seit seinen Jugendtagen aus seinen Werken wie eine Opferflamme loderte. Nun ist dem Dichter der grausame Zwiespalt erspart worden, fluchen zu müssen, wo er angebetet hat, und den Zusammenbruch von Erinnerungen zu beklagen, die auch ihm „Leben im tiefsten Innern“ waren. Es gibt viele, die nun an seiner Statt diesen Schmerz erfahren; viele, denen Italien der Sonntag dieser Erde war, an dem sie aufatmen und die Prosa des öden Tagewerkes im Jubel der Befreiung abschütteln konnten; viele, denen es nicht ein Ziel, sondern **das** Ziel war, nach dem sie, beflügelt von einem seligen Wunsch, immer wieder ihre Schritte lenkten. In diesem Lande war wirklich alles beisammen. Umbuscht von Rosen und Lorbeer ragten die Denkzeichen einer unsterblichen Vergangenheit in einen zärtlichen Himmel, unter dem ein geschmeidiges, harmloses, liederreiches, kindliches Volk mit leuchtenden Augen und blitzenden Zähnen der Sonne entgegenlachte. Nun aber mahnen uns diese Denkzeichen nur, wie wenig würdig die Gegenwart der unsterblichen Vergangenheit ist, und wir gewahren mit einem Mal, daß um diese blitzenden Zähne ein Diebsgelüfte grinst, und daß das, was in diesen Augen funkelt, der Blutrausch einer verkommenen, betörten, aufgepeitschten Menge ist. Wo immer die Erinnerung die hesperischen Pfade betritt, starrt uns ein verzerrtes Bild an, das wir kaum wiederzuerkennen vermögen. Rom ist nicht mehr die Stadt der Cäsaren und der Päpste, sondern der Tummelplatz, auf dem der edle d'Annunzio eigenbrünstig seine Tollheit austobt; das bunte Gewimmel um die florentinische Loggia dei Lanzi, das uns immer so gastlich erschien, ist zu einer Horde sinnloser Racheschreier entartet, und auf dem Pflaster Mailands türmen sich die Trümmer der vom Pöbel zerstörten deutschen Häuser in unserer Phantasie so hoch empor, daß sie uns selbst den Dom verdecken, den man das achte Weltwunder genannt hat. Und wenn die Erinnerung schließlich in die stilleren, von ihrem Ruhm ermüdeten Städte flüchtet, auf den Markusplatz in Venedig, die Piazza Erbe in Verona, vor die Fresken Giottos in der Madonna dell'Arena zu Padua, befällt dich plötzlich ein Gedanke, der beredter als alles die Greuel des Krieges ausdrückt — der Gedanke, gegen den das Gewissen sich entsetzt aufbäumt, und dessen es sich doch nicht erwehren kann: daß diese Städte Festungen sind und das Unheil, das über die Menschheit gekommen, desto früher beendet wäre, je früher die österreichischen Kanonen das wohlverdiente Strafgericht vollzögen und diese Blutherde eines frevlerischen, selbstmörderischen Hasses in Trümmer schössen.

In Trümmer! Was auch kommen mag, unsere Erinnerungen liegen schon heute in Trümmern. Der Sturm hat den Blütenstaub von ihren Schmetterlingsflügeln geblasen und ihre Schönheit ausgetilgt. Denn die Schönheit liegt nicht in den Dingen selbst, sie liegt in uns, sie ist eine Reaktion unserer Seele auf die Außenwelt, eine Funktion unserer Empfindung. Aber wer könnte die Schönheit eines Mörders, und besäße er den Leibesadel des Apoll von Belvedere, empfinden in dem Augenblick, da er den Dolch nach uns zückt! Drüben in Paris dehnt sich, zwischen Notre-Dame und dem Obelisken von Luxor, die herrlichste Vedute Europas aus und spiegelt ihre Giebel, Firste, Kuppeln und Türme in der Seine, die mit feierlicher Musik unter den kühn geschwungenen Brücken dahinrauscht. Heute hören wir diese Musik nicht mehr; nur das wüste Gebrüll der Zeitungsjungen, das die Wut des Volkes mit dem Gift der

Den deutschen Männern
die deutschen Frauen.

Wir haben die seligen Hände voll Rosen
Und knien für euch am heilgen Altar,
Weiße Todesblüten im losen,
Goldenfließenden, lockigen Haar.
Gleich einer Woge, ungeheuer,
Lodern in Königspurpur voran
All unsrer Liebe verheißende Feuer,
Euch Kämpfern und Helden Mann für Mann.

In die heiligen Schwerter sollen sie brennen
Euch alle Ehren und Siege hinein,
Und unsrer Sehnsucht tiefheimlich Bekennen
Will eure Seelen zum Höchsten weihn.
Die Trauerflöre und schwarzen Schleier,
Mit blutigen Rosen und Wunden bestickt,
Im Wunder ewiger Hochzeitsfeier
Halten sie uns mit euch umstrickt.

Göttergeborene, ihr schenkt uns das Wissen,
Das über die Todesmächte uns hebt,
Ihr habt uns zum Leben emporgerissen,
Das reicher und gülden uns neu umschwebt.
Den schauernden Weg durch Graun und Gesichte
Ziehn wir an euch geschmiegt und gebannt,
Doch vor uns im herrlichsten Zukunftslichte
In Zaubern erstrahlt unser Heimatland.

Euch rief der Gott zu der Völker Throne,
Noch eh ihr die frohen Klingen gezückt,
Und hat euch heimlich die Erdenkrone
Längst auf die trutzige Stirne gedrückt.
Ihr stürzt die Säulen der alten Welten
Nach der Erkornen unsterblichem Recht.
Und euch steigt auf aus blutig erhelltem
Morgen ein neues — ein beff'res Geschlecht.

Vorleuchtend schreitet auf euren Bahnen
Empor unserer Liebe Tempelbrand,
Bis wallend die jubelnden Siegesfahnen
Rauschen rings über grünendes Land.
Bis wieder noch einmal der bräutliche Schleier
Die bebenden Glieder zur Hochzeit uns schmückt
Und ihr noch einmal zur hehrsten Feier
Berauscht den Kranz auf die Locken uns drückt.

Bis unsre Sehnsucht voll scheuer Mächte
Zu euren Füßen einmal noch träumt,
Betört die blauen Sternennächte
In eurem Himmel trunken versäumt,
Bis wieder wir gläubig die Hände falten,
Die Kinderseele voll Sonnenschein,
Geläutert durch alle Todesgewalten,
Erzitternd Geliebte und Kind euch zu sein.

Marlene Marót.

Lüge nährt, gellt uns in den Ohren und überkreischt alle Erinnerung. Sie streckt nicht mehr verlangend die Arme nach diesem Anblick aus und mag auch nicht, jenseit des Kanals, den langen Weg „wie einst im Mai" fürbaß ziehen, der von London über Richmond und Hampton nach Windsor, über ein Festgelände der Landschaftskultur führt, über das der Frühling seine wonnigsten Zauber streut. Wie ein Gebet stieg immer der Wunsch aus der Seele, diesen Weg noch einmal zu gehen und den zahmen Rehen zu begegnen, die in munteren Rudeln aus dem Waldesdämmer auf den leuchtend hingebreiteten Wiesenplan hüpfen, um sich arglos in die streichelnde Hand des Wanderers zu schmiegen. Der Lärm der Waffen hat das edle Wild verscheucht, durch den Wald röhren die Rufe der Werber, auf den grünen Wiesen sammeln sich, bejohlt vom verhetzten Mob, die wehrhaften Söldlinge des britischen Krämerneids. . . . und auch hier ist die Erinnerung ausgelöscht.

Und sie flammt auch nicht auf, wenn sie über die Meere schweift, den Horizonten entgegen, die sich über die rätselhaftesten Rassen und Gesittungen wölben. Dieser Krieg hat sein Netz über den ganzen Planeten ausgespannt und ihr nirgends ein Plätzchen zum Verweilen gelassen. Dreimal stapfte ich bis über die Knöchel durch den Wüstensand, in dem die verwitternde Sphinx die Wacht an den Pyramiden hält. Vermessen setzen diese Nekropolen des Despotenwahns ihre Dauer gegen die Ewigkeit ein, allein sie haben für mich ihre geheimnisvolle Anziehung verloren, seitdem mein Geist an ihrem Fuß die Zelte der australischen Kontingente gewahrt, die gegen uns losgelassen sind. Und noch sind es keine achtzehn Monate her, daß ich, weiter ostwärts, durch jenes andere englische Dominion streifte, das man die Wiege der Menschheit nennt. Staunend und schwelgend wandelte ich durch die Märchenpracht Indiens, von der seit des Großen Alexanders Tagen das Singen und Sagen nicht verstummen will. Im Palast des Schah Jehân in Delhi stand ich, umschmeichelt vom Lichte der zu Spitzenmustern durchbrochenen Fenster aus spinnwebdünnem Marmor, auf dem Estrich aus Goldmosaik und starrte wie im Taumel zu den Edelsteinfriesen empor, die die strahlenden Decken wie den Himmel gegen die Erde abzugrenzen scheinen; in Agra schritt ich beklommenen Atems durch die Burg des Sultans Akbar, durch die Hallen, Kioske, Gelasse und Badegrotten, die in ihrer jetzigen Entblößung noch von magischer Wirkung sind, und vor meinen betörten Augen verklärte sich der „Tadsch Mahâl", der herrlichste Grabdom aller Zeiten und Zonen, im Vollmondschein zu einem Gedicht von überirdischer Gewalt.

Diese antike Größe jedoch ist von einem modernen Rahmen umschlossen. Was von den Resten der Umwallung in diesen alten Zitadellen noch vorhanden war, haben die englischen Bezwinger ergänzt, erneuert und verstärkt; sie haben einen Gürtel von Kasernen um die Palmengärten gezogen, in denen so viel strahlende Vergangenheit schlummert, und selbst die Plattformen der

hohen Tore, einst der Sammelpunkt der Spielleute des kaiserlichen Hofes, mit ihren weithin drohenden Kanonen bestückt. Ein eingekerkerter Traum. Davon merkte ich in meiner Verzückung nichts, als ich in diesen Kerker eindrang. Doch nun, da ich mir die Bilder in der Erinnerung wieder aufzubauen versuche, fühle ich förmlich, wie mir der nachspähende Blick der Rotröcke im Rücken brennt, und ich frage mich heute, ob die braunen Gurkhas, zwischen denen ich mir damals im Fort von Agra den Weg zur Perlenmoschee bahnte, nicht vielleicht dieselben sind, denen Lord Curzon den Auftrag gab, sich auf den Bänken von Sanssouci zu räkeln. Einstweilen beschleichen sie mit ihren langen Dolchmessern unsere Landwehrmänner im Dunkel der Nacht. Und selbst der Glanz der Perlenmoschee verblaßt bei der Vorstellung.

„Ideenassoziationen", murmelt achselzuckend der Schulweise, der mir beim Schreiben über die Schulter guckt. Jawohl, Herr Professor, so ist es. Aber diese Assoziationen sind entscheidend, und aus dem Lehrbuch der Psychologie, das Sie „mit eifrigem Bemühn" studiert oder gar selber verfaßt haben, wissen Sie am besten, daß unsere Lustgefühle, auch die ästhetischen, von ihnen abhängen. „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können." Wer hätte je an diesem Worte Jean Pauls gemäkelt? Auch wir hielten unsere Reiseerinnerungen für ein unverminderbares Gut, das keine Wirklichkeit enteignen kann. Nun hat sie uns doch daraus vertrieben! Wir beklagen den Verlust, den wir nicht verschuldet haben, und getrösten uns mit der Zuversicht auf das neue Paradies, das uns auf deutscher Erde erblühen und alle vergangenen an Größe und Zukunft überragen soll.

○ ○ ○

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Erfolge der vereinigten Waffen in den schweren Kämpfen gegen Rußland sind durch die siegreichen Schläge der beiden letzten Monate bis an den Rand der Entscheidung gebracht worden. Die Früchte des Sieges über Rußland zu ernten, kann aber noch schwere Arbeit kosten.

Ist auch Rußland zu wirksamen größeren Offensivunternehmungen kaum mehr imstande, ist es auch um Millionen von Kämpfern geschwächt und unfähig, seinen Heeresbedarf zu ersetzen, weil es vom Auslande so gut wie abgeschnitten ist, so kann es unseren Armeen doch Schwierigkeiten bereiten, die noch erst überwunden werden müssen. Mit der Beharrlichkeit, die das Verhalten unserer Armeen kennzeichnet, seitdem es ihnen gelungen ist, in gleichzeitigem Vordringen in Galizien nach Osten und in Polen nach Norden den Zusammenhang der russischen Front immer mehr zu zerreißen, ist die Aussicht für die russische Heeresleitung, einen organischen Widerstand zu leisten, äußerst gering. Selbst wenn man die Vorteile in Betracht zieht, die die Russen aus ihrem Hinterlande ziehen können, indem sie ihr eigenes Wegesystem ausnutzen, so fällt dieser Umstand nicht in dem Grade ins Gewicht, wie das bei unserer Disziplin der Fall sein würde. Russische Zustände sind mit unserem Maßstabe nicht zu messen.

Bei unseren vordringenden Armeen dagegen vollzieht sich die Weiterentwicklung der Kämpfe in zweckmäßigem Zusammenwirken und mit der Ordnung in seinen rückwärtigen Verbindungen, die den Kampfwert unserer Truppen erhöht. Die laufenden Meldungen all unserer Heeresteile im Osten bringen einen Erfolg nach dem anderen. Die jüngsten Fortschritte der verbündeten Truppen der Armee Linsingen an der Gnila-Lipa-Linie lassen so recht erkennen, wie das zähe Bestreben der rückweichenden Russen, schon nach wenigen Kilometern aufs neue zähen Widerstand zu leisten, nicht imstande ist, unseren Vormarsch zum Stehen zu bringen.

Auf dem nördlichen Teil des Kriegschauplatzes haben die Kämpfe einen wesentlich anderen Charakter. Einerseits hält dort Hindenburg auf einer ausgedehnten Front die numerisch stark überlegenen feindlichen Streitkräfte im Schach, anderseits bringen die örtlichen Verhältnisse zahlreiche Kämpfe kleinerer, aber auch größerer Verbände zustande, durch die dem Gegner dauernd empfindlicher Abbruch zugefügt wird.

Erklärlich ist die Zähigkeit, mit welcher der Russe selbst einen aussichtslosen Verzweiflungskampf zu führen



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Am Abhang der Vogesenberge: Ein von unseren Truppen genommener französischer Schützengraben.



Der Reichskanzler führt die Braut zur Kirche.

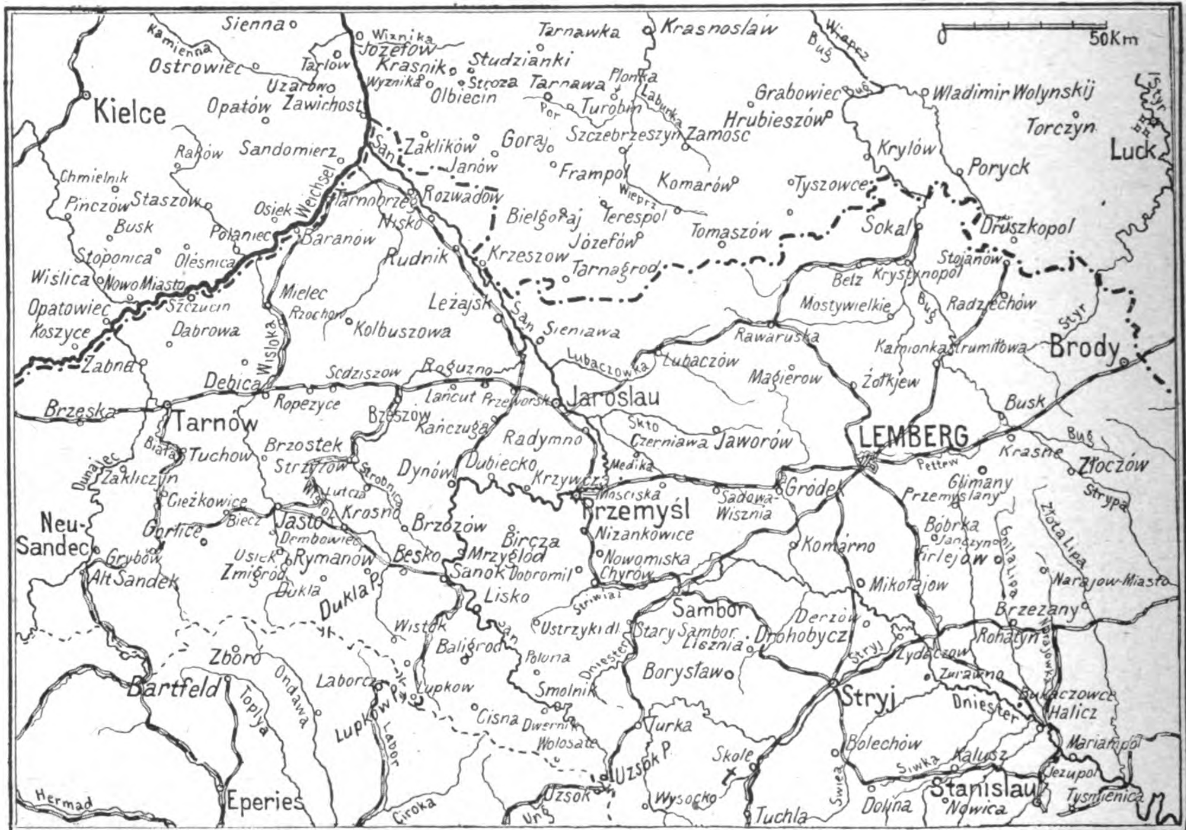


B. I. G.

Das junge Paar nach der Trauung.

Die Hochzeit der Tochter des Reichskanzlers.

In Hohenfinow fand in schlichter Weise, dem Ernst der Zeit entsprechend, die Kriegstrauung der Tochter des Reichskanzlers, Frl. Isa von Bethmann Hollweg, mit dem Grafen Julius von Zech-Burckersroda statt.



Karte zu den Verfolgungskämpfen an der galizisch-russischen Grenze.

und hinzuziehen sich gedrungen fühlt. Sind doch die inneren Unruhen im russischen Reich so bedrohlich, daß ihr verhängnisvolles Umsichgreifen nur durch die Blutopfer im Kriege nach außen abgelenkt werden kann.

Im Westen ist die Starrheit, mit der sich die unerschütterliche Verteidigungslinie gegen alle Anstürme der feindlichen Uebermacht behauptet, durch einen Vorstoß belebt worden, welcher der Armee des Kronprinzen einen eindrucksvollen Erfolg eintrug. Diese Waffentat, bei welcher nordwestlich von Four de Paris mehrere Kilometer feindlicher Gräben und Stützpunkte unter beträchtlichen Verlusten der Franzosen an Toten und Gefangenen erstürmt wurden, hat obenein die Bedeutung, daß dadurch die wichtigste feindliche Verbindungstraße der westlichen Argonnen von uns beherrscht wird.

Auch dabei sind wir nicht stehengeblieben, sondern dringen weiter vor, während zugleich unsere schweren Geschütze an der Westfront den Beweis liefern, daß wir es auch an der Westfront in der Hand haben, die Rollen des Angreifers und des Verteidigers zu vertauschen.

Es ist dieser Vorstoß nicht nur eine Erfrischung für die braven Mannschaften, deren Beharrungskraft in den bisher noch nicht dagewesenen Leistungen des Schützengrabenkampfes die höchste Probe besteht; er liefert auch dem Gegner den Beweis, daß unsere Truppen bei aller Aufopferungsfreudigkeit der Verteidigung nicht minder imstande sind, lebendige Kraft zu entwickeln, wenn es gilt, die Einbruchsversuche mit empfindlichen Rückschlägen zu beantworten.

So sprechen Taten mehr als Worte für die unerschütterliche Kraft unseres Heeres, dessen Leistungsfähigkeit durch die gründliche, bis ins kleinste geregelte Dienstverrichtung voll erhalten wird. Mit gleicher Pflichttreue wie die Armee arbeitet im Innern Deutschland in allen Schichten der Bevölkerung zur Abwehr der Kriegsgefahr. Wir können in Geduld abwarten, bis unsere Angreifer einsehen, daß eine Besserung der militärischen Lage zu ihren Gunsten nicht mehr zu erhoffen und die Fortführung des Krieges aussichtslos ist.

Geharnischten Protest hat ein Rechtsbruch der russischen Marine in Schweden hervorgerufen. Mit Empörung legt die schwedische Regierung Verwahrung ein gegen den Uebergriff in ihre Hoheitsrechte, den russische Kriegschiffe durch Beschießung schwedischen Gebiets sich zuschulden kommen ließen, indem sie das deutsche Minenschiff „Albatroß" zwischen der Insel Oestergarn und dem Strande von Gotland, das dort auf Grund gelaufen war, ohne Rücksicht auf das schwedische Seegebiet derart beschossen, daß die Küste von Gotland in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Italien hat es vorgezogen, sich lieber nicht von den Engländern gegen die Dardanellen vorschicken zu lassen, angeblich weil auf der kleinen Halbinsel Gallipoli für lohnende Unternehmungen kein Platz mehr sei, und weil es wichtiger sei, den Oesterreichern mit voller Kraft zu Leibe zu rücken. Festzustellen ist, daß die Italiener diesem großen Ziele noch um keinen Schritt breit näher gerückt sind, daß hingegen die Verluste des italienischen Heeres nach den ersten Wochen bereits eine Ziffer erreicht haben, die annähernd für den ganzen sogenannten italienischen Feldzug in Anschlag gebracht worden war. Wehe, wenn das im Lande Italien trotz der Verschleierungsversuche der Regierung schließlich doch bekannt wird!

X.



Hofphot. Pietzner.

Sultan Muhammed V. Ghazi, Kaiser der Osmanen.

Von unseren türkischen Bundesgenossen.





Hofphot. Pietzner.

Kriegsminister Enver Pascha. **Großwesier Prinz Said Halim Pascha.**

Von unseren türkischen Bundesgenossen.



Verwundete Italiener in Gefangenschaft im Schloßkastell in Laibach.

Phot. Alf. Frankl.

Nach einem Gemälde von H. Reusing.

Generaloberst von Kluck.



Denkmalsweihe bei Noyers-Pont-Maugis: General Fleck legt einen Kranz nieder. Links: Generaloberst von Einem (×).


Phot. Ruf.
Hauptmann Ernst Meier.


Phot. A. Wertheim.
Leutnant Kurt Hesse.


Hofphot. O. Entz-linger.
Leutnant Heinz Ostertag.


Atel. Kaufhaus d. Westens.
Oberleutnant Albert Maier.


Rittmstr. Alb. Frhr. v. Schimmelmann.


Oberleutnant Schaller.


Phot. Tv. Penz.
Oberleutnant Karl Vogt.


Hofphot. Benkemann
Leutnant Benkwitz.


Phot. Giesen.
Unteroff. Willy Riemann.


Phot. Geiz.
Unteroff. R. Turmeister.


Off.-Stellv. Gustav Manz.


Fliegerfeldwebel Klinger.


Off.-Stellv. Paul Wäsch.


Unteroff. P. Steinmüller.


Leutnant Waldemar John.


Phot. Krah.
Vizewachtmeister K. Dieges.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Im Vordergrund von links: Sergeant Nossol, Oberleutnant d. R. Hengstenberg, Oberleutnant d. R. Methner.

Deutsche Truppen in eroberten Stellungen des englischen Forts Majoreni (Britisch-Ostafrika) am 27. September 1914.

Die Kämpfe in Ostafrika.



Artillerie setzt über die neue Kriegsbrücke über den Windawskikanal.



Patrouille an der unteren Dubissa.



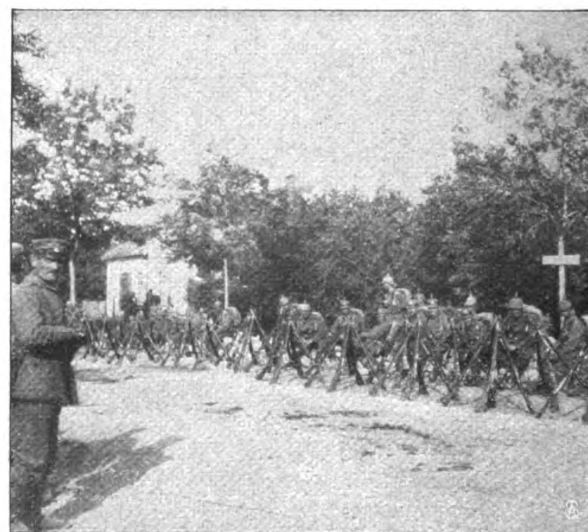
Infanterie in Deckung beim Windawskikanal.



Lagerleben an der Dubissa.

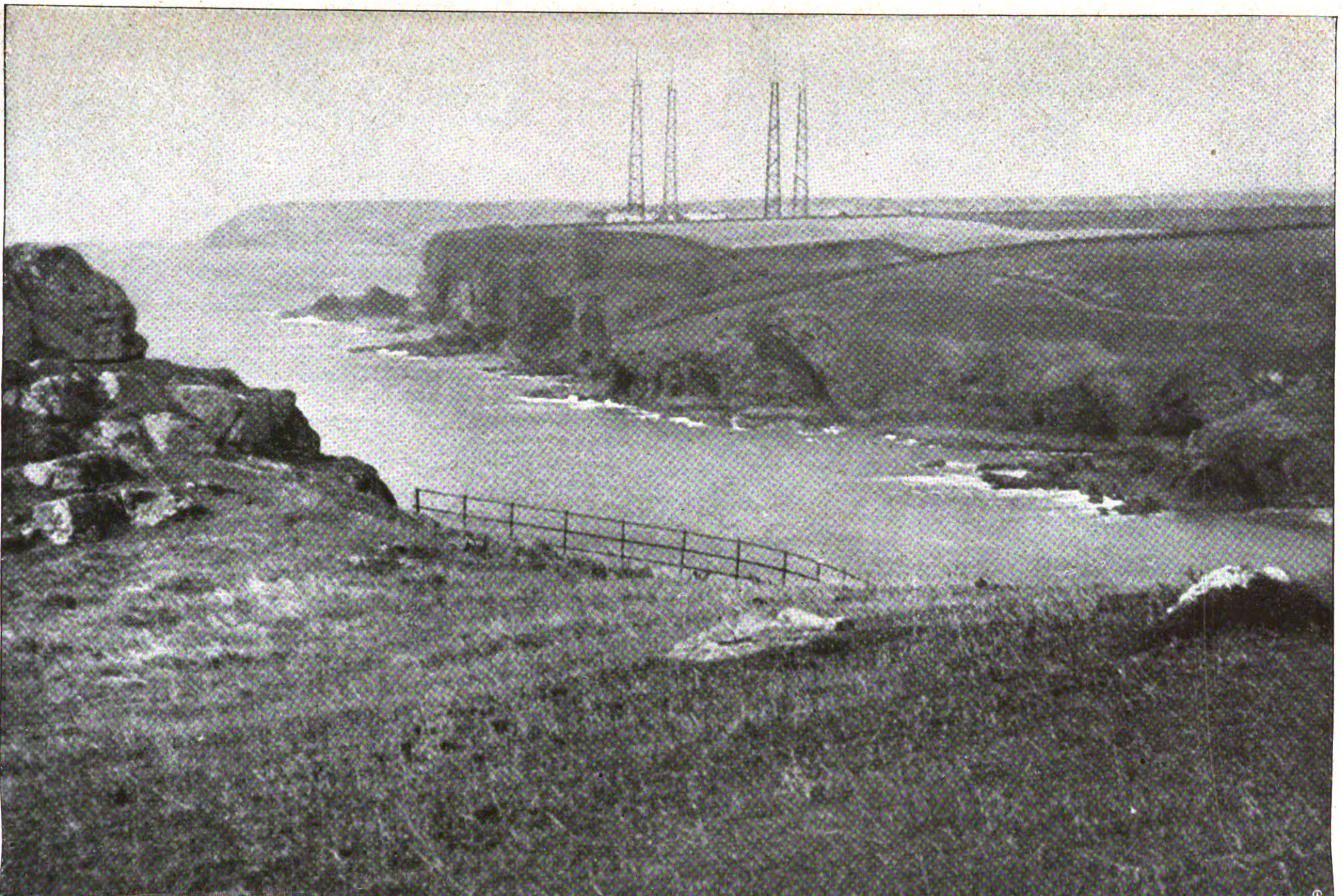


Lager der Kriegsberichterstatter an der Dubissa.



Jungmannschaften rasten vor einem Gefecht.

Unsere Truppen auf dem nordöstlichen Kriegschauplatz.

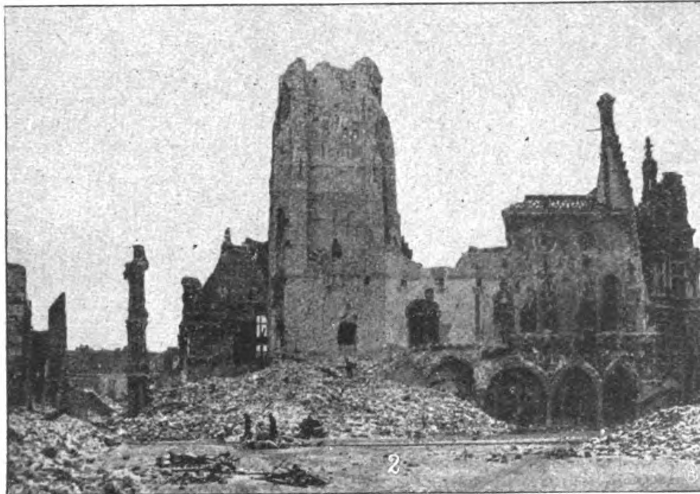


Phot. Leipz. Presse-Büro

Die große Station für drahtlose Telegraphie Lands-End,
die jetzt einschließlich den Zwecken der englischen Kriegsmarine dient, und zu der die Hilferufe der durch unsere U-Boote verfolgten englischen Schiffe meist zuerst gelangen.







1. Das Dorf Capy. 2. Die Trümmer des Stadthauses von Arras. 3. Das Stift der Ursulinerinnen in Arras. 4. Alpine Mitrailleusenabteilung der Franzosen auf dem Marsch.

Bilder von der feindlichen Seite:
Die Franzosen bei Arras.



Unsere Ernte.

Ringsum lodert vom Brande die Welt,
Fern von der Heimat im Kriegerzelt
Hausen die Männer; aber das Feld
Haben treue Hände bestellt.
Hoch schon reckt sich, ein friedliches Heer,
Ähre an Ähre, Speer an Speer —
Sonne darüber und Windeswehn
Und des ganzen Volkes Hoffen und Flehn . . .

Keinem gehört sein Feld heut an,
Alle haben wir teil daran,
Acker und Acker reiht sich zum Band:
Unsere Hoffnung, unser Land!
Jeden Tag und Abend und Morgen
Tragen wir alle des Bauers Sorgen,
Schauen mit ihm nach Wolken und Wind,
Und ob die Ernte zu reifen beginnt — —

Unsere Ernte und unser Brot,
Unser Schicksal und unsre Not —
Rings vom Haß deiner Feinde umtobt,
Deutsches Volk, nun bist du erprobt,
Wiedergeboren, gestählt und verjüngt,
Wie aus den Flammen der Phönix sich schwingt!

Karl Frank.

Der erweiterte Horizont.

Das Auge des Mannes, der ohne Arm aus dem Felde heimkehrt, ist nicht traurig: sein Herz ist unbeschwert. Millionen Menschen, die mit ihm das ungeheure Erlebnis dieses Krieges teilen, bleiben wie er innerlich klar und frei.

Woher kommt dieses Wunder?

Es ist das Gesetz des Ausgleichs, das hier tätig ist. Kein Zweifel: Derselbe Mann wäre — vielleicht für immer — seelisch geknickt gewesen, wenn er ein Jahr zuvor diesen Verlust durch irgendeinen Zufall erlitten hätte.

Nun ist der Krieg gekommen, dieser unheimliche Theatermeister, der alle individualistischen Gedanken und Gefühle weggeschoben hat wie Seitenkulissen, die das Wesentliche, den großen Hintergrund allen Geschehens, verdeckten. — Der Mann hat seinen Arm bewußt geopfert, dafür gibt ihm das Schicksal auch bewußt den Ausgleich: Millionen Menschen wissen heute um Dinge, die ihnen sonst für immer fremd geblieben wären. Der geistige Horizont hat sich ins Ungemessene erweitert.

Jede Minute dieser Zeit bringt neue Erfahrung. Nicht nur für die im Felde Stehenden. Auch unter den Daheimgebliebenen wird es wenige geben, die dem großen Geschehen mit geschlossener Seele gegenüberstehen. Jeder und jede hat teil am Opfer und am Ausgleich.

Innerhalb dieser Einheit spielt jedoch die Vielgestaltigkeit der Individuen eine wichtige Rolle. Anlage, Erziehung, Beruf geben dem erweiterten Horizont erst die charakteristische Prägung. Der Unbefriedigte mag plötzlich ruhig, gleichsam gesättigt werden durch die Erfüllung seiner ihn schon lange bedrängenden Sehnsucht in die Weite. Der Einfache, Bescheidene dagegen steht beinahe hilflos vor der Fülle neuer, oft unfaßlicher Begebenheiten.

Allen aber ist tiefe Bereicherung des Seins gewiß.

Da ist der Bauer. Städte fliegen an ihm vorbei, deren Namen er schwer behalten kann; fremdländische Völkerschaften stehen ihm gegenüber, die er höchstens aus der Bilderfibel kennt. Kameraden essen, schlafen, kämpfen an seiner Seite, deren andersartige Lebensgewohnheiten ihm wie eine Offenbarung erscheinen.

Im Lazarett hört er mit seinem Kameraden, dem städtischen Fabrikleiter, Vorträge und Konzerte. Die Kunst war bisher nie oder nur auf Ab- und Umwegen zu ihnen gekommen. Vielleicht von herumziehenden Komödianten zugetragen, vom Olymp eines Vorstadttheaters herab nüchtern genossen.

Oder sie gehen, unter freiwilliger Führung, durch Museen. Welch guter, sinnender Ausdruck in diesen Gesichtern, die noch schmal sind von den Erlebnissen vieler Kriegs- und Krankenmonate. Manche vermögen sich zwar nicht gleich einzufühlen in die fremde Welt dort an den schönbespannten Wänden. Sie sind noch tief verankert in den Erlebnissen von draußen. So sah ich einen Mann, nachdem er teilnahmslos durch viele Säle mitgewandelt war, plötzlich vor einem Bilde seine Haltung straffen.

„Du," sagte er halblaut zu seinem Kameraden, „das ist wie dort, wo wir die Russen herausgeknallt haben." Es war viel Phantasie (und doch kein Kunstempfinden!) in dem Blick, der die einsame Hütte auf dem Bilde zum wilden Kriegschauplatz umgestaltete.

Überall finden die tapferen Krieger gastliche Aufnahme — überall staunen sie und werden — angestaunt.

Auch dies gehört zur Kriegserfahrung des Soldaten. Aus seinem braven, aber einfachen Dasein heraus kommt er plötzlich an eine Öffentlichkeit, die ihm von Anfang an Beachtung, Anerkennung, Auszeichnung sichert. Ein ihm bis dahin völlig unbekanntes, persönliches Hochgefühl beherrscht ihn. Vielleicht ist ihm noch nie ein Lächeln geworden — jetzt wird ihm stündlich zugelächelt von schönen fremden Frauen. Seine derben, schwieligen Hände, die nur den Pflug zu halten wissen, werden genötigt, Blumen sanft zu pressen. . . . Die Welt ist umgewandelt.

Jede geistige Abgeschlossenheit ist aufgehoben. Wie in einem grauen Meer versunken, erscheinen dem Gelehrten im Felde alle Theorien. Und sind nicht in der Tat die Wissenschaften zu Angelegenheiten des täglichen Lebens geworden — Nationalökonomie und Medizin Erfahrungen am eigenen Leibe; Geschichtsdaten und geographische Kenntnisse glatte Selbstverständlichkeiten? Jede Marktfrau ist über die Karpathenpässe und die flandrischen Städte orientiert wie über die Kartoffeln in ihrem Korbe.

Welcher bureaukratische Geist könnte der scharfen, freien Luft im Schützengraben standhalten? Wer jeden Tag als seinen letzten zu betrachten sich gewöhnt, dessen Gesichtskreis hat alle Grenzen überschritten. Der jüngste Kriegsfreiwillige ist ein reifer Mann. Er ist seelisch über die Schulbank hinausgewachsen. Und dies, trotz-

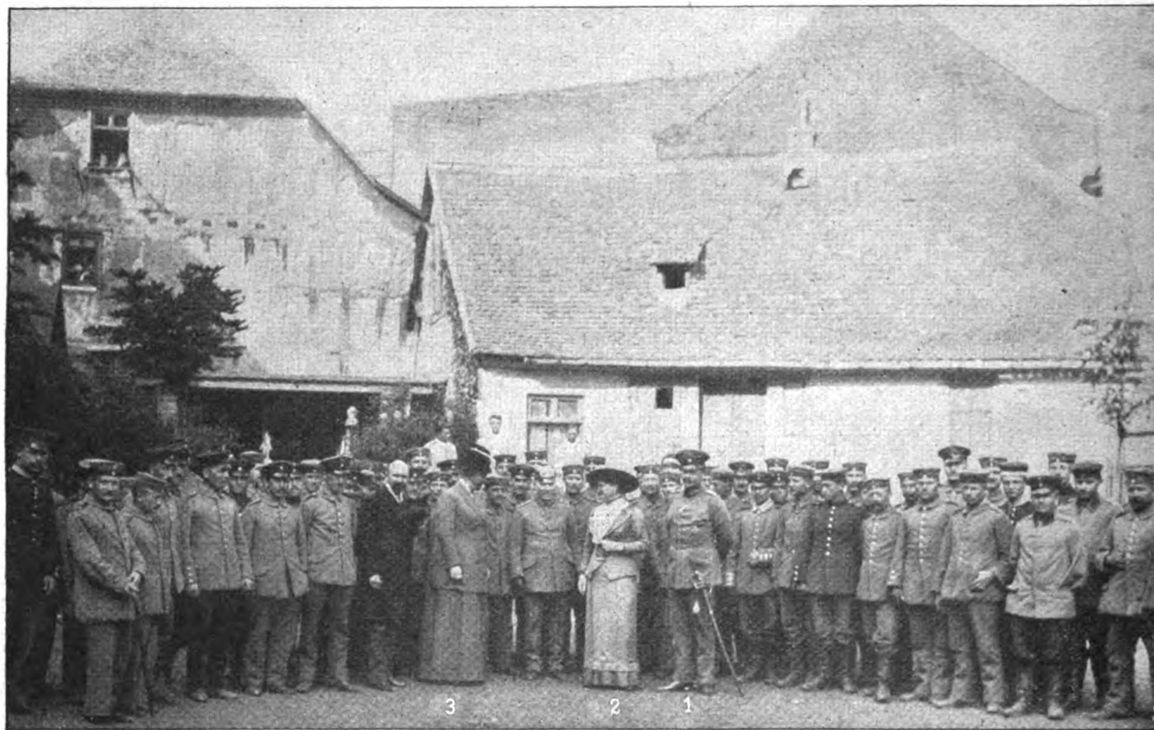
dem sich auch die Schulbank stark verändert hat. Was das Kind zu Hause beschäftigt, ist auch das Hauptthema von Lehrern und Mitschülern. Eine nie dagewesene Interessengemeinschaft eint heute Schule und Haus.

Denn selbst das Haus steht unter dem Zeichen des erweiterten Horizontes. Es ist beherrscht von der Erkenntnis der Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen. Daraus ergibt sich ein fruchtbares Verantwortungsgefühl, ein volkswirtschaftliches Fühlen. Nie wurde zwar schlagender bewiesen, wie sehr die Hausfrau noch sozialer Schulung bedarf — aber auch nie hat guter Wille und rasche Belehrung so viel in kurzer Zeit erreicht.

Auch Frauen, die sozial orientiert waren, sehen sich vor neue Probleme gestellt. Die Grenzen ihres Arbeitsfeldes sind gewaltig erweitert. Und viele Frauen erstarken selbst, indem sie andere stärken. Sie tragen so nicht nur zum Siege bei — sie erweitern damit auch ihre Persönlichkeit.

In anderer Art, aber nicht weniger intensiv wächst der Gesichtskreis jener Frauen, die — zunächst notgedrungen — in Berufe einspringen, die bisher Männern vorbehalten schienen. Ein typisches Beispiel ist die Schaffnerin. Muß man nicht staunen über die Ruhe, Gesammeltheit und den Takt dieser jäh aus ihrem verborgenen Dasein aufgestörten Frauen? Es ist, wie wenn diese Erstlinge eines neuen Frauenberufes das Ehrenvolle ihres Amtes fühlten. Über Nacht sind sie weit über ihre bisherigen Möglichkeiten hinausgewachsen.

Man hat das Leben oft mit einer Reise verglichen. Was ist der Krieg denn aber anderes als eine abenteuerreichste Strecke dieser Fahrt? Geistig wohlvorbereitet, so ging das deutsche Volk stets in die Fremde. Bereit und fähig höchsten Erlebens gibt es sich auch jetzt rückhaltlos allen Eindrücken hin. Es ist gleich weit entfernt von der dumpfen Stumpfheit des russischen Feindes, dem die geistige Kraft, wie von der Beschränktheit des Engländers, dem der ethische Wille fehlt zur Erweiterung seines Horizontes. Else Linden.



1. Großherzog von Hessen, 2. Großherzogin von Hessen, 3. Fürstin zu Isenburg-Büdingen.

Besuch des Großherzogspaares von Hessen im Reservelazarett Offenbach a. M.

Abteilung Berufsübungen, technische Lehranstalten. Gruppenaufnahme der mit landwirtschaftlichen Uebungen beschäftigten Verwundeten.

Fürsorge für Kriegsbeschädigte in Hessen.

Großherzog und Großherzogin von Hessen besuchten vor kurzem die in den technischen Lehranstalten zu Offenbach a. M. untergebrachte Reservelazarett-Abteilung, die zur Aufnahme sämtlicher der Berufsübung bedürftigen Kriegsbeschädigten aus Hessen bestimmt ist. Die Einrichtungen sind unter dem Ehrenvorsitz des stellvertretenden Kommandierenden Generals des XVIII. Armeekorps, Exzellenz Frhr. von Gall, und des hessischen Ministers des Innern, Exzellenz von Hombergk zu Vach, und unter tatkräftiger Förderung durch den Vorsitzenden des Landesausschusses für die Kriegsbeschädigten in Hessen, Geheimen Regierungsrat Dr. Dietz, und den stellvertretenden Korpsarzt des XVIII. Armeekorps, Generalarzt Dr. Lindemann, ins Leben gerufen.

Die ärztliche Leitung liegt in Händen des Chefarztes des Offenbacher Reservelazaretts, Stabsarzt Medizinalrat Dr. Rebentisch, Direktor des Stadtkrankenhauses, die Leitung der Berufsübungen in den technischen Lehranstalten in Händen des Direktors desselben, Architekt Professor Hugo Eberhardt.



Phot. Rich. Gußchmann.

Feldküche im Walde vor Ypern.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Bilder aus Lemberg.

Phot. Hafemann.

1. Geschäftsstraße im Judenviertel.

2. Der Unions-Hügel, ein 1869 zur Erinnerung an die Union Polens und Litauens (1569) aufgeschütteter Berg.

3. Vier galizische Juden.

4. Krakowskiplatz (Judenmarkt).



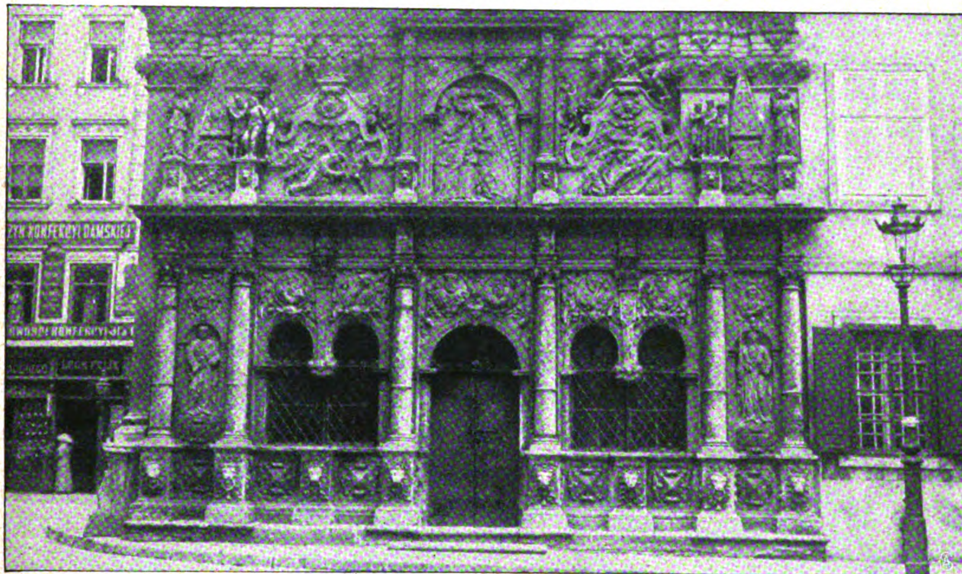








In der Grodeker Straße.



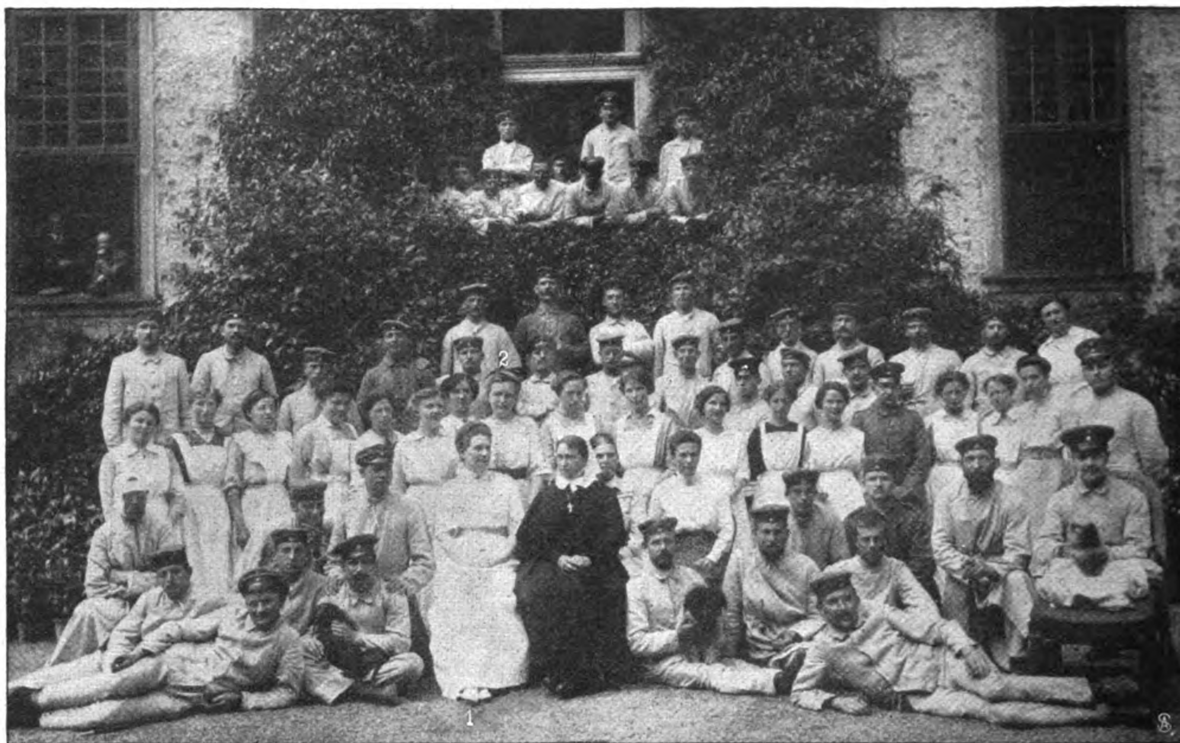
Die Fassade der Boim-Kapelle.



Rutheninnen in Lemberg.

Phot. Hasemann.

Bilder aus Lemberg.



Gräfinmutter zu Solms-Laubach (1) mit ihrer Tochter Gräfin Mara (2).

Die Verwundeten im Vereinslazarett zu Schloß Solms-Laubach.



Von links: Freiin Karoline v. Dalwigk, Gräfin Hatzfeld-Boineburg, —, Prinzessin M. Wrede, Komtesse H. Nesselrode, Gräfin J. Wolff-Metternich, Komtesse M. Th. Schall, Komtesse L. Schönborn, Chefarzt Dr. Schrens, Oberpräsident Prinz Karl zu Ratibor und Corvey, Freifrau von Twickel, Prinzessin E. zu Ratibor und Corvey, Delegierter Freiherr v. Heeremann, Herzogin v. Arenberg, Graf Max Droste-Vischering, Dr. Braun, Graf Schönborn.

Besichtigung des Malteser-Vereinslazarettzuges S 2 zu Münster i. W.

Deutsche Kriegsfürsorge in der Heimat.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

7. Fortsetzung.

Der Bas riß den Mund auf. Sah Stürkens starr nach. Glaubte ihm. Warum sollten die Schiffe, die bis jetzt in Plymouth und Liverpool lagen, und deren Frachten von englischen Steamers besorgt waren, jetzt nicht Bedarf an Stauern haben?

Aufs höchste erregt lief er an den Jonashafen. Er lief zu Leuten, die sich um einen Mann drängten, der laut, fast schreiend die Malmöer Friedensbedingungen vorlas. Lief zu anderen, die ihre Meinungen über den Kommodore austauschten. 500 Stauer werden gebraucht! Hört doch — aber in dem Gewühl, in dem Geschrei versteht man ihn kaum. Kapitän Claasen hatte einigen alten Freunden erregt mitgeteilt, daß der englische Kommodore die „Lübeck“ unter Dampf bringen lassen wollte. Aber der Schornstein zeigte auch nicht den leisesten Rauch. Man sah keine Bewegung an Deck. Warum besann sich der Kommodore? Wozu lagen die Kriegschiffe da? Konnten sie denn gar nichts tun? Waren sie denn nur zum Ansehen da? Ach, wieviel zorniger die Seeleute wohl geworden wären, wenn sie gewußt hätten, daß der holsteinische Segelkutter „Elbe“ vor Altona die Segel hißte und Lotse Wrangel schon dabei war, ihn die Elbe hinunterzuführen. Die „Lübeck“ sollte nur unter Dampf gehen, falls die „Elbe“, durch schlechtes Wetter gezwungen, etwa nicht vorwärts kam. Was übrigens auch geschah.

Schreiend, fluchend liefen die Leute umher, kehrten sich nicht an Herrn Stürkens' stolzen Gang, sahen nicht seine hoheitsvolle Miene. Wer hatte heute Zeit, auf einen andern zu achten? Auf einen alten Mann zu achten, der zornig aufblickt, wenn er zur Seite gestoßen wird; der nach seinen Dienern ruft, um den Pöbel sich fernzuhalten; dessen Augen in flimmerndem Glanz über die schreiende, sich hin und her schiebende Menge irren. Der Friede ist geschlossen! Endlich ist Friede geschlossen! Nun es für die Schiffahrt zu spät geworden — nun die Not mit hohlen Augen mitten in der Stadt hockt, nun König Hunger regiert, um dessen Knochengerippe Lumpen flattern, von dessen gleißendem Schädel die Dornenkrone grüßt, der die dürren Knochenarme gespenstisch gegen die Stadt erhebt — umgeben sie die Elbe frei! Auf den Hamburger Berg muß man, um Neuigkeiten zu hören, zum Trichter muß man, nach Altona, wo die Truppen erwartet werden.

Und die Männer stürmen hinauf nach St. Pauli. Und Frauen folgen. Folgen schreiend, Kinder mit sich vorwärts reißend. Wer sagt, daß Aufruhr ist an den Toren? Daß man dem Bürgermeister Dehn in Altona die Fenster einwarf? Daß eine wilde Hetze gegen Kapitän Schumacher eröffnet war, der im Hamburgischen Correspondenten bekannt gemacht, daß er die provisorische Regierung in Kiel nie anerkannte? Schreiend, heulend ruft sich's der Haufe zu — ruft sich zu, daß Aufruhrverbote erlassen wären, nach 8 Uhr abends müssen die Bürger von den Straßen verschwunden sein! Drei Personen dürfen nicht zusammenstehen — warum nicht? Warum nicht?

Und stürmen vorwärts! Reißen den alten Mann mit sich! In einem Haufen wütender Männer ist er — vor ihm her Toben und Brüllen. — Bürgergardisten schlagen mit flachen Säbeln auf heulende Menschen ein, auf schutzlose Menschen, die von dem lebenden Strom mitfortgerissen wurden. Wie sehen die Männer fürchterlich aus! Blutunterlaufen sind ihre Augen; da reißen sie das Steinpflaster auf der Reeperbahn auf; da stürmen sie zur Langenreihe auf den großen Neubau, schleppen Steine heran, eröffnen ein wütendes Bombardement gegen die Nobistorwache. Donnernd fallen die Steine gegen das Tor, krachen gegen die Mauern — die wütenden Hamburger rennen Sturm gegen das Altonaer Wachhaus — wissen selbst nicht warum.

In der Wilhelminenstraße haben sie ein Haus gestürmt. Welch ein Schreien und Johlen und Toben! Bürgergarde kommt mit Trommelwirbel und aufgestecktem Bajonett! Treibt die Menge zurück bis zum Trommeltor.

Ueber jammernde Frauen und Kinder hinweg stürmt die Menge, verfolgt von den Soldaten; empörte Bürger eilen die Reeperbahn hinunter — rufen um Hilfe gegen die Altonaer!

„Ruhe!“ gebietet Stürkens mit erhobenen Händen. „Ruhe!“

Aber wer hört denn von diesen Empörten! Wer achtet auf ihn von diesen wild Erregten! Um ihn her kracht und splittert es von zerbrochenen Fensterscheiben. Die Reeperbahn ist ein wallendes Meer von Menschen geworden; es braust und brandet, es heult und tost! Männer sind da, gute, ehrenwerte Bürger, die bleich vor Wut ihren Zorn sich zubrüllen.

Männer sind da, die aufheulen über die Schmach, die man ihnen, die man dem deutschen Volk durch den Frieden von Malmö angetan; man schloß den Waffenstillstand. Aber damit schlug man dem deutschen Volk ins Gesicht, daß es seine Augen nicht mehr erheben kann vor Scham.

Das war das Furchtbare: Nichts war erreicht worden! Deshalb hatte man Väter und Söhne, Gatten und Freunde verloren! Deshalb hungerte man und ertrug die furchtbaren Entbehrungen! Sah des Winters Schrecken hilflos entgegen. Umsonst das Blut von Tausenden; umsonst unsägliches Elend und Krüppel und Verstümmelte! Ein Hohn war die Mär von einem ge-

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

einten Deutschland — die Mächte erkannten es nicht an! Eine Phrase waren die großen Worte — die deutschen Männer in Frankfurt nahmen den Schlag ins Gesicht demütig entgegen, wehrten sich nicht, ertrugen den Hohn — was ihr geschaffen, erkennen wir nicht an!

Alles staute sich am Nobistor — die Gardisten in der Wache machen einen Ausfall, schlagen auf Hamburger Bürger ein, die auf Hamburger Gebiet sind! Verfolgen mit blanker Klinge Hamburger Bürger die Reeperbahn hinauf!

Und treffen auf andere Haufen, die johlend und schreiend einen Trupp Marinesoldaten begleiten. Vom „Franklin" sind sie gestern entlaufen, weil ihnen Behandlung und Beköstigung nicht mehr behagten; weil die Freunde sie verhöhnten wegen ihres Dienstes auf den Kriegschiffen. Nach Altona flohen sie und Kommodore Strutt hat die dortigen Behörden ersucht, sie auf Hamburger Gebiet zurückzutransportieren. Was? Ist das nicht eine Herausforderung? Wie kommt Altonaer Bürgerwehr dazu, sich an Hamburger Marinesoldaten zuvergreifen! Seit wann erdreisten sich Altonaer Hamburger sicher an den Hafen zu bringen? Man muß den Mariniers helfen! Den Weg muß man versperren. —

„Zum Millerntor!" schreien die Vordersten.

„Zum Millerntor!" antwortet der Haufe, der eben noch in rasender Wut dem Bürgermeister die Fenster eingeworfen. Ueber Dächer, durch Gärten flohen die Bewohner, um nicht Opfer der Volkswut zu werden. Der Friede von Malmö hatte die Wut entflammt. Aber jetzt schien es, als gelte die ganze Empörung dieser brandenden Menge der Altonaer Bürgerwehr, die Hamburger Marinesoldaten zum Hafen eskortierte. Zum Millerntor wälzte sich der tobende Haufe; mit Stöcken und Schirmen wurde auf die armen Gardisten eingeschlagen. Ja, auf einmal schien es, als seien sie der Grund, daß die Wache am Nobistor gestürmt war und die Gardisten mit blutenden Köpfen da saßen. Überall tobte der Straßenkampf! Im Straßenkampf wurde der alte Stürkens hin und her gerissen. Längst war ihm der Zylinder vom Kopf gefallen. Die Frackschöße abgerissen. Eingekeilt war er in der lebendigen Mauer, war atemlos, war dem Schrecken hilflos preisgegeben.

Am Millerntor stand Kapitän Claasen, um die fünfzig Mariniers in Empfang zu nehmen, noch wütend über den Streich, den ihm eben die Freiwilligen gespielt. Denn natürlich war er nicht allein beordert worden. Mit 30 Freiwilligen war er gegangen, um die Flüchtlinge sicher auf den „Franklin" zu bringen. Und heute waren ihm alle bereitwilligst gefolgt, hatten zu seinem Erstaunen nicht ein Wort zur Widerrede gefunden; und es hatte ihm Spaß gemacht, Zakramento, wie die dreißig mit festem, gleichem Schritt hinter ihm hergegangen waren. Es sah gut aus; ordentlich Freude hatte man an den Kerls. Aber eben war er mit der Bande am Stintfang vorbei, da kommt Krischan Lührs und drückt ihm ganz freundschaftlich die Hand. „Nu adjüs ok, Captain Claasen." Hol's der Snappsack — wat seggt he? Und da kommt der zweite und der dritte — und alle haben so ein infames Lachen in den Augen — und der lange Lorenzen sagt noch ganz wehleidig: „Nu adjüs ok, leiwer Captain Claasen!" Zakramento, Marinesoldaten sagen „leiwer" Kapitän Claasen? Drücken ihm die Hand? Er kriegt gar keinen Atem, so kollert es in ihm; zeigt nur nach dem Millerntor. — —

„Nä", sagen die Freiwilligen. Am Millerntor haben sie nichts zu suchen. Und die Flotte muß nun selbst sehen, wie sie fertig wird. Die Freiwilligen bedauern; sind zu schade für eine Kriegsmarine, die am Grasbrook verankert ist, und die man sich vom Strande herunterholen muß, wenn mal ein bißchen Wind bläst.

„Goddam" — —

„Jo, Captain Claasen," sagt Krischan Lührs, „dat helpt nu nich. Und nun gehen wir nach Kiel. Grüßen Sie den Kommodore Strutt. Und im Schapp liegt noch ein alter Mantäng und 'n Paar witte Büxen, de aber nu all swart sind. Und die soll er behalten zum Andenken" — —

Zakramento — —

„Und wenn Sie nach Kiel kommen, besäuken Sei uns, leiwer Captain."

Und dann sagt einer: „Marsch!" und alle zeigen die Achtersied; machen ein Kompliment von achtern — und weg sind sie. . . .

Kapitän Claasen schrie — befahl — wer hörte denn in dem allgemeinen Lärm! Er war noch ein Stück neben ihnen hergelaufen, und es wurde ihm schwarz vor den Augen, als der lange Lührs ihm eine Kußhand zuwarf. Aber was konnte er denn tun? Man könnte hinter ihnen her schießen; dann fänden die Kanonen auf der Fregatte doch mal Verwendung. Aber er wußte, daß der englische Kanonier an Land gefahren war, und sicherlich hatte er den Schlüssel zur Pulverkammer bei sich. Bis aber die Geschütze gerichtet sind, sind die Kerls in Kiel!

So sah er ihnen nach, stand da mit hängenden Armen und fing an, sich wütend zu kratzen. Wie damals, als er die australische Wolle an Bord hatte. Und grinste auf einmal. Verdenken konnte er's den Freiwilligen nicht. Wenn die Ohlsch nicht gewesen wäre, Zakramento — er wäre selbst auf und davon gegangen! Aber lieber wollte er es noch mit der Kriegsmarine zu tun haben als mit der Ohlsch! Und so ging er seufzend und kauend und spuckend zum Millerntor, um die fünfzig Flüchtlinge in Empfang zu nehmen. Er freute sich über den Lärm, den sein langer Säbel machte; und daß er die Freiwilligen endlich los war, freute ihn eigentlich auch.

„Und die Jungfer Galathee
Fuhr spazieren in die See"

summte er.

Damned — Aufruhr am Millerntor? Geschrei und Kampf und Handgemenge? Hol's der Snappsack — was kriegte die Altonaer Bürgerwehr für Schläge! Laut lachend sah er zu. Welcher Hamburger hätte darüber nicht gelacht? Was für Spektakel war's überall! Die Reeperbahn schwarz von Menschen; eine Menschenmauer vor dem Trichter; und am Millerntor standen dicht zusammengedrängt die fünfzig Flüchtlinge vom „Franklin", standen da wie Verbrecher und durften zusehen, wie man sich um sie blutig schlug. Mußten ja denken, sie wären Kleinode, die man nicht verlieren wollte.

„Damned rascals", murmelte der Deckoffizier mit einem grimmigen Lachen. Die Umgangsformen der englischen Offiziere hatte er sich überraschen schnell angeeignet. Er versuchte, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. „O Kinnings, wenn ich euch an Bord bringe."

Aber das war's. Die Marinesoldaten dachten gar nicht daran, an Bord zu gehen. Wie kamen denn gerade sie dazu, Hamburg zu bewachen? Alle liefen frei umher, nur sie mußten auf dem alten Kasten Dienst tun? Man brauchte keine Kriegsmarine im Frieden, und unverschämt ist es von den Altonaern, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Und sie machten sich Zeichen. „Will'n wi?" und blinzelten sich zu — „denn man tau" —und winkten und grüßten zu ihren Befreiern hin.

Und da hatten sie die Kette durchbrochen. Wie Lachen und Jubel und Jauchzen war's plötzlich, wütendes Beifallsgeschrei erschütterte die Luft — da liefen die Marinesoldaten, so schnell sie konnten. Liefen nach allen Himmelsrichtungen; zu den Vorsetzen und Stubbenhook, nach dem Hamburger Berg und dem Borkum Riff — —

„Mann über Bord!" brüllte Kapitän Claasen und wußte nicht, nach welcher Seite er laufen sollte; rannte rechts, rannte links; in der einen Faust den Säbel, in der andern die Scheide; lachende Seeleute vertraten ihm den Weg; in einem Haufen war er, der die Altonaer höhnend verfolgte. Grelle Pfiffe zerrissen die Luft; überall Geschrei, Geheul und Fluchen und Drohen — irgendwo Trommelwirbel; irgendwo zornige Kommandos. Und „Nieder die Verräter!" tönt es zurück. „Nieder der Danebrog!"

Bis zur alten Dröge war Stürkens geschoben worden. Atemlos war er. Rot und feucht das Gesicht. Krampfhaft hielt er die silberne Bleifeder, machte immer wieder einen schwachen Versuch, aus dem furchtbaren Gewühl zu entkommen. Er wußte nicht, um was es sich handelte. Aber er hatte Ähnliches schon erlebt. Er begriff die Gegenwart nicht mehr. Aber die Vergangenheit belebte sich plötzlich. In dem Haufen Unglücklicher war auch er, die Davoust austreiben ließ, um sich der Armen und Kranken, der Witwen und Schwachen zu entledigen. Deshalb das Schluchzen und Jammern! Deshalb der Trommelwirbel und der Korporale zornige Zurufe. Wie die der Heimat Beraubten daherwanken unter der Last armseliger Habseligkeiten! Wie die Greise sich dahinschleppen, gestützt auf zitternde Enkel. Der Schnee schmilzt unter den Füßen der Jammernden; welch ein Übermaß von Elend und Verzweiflung! Mitleidlos treiben französische Grenadiere die Verzweifelten vorwärts. — En avant! Vite, vite! Auf dem Hamburger Berg wird bereits Feuer an die Häuser gelegt. Ein breiter, öder Gürtel soll Hamburg umschließen. St. Paulis Häuser gehen in Flammen auf, um den Russen keine Stützpunkte bei der Belagerung zu bieten. Durch die Tore von Altona wälzt sich ein Strom Unglücklicher, wie man ihn nie vorher gesehen hat — schluchzend liegen Männer sich in den Armen; schluchzend trennen Söhne sich von den Müttern — —

„Vite, vite!" —

Und kecke Soldaten sprengen daher auf flinken Pferden. Wie munter sie umherblicken! Drehen die schwarzen Schnurrbärte, sind taub gegen Bitten und Flehen! Grenadiere schlagen roh und mitleidlos auf Wehrlose ein, die nicht schnell genug vorwärts kommen Und von allen Seiten Signale und Trommelwirbel; Gewehrläufe blitzen auf; blanke Säbel glitzern im Sonnenschein.

Der alte Mann fühlt sein Herz erbeben in Mitleid und Wut. Er muß den Soldaten sagen, welch große Sünde sie auf sich laden. Daß es eine Vergeltung gibt, muß er ihnen in die übermütigen Gesichter schreien. Er muß durchaus aus dem wirren Knäuel herauskommen, das ihn umgibt. Gilt sein Wort nicht in der Bürgerschaft? Hat er Davoust nicht furchtlos gegenübergestanden, um Hamburgs Klagen ihm vorzutragen? Ist es nicht seine Pflicht, sich der Schwachen anzunehmen?

Wie die Menge hin und her flutet! Immer wieder klirren Fensterscheiben. Steine fliegen durch die Luft. Zu eng wird die Reeperbahn, um die Menge zu fassen.

„Nieder mit den Verrätern!"

Der erbitterte Kampf am Nobistor pflanzt sich fort. Der Gardisten blutende Gesichter haben die Altonaer Wache zu wilder Wut hingerissen. Plötzlich sprengt Kavallerie mitten in den schreienden Haufen. Infanterie folgt. Haut mit blankem Degen wütend auf die Hamburger. Treibt die Wehrlosen rücksichtslos vor sich hin die Reeperbahn hinunter bis zur alten Dröge. Ein wildes Rennen — über Frauen und Kinder hinweg wälzt sich die zurückflutende Menge; gellende Hilfeschreie ertönen; unter Pferdehufen wimmern Verletzte; vor sich bäumenden Pferdeleibern drängen kreischende Frauen entsetzt zurück.

Stürkens sieht nicht, daß es Altonaer Kavallerie ist, die — unerhört — sich der Gebietsverletzung schuldig macht. Für ihn sind es heranstürmende Franzosen; keuchend hat er sich aus dem Knäuel, das ihn gegen einen Baum drängte, gelöst. Er hält den Baum umklammert, um nicht mitfortgerissen zu werden. Das gellende Geschrei macht ihn toll, die rücksichtslos von den Pferden herabhauenden Soldaten empören den freien Hamburger aufs äußerste. Plötzlich lief er ihnen entgegen, mit geballten Fäusten, ganz weiß vor Erregung: „Messieurs! Messieurs!" Die Erbitterten hören und sehen ihn nicht. Ihre blinde Wut richtet sich ja nicht gegen den alten Mann mit den weißen Haaren, mit den erhobenen Händen.

„Je vous conjure, messieurs" — —

Über ihn weg stürmen sie auf schnaubenden Pferden; schreien, heulen ihre Kommandos; fegen Tausende vor sich her. In dem Heulen und Toben und Rasen erstirbt ein letzter, jäher Aufschrei: „Peter!" schrie Stürkens. „Peter!"

* * *

Peter Stürkens besuchte seinen Vater in der Grabstätte auf den alten Kirchhöfen, als die Herbstblumen, die Edith in die Gruft gebracht, längst welk und farblos waren. Sie hatte sie einigemal erneuert. Aber seitdem die Cholera in der Stadt wütete, erlaubte die Beschließerin der jungen Baronin nicht mehr, auf die Straße zu gehen. Am liebsten hätte sie auch den Herrn zurückgehalten. Aber sein schmales, finsteres Gesicht war

kalt und bewegungslos, als sie ihm das Furchtbare bei seiner Heimkehr von England weinend mitteilte. Im Privatkontor sagte sie es ihm, während er an dem hohen Pult lehnte. Jämmerlich weinte sie dabei. Und schlich schluchzend hinaus, als er keine Frage, kein Wort an sie richtete. Als er nur stumm auf den Platz sah, von dem aus der Tote ein Lebensalter hindurch die Welt gesehen. Wie oft sie an der Tür lauschte! Wie oft sie durchs Schlüsselloch sah! Aber immer lehnte er an dem hohen Stehpult, genau wie zu des Vaters Lebzeiten. Es sah aus, als führe er eine Zwiesprache mit jenem, der doch nicht mehr da war.

Leise schlug der Regen gegen die Fenster. Klagend winselte es im Kamin. Und so laut und unheimlich tickte die alte Kastenuhr auf der Diele.

Im Regen, bei klagendem Herbstwind ging Stürkens zu den Kirchhöfen; den Kopf gesenkt, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Und saß in dem düsteren, niedrigen Gewölbe, in dem sein Vater Ruhe gefunden. Ängstlich flackerte das Licht, das der Totengräber dem Besucher mitgegeben. Eisige Kälte herrschte, die bis auf die Knochen drang. Auf steinernen Särgen waren Schwerter und Helmzier eingemeißelt, und Hammonias Türme schmückten die Gedächtnistafeln.

Stumm, gesenkten Hauptes saß Peter Stürkens unter den stummen Vorfahren.

Als er das Gewölbe verließ, schloß sich der Totengräber ihm an.

„Es ist eine böse Zeit, Herr Stürkens,“ sagte er, „und manchem wäre wohl, wenn er da liegen könnte und hätte die Sorge nicht mehr für den kommenden Tag. Aber man muß aushalten, Herr Stürkens, man muß aushalten. Um Ihren Vater war's schade. Aber er hat's gewußt. Als es schlimm stand mit der Firma, ist er bei mir gewesen und hat sich das Gewölbe aufschließen lassen. Es war der Todestag Ihrer Mutter, Herr Stürkens, und der selige Vater brachte ihr Rosen, wie er das ja immer getan hat. Rote Rosen, die ich schon bereithielt. Dann hat er mir genau gezeigt, wie sein Sarg aufzustellen ist, damit noch Platz bleibt für Sie. Nach Ihnen soll das Gewölbe geschlossen werden, hat er bestimmt. Wir sind zusammen herausgestiegen, und er hat eine von den Rosen, die er der Frau Mutter gebracht, mitgenommen. Ich habe die eiserne Tür zugeschlossen. Aber wie wir gehen wollen, schlägt etwas mit voller Kraft von innen an das Tor, und wir hören beide, daß etwas zornig am Schloß rüttelte. Ihr Vater hat die Rose fallen lassen, die er in der Hand hielt; er hat den Hut abgenommen. „Ich habe es mir gedacht,“ hat er gesagt, „sie will mich nicht fortlassen. Nun, ich werde bald bei ihr sein.“ Und hat mir einen Taler gegeben, Herr Stürkens, und ist da drüben durch die Buchenallee weggegangen. Aber ich möchte heute nicht durch die Buchenallee, weil die Transporte mit den Cholerakranken da fahren. Manchmal ist man anfällig, Herr Stürkens, und es hat einen, man weiß nicht wie. Die Transporteure sind recht zufrieden: Hein Kofahl hat in drei Tagen fünfzehn Fuhren gehabt. Über 500 Leichen sind seit vierzehn Tagen in die Erde gebracht, und 1200 Kranke haben wir. Wem haben wir sie nun zu verdanken, Herr Stürkens? Es heißt, daß man das Gemüse vergiftet hat. Aber das glaube ich nicht. Ich denke mir, von den Fliegen kommt es. Haben Sie gesehen, Herr Stürkens, was für Schwärme Fliegen wir im Sommer hatten? Und auf einmal starben sie zu Tausenden. Meine Frau hat sie mit einem Besen wegfegen müssen. ‚Was das wohl bedeutet‘, sagte meine Frau. Frauen sind nun mal so, Herr Stürkens. Nun hat es die Cholera bedeutet. Aber ich habe ein gutes Mittel“ —

„Adieu“, sagte Peter Stürkens und ging an verfallenen Gräbern und morschen Kreuzen vorbei. Schwer und unaufhörlich tropfte der Regen auf herbstliches Laub, bildete Lachen auf riesigen Deckplatten, rieselte über Efeu, klatschte auf Steine mit verwaschenen Inschriften, träufelte von rostzerfressenen eisernen Tafeln. Und klagend und seufzend fuhr der Wind über die Gräber.

Am andern Tag bat Stürkens seine Cousine ins Privatkontor.

Er hatte sich vorgenommen, ernst und streng über ihre merkwürdigen Aventüren zu sprechen. Hatte sich sogar einige Notizen gemacht. Die Wohltaten der Tante Wendemuth, das Glück ihrer Ehe, den Leichtsinn, einem Freiwilligen nachzuspüren, wollte er berühren und sie vorsichtig auf das große Unrecht aufmerksam machen, das sie durch ihre Handlungsweise auf sich geladen. Ihm war, als trüge er die Verantwortung für sie und müsse sie auf den rechten Weg zurückführen. Ihm war, als habe er in der Tat, seitdem er sie nicht gesehen, erst erkannt, wie groß ihre Schuld war. Der empörte Brief der Baronin, die schroffen Worte der Staatsrätin stimmten überein, daß er den bitteren Vorwürfen glaubte, die sie der jungen Dame machten, und die düstere Stimmung, in der er sich befand, tat das Ihrige, um ihn in Edith ein Geschöpf sehen zu lassen, das mit Strenge zu ihren Pflichten zurückgeführt werden mußte.

Stehend erwartete er sie. Nie meinte Edith ein so trauriges, düsteres Gesicht gesehen zu haben. Die stummen, schweren Kämpfe der letzten Monate, das rastlose Ringen einer stolzen Seele hatten dem schmalen Gesicht, hatten den tiefliegenden Augen ihre Zeichen hinterlassen. Schüchtern kam die kleine Baronin näher, ganz voll Mitleid und Teilnahme; schüchtern sah sie zu ihm auf — und brach in Tränen aus.

„Ach Gott“, sagte sie und streckte ihm beide Hände entgegen. „Es tut mir so leid!“

Darauf war er nicht vorbereitet. Er hatte wohl auch den Liebreiz vergessen, der von ihr ausging, und sicherlich hatte er nicht mehr an die flimmernden, feuchten, bernsteinfarbigen Augen gedacht, die schon ein so inniges Flehen um Verzeihung ausdrückten. Aber kein Zug seines Gesichts änderte sich. Stumm verbeugte er sich und wies mit der Hand auf das Sofa.

„Darf ich bitten, Frau Cousine — —“

Sie fuhr mit dem Handrücken über die feuchten Augen, setzte sich, strich mit ihren weißen Händen über das schwarze Taftkleid und sagte so recht aus Herzensgrund: „Der arme Onkel!“

Da wußte Peter nicht, wie er mit seinen Vorwürfen beginnen sollte. Sie aber wollte ihm Freundliches

sagen, damit der finstere Ernst aus seinem Gesicht schwand.

„Ich war so glücklich," sagte sie, „daß jemand freundlich zu mir war. Ich dachte gar nicht mehr, daß ich doch hier fremd bin! Aber das ist mein Unglück, alle, die ich liebe, verliere ich. Und alle, die mich lieben, gehen von mir — —"

„Sollte das nicht an Ihnen liegen?" fragte Stürkens, der einen Übergang zu dem, was er zu sagen hatte, gefunden zu haben schien.

„Ach nein", sagte sie, und die goldenen Locken ringelten sich um den weißen Hals. „Papa hat mich sehr liebgehabt, und er ist gestorben. Und Dietz —" trotzig schürzten sich die roten Lippen — „Dietz hat sich verlobt."

„Und Ihr Herr Gemahl — —"

Sie sah ihn verwundert an — und wurde rot. Und ihr Köpfchen fiel auf die Brust. Über Axels Liebe zu ihr konnte sie doch nicht sprechen. Über die schämte sie sich!

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Bis Peter wieder begann: „Sie erinnern sich, was ich Ihnen in dem Hotel sagte — —"

Sie schielte ein bißchen ängstlich auf die Bücher hinter ihm — sollte sie wieder mit ihm rechnen?

„Ich sagte Ihnen, Frau Cousine, daß ich Mittel und Wege finden würde, Ihnen das, was die Firma Ihnen schulde, zurückzuzahlen. Ich hoffe, daß ich es noch vor Ihrer Abreise nach Kopenhagen tun kann."

Verblüfft sah sie ihn an. Und wurde ängstlich. Und wollte ihm doch nicht ihre ganze Not zeigen —

„Darf ich fragen, Frau Cousine, für wann Sie Ihre Heimkehr festgesetzt haben?"

Da begriff sie. Er wollte sie nicht länger im Hause haben. Und die Schamröte schlug ihr ins Gesicht bis zu den Haarwurzeln; zitternd sprang sie auf —

„Ach — — ich kann sofort gehen! Es tut mir leid, daß Sie mich noch hier sehen — —" und da war sie schon an der Tür und wollte hinaus — aber die Tür hatte das große, mächtige Schloß, das sich so schwer öffnen ließ; und ehe sie noch den Messingknauf heruntergedrückt hatte, war Peter neben ihr und vertrat ihr den Weg. Seine Stimme hatte ihre Sicherheit verloren, und die breite Stirn war gefurcht.

„Ich wünsche keine Mißverständnisse, Frau Cousine — — "

„Sie haben gesagt —" am ganzen Körper zitternd, stand sie vor ihm. Aber sie wußte nicht mehr, was er gesagt hatte.

„Ich habe Sie gefragt, Frau Cousine, wann Sie zu Ihrem Gemahl zurückzukehren gedenken. In Ihrem eigensten Interesse habe ich das gefragt. Man scheint Sie auf den Ernst Ihrer Lage noch nicht hingewiesen zu haben. Ich habe leider das Empfinden, daß man in Kopenhagen einen Grund sucht, Ihnen Rechte, die Sie besitzen, streitig zu machen. Weshalb man sich zu solchem Vorgehen berechtigt glaubt, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber als Verwandter ist es meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen. Ich vermute, Sie haben sich zu einer Handlung hinreißen lassen, deren Tragweite Sie bei Ihrer Jugend nicht erkannten — ich würde Ihnen leichter raten können, wenn Sie mir aufrichtig sagten, worüber Ihr Herr Gemahl sich so sehr beleidigt fühlt — —"

Sie schluchzte auf; wie ein trotziges Kind; ohne daß Tränen in den Augen waren.

„Axel war immer beleidigt", sagte sie.

„Das ist eine etwas seltsame Erklärung, Frau Cousine. Verzeihen Sie, wenn ich danach mir eine Vorstellung von dem, was vorgefallen ist, nicht machen kann — —"

Er sah, wie Ihre kleinen Fäuste sich ballten. Wie aus dem weißen Gesichtchen die Augen herausfunkelten.

„Nein," sagte sie zitternd, „davon kann man sich eine Vorstellung auch nicht machen. Und meistens wußte ich selbst nicht, warum er immer beleidigt war —"

„Aber es muß doch etwas vorgekommen sein, das die Öffentlichkeit so gegen Sie einnahm! Ihre Frau Tante sprach doch auch davon!"

Wie die Augen sprühten! Selbst das Haar sprühte!

„Ich bin beleidigt! Jawohl! Ich! Oder soll man nicht beleidigt sein, wenn sie einen fast totschlagen? Und wenn sie einen liegen lassen, als wenn man gar nichts ist?"

Er trat an das Pult zurück. Wie ein heißer Strom ging es von ihr aus, der sein Blut schneller kreisen ließ.

„Das ist's, Frau Cousine. Wie durften Sie, eine Dame der ersten Gesellschaft, sich in den Pöbelhaufen mischen!"

Sie preßte die Handflächen gegeneinander, lief ein paar Schrittchen vor.

„Aber konnte ich denn wissen, was da vor sich ging? Ich wollte nur ein bißchen Sonne haben, weil die Bredgade ganz im Schatten lag, und weil doch der Frühling kam. Und ich freute mich so, als ich den Hafen sah, und wie die Sonne drauf glitzerte, und daß ich mal allein gehen konnte . . . kann ich wissen, daß auf einmal alle Leute zu „Holger Danske" laufen? Überall waren Menschen, man konnte gar nicht fort von ihnen. Und dann haben sie uns die Fenster eingeworfen und die Diener verprügelt! Und deshalb war Axel beleidigt! Aber kann ich etwas dafür?"

Eine ganze Zeitlang war es totenstill. Es bedurfte einer ewig langen Minute, bis Stürkens Herr seiner Stimme war. Er hatte sich abgewandt. Stand am Fenster und sah ins Flet. Edith lehnte zitternd, leichenblaß an der Tür.

„Ihre Frau Tante hat mir geschrieben —" sagte Stürkens vom Fenster aus — und seine Stimme war wieder kalt und geschäftsmäßig, „daß sie durch die Kopenhagener Affäre jede Beziehung zu Ihnen abgebrochen hat. Sie hat mir einen Brief der Staatsrätin af Löwengaard beigelegt, der mit dürren Worten sagt, daß Ihre Rückkehr nach Kopenhagen nicht erwünscht ist — —"

Edith beugte sich weit vor —

„Das heißt — — das heißt — —"

„Daß Ihr Herr Gemahl Ihnen Ihre Freiheit zurückgeben möchte."

Da faltete Edith mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Hände und schluchzte wild auf: „Ach Gott —"

Er ließ sie weinen. Lehnte wieder am Pult. Sah auf eine Reihe Zahlen — und wandte sich unsicher an sie; versuchte zu lächeln —

„Darf ich fragen, Frau Cousine, warum Sie den Baron Löwengaard heirateten?"

„Weil ma tante es wünschte."

„Wie? Man schließt doch keine Heirat, weil ‚andere' Leute es wünschen."

Ediths Tränen flossen rascher.

„Onkel Wendemuth wollte es aber auch, weil Dietz Marianne heiraten soll. Ich habe es Axel auch gesagt, daß ich ihn nicht mag. Und als ich ihn durchaus nicht mochte, hat ma tante gesagt, ich wäre undankbar; und als ich lieber sterben wollte, hat sie gesagt, daß das die größte Sünde ist, und daß Gott sie mir nicht vergeben würde" —

Wie ein Zischen klang es. Die Hände waren ineinanderkrampft. Das Kinn zuckte. Und als sie nun doch die Tür öffnete und hinausschlüpfte, hielt Peter Stürkens sie nicht zurück.

Trübe und kalt war der Herbsttag. Der Regen schlug gegen die Scheiben. Und klagend und seufzend fuhr der Wind durch die Schornsteine.

In der Dämmerstunde kam Kapitän Claasen. Scheu kam er; blieb an der Tür stehen. Stürkens ging ihm entgegen. Drückte ihm die Hand.

„Das ist nun so", sagte er.

Der alte Seemann schluckte und würgte und fuhr immer wieder mit der Hand an die Kehle.

„Herr," sagte er rauh, „Gott verdamm mich — aber ich hab's nicht ändern können, Herr! Wie ich nach ihm sehen wollte, hatte er gerade den Senat bei sich. Und am andern Tag hab ich meinen Ärger mit der Kriegsmarine gehabt." Er wischte mit einem roten Tuch über die feuchte Stirn. „Ich hab's Ihnen versprochen, auf ihn zu achten. Aber da kommt der Ärger mit den Freiwilligen. Ach, Herr, die kann Gott nur im Zorn erschaffen haben. Zakramento. Und ein Glück für die Menschheit wird es sein, wenn der Teufel sie erst geholt hat. Aber es war noch nicht so schlimm mit den Freiwilligen, wenn nicht die Mannschaft vom ‚Franklin' ausgekniffen wäre, und wenn nicht der ganze Krawall gekommen wäre — ja. — Das hat ihm den Rest gegeben. Ich hätte besser auf ihn achten können, Herr. Aber was soll man tun, wenn man auf der Fregatte sitzt. Als ich auf der ‚Nanni' war, hab ich oft genug mein Leben für Sie eingesetzt, und immer sind wir glücklich zu Hafen gekommen. Wenn Sie's jetzt haben wollen — Sie wissen, wie ich's meine, Herr; wenn Sie's jetzt haben wollen — damned" — die heisere Stimme war fast nicht zu verstehen, „es gehört Ihnen!"

Er stand an der Tür, lang und breit und hager, hielt den Lackhut in der Hand und vermied es, zu dem leeren Pultsessel hinzusehen.

Aber Peter Stürkens schüttelte ihm noch einmal die Hand.

„Das hat wohl so sein sollen, Kapitän."

Er fuhr sich wild durch das dichte, graue Haar.

„Das sagt die Ohlsch auch. Aber warum denn, Herr Stürkens? Warum denn? Was ist denn das für Gerechtigkeit? Die ‚Nanni' ist zu Wrack geschlagen, und die Kriegsmarine liegt noch immer am Grasbrook! Die Blockade ist aufgehoben, aber das Schiffsvolk krepiert an der Cholera. Und was wird mit der Marine, Herr? Auf meiner ganzen Fregatte habe ich einen einzigen Kanonier; einen Kanonier für 32 Kanonen. Und denn ist er noch immer duun. Und elf Jungen habe ich — was nutzen mir die? Und dreizehn Matrosen sind da und achtzehn Marinesoldaten. Aber die müssen auch noch beim ‚Franklin' Dienst tun, weil der nur vier hat. Und die Offiziere lassen sich nicht sehen, die gehen am Jungfernstieg spazieren. Die Ohlsch sagt, das ist egal. Und die Hauptsache ist, daß man die Chance hat. Aber, Herr, es ist nicht die Hauptsache. Man will auch wissen, warum man die Chance hat, und ein elendes Leben ist es, immer am Grasbrook zu liegen und was zu bewachen, was doch nicht nötig ist. Pull ist auch da, Herr, und er ist der einzige, der Vergnügen hat an der Fregatte. Wegen der Ratten, Herr; zakramento, was gibt's für Ratten. Ganz lustig wird man, wenn man Pull jagen sieht. . . Dazu haben wir nun die Kriegsmarine, sage ich zu Kommodore Strutt. Und er lacht und sagt: ‚Allright.' Da verliert man die Freude an der Fregatte, Herr."

Stürkens hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Als der Kapitän ihn aber fragend ansah, glitt ein heller Schein über sein Gesicht.

„Versuchen Sie's noch eine Zeitlang, Kapitän Claasen. Ich glaube, ich kann Ihnen bald gute Nachrichten geben."

Da ging der lange Deckoffizier getröstet weg. Und da der schwere Gang zu Stürkens nun hinter ihm lag, kam eine Fröhlichkeit über ihn, die er lange nicht empfunden hatte. Er ließ den Säbel rasseln, daß es laut durch die stillen Straßen schallte. Er kaute und spuckte, als wäre er an Bord der „Nanni" und niemand hätte ihm was zu sagen. Er summte sein Lied von der Jungfer Galathee und gab einem Jungen von der Dampfkorvette „Lübeck", der am Stubbenhook zusah, wie zwei Weiber sich rauften, eine schallende Ohrfeige. „Snösel, wat hemw ji tau kiken?" Aber er selbst blieb doch stehen. Die eine war eine Bekannte von der Ohlsch und die andere ein Fischweib. Um einen Dorsch war der Zank entbrannt, den die eine beim Kopf und die andere beim Schwanz hielt. Es war ein Vergnügen, zu hören, wie sie schimpften, ein Vergnügen zu sehen, wie sie die Fäuste gebrauchten, wie die erhitzten Gesichter immer wütender, immer röter wurden, wie sie sich in die Haare fuhren und die Nägel gebrauchten. Zakramento, dachte der Kapitän und war voll lebhafter Neugierde, wer den Fisch bekäme. Aber auf einmal knirschte etwas — beide Weiber schnellten zurück — der Dorsch war mitten entzweigerissen. Und nun stürmten die beiden mit verdoppelter Wut aufeinander los, schlugen sich die Fischteile um die Ohren, kreischten ihre Wut heraus, waren Megären, waren Furien — —

Gott bewohr mi, dachte der Kapitän und kratzte sich den Kopf. Ging in tiefen Gedanken nach dem Pinnasberg. Da heißt es, die Weiber sind das schwache Geschlecht. Gott sei Dank, daß sie es waren. Denn wie würde es in der Welt aussehen, wenn sie auch noch stark wären?

Zu Kapitän Decker ging er, der im Juli Godeffroys „Alfred" so keck durch das Nordmeer geführt hatte, so daß die Dänen ihn nicht erwischt hatten. Er gehörte zu den reichen Kapitänen, war klug, und man konnte mit ihm über Kap Horn und die Südsee, über die Westküste und Sydney sprechen. Er hatte guten Rum und keine Frau; aber die Verwandte, die er bei sich hatte, war eine gute Köksch und wartete seit dreißig Jahren, daß er sie heiraten würde. Sein Haus lag auf dem Pinnasberg, gerade über Herrn Marbs Werft, und wenn man aus dem Wohnzimmerfenster sah, sah man den breiten, stolzen Strom und in der Ferne, am Grasbrook, die deutsche Flotte. Für Kapitän Claasen war es das schönste Haus in St. Pauli und die Wohnstube beinahe so gemütlich wie die Kapitänskajüte auf der „Nanni". Das schwarze Sofa hinter dem großen, runden Tisch hatte zwei Kuhlen, so recht für Kapitänsverhältnisse; auf dem Schapp an der Wand stand ein Schiffsmodell, und darüber hingen die Kupfer des Admirals Nelson und der Queen Viktoria. Eine hohe Kastenuhr tickte an der Querwand, und daneben hing das Bauer mit dem Kanarienvogel. Der Deckoffizier pfiff vor Vergnügen, als er an dieses Paradies dachte. Als er aber eingetreten war, mußte er lachen vor Freude. Weit streckte er den Hals vor — die Nüstern blähten sich, er spitzte die Lippen und wischte sich schon jetzt den Mund. Labskaus aßen die! Was fehlt nun am Paradies? Mit einem lauten Lachen trat er ein — machte der Verwandten einen Kratzfuß und legte seine Hand mit einem Schwung auf sein Herz. „Seeluft zehrt", seggt de Snider; „da pedd he übern Rinnstein."

Schweigend rückte der Freund auf dem Sofa zur Seite, ohne sich im Essen stören zu lassen. Kapitän Claasen bekam Teller und Löffel — und schnaufend und stöhnend aß auch er, die Arme breit auf den Tisch gelegt. Schnalzend tranken sie Köhm dazu. Die roten verwitterten Gesichter glänzten, und in den Bärten hingen Fleischteilchen. Sie hatten die Westen geöffnet, und die Hälse waren frei von jedem Zwang. Nach dem Essen aber lehnten sie sich bequem in ihre Sofaecken zurück, streckten die langen Beine weit von sich und falteten die Hände über den Bäuchen. Als Kapitän Decker anfing zu schnarchen, sang der Kanarienvogel leise eine sehnsüchtige Melodie. Und als Kapitän Claasen auch schnarchte, sang er lauter. Als aber die Schnarchtöne wie ein Rasseln durch das stille Haus tönten, schmetterte er seine Lieder mit voller Kraft heraus, und die Federchen sträubten sich, und die kleine Kehle vibrierte bei all dem Jauchzen und Jubilieren. Ein Bild des Friedens und des Glückes boten die schlummernden Kapitäne. Und still und gleichmäßig tickte dazu die alte Kastenuhr.

Zur selben Stunde kauerte die kleine Baronin af Löwengaard vor der Luke im obersten Stockwerk des alten Hauses, durch die die Ketten und Taue der Winde herabhingen. Sie hatte ihre Geldtasche durchsucht und zu ihrem Staunen gesehen, daß all die schönen Scheine, die sie von Kopenhagen mitgenommen hatte, fort waren. Angestrengt überlegte sie, wo sie sie ausgegeben hatte. In Berlin, im Hotel oder für einen Wagen — sie erinnerte sich, daß sie in Berlin Blumen kaufte, und für frische Erdbeeren hatte sie einmal einen halben Taler bezahlt. Sie erinnerte sich auch, daß sie einem Dienstmann, der ihr den Wagenschlag geöffnet, fünf Silbergroschen zahlte, und daß sie einem Flottenkomiteemitglied, das sie um einen Beitrag bat, irgendeinen Schein gegeben, für den es mit einer sehr tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugung dankte. Aber es waren doch viele Scheine gewesen! Nun ja, des Onkels Sarg hatte sie bezahlt; aber das ist doch selbstverständlich. Und seitdem die Frauen in Ovelgönne wußten, daß da eine junge Dame war, die Geld für Blumen ausgab, kamen sie täglich und brachten ganze Körbe voll. Dankbar hatte sie sie bezahlt. Sie brauchte so viel für den armen Oheim, und ganz traurig war sie, als Babette die Verkäuferinnen endlich davonjagte.

Sie zählte — und zählte — und war ganz verzweifelt, daß es so wenig war. Was sollte sie denn anfangen, wenn sie kein Geld hatte. Es war so wundervoll, Geld auszugeben und zu sehen, wie die Leute sich darüber freuten. Aber sie hatte auf einmal den schrecklichen Verdacht, daß die Leute sehr unangenehm werden können, wenn sie kein Geld bekommen, und daß man sie nirgends aufnehmen würde, wenn sie nicht bezahlen konnte. Wohin aber sollte sie denn gehen? Und was sollte aus ihr werden? Es war ja niemand da, der sie haben wollte. Axel wollte sie nicht, und ma tante wollte sie nicht, und Dietz wollte sie nicht. In der ganzen Welt gab es keinen Menschen, der sie haben wollte; denn Peter Stürkens bedankte sich natürlich auch!

Ihr Köpfchen sank auf die Brust. So jammervoll elend und verlassen war sie. So entsetzlich arm und hilflos. Achtzehn Jahre war sie alt und wollte den Kampf mit der Welt aufgeben, noch ehe sie ihn recht aufgenommen. Ihr armes, junges Herz zitterte vor Schmerz und Leid; nach einem zärtlichen Wort sehnte sie sich. Nach einer Brust, an der sie sich ausweinen konnte, nach der Hand, die sie aufrichtete in ihrem Jammer. Aber niemand war da. Niemand! Und nichts war da von all der Herrlichkeit, die sie einmal erträumt — und für kurze Zeit besessen hatte. Allein und verlassen, ohne Freunde und ohne Geld saß sie auf dem abscheulichen öden Söller, wo die Mäuse pfiffen und der Wind klagte. Über ihr kreischte der Wetterhahn, die nassen Taue schlugen matt gegen das Gemäuer, und kalt und frostig wehte es vom Flet herauf.

Langsam rollten zwei Tränen über ihre Wangen. Mit den Locken trocknete sie sie. Aber es kamen mehr, und das wehe Schluchzen schüttelte ihren Körper. Sie dachte an ihre Mutter. Wenn die wüßte, wie erbärmlich es ihrem armen Kind ging! Seit zehn Jahren war sie Waise. Aber ihre Verlassenheit schien ihr erst in der grauen Dämmerung dieses frostigen Herbsttages zum Bewußtsein zu kommen. Und dabei erwachte das Mitleid mit sich selbst. Im äußersten Winkel des Hauses mußte sie sitzen. Kein Mensch kümmerte sich um sie. Kein Mensch würde danach fragen, ob sie hier krank wurde oder starb — —

Und wenn sie wirklich starb? Dann glaubte dieser abscheuliche Peter Stürkens natürlich, seinetwegen wäre sie gestorben. Das fiel ihr denn doch nicht ein. Um

Dietz wäre sie beinahe gestorben. Die Narbe am Handgelenk erinnerte sie täglich daran. Aber um Peter Stürkens — —

Aber was sollte sie denn sagen, wenn er noch einmal fragte, wann sie nach Kopenhagen reiste? Sie konnte ihm doch nicht sagen, daß sie kein Geld mehr hatte. Das konnte sie nicht. Aber ohne Geld konnte sie auch nichts tun. Sie sah keinen Ausweg aus ihrer schrecklichen Lage. Vielleicht mußte sie doch sterben.

Und wieder sah sie auf ihr Geld. Aber sie konnte es nicht mehr erkennen; die Schatten der Nacht krochen langsam aus dem Flet, lagerten sich schwer über die Dächer, brüteten in den Ecken und Winkeln des Söllers. Eisige Schauer hauchten sie aus, und klagender wurden die Seufzer des Windes. Die kleine Baronin empfand ein Frösteln, das bis zum Herzen ging. Ganz steif waren ihre Hände. Da löste sie ihr dichtes Haar, so daß es über die Schultern in den Schoß fiel, und verbarg Arme und Hände darunter und meinte, nun sei es besser geworden. Mit dem Rücken lehnte sie gegen einen Giebelbalken.

Sie hörte, wie Babette ängstlich ihren Namen rief.

Sie hörte, wie jenseits des Flets ein entsetzliches Weinen und Jammern sich erhob. Gewiß hatte jemand die Cholera bekommen. Von der Katharinenkirche tönten Glockenschläge, und immerfort schlugen die schweren, nassen Taue gegen das Gemäuer; der Wind aber klagte und seufzte.

Zuletzt aber empfand sie die Kälte nicht mehr. Und es war auch nicht mehr Nacht um sie her. Das Rosenschlößchen tauchte auf mit all seinen lieben Erinnerungen. In der Ferne winkte der Buchenwald. Sie aber stand am See unter hängenden Weiden und streckte ihre Hände sehnsüchtig nach Dietz aus. In einem Boot saß er und ruderte — und ruderte — und konnte sie doch nicht erreichen.

Am Himmel hingen schwere Wolken. Es wehte kalt. Jemand rief ihren Namen. Aber sie bewegte sich nicht, weil sie doch auf Dietz warten mußte.

Sie weinte vor Angst. So kalt blies der Wind, daß die Tränen auf ihren Wangen erstarben. Er warf sich auf das Boot. Und immer weiter wurde es abgetrieben. Und immer undeutlicher wurde Dietz. Sie konnte ihn kaum noch erkennen. Aus weiter, weiter Ferne rief er sie; und schluchzend antwortete sie. Aber auf einmal stand ma tante neben ihr und sah sie streng an. „Das paßt sich nicht", sagte ma tante. „Gott will es so."

Da fühlte sie, wie sich eine kalte Hand um ihr warmes Herz krampfte. Ganz deutlich fühlte sie es. Und empfand auch einen jähen Schmerz. Aber sie wagte nichts zu sagen, so schrecklich sah ma tante sie an. Ihre dunklen Augen glühten, und mit den hervorstehenden Zähnen sah sie so grausam aus. Sie war so zornig, weil Edith all ihr Geld für die Rosen ausgegeben hatte, die um das Rosenschlößchen wucherten.

„Sonst hätten sie sterben müssen", wimmerte Edith. „Was hätten sie denn ohne Geld anfangen sollen?" Und jetzt zitterte sie vor dem eisigen Wind und hätte sich so gern hinter den Weiden verkrochen, um Schutz zu haben. Aber sie wagte sich nicht an ma tante vorüber.

Es war fast Mitternacht, als Peter Stürkens sie an der Luke fand. Er war stundenlang am Hafen und in der Stadt umhergelaufen, war auf den Kirchhöfen und in dem Hotel gewesen, hatte mit Babette immer wieder das Haus und die großen, öden Lagerräume durchsucht. Er verfluchte die Worte, die er ihr gesagt, und die er doch hatte sagen müssen; sah immerfort ihre feuchten, verzweifelten Augen vor sich. Er sagte sich, daß es die Reue war, die ihn ruhelos nach ihr suchen ließ — und doch zitterte jeder Nerv in ihm von dem köstlichen Zauber, der von ihr ausgegangen. Er fühlte den eisigen Schreck, als sie von Kopenhagens schweren Tagen erzählte, und die merkwürdige Befriedigung, als sie ihm sagte, warum sie den Baron af Löwengaard geheiratet. Und hörte Babettes jämmerliches Schluchzen und lauschte in die Nacht. . .

Fast war es Mitternacht, als er sie fand.

Das Licht der Laterne fiel auf sie. Fiel auf das bläulich weiße Gesicht, das von den goldenen Locken umrahmt war, fiel auf die Tränen, die an den Wimpern hingen, fiel auf das Geld in ihrem Schoß.

„Mein Gott" — murmelte der Mann, und der Unterkiefer schob sich vor, und die Faust ballte sich. Er wußte, warum sie ihr Geld zählte, und warum sie in des Hauses äußersten Winkel geflohen war. Er rief sie an, rief bebend ihren Namen — ein Stöhnen antwortete, ein leises Zucken ihres Mundes. Da kniete er neben ihr. Nahm sie auf seine Arme. Drückte eine selige Sekunde sein Gesicht in ihr goldenes Haar, hielt sie wie einen köstlichen Schatz an seinem Herzen.

Schritt für Schritt stieg er mit ihr hinab; zögerte auf jeder Stufe, um länger die schöne Last halten zu können. Als sie in seinem Arm erschauerte, setzte sein Herzschlag aus, und ein Glutstrom schien in seinen Adern zu rinnen statt des kühlen Friesenblutes.

Babette kreischte gellend auf, als sie ihn sah.

„Schnell Wärmflaschen ins Bett! Heißen Tee kochen — mach schnell, Alte" — heiser sagte er's und wandte nicht den Blick von dem starren Gesicht, auf dem so großer Kummer lag, trank das düstere Bild in sich, bewunderte zum erstenmal Gottes Allmacht in seinem süßesten Geschöpf.

Er preßte sein heißes Gesicht gegen die Fensterscheibe, als Babette die Wimmernde entkleidete. Es sauste und brauste in seinen Ohren, als er das wimmernde Schluchzen hörte. Sein Gesicht war verzerrt, als er sie in den Kissen liegen sah, in ihre weit aufgerissenen Augen starrte, die ihn nicht erkannten. Und ein unsäglicher Schmerz packte ihn, als er zusehen mußte, wie ihre Zähne im Frost aufeinanderschlugen, wie sie trostlos den Kopf hin und her warf — wie sie ratlos etwas murmelte — das Geld — das Geld.

Noch in der Nacht mußte der Arzt kommen. Er machte einen Aderlaß und verordnete Wärmflaschen. „Cholera ist es nicht," sagte er. „Sie brauchen sich nicht aufzuregen, Herr Stürkens. Aber noch läßt sich nichts feststellen. Sie sehen übrigens schlecht aus. Ja, ja, die Zeiten! Die bösen Zeiten!"

* * *

Auf dringenden Wunsch der beiden Mütter verlebten Dietrich und Marianne ihre Flitterwochen in Potsdam.

„Ihr junges Glück soll von keinem Schatten getrübt werden", sagten die Mütter. „Ihr Liebesfrühling soll wolkenlos bleiben; ihre jungen Seelen sollen die Süße ihrer Liebe ganz auskosten." —

Und sie waren glücklich. Marianne war in einem Taumel von Seligkeit.

„Du mußt nicht immer vor mir knien", sagte Dietz.

„O — laß mich doch!" bat sie.

„Aber ich verdiene es nicht," sagte Dietz, „nur vor Gott kniet man und den Heiligen."

„Du bist mein Gott und mein Heiliger", antwortete sie.

„Das wäre schrecklich," sagte er lachend, „denn dann müßte ich immer vollkommen vor dir sein."

Sie preßte ihr glühendes Gesicht auf seine Hand.

„Du bist vollkommen", sagte Marianne.

„Hast du Lust, zu Tante Canitz zu gehen?" fragte Dietz. „Sie hat uns eingeladen."

„Nein! Nein!"

„Warum nicht, Marianne? Man trifft Bekannte — man hört vom König — vielleicht sind Leute aus Frankfurt da" —

Sie schmiegte ihr Köpfchen mit dem üppigen blauschwarzen Haar an seine Schulter. „Ich möchte keine Bekannten treffen; und vom König haben wir gestern erst gehört; und die Politik in Frankfurt verstehe ich nicht."

Er seufzte.

„Ich auch nicht. Aber man kann nicht immer zu Hause sitzen. Wir werden ja zu Einsiedlern! Und zuletzt langweilst du dich!"

„Nein, nein! Ich langweile mich nicht! Wie sollte ich mich langweilen, wenn du bei mir bist? Wir wollen Duette singen. Oder du liest mir Gedichte vor. Ich will die Kupfer holen, die Mama uns geschickt hat" —

Und sie betrachteten die Kupfer. — —

„Woran denkst du?" fragte Marianne.

„An Schleswig-Holstein."

„Die armen Menschen," sagte Marianne, „aber du sollst nicht mehr an Schleswig-Holstein denken. Ich habe Angst, wenn du an Schleswig-Holstein denkst."

„An was soll ich denn denken?"

Sie erglühte und schlank ihre Arme um ihn.

„An unser Glück." — —

Sie standen zusammen am Fenster und sahen in den kalten Nachthimmel, an dem die Sterne aufflammten; sahen die dunklen Konturen der Bäume, die der Herbst entblätterte; sahen die Kuppeln und Türme der königlichen Stadt.

„Ich weiß," sagte Marianne träumerisch in seinem Arm, „daß ich dich stets geliebt habe. Ich war erst sechs Jahre alt, da habe ich dich schon geliebt. Ich weiß, daß ich weinte, wenn du fortgingst. Als Monsieur Corbereau uns Tanzunterricht gab, habe ich mit keinem andern getanzt. Aber ich mußte immer weinen, wenn du mit Edith tanztest. Für alle Geschöpfe hatte ich mir Gebete ausgedacht. Aber du hattest ein Extragebet mit einem besonderen Segen. All deine kleinen Briefchen und Geschenke habe ich aufbewahrt, und nur ein einziges Mal im Leben bin ich schlecht und abscheulich zu Edith gewesen: als sie sie mir wegnehmen wollte. Wie habe ich Gott gebeten, daß ich dir ein bißchen gefiele! Ich war so unglücklich, wenn ich mich im Spiegel sah: so schön war Edith! Und ich war so häßlich!" Sie hatte Tränen in den Augen. „Sag mir doch, Dietz, daß du auch glücklich bist."

Er legte seinen Arm fester um sie.

„Ja, Marianne, ja!"

(Fortsetzung folgt.)

****

Wanderrudern.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 5 Aufnahmen des Verfassers.

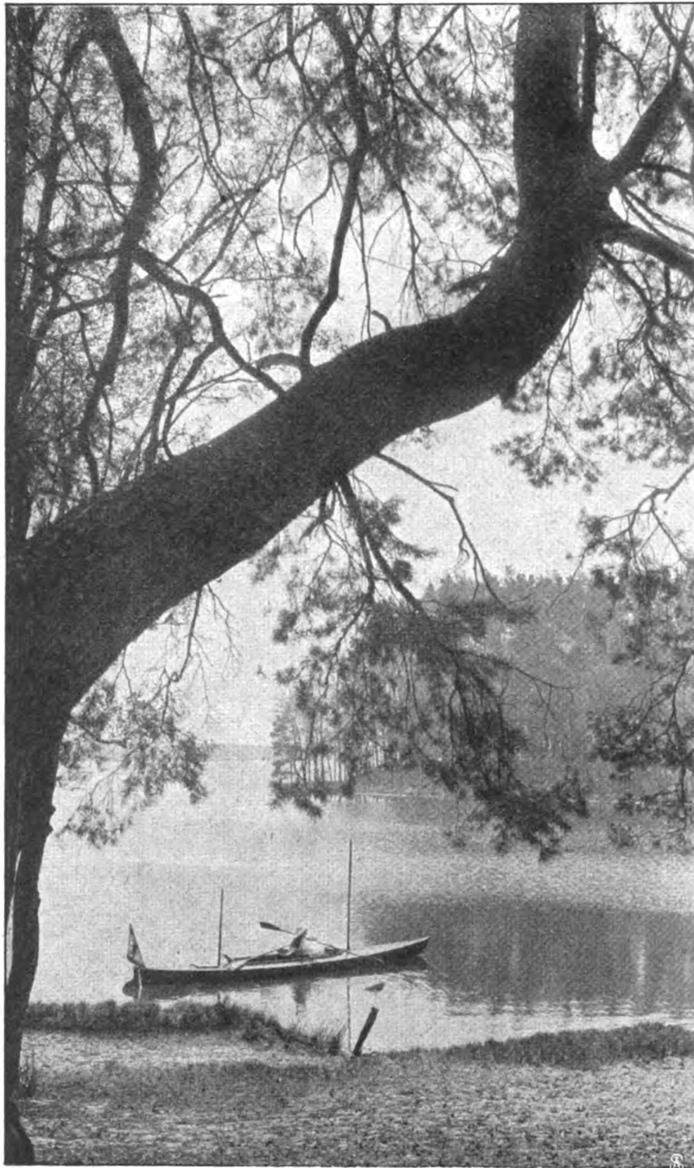
Die derzeitige politische Lage bringt es mit sich, daß wir Deutschen in diesem Jahr auf unsere engere Heimat beschränkt sind. Auch dem Reiselustigsten sind heute alle die sonst bereisten Länder, die sonst aufgesuchten Kurorte verschlossen, es sei denn, daß er seine Schritte nach Österreich hinüberlenkt. Auch hier begegnet er Beschränkungen und Schwierigkeiten, einerseits durch die scharfe Paßkontrolle, anderseits dadurch, daß eine Reihe der schönsten Gebiete Österreichs, wie die Karpathen und Tirol, durch die militärischen Notwendigkeiten dem Reiseverkehr entzogen sind.

So unendlichen Nutzen es nun auch unserem Volk gebracht hat, daß es den Deutschen ins Ausland zieht, daß er dadurch die kaufmännischen und technischen Möglichkeiten fremder Weltteile kennen lernt, so ist es doch ganz erwünscht, daß ihm einmal Gelegenheit zu einer Umschau in der eigenen Heimat, zu Forschungsreisen sozusagen innerhalb der eigenen vier Wände gegeben ist.

Das Resultat solcher Reisen ist verblüffend, sogar der verwöhnteste und weitgereiste Globetrotter muß gestehen, daß wohl kaum ein Land der Welt so viel des Schönen, so viel der verschiedenartigsten Sehenswürdigkeiten birgt wie Deutschland.

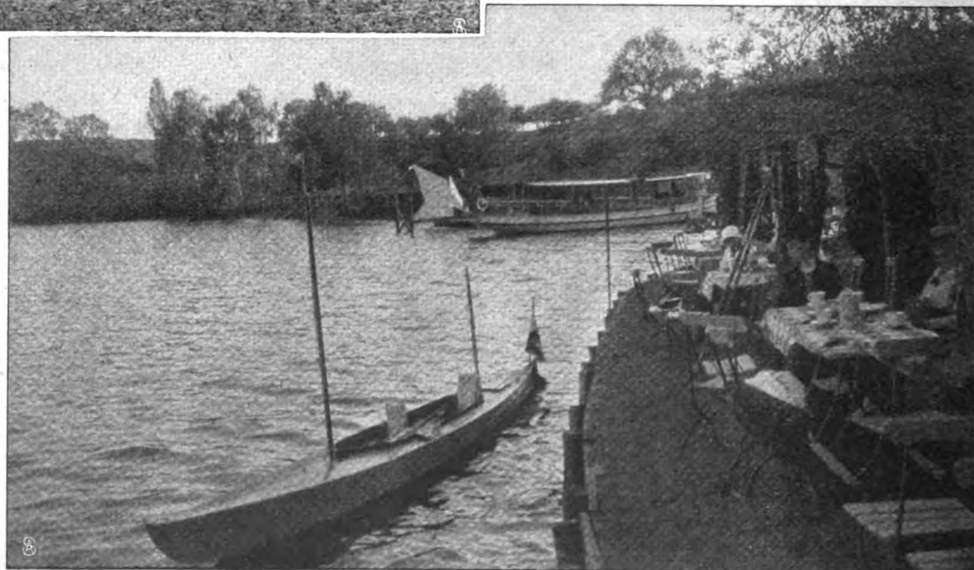
Es fragt sich nur, welchen Weg, welches Beförderungsmittel man heute in Kriegzeiten am besten wählt, um Deutschland zu bereisen. Das Automobil scheidet in diesem Jahre vollständig aus, und auch das Fahrrad ist durch den Mangel an Gummi stark ins Hintertreffen geraten.

Eine neue Art des Reisens wächst jetzt empor, das Wanderrudern. Ebenso wie die gebirgigen Teile unseres Vaterlandes, vom bayrischen Hochgebirge bis zu den Thüringer Bergen, naturgemäß nur dem Fußwanderer offenstehen, so ein großer Teil Mitteldeutschlands eigentlich nur dem Wanderruderer. Wohl bietet die Mark, Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen eine Menge Gelegenheit zu schönen Fußtouren, doch viel lieblicher wirken die fichtenbestandenen Hügel, die verträumt daliegenden Schilfseen, wenn man sie vom leise dahingleitenden Boot betrachtet, anstatt auf tief san-



Morgenstunde.

Rechtes Bild
Eine Stunde an Land.



digem Fußpfad mühsam entlang zu stampfen.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß sich in Deutschland eine neue Idee sehr langsam durchzusetzen pflegt. So auch das Wanderrudern. Wohl tummeln sich heute auf den Gewässern um Berlin, um alle anderen großen Städte Deutschlands Tausende von Ruderbooten, doch leider sind es fast alles Wassersportleute, fast alles junge Männer, die das Rudern nur als „Training", als Stufenleiter zur Erringung ehrender Preise betrachten. Klein, nur allzu klein ist noch die Gemeinde der Wanderruderer, die ihre freien Stunden dort draußen auf blauer Wasserfläche, im Schatten der Uferbäume hinbringen, die in ihren Ferien frei und ungebunden das deutsche Land durchstreifen, je nach Belieben weite Strecken im schnellen Boot mit Leichtigkeit zurücklegen oder langsam entlanggleitend sich der Schönheit der Ufer freuen.

Wanderrudern — welche Körperübung, welche Betätigung wäre gerade für den arbeitsreichen Mittelstand, den Bureaumenschen und den Kaufmann, den Juristen, Ingenieur und den Lehrer, zuträglicher und gesünder — welche Sommerfrische, welches Sanatorium vermöchte ihm so sehr die Spannkraft der Nerven wiederzugeben wie das Wanderrudern.

Groß sind die Vorteile, die der Wanderruderer vor jedem anderen Reisenden voraus hat. Bietet doch sein Boot genügend Räume zum Verstauen des Gepäcks. Was sogar das kleinste Kanu in dieser Hinsicht zu leisten vermag, klingt dem Laien staunenswert. Hierzu kommt, daß auch das schwerste Gepäck den Fortgang des Bootes nicht wesentlich hemmen kann, da sich der Transport einer Masse auf dem Wasser bekanntlich leichter vollzieht als auf dem Lande. Ein weiterer Vorteil des Wanderruderns ist es, daß ihm allein zur Fortbewegung eine Naturkraft dient, die nichts kostet, nämlich der Wind. Alle Boote, die dem Wanderrudern dienen, sind mit einer mehr oder weniger vollkommenen Segeleinrichtung versehen, so daß der Ruderer bei günstigem Wind, bequem in seinen Sitz zurückgelegt, lautlos auf



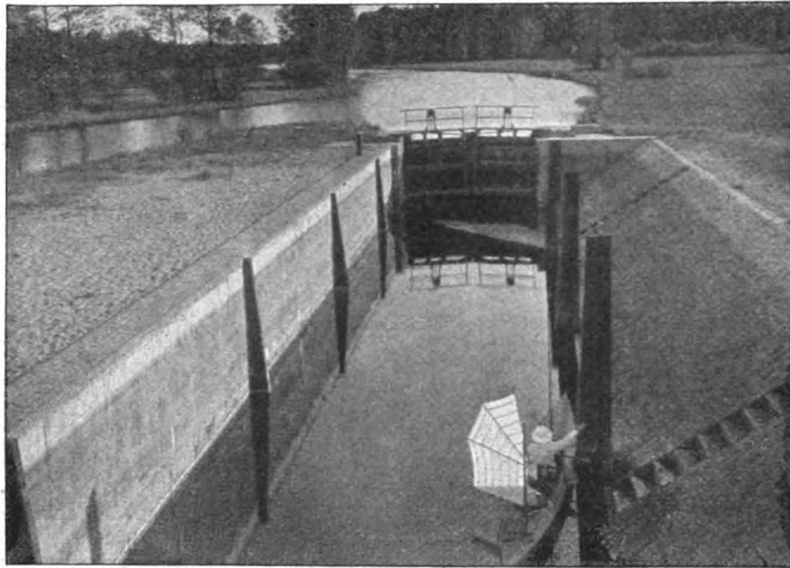
Das Boot wird zu Wasser gelassen.

glattem Wasserspiegel dahingleitet und Kilometer auf Kilometer in ruhiger Betrachtung der reizvollen Landschaft zurücklegt. Wendet sich der Wind oder kehrt sich die Fahrstraße gegen dessen Richtung, so sind mit wenigen Griffen die Segel beseitigt, und die breiten Ruderschaufeln treten wieder in Tätigkeit, die das scharf geschnittene Boot ohne große Anstrengung weitertreiben.

Ist das Wetter einmal weniger günstig, droht vielleicht ein Platzregen, der für den Radfahrer, den Fußwanderer ein übles Erlebnis ist, so können solche Launen des Wettergottes den Wanderruderer wenig stören. Im Augenblick sind die schützenden Persenningen über das



Vorbereitungen zur Mahlzeit.



In der Schleuse.

Boot geknöpft, der Ruderer selbst zieht die leichte, wasserdichte Oeljacke an, stülpt den Südwester auf, und so gerüstet vermag er dem heftigsten Wolkenbruch zu trotzen, ohne daß auch nur ein Tropfen Wasser ihn oder das Gepäck berührt. Ist dieses doch unter dem vorderen und hinteren Bootverdeck untergebracht, während das Mittelteil durch jene wasserdichten, passend zugeschnittenen und mit Knöpfen versehenen Persenningen hinreichend abgeschlossen wird.

Zu guter Letzt ist es auch ein nicht geringer Vorteil des Wanderruderns, daß es die Möglichkeit bietet, Reisen mit geringen Kosten zu machen. Viele der Wandergenossen führen sogar ein kleines Zelt und einen Schlafsack mit sich, so daß sie nicht einmal für die Nacht ein Wirtshaus zu betreten brauchen, sondern im Schutz einer Eiche im Föhrenwald ihr Lager aufschlagen. Die Mahlzeiten bereitet wohl jeder Wanderruderer selbst, denn heutzutage gibt es für wenige Mark zusammenlegbare Kocheinrichtungen, mit deren Hilfe sich sogar ein aus mehreren Gängen bestehendes Mittagessen herstellen läßt. Meist wird sich ja der Ruderer schon der Zeitersparnis halber auf Suppe, Fleisch und Gemüse beschränken.

Hoffentlich werden die Beschränkungen des Kriegs dazu beitragen, diese so gesunde und volkskräftende Idee des Wanderruderns in weite Kreise zu tragen; ist doch das Rudern eine Bewegungsart, die nicht nur dem Jungen, Kräftigen zuträglich, sondern ein Sport, dem sich auch der Ältere hinzugeben vermag. Was gibt es Schöneres für den Familienvater des Mittelstandes, als wenn er an seinen freien Tagen mit Frau und Kind hinausschweifen kann auf Flüsse und Seen, dem Staub der Landstraße, dem Staub der Großstadt entzogen.

Letzte Feldpost.

Erzählt von C. Prieß.

Lieber Freund! Ich schreibe Dir aus der dunklen Einsamkeit unseres Schützengrabens. Hier sitz ich auf einer kleinen Holzbank, die unsere Leute vor dem Offizierstand gezimmert haben, und schreib Dir beim Licht meiner vorsichtig abgedämpften Taschenlaterne auf einer leeren Liebesgabenkiste diesen Brief. Vor und hinter mir dunkle Erdwände — aber über dem schmalen Erdspalt eine Unendlichkeit von Sternen — ein Stück der Milchstraße.

Um mich her ist das geheimnisvolle Tun und Werden der Frühlingsnacht — sogar unser alter lehmiger Schützengraben möchte grün werden, und das Holz, womit die Unterstände eingedeckt sind, schlägt aus und schmückt uns die Decke mit wildem Laubgerank.

Vielleicht fühle ich das Werden rundum so stark in meinem Blut — vielleicht scheint mir die Stille besonders tief, weil Tod und Schlachtenlärm vor der Tür stehen. Die Leute wissen's nicht — sie schlafen in ihren Unterständen oder stehen stumm auf ihren Posten am Grabenrand. Sie ahnen nichts — so wenig wie der Feind, der hundert Meter vor uns im Schützengraben sein Schicksal ahnt. Wer weiß, wie viele von uns schon in der nächsten Nacht ihren letzten, langen Schlaf tun!

Wir Offiziere wissen, daß es morgen früh zum Sturm geht. Die feindlichen Gräben müssen genommen werden. Die Artillerie wird die Vorarbeit tun, dann kommen wir.

In mir ist's klar und ruhig — nur seltsam wach hält's mich und läßt mich nicht schlafen. Es ist, als ob man hoch über dem Leben stünde und seine Höhe und Tiefe und verzwickten Wege überschauen könnte. Als ein abgeschlossenes liegt es heute hinter mir — freilich nicht als ein vollendetes. Und doch bin ich in dieser Stunde meinem armen Leben ein milder Richter und zufriedener mit ihm als nach manchem helleren und erfolgreicheren Tagewerk. Es hat alles seinen Sinn und Weg gehabt — so kraus und wirr es schien. Und irgendeinen Sinn und Weg muß es weiter haben. Im übrigen ist's, im Licht dieser Stunde angesehen, so maßlos unwichtig, ob ich morgen einen gnädigen Kopfschuß bekomme oder einmal langsam in meinem Bett sterbe — das erstere ist bei vernünftiger Endstellung sogar entschieden vorzuziehen. Wir haben hier gelernt, der Zukunft ruhig in die dunklen Augen zu sehen — über den Tod hinaus sinniert und sorgt ohnehin keiner hier draußen; wir wissen, daß da Gnade und Friede sein muß.

So brauch ich heute abend nur noch reine Bahn zu machen mit allem, was ich auf der Erde zurücklasse. Es ist nicht viel, mit den Maßen gemessen, die hier im Schützengraben gelten. Aber ich möchte doch, daß mein Erworbenes in die rechte Hände käme — in die Hände, die es zu einem Segen machen werden.

Du hast mir damals vor meinem Ausrücken mit Deiner ganzen Advokatenweisheit zu dem schönen Testament verholfen, das wohlverwahrt in Deinem Geldschrank liegt. Dieser Brief bittet Dich, dies Testament zu zerreißen. Ich will nicht, daß sich alle möglichen, mir gänzlich gleichgültigen Menschen und Wohltätigkeitsanstalten in meinen Nachlaß teilen. Ich setze hiermit meine Cousine Annemarie zu meiner Universalerbin ein.

Lieber Junge! Deine Juristerei und Deinen guten Rat damals in allen Ehren. Aber der Krieg gibt so ganz andere, neue Einstellungen dem Leben und dem Tod gegenüber. Ich will in dieser stillen Nacht versuchen, Dir klarzumachen, warum sich mein Sinn und Willen geändert hat. Es liegt mir an Deinem Verständnis. Vielleicht schreibe ich auch diesen Brief nicht so sehr als für Dich als für die Frau, die meine Universalerbin werden soll — der ich selbst nicht zu schreiben wage. Du wirst am besten wissen, was Du ihr daraus mitteilen sollst, und wenn die rechte Stunde kommt. Die Stunde ist da, sobald Du die sichere Nachricht von meinem Tod hast. Aber wenn auch ich am Leben bleibe, muß Annemarie bald erfahren, daß sie meine Erbin ist, und daß von heute an der Zinsgenuß meines halben Vermögens zu ihrer freien Verfügung steht. Ich hoffe, dieser Brief spricht zu ihr — und Du sprichst so mit ihr, daß sie mich versteht und meinen letzten Wunsch erfüllt. Das „letzte“ ist mir ganz ohne mein Wollen in die Feder gekommen — Kismet? Annemarie kann das Geld brauchen. Wird sie Witwe, so hat sie nur die schmale Pension für sich und das kleine Mädchen, dessen „glückliche Geburt“ mir vor ein paar Tagen unser heimisches Tageblatt meldete. Kommt ihr Mann mit dem Leben davon, so soll sie ihm sein Dasein so hell wie möglich machen.

Du wirst dies alles wunderlich finden und die Fäden nicht sehen, die zwischen uns drei Menschen gespannt sind. Du hast mich erst spät kennen gelernt, als wir beide schon in dem Alter waren, wo Männerfreundschaften ruhige Wege gehen und keiner dem andern sein Eigenstes preisgibt. Als du damals mein Testament machtest, war es mir lieb, daß Du nichts wußtest und nichts fragtest — oder war's nur dein Rücksichtnehmen und Unwissendstellen? Heute sollst Du wissen, wie es war und kommen mußte.

Ich bin ein einsam Kind gewesen. Meine Mutter ist mir schon drüben in Venezuela gestorben. Den Vater trieb die Sorge um seine Gesundheit und meine Erziehung heim. Er gab mir alles gut und reichlich — aber ich konnte mich an das kalte, nasse Norddeutschland nicht gewöhnen und fror immer, auch wenn er mich mit seinen kalten Händen streichelte — bis das helle Kind Annemarie in mein Leben hereinkam und ein gut Teil Licht und Wärme mit ihr. Mein Vater hatte sie aufgesammelt, als er zum Begräbnis eines Vetters nach Mecklenburg fuhr und ein abgewirtschaftetes Gut und das verwaiste Kind fand.

Ich weiß heute, daß ich Annemarie von Anfang an liebgehabt habe mit einer eigensinnigen, eigenmächtigen Liebe — mit der Liebe, die Schicksal ist. Das war das eine große Erleben meiner jungen Zeit. Das andere war die Freundschaft mit Heinz Rantzau. Er wohnte mit seiner Mutter in einem engen Stockwerk ein paar Straßen von uns, aber mein Garten, mein Boot, mein Hund und meine Soldaten waren sein Eigentum. Er schrieb meine Aufsätze ab und brauchte meine Vokabelhefte, und ich fand das selbstverständlich und war stolz, daß er von mir annahm. Er hatte das Zeichen des Siegers auf der Stirn — daß er die Herzen der Menschen gewinnen und regieren mußte. Annemarie half mir, meinen Helden bewundern — er bekümmerte sich kaum um das kleine Mädel.

Wir hatten denselben Taufnamen, nur daß sie ihn „Heinz“ und mit seinem Spitznamen „Prinz Heinz“ nannten und kein Mensch mich je anders als „Heinrich“ gerufen hat. So etwas fällt einem einmal nach Jahren ein. Wenn ich heute zurückschaue, so hab ich die langen Schuljahre schwer getragen an dieser Freundschaft — damals war alles dumpf und wirr, Bitterkeit und Glückseligkeit — Schicksal über mir.

Als das Abiturium überstanden war — Heinz hatte sein gewohntes Glück und schnitt trotz all seiner Faulheit besser ab als ich — trat er als Fähnrich in einem Berliner Artillerieregiment ein. Unsere Wege schienen sich ganz zu trennen. Mein Soldatenjahr und die Lehrjahre hielten mich daheim fest. Derweil stellte es sich heraus, daß mein Vater in seinem Geschäft drüben große Verluste hatte und mein Eintreten dort nötig war. Ich ging den gewiesenen Weg. Ich wollte denen daheim den reichlichen Lebenzuschnitt erhalten, wollte reich und unabhängig heimkommen. Annemarie sollte ruhig warten, bis ich sie eines schönen Tages heiraten würde. Das schien uns beiden eine selbstverständliche Sache. Sie ließ mich ganz zufrieden ziehen und blieb froh und freundlich als meines Vaters Tochter in unserem Hause. Wäre ich weiser gewesen, so hätte mich ihre kühle, schwesterliche Art beim Abschied, hätten mich ihre harmlosen Briefe warnen müssen. Aber ich maß sie mit meinem eigenen Maß und sah sie als mein Eigentum an. Der Erfolg drüben tat auch das seine, mich blind zu machen, und die Gier nach Geld packte meine Seele, daß ich nicht aufhören konnte, auch als der Weg zur Heimkehr frei war.

Ich reiste auch nicht sofort ab, als die Nachricht von meines Vaters Tod mich heimrief. Ich wickelte die Geschäfte erst möglichst vorsichtig und vorteilhaft ab, legte die Gelder gut und sicher an und redete mir und andern vor, aus Pflichterfüllung zu tun, was nur Selbstsucht und Habgier war. An Annemarie schrieb ich vernünftige Briefe, und daß sie unter dem Schutze unserer alten Haushälterin ruhig warten solle, bis ich demnächst heimkommen und alles ordnen würde.

Darüber ging der Winter und Frühling hin. Im Juli hatte ich alles nach Wunsch erledigt und reiste heim, über Italien, um dort Übergangstation wegen des Klimawechsels zu machen. In Genua empfing uns die Nachricht von Deutschlands Mobilmachung. Sie rief auch mich zu den Fahnen. Die Heimreise vergeß ich nimmer: Die überfüllten Wagen, die schlaflosen Nächte, das Zusammensein und Aussprechen mit den Tausenden, die heim nach Deutschland verlangten, der Jubel, als wir auf deutschem Boden mit deutschen Worten begrüßt wurden. — Damals ist das in mir wach geworden, was in dieser Nacht ganz groß und hell als Stärkstes in meiner Seele lebt. Zunächst freilich gingen die Stürme eigenen Schmerzes, jähen Zornes und wilder Eifersucht darüber hin.

Als ich heimkam, empfing mich unsere alte Haushälterin mit der Nachricht, daß Annemarie seit drei Tagen Heinz Rantzaus kriegsgetrautes Weib sei. Er war bald nach meines Vaters Tod in die Vaterstadt versetzt worden und hatte in unserem Hause seinen Beileidsbesuch gemacht. Dann war's gekommen, wie es

kommen mußte — Annemaries hungrige Seele flog ihm entgegen, und er nahm sie als sein Eigentum. Wieviel sie gelitten haben muß, ehe sie alles vergessen und sich ihm ganz geben konnte! Vielleicht, wenn Selbstsucht und Geldgier mich nicht so lange ferngehalten hätten, wenn ich ihre junge Seele und ihr warmes Blut besser verstanden hätte — oder ist alles Schicksal, Bestimmung, und gibt's nur einen Weg und ein Ende?

Sie hatte ein Briefchen für mich auf meines Vaters Schreibtisch liegen lassen, ehe sie Heinz Rantzau in seine Junggesellenwohnung folgte. Heute weiß ich, daß es rührende, warme Worte waren, die sie in ihrer Herzensnot geschrieben hatte. Damals zerriß ich den Brief.

Sie bat mich um ein Wiedersehen. Aber ich ging nicht hin, auch nicht, als Heinz Rantzau ein paar Tage darauf an der Spitze seiner Batterie ins Feld zog. Ich stand versteckt und sah, wie er zu der hellen jungen Frau heraufgrüßte — und war voll Schadenfreude, daß sie unter der Trennung leiden mußten.

Dann tat ich meinen Dienst bei unserem Infanterieregiment und drängte hinaus ins Feld und ließ Dich das Testament machen, das dieser Brief für null und nichtig erklärt. Und dann hier draußen in der Schützengrabeneinsamkeit das andere, das neue Leben. Alles Eigene wird so klein — nur das Ganze gilt. Ich sehe ruhig zu den Sternen auf — wo ist die alte Unruhe, wo ist Liebe und Haß, Stolz und Neid und Eifersucht geblieben? Da ist nur das eine: Deutschland, und daß ich mit den Millionen Kameraden meine Pflicht tue.

Ich habe hier draußen öfter von Heinz Rantzau gehört. Sein Regiment gehört zu unserer Division und liegt ganz in unserer Nähe. Er hat längst das Eiserne erster, und sie erzählten Wunderdinge von seinem Draufgehen. Er hat das rechte Soldatenblut in den Adern und ist aus dem Holz geschnitzt, das uns die großen Heerführer gibt. Da schlägt vor acht Tagen die Granate in seine Batterie und reißt ihm den rechten Arm und ein Stück vom Oberschenkel fort.

Ich war heute in Noyon, um ihm die Hand zu geben. Er lag im Morphiumschlaf und kannte mich nicht. Ich hätte ihn auch nicht erkannt. Von dem starken, strahlenden Heinz war nichts geblieben. Er war mir nur ein Kamerad — einer von den vielen, die das Schicksal gepackt hat, das über uns allen hängt. Die Ärzte sagen, daß eine schwache Hoffnung ist, ihm das Leben zu erhalten — aber was für ein Leben! Mich friert, wenn ich daran denke. Wie gut, daß er die Erinnerung an Annemaries junge Liebe hat, und daß sie ihm ein paar helle Tage gehörte — daß er ihre Pflege findet, wenn er heimkommt, daß sie ihm ein Licht im Dunkel sein wird. Verstehst Du jetzt, daß mein Erworbenes ihr gehören muß, helfen muß, sein und ihr Dasein erträglicher zu machen? Solange ich lebe, komme ich reichlich mit der Hälfte der Zinsen aus, nach meinem Tode gehört ihr das Kapital. Es ist alles so einfach, aber unser kriegsfreiwilliger Amtsrichter hat es heute auch noch so aufgeschrieben, daß es nach Kriegsrecht als Testament gilt. Nur meinte ich, Dir und Annemarie Rantzau diese Erklärung schuldig zu sein.

Darüber ist die Nacht vergangen, es wird hell — leb wohl!

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 29. **Berlin, den 17. Juli 1915.** **17. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 29.



Die sieben Tage der Woche.

6. Juli.

Die Kämpfe im Görzischen, die in den letzten Tagen immer größeren Umfang angenommen haben, entwickeln sich durch den allgemeinen Angriff der italienischen dritten Armee zur Schlacht. Etwa vier feindliche Korps gehen unter mächtiger Artillerieunterstützung gegen die Front vom Görzer Brückenkopf bis zum Meere vor. Sie werden vollständig zurückgeschlagen und erleiden furchtbare Verluste.

7. Juli.

Bei der Beschießung feindlicher Truppenansammlungen in Arras gerät die Stadt in Brand. Der Feuersbrunst fällt die Kathedrale zum Opfer. Zwischen Maas und Mosel herrscht lebhafte Kampftätigkeit.

Der italienische Kreuzer „Amalfi“ wird in der oberen Adria von einem österreichisch-ungarischen Unterseeboot torpediert.

8. Juli.

Ein feindlicher Angriff aus Richtung Kowno wird unter großen Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Beim Dorfe Stegna, nordöstlich von Praßnysz, werden einige russische Gräben genommen und behauptet.

In Russisch-Polen östlich der Weichsel dauern die Kämpfe fort; zahlreiche heftige russische Angriffe werden blutig abgeschlagen.

Die Antwort der deutschen Regierung auf die amerikanische Note vom 10 Juni wird überreicht. Sie wiederholt die Zusicherung, „daß amerikanische Schiffe in der Ausübung der legitimen Schiffahrt nicht gehindert und das Leben amerikanischer Bürger auf neutralen Schiffen nicht gefährdet werden sollen“ und erklärt, daß die deutschen Unterseeboote angewiesen werden, „durch besondere Abzeichen kenntlich gemachte und in angemessener Zeit vorher angesagte amerikanische Passagierdampfer frei und sicher passieren zu lassen“

9. Juli.

Nördlich der Zuckerfabrik von Souchez wird ein französischer Angriff abgeschlagen. — Oestlich von Ailly erfolgen ergebnislose französische Einzelangriffe. Oestlich anschließend an unsere neugewonnenen Stellungen im Priesterwalde stürmen die deutschen Truppen mehrere französischen Grabenlinien in einer Breite von dreihundertfünfzig Meter, machen dabei zweihundertfünfzig Gefangene und erbeuten vier Maschinengewehre. — In Russisch-Polen wird auf den Höhen nördlich Krasnik weitergekämpft. Heftige russische Angriffe werden zurückgeschlagen. Westlich der Weichsel werden alle genommenen russischen Vorstellungen behauptet.

10. Juli.

Im Priesterwalde verbessern die deutschen Truppen durch einen Vorstoß ihre neuen Stellungen. Seit 4. Juli sind in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel eintausendsiebenhundertachtundneunzig Gefangene, darunter einundzwanzig Offiziere, gemacht, drei Geschütze, zwölf Maschinengewehre, achtzehn Minenwerfer erbeutet.

Nördlich Krasnik werden neue Nachtangriffe der Russen abgeschlagen.

11. Juli.

Der Nahkampf am Westrand von Souchez schreitet vorwärts, der südlich von Souchez an der Straße nach Arras gelegene, vielumstrittene Kirchhof ist wieder in unserm Besitz.

Der Herrenhauspräsident v. Wedel-Piesdorf stirbt in Berlin (Portr. S. 1018).

12. Juli.

An der Straße von Suwalki nach Kalwarja, in der Gegend von Lipina, stürmten die Deutschen die feindlichen Vorstellungen in einer Breite von vier Kilometer.

Am Bug, nordwestlich Busk, haben die österreichisch-ungarischen Truppen bei Derewlany einen russischen Stützpunkt genommen.

Im Kärntner Grenzgebiet dauern die Geschützkämpfe fort, auch gegen Stellungen auf den Grenzbergen nordöstlich des Kreuzberg-Sattels und gegen einzelne Tiroler Werke richtete sich feindliches Artilleriefeuer. Neuerliche Angriffe des Gegners auf den Col di Lana scheiterten gleich allen früheren.

Gegen den Wucher.

Von Leo Jolles.

Das Strafgesetzbuch bekämpft die wucherische Ausbeutung der Notlage und des Leichtsinns; und das Verbrechen, das in der Häufung des Zinses, in der Verzerrung wirtschaftlicher Grundsätze zur abstoßenden Groteske besteht, ist eins der widerwärtigsten, die der Kriminalist kennt. Aber diesem Mißbrauch des Geschäftsgeistes haftet die schlimme Eigenschaft an, daß er sich nur in scharf umgrenzter Form unter die Zuchtrute des Gesetzes bringen läßt. Wucher ist ein dehnbarer Begriff, der die Gabe besitzt, sich den verschiedensten Gelegenheiten anzupassen. Und wenn er einmal den engen Bezirk, in dem ihm der Strafrichter zu Leibe gehen kann, überschritten hat, ist es schwer, sich seiner zu bemächtigen. Die Bewucherung des einzelnen ist eine Verletzung der Person. Wucher, der an einem ganzen Volk getrieben wird, ist ein nationales Verbrechen. Nur unter diesem Gesichtspunkt ist das Verhältnis zwischen der Bewegung der Lebensmittelpreise und der Ernährung des deutschen Volkes zu beurteilen. Die deutsche Volkswirtschaft hat sich als ein Körper von außerordentlicher Schmiegsamkeit bewährt; die deutsche Regierung hat Organisationstalente entwickelt, die ihr niemand zugetraut hätte (das neue Gesetz, das die Getreideversorgung für das nächste Erntejahr regelt, ist eine Meisterarbeit); das Volk hat

sich ohne Widerstreben den Geboten der Sparsamkeit unterworfen. Trotzdem findet sich in diesem Gefüge von Erkenntnis und Anpassung eine schwache Stelle, die noch nicht beseitigt werden konnte. Als der Krieg ausbrach, erließen die Behörden Verordnungen über Höchstpreise. Den gewissenlosen Ausbeutern der Kriegskonjunktur, den geübten Technikern der Lebensmittelspekulation, sollte der Kanthaken angelegt werden. Das war für den Anfang ganz gut; aber doch mehr des allgemeinen moralischen Effekts wegen als zum Besten praktischer Erfolge. Es ist nicht möglich gewesen, die Ergebnisse der Statistik zu einer so sicheren Grundlage der Preisregulierung zu machen, daß die Preise der wichtigsten Bedarfsartikel ganz allgemein unter Staatskontrolle gestellt werden konnten. Man denke an die üblen Erfahrungen mit den Kartoffeln. Auf Grund falscher Informationen entstand der Begriff der Kartoffelnot. Um ihm Berechtigung zu verleihen, wurde durch Verstecken der Vorräte ein künstlicher Mangel erzeugt. Die Preise kletterten in die Höhe. Sie wurden unerschwinglich. Die Folge davon war, daß umfangreiche Schweineschlachtungen angeordnet wurden. Diese hatten zur Konsequenz, daß wirklicher Mangel an schlachtreifen Schweinen entstand und die Fleischpreise in die Luxusregion stiegen. Nachdem sie diesen Grad der Entwicklung erreicht hatten, stellte sich heraus, daß niemals eine Kartoffelknappheit bestanden hat, und daß große Mengen der nützlichen Frucht verfault sind, ehe sie ihre Bestimmung erreichten. Geblieben aber sind die Liebhaberpreise für Schweinefleisch und die Ausschließung zahlreicher Volksgenossen von der Fleischnahrung. Der Wucher, der den Ursprung dieser Kette von drückenden Ereignissen bildete, ist nicht mehr zu fassen, da die letzte Entladung seines verderblichen Geistes schon unangreifbare Konsequenz ist. Die hohen Schweinefleischpreise sind durch ihre Voraussetzung gerechtfertigt, wenn diese auch der Sünde entsprang.

Das Beispiel wird ein klassisches Dokument der weitreichenden Folgen des Wuchers mit Nahrungsmitteln bleiben. Wo immer von den Mängeln der Lebensmittelstatistik die Rede sein wird — stets wird die Erinnerung an die berüchtigte Kartoffelnot auftauchen. Sie soll zum Kampf gegen Preiswillkür anspornen. Die Schwierigkeit, unter außergewöhnlichen Lebensumständen der gesamten Wirtschaft „angemessene" Preise zu finden, darf kein Grund sein, vor dem Wucher die Waffen zu strecken. Wenn die Behörden Höchstpreise festsetzen, so gehen sie vom Krieg, nicht vom Frieden aus. Kein Händler soll gezwungen werden, mit Verlust zu verkaufen; aber man kann von ihm fordern, daß er sich mit einem angemessenen Nutzen begnügt. Und wo sich rücksichtslose Ausbeutung des Notstandes breitmacht, da ist ihr, mit behender Faust, das Lebenslicht abzudrehen. Im Krieg ist die Gewinnchance immer vorhanden. Der Spekulant lebt also ständig in einer Atmosphäre des Reizes, und diese Erscheinung bedarf naturgemäß einer Gegenaktion. Wenn eine Preissteigerung an sich gerechtfertigt ist, schließt sich ihr sehr leicht die unbegrenzte Auslegung des Begriffes an. Und diese Überperiode der Preisentwicklung bleibt oft zu lange sich selbst überlassen, ehe die Regierung eingreift. Bis es zu den amtlichen Höchstpreisen für Petroleum kam, mußten erst Bewertungen des Leuchtöls durchgemacht werden, die mehr die Erfahrung als die Lampen bereicherten. Und der hohe Preis eines einzigen Artikels oder das veränderte Preisniveau einer Gruppe von Waren wird schnell der Anlaß zur allgemeinen Teuerung. Der Krieg ist ein so bequemes Auskunftsmittel, dessen jeder sich gern bedient, wenn er gerade Verwendung hat.

Trotzdem ist es möglich, auch im Krieg **gesunde Preispolitik** zu treiben. Da der Einfluß von Angebot und Nachfrage sich zum Nachteil dieser verschoben hat, eine gerechte Ausbalancierung also nicht erfolgen kann, so muß die Staatsgewalt helfen. Der am größten angelegte Eingriff ist die Beschlagnahme von Getreide und Mehl für das ganze Reich. Dieses Monopol sichert dem Volk das tägliche Brot. Und der Geist des Gesetzes verlangt, daß die Hauptnahrung nicht nur in genügender Menge, sondern auch zu erschwinglichen Preisen verteilt werde. Eine Bewucherung ist ausgeschlossen, weil keine freie Verfügung über das geerntete Getreide und das gewonnene Mehl besteht. Eine Spekulation mit Brotgetreide kann es nicht geben, da nur die vom Reich festgesetzten Höchstpreise gelten und private Geschäfte nicht unternommen werden können. Es wäre denkbar, daß der Staat die Verteilung sämtlicher Nahrungsmittel organisierte; aber keine Regierung würde sich leicht zu einer so umfassenden Monopolisierung des Handels entschließen, weil sie die Kreise des Geschäftslebens sehr fühlbar stören müßte. Und schließlich ist eine lückenlose Bevormundung auch kein Idealzustand. Eingriffe in wirtschaftliche Verhältnisse erfordern große Gewandtheit und sichere Kenntnis des Marktes. Sonst entstehen Konflikte, die den Preis gerade in die Richtung treiben, aus der er entfernt werden sollte. Eine unrichtige und schädliche Tendenz dieser Art hat sich beim Zucker entwickelt. Über die Eigenschaften dieses Nahrungsmittels braucht nichts gesagt, nur daran erinnert zu werden, daß im Anfang des Krieges von vielen wissenschaftlichen Größen auf den Wert des Zuckers als Ersatzmittel für Fett hingewiesen wurde. Und solche Betrachtungen schlossen stets mit der beruhigenden Feststellung, daß kein Zuckermangel entstehen könne, die Preise also auf dem geraden Wege bleiben würden. Diese Ansicht, die von Sachkennern ausgesprochen wurde, hat sich nicht bestätigt. Der Zuckerpreis ist um 40 Prozent höher, als er, nach den gesunden Lebensbedingungen des Artikels, sein dürfte. Die Lage ist eine ähnliche, wie sie bei der Kartoffel war. Es besteht keine wirkliche Zuckernot, sondern nur ein künstlich hergestellter Zustand der Knappheit. Die Zuckerfabriken und gewisse Händler, die sich als gefährliches Element in den Zuckermarkt eingedrängt haben, sorgen dafür, daß die Vorräte nur zögernd zum Vorschein kommen. Eine schlimme Spekulation auf Preissteigerung hat sich breitgemacht und verteuert dem Volk einen der notwendigsten Nährstoffe. Das geschieht trotz Anordnungen, die der Staat für die Preise getroffen hat. Gerade diese Vorschriften erleichtern den Spekulanten ihr schädliches Treiben. Der Bundesrat hat verfügt, daß zu den üblichen Zuckerpreisen steigende Monatzuschläge kommen. Die Preise werden also von Monat zu Monat höher; und es ist leicht einzusehen, daß eine solche Staffelung die Raffinerien und Händler reizt, mit dem Verkauf ihrer Bestände lieber in den höheren als in den niedrigeren Preisregionen zu beginnen. Die Zuckerindustrie macht glänzende Geschäfte, und das wird so fortgehen, bis eines Tages der Zuckerverbrauch auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft ist. Dann wird sich plötzlich ein Überfluß an Ware einstellen, und die Erfahrung, die mit der Kartoffel gemacht wurde, wird sich wiederholen. Ist es unbedingt nötig, daß derartige Experimente am Volkskörper erst gemacht werden müssen, ehe Abhilfe geschafft wird? Der gerechteste Ausgleich

zwischen der natürlichen Überlegenheit des Produzenten und der Abhängigkeit des Verbrauchers muß das Ziel jeder Wirtschaftspolitik sein. Und die Ausrottung der Spekulation in Lebensmitteln ist mit aller erdenkbaren Festigkeit zu besorgen.

Oder ist es etwa eine volkswirtschaftliche Errungenschaft, daß man Güter, die zur Ernährung des Volkes dienen sollen, lieber verfaulen läßt, statt sie zu billigen Preisen abzugeben? Wer sich sträubt, seine geschäftlichen Grundsätze den Forderungen des Tages anzupassen, der muß durch Zwang zur richtigen Einsicht gebracht werden. Das haben die militärischen Befehlshaber in Bayern sich zur Richtschnur ihres Handelns gemacht. Sie nehmen den Kampf gegen den Wucher mit Lebensmitteln auf. Das Generalkommando des ersten bayrischen Armeekorps hat eine Verfügung erlassen, der sich die beiden anderen Korpskommandos angeschlossen, so daß die Bekanntmachung für ganz Bayern gilt. Sie zeichnet sich durch militärische Knappheit des Ausdrucks und durch Beseitigung aller Mißverständnisse aus.

Die Herren Wucherer sind nicht einen Augenblick im Zweifel darüber gelassen, was die Militärbehörde von ihrem Treiben denkt, und wie sie sich mit ihm auseinanderzusetzen wünscht. Gefängnis bis zu einem Jahr wird für jede Manipulation angedroht, die eine ungerechtfertigte Preissteigerung bezweckt. Wer Preise bietet oder fordert, die der Marktlage nicht entsprechen, wird ebenso bestraft wie der Spekulant, der Vorräte zurückhält, um eine künstliche Knappheit hervorzurufen, oder sich weigert, Gegenstände des täglichen Bedarfs an den Käufer abzugeben, weil er annimmt, eine Steigerung des Preises erzielen zu können. Das normale Verhältnis von Angebot und Nachfrage soll durch keinen Trick gewissenloser Kaufleute und Händler gestört werden. Das will der Erlaß der bayrischen Oberkommandos erreichen; und man darf überzeugt sein, daß diese Absicht mit allem Nachdruck zur Geltung gebracht werden wird. Es ist möglich, daß in München die „unlauteren Machenschaften einzelner Personen und die Auswüchse des Zwischenhandels" besonders drastische Formen angenommen und die Existenz der Bevölkerung mehr als anderswo gefährdet haben; trotzdem sollte die wichtige Verfügung der bayrischen Behörden im ganzen Reich Widerhall finden. Man ist entschlossen, den Wucher einer Radikalkur zu unterwerfen. Dafür liefert die weitere Bestimmung, daß die Verurteilung der Schuldigen auf deren Kosten in drei Tageszeitungen bekanntzumachen ist, einen glaubhaften Beweis. Die Namen der Leute, die das Volk auswuchern, sollen an den Pranger, damit ihnen das Handwerk gründlich gelegt werde. Die bayrische Staatsregierung und die Magistrate haben sich zur Unterdrückung der Spekulation vereinigt. Sie wollen durchsetzen, daß die allgemeine Teuerung, die der Krieg mit sich bringt, die Grenzen des Erträglichen und Erlaubten nicht überschreitet. Das Volk hat ein Recht darauf, in seiner Bereitschaft für jedes notwendige Opfer nicht durch die Gewinnsucht einzelner Ausbeuter geschädigt zu werden. Schon der Begriff „Kriegsgewinn" im Geschäftsleben ist eine Erscheinung, die inneren Widerspruch erweckt. Möglich, daß die Vorstellungen, die sich mit diesem Begriff verbinden, übertrieben sind, und daß derartige Gewinne nur in der Phantasie zu märchenhaften Ziffern anschwellen. Um Übertreibungen im Urteil zu verhüten, ist es aber auch nötig, daß greifbare Auswüchse einmütig bekämpft werden. Und zu den dankbarsten Angriffsobjekten gehört der Lebensmittelwucher.

Die Machtpolitik Englands.

Von Prof. Dr. Erich Marcks in München*).

England stellte den Grundsatz auf, für den es schon in früheren Tagen praktisch eingetreten war: den Grundsatz des europäischen Gleichgewichts. Er ist gegen jede in Europa hervorragende Macht aufgerufen worden; er wurde Englands wichtige Waffe gegen die französische Macht, er wurde zu einer recht eigentlich englischen Theorie. Sie hat immer bedeutet: ein Gleichgewicht zwischen den Festlandstaaten, derart, daß England die Gruppe, der es selber beitritt, zur stärkeren macht; England ist an dieser Wage das Zünglein; das Gleichgewicht ist Englands Übergewicht. Von seiner Insel aus hält es den Kontinent in der Schwebe und bleibt der Entscheider über alle; es lähmt den Stärksten auf dem Kontinent, der ihm selber unbequem werden kann, durch die andern, die es organisiert und führt. Es wird zum Bundesgenossen der Gegner dieses seines Gegners. So hatte es schon Spanien und Holland bekämpft; so warb es vollends jetzt den Kaiser gegen Frankreich. Der großen Militärmacht stellt es die nächstgroße Militärmacht, womöglich ein Bündel bewaffneter Festlandstaaten gegenüber: Österreicher, Preußen, deutsche Mittelstaaten, italienische Staaten, Savoyen voran, und gelegentlich Rußland. England selber schickte seine Heere und seine Feldherren hinüber; es warb noch lieber festländische Truppen für seinen Dienst; es bezahlte die festländischen Verbündeten; es schlug dort mit, aber sein eigenstes Kampfesfeld blieb die See, seine eigenste Waffe die Flotte. Es kämpfte gegen Frankreich; es suchte die Vereinigung Frankreichs mit Spanien und mit Spaniens Weltkolonialbesitz zu hindern; es drängte sich in den spanischen Amerikahandel ein und brachte den Sklavenhandel an sich; es mußte schließlich gegen die Bourbonen in Paris und in Madrid gemeinsam schlagen. Es bekämpfte Spanien durch sein Bündnis mit Portugal, es sicherte seiner Flotte den Eintritt ins Mittelmeer durch Gibraltars Erwerb. Es ordnete in Kriegen und Friedenskongressen Europa immer wieder nach Englands eigenem Nutzen und zugleich unter der Flagge des Nutzens, des Gleichgewichtes der andern. Und Krieg hat es in den 127 Jahren nach 1688 auf Krieg gehäuft: die Hälfte der Zeit, so hat Seely ausgerechnet, bestand aus Kriegsjahren, und selbst die Friedensjahre erfüllte oft genug ein offener Kampf.

* * *

*) Wir entnehmen diese Darlegungen des berühmten Historikers dem soeben erscheinenden Werke „Deutschland und der Weltkrieg" (Leipzig. B. G. Teubner). Das Werk enthält die Abschnitte: Deutschlands Stellung in der Welt; Deutschlands Bundesgenossen; Die Machtpolitik der Gegner; Vorgeschichte und Ausbruch des Weltkriegs; Der Geist des Krieges, und enthält Beiträge von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hans Delbrück, Geh. Rat Professor Dr. Erich Marcks. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Friedrich Meinecke, Exz. Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Gustav von Schmoller, Staatssekretär Dr. Wilhelm Solf, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ernst Troeltsch, Geh. Justizrat Professor Dr. Ernst Zitelmann u. a. m.

In Frankreich und England gipfelte von 1793 bis 1815 der Weltkrieg, auch Napoleon nahm die ganze Erbschaft von vier Menschenaltern auf und strebte, sie großartig zu vollstrecken. Es wurde ein Kampf um alles, um den Kontinent und um die Meere und die Kolonien, ein Kampf um den Handel, nicht nur des Gegners, sondern seiner Verbündeten und der Neutralen, und England hat in ihm die universale Obergewalt über Handel und Kolonien erst ganz gewonnen. Es zerdrückte die französische, spanische, holländische Schiffahrt und die französisch-spanische Flotte. Es suchte, ebenso wie dann Napoleon, den Feind wirtschaftlich abzuschnüren. Es setzte sich fester im Mittelmeer, in Afrika; es sicherte sich den Weg nach Indien, es nahm Holländern und Franzosen das Kapland und die Inseln ab, die diesen Weg beherrschten, es führte um Indien unter Wellesley den letzten entscheidenden Krieg mit den Franzosen: die Bedeutung Indiens erreichte erst jetzt ihren Höhepunkt. Kanada und Westindien wären nie verloren gegangen; das Schwergewicht des Weltreichs aber war jetzt ganz nach Ostindien hinüber verschoben worden, um den Indischen Ozean herum bildete es sich nunmehr weiter.

Zugleich rang England um den Kontinent und auf dem Kontinent; es folgte seiner alten Methode, den Landkrieg in erster Reihe den Festlandsmächten zu übertragen. Es gab indes Jahre, in denen es dem Festland als der gemeinsame Feind erschien: weil es alle auf der See vergewaltigte, allen Handel aufhob, allen Neutralen das Dasein störte. Wieder bildete sich (1800) ein Bündnis der Neutralen, mit der Spitze gegen England, England zersprengte es mit Gewalt. Der Haß war groß und natürlich; der Handstreich gegen Kopenhagen 1807, der einen in der Zukunft vielleicht möglichen Gegner rücksichtslos und schonungslos im voraus zerschmetterte, erregte einen ungeheuren Unwillen überall, und Cannings kühl realistische Begründung der angeblichen Notwehrtat gefiel den Neutralen nicht. Die Vereinigten Staaten, mit ihrem Handel zwischen Frankreich und England unerträglich eingeklemmt, von England lange mißhandelt, erklärten dem feindseligen Mutterlande nach vielen Schwankungen 1812 den Krieg und hofften, Kanada in ihm zu gewinnen. Damals hatte sich bereits der Umschwung in Europa vollzogen: Napoleons allgemeiner Zwang, seine Universalherrschaft trieb alle Festlandsstaaten England in die Arme, und an ihrer Seite triumphierte es 1814-15 über seinen Todfeind, den Tyrannen der Welt. Als Verbündeter und fast als Führer des Kontinents ordnete es auch zu Wien wieder die Verhältnisse des Erdteils mit: im englischen Interesse. Der Erbfeind war besiegt, ausgestrichen sollte er nicht werden; Deutschland sollte nicht zu groß, Preußen nach Ost und West auseinandergezogen, Rußlands künftiges Wachstum beizeiten eingeschränkt werden. Das europäische Gleichgewicht stand wieder voran; der Kampf von 1688 war zu Ende.

* * *

Bismarck war in entscheidenden Krisen mit Disraeli und Lord Salisbury zusammengegangen, aber er hatte die Unabhängigkeit seines Reiches stets auf das bewußteste aufrechterhalten. Der große Kanzler hatte von seiner Stellung in Europas Mitte her alle Weltstaaten beeinflußt und alle Fäden in seiner Hand vereinigt, er war England immer unbequem und ein wenig unheimlich geblieben; es war ungreifbar geblieben, weil Deutschlands Weltinteressen unter ihm noch nicht überwogen. Nach seinem Sturze aber drang auch Deutschland, ganz unmittelbar, in die Welt hinaus, und seit 1894 löste es sich dabei von England ab und suchte einen halben Anschluß an Frankreich und Rußland. Es verteidigte seine Stellung in Afrika und erwarb einen Platz in Ostasien. Seine Wirtschaft war in die Weltwirtschaft eingemündet und zwang seine Regierung, die Zukunft der deutschen Industrie, ihrer Ausfuhr, ihrer Menschenmassen auch politisch und militärisch zu sichern: genau so wie es England erging. Auch Deutschland konnte gar nicht anders: wenn es nicht verkümmern und nicht verhungern wollte, mußte es Weltpolitik treiben und seine Macht auf eine eigene Flotte stützen. Es erzwang die Aufmerksamkeit des älteren Vetters jenseit der Nordsee. Das englische Volk hat unwillig aufgesehen und sowohl die wirtschaftliche wie die militärisch politische Neubildung, die sich da vollzog, mit offenem Mißtrauen und Mißfallen begrüßt, sehr bald mit Äußerungen, die dem andern rauh und drohend ins Ohr klangen. Die englische Regierung verhielt sich anders. Deutschlands öffentliche Meinung flammte im Burenkriege ebenso feindselig auf wie die der übrigen europäischen Nationen, insbesondere die französische; die deutsche Regierung war, nach dem ersten Zusammenstoß, den das Krügertelegramm über Erwarten stark heraufgeführt hatte, vollkommen korrekt geblieben und bedeutete während des südafrikanischen Ringens für England eine dankenswerte neutrale Deckung. Es waren für England die schwersten Jahre. Die englischen Staatsmänner sprachen es zwischen 1900 und 1902 mit Verwunderung aus, wie verhaßt ihr Land bei den Völkern ringsum sei; es war eine Stimmung, ähnlich wie um 1800. Da suchte England Deutschlands Hand zu erfassen. Es wünschte Deutschland zu werben als seinen Verteidiger gegen Rußland. Rußland war für das England des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts der Nachfolger Ludwigs XIV. und Napoleons I., Rußland und Frankreich die tägliche Sorge des letzten Jahrzehnts. Englands Ausgangspunkt war vornehmlich das Interesse seines Weltreichs; aber eben dieses brachte es zum Zweibunde in jenen Gegensatz; und seine Deckung oder seine Gefährdung hing, das sahen wir von Anfang her, immer auf das engste mit der Machtverteilung auf dem Festlande, mit Europa zusammen. Jeder Aufstieg einer starken Macht in Europa war für England eine Neuerung gewesen, mit der es sich alsbald auseinandersetzte, und fast immer sah es darin eine Bedrohung. Es hat einen jeden mit eifersüchtiger Beobachtung begleitet: 1912 hat ein Angloamerikaner von leidenschaftlich englischer Sympathie diese Tatsache zur unbedingten Doktrin ausgestaltet. Er hat England anspornend vorgehalten, seine Stellung in der Welt ruhe darauf, daß keine Großmacht, zumal in seiner Nähe, emporkomme; er hat damit den Inhalt der englischen Praxis von Jahrhunderten lediglich dogmatisiert. Trieb diese Praxis der Ausschließung und des Angriffs jetzt England zum Widerstande gegen Deutschlands Entfaltung? Zunächst nicht; zunächst war Rußland für England der Feind. Zwischen 1898 und 1903 dachten englische Politiker daran, daß Deutschland der Bundesgenosse Englands, d. h. sein „Soldat", gegen Rußland werden sollte. Aber Deutschland konnte seine Freiheit nur aufgeben, sich den Nachbarn im Osten verfeinden und von England abhängig werden, wenn England zu entsprechenden Gegenleistungen bereit war.

Die Kinderwiese.

Ich hab den deutschen Frühling gesehn,
Deutschen Frühling gehört und gesehn:
Zu Treptow auf einer Wiese!
Alle Wiesen in bunter Pracht —
Hat keine mich also fröhlich gemacht,
Fröhlich und selig wie diese.

Zog die Straße am Park entlang;
Trübe Gedanken und müder Gang,
Noch so ferne vom Ziele!
Dachte an Deutschlands schwere Not,
Dachte an deutscher Helden Tod —
Ach, so viele, so viele!

Blutige Saat in fremder Erd,
Blutige Tränen am heimischen Herd —
Schmerzende Siegeskunde!
Deutscher Geist und deutsche Kraft,
Leuchten in Kunst und Wissenschaft
Opfert die Schicksalstunde — — —

Kommt ein seltsam Gewirr ins Ohr,
Dringt aus Büschen und Bäumen vor —
Werden die Lüfte lebendig:
Kinderstimmchen, Geschwätz und Gelach,
Plappern und Rufen hundertfach;
Wächst das stärker und ständig —

Zwischen Waldkulissen weit,
Mitten in stiller Parkeinsamkeit
Zeigt sich's dem glücklichen Finder:
Eine Wiese, die endlos scheint;
Mutterbehütet und spielvereint
Kinder — Kinder — Kinder!

Kinderblumen winzig und bunt,
Hundert und hundert auf grünem Grund
Bis zum Säugling im Wagen —
Strampelnde Bübchen, die rennen und schrein,
Flatternde Kleidchen im Ringelreihn:
Schmetterlings-Flügelschlagen — — —

O du Deutschland, laß fallen, was fällt —
Bis der wütende Ansturm zerschellt,
Deine Helden sich schlagen:
Werde selig nach Leid und Streit,
Ist schon ein lachender Frühling bereit,
Dich zur Sonne zu tragen!

Victor Blüthgen.

Das war nicht der Fall. Es kam zu einem englisch-deutschen Bündnis, zu einer Bindung Deutschlands, nicht. Und nun wandte sich England statt dessen an Japan. Die Militärmacht gegen Rußland, die England brauchte, wurde im Osten statt im Westen angesetzt; der japanische Stoß, der Rußland aus dem fernen Osten wegdrängen sollte, drängte es ganz von selber gegen Westen vor, und das hieß gegen Österreich-Deutschland. Japans Krieg war ein englischer Angriffskrieg. Rußland wurde geschlagen und brach, für eine Weile, auch innerlich zusammen. Schon zu Beginn des Feldzugs (Frühjahr 1904) hatte England seinen Marokkovertrag mit Frankreich geschlossen. Es war dasselbe Frankreich, dessen afrikanische Ausbreitung 1898 zu Faschoda am Obernil auf England gestoßen und das damals vor Englands Kriegsdrohung kläglich genug zurückgewichen war; seitdem näherten die beiden alten Feinde sich einander an. Man hat gesagt, die Verständigung von 1904, die ja Ägypten den Engländern, Marokko als Entgelt hierfür den Franzosen zuwies, sei aus Gründen der Reichspolitik und nicht etwa gegen Deutschland geschlossen worden; England habe damit eben nur Ägypten vor Frankreich sichern wollen; und erst dadurch, daß Deutschland den Franzosen nun in Marokko in den Weg trat, habe der Vertrag die Wendung gegen Deutschland bekommen. Diese Deutung scheint mir in allem unhaltbar zu sein. England hatte Ägypten sicher, auch ohne Frankreich zu entschädigen; der Rückzug von Faschoda hatte das sehr deutlich gezeigt. Natürlich lag es zugleich im Sinne der imperialistischen Politik, auch jeden künftigen Anspruch Frankreichs auf das Nilland zu beseitigen: dafür war der Vertrag eine angenehme Bekräftigung. Jedoch seine Spitze richtete sich von Anbeginn her gegen Deutschland: das war sein eigentlicher Sinn. Kein Mensch konnte bezweifeln, daß ein weitreichender Vertrag mit den Franzosen, ein Vertrag mit wichtigen geheimen Bestimmungen, ein Vertrag, der Deutschland kurzerhand beiseite schob, eine Feindseligkeit gegen Deutschland enthielt, ja, daß er gegen Deutschland gemeint war. Frankreich war im Grunde nie etwas anderes als deutschfeindlich gewesen, es hatte seit 1871 nie ein anderes politisches Oberziel gekannt als die Rache an Deutschland, das Unterziel seiner Kolonialpolitik hatte hierneben immer nur vorübergehend Raum gefunden und war im Ernstfalle jener Rache immer wieder geopfert worden. Wer seine Hand in Frankreichs Hand legte, wußte, was er damit tat, mindestens was Frankreich davon erwartete. Der Vertrag enthielt in Wahrheit, nach Deutschlands Weigerungen und nach dem Bündnis mit Japan, Englands positive Wendung gegen Deutschland, als Selbstzweck: er eröffnete, nach einigen Vorspielen, als erster großer Schlag, die Einkreisungspolitik.

* *

Beschäftigung unserer verwundeten Feldgrauen.

Hierzu die Abbildung auf Seite 1022.

Bald jährt sich der Tag, der den Sturm des Weltkrieges über unser aller Leben entfesselte und dies in zwei scharf abgegrenzte Teile zerschnitt: in das Voraugustliche mit seiner scheinbar gesicherten Lebensfreude, seinem Persönlichkeitskult und dem oft so gedankenlosen Hinnehmen der Friedensegnungen — und in die Zeit des großen Geschehens, der begeisterten Hingabe an die Allgemeinheit und der tausend stillen Opfer.

Wir Daheimgebliebenen haben versucht, unsern Helden da draußen zu danken durch eine Hilfstätigkeit, die mit tausend

Fäden sich wie ein goldenes Netz der Liebe über unser ganzes Vaterland ausbreitet. Was darin geleistet wird, und wieviel Balsam dadurch auf Leibes- und Seelenwunden gespendet worden ist, brauche ich nicht mehr zu erwähnen.

Ich möchte nur ein paar kurze Worte über einen bescheidenen Zweig der Hilfstätigkeit sagen, die vielleicht andere Lazarette und Städte zu einem ähnlichen Kursus anregen könnten.

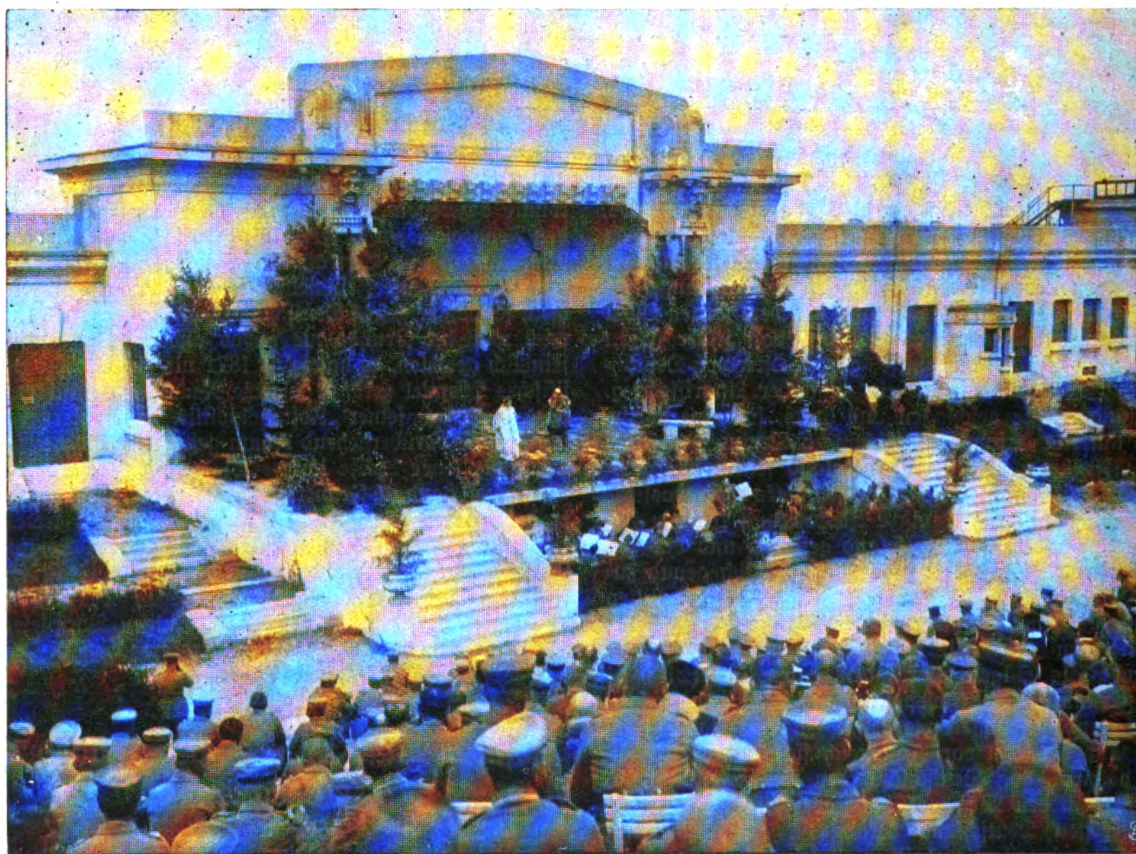
Ein böser Feind ist stets die Langweile gewesen, so unentschuldbar er auch für gesunde und leistungsfähige Menschen ist. Wenn unsere Feldgrauen aber die erste schlimme Zeit nach ihrer Verwundung überstanden haben und in ihnen leise der Mut zum Leben wieder erwacht, dann dehnen sich die endlosen Stunden der Genesung für diese Männer, die aus Tätigkeit und Kampf herausgerissen sind, zu einer ermüdenden Qual. Drängen sich dann nicht vielen, die den Verlust eines Gliedes zu beklagen haben, bittere und wehe Gedanken in die Herzen, die durch die lange Muße verschärft werden? Immer lesen, rauchen, Karten oder anderes spielen mögen die meisten unserer Soldaten auch nicht, so kam der Vaterländische Frauenverein in Potsdam auf den Gedanken, in fünf Lazaretten regelmäßige Beschäftigungskurse einzurichten, die nach Möglichkeit den Neigungen und Fähigkeiten jedes einzelnen Verwundeten Rechnung tragen.

Diese unter dem Vorsitz von Frau von Ehrenberg stattfindenden Kurse stehen unter Leitung von Frau Gräfin Stillfried und Frau Nora von Keudell, denen als technische Lehrerin die bekannte Kunstgewerblerin Fräulein Vorberg mit ihrem künstlerischen Können zur Seite steht.

Da wird nun eifrig geflochten, werden Körbe aus Peddigrohr oder Glasschalen und Vasen umsponnen, praktische Dinge, wie Schwamm- und Marktnetze, geknüpft oder moderne Gürtel und Besätze. Künstlerisch veranlagte Köpfe entwerfen Mappen für Kriegserinnerungen, malen und zeichnen, sägen und schnitzen. Bastnähereien und die sehr wirkungsvolle, moderne Technik der bunten Klebepapierarbeiten hat schlummernde Talente erweckt. Bettkranke und Einarmige bekommen leichte Weberahmen oder verfertigen Perlenketten, wobei sie große Geschicklichkeit zeigen. Das Modellieren mit Plastilin soll für steife oder noch schwer bewegliche Hände vorzüglich sein. Auch da blüht manche Begabung in der Stille, wie man aus so manchem Werke sehen kann.

Oft leitet uns auch der Gedanke, vielleicht dem oder jenem unserer tapferen Invaliden durch diese Anregung eine Hilfe zur neuen Berufswahl geben zu können oder ihnen auch nur in kommenden einsamen und traurigen Lebenstunden die Möglichkeit zu verschaffen, andern und sich eine Freude zu machen.

Unsere Feldgrauen sind überhaupt nicht nur in der Verteidigung der geliebten Heimat Meister, sondern ihre Geschicklichkeit im Ausbau und in der Ausschmückung der Schützengräben hat Berühmtheit erlangt. So nimmt es ja nicht wunder, wenn diese großen Schüler ihre Lehrmeisterinnen oft überflügeln und — erst angeregt — sich nun stolz mit ihren eigenen Kunstwerken und Ideen hervorwagen, so daß es nur Freude und keinerlei Mühe macht, sich dieser Aufgabe zu widmen, um so mehr, da in den Lazaretten die Kurse jetzt ganz idyllisch auf grünem Rasen im Schatten alter Bäume stattfinden, durch die die Sonne dieses unwahrscheinlich schönen Kriegsommers ein geschäftiges und frohes Bild vergoldet.



Phot. Haeckel.

Goethes „Iphigenie auf Tauris“ vor deutschen Soldaten und Verwundeten auf der Freilichtbühne in Namur.

In Namur fand auf der dortigen Freilichtbühne, die sich hoch über der Stadt auf der Zitadelle befindet, eine Aufführung der Goetheschen „Iphigenie auf Tauris“ statt. Die Leitung lag in den Händen des Majors Josef von Lauff und des Hauptmanns Grafen Pocci, die Darsteller gehörten der Königlichen Hofbühne in Wiesbaden an und waren zu diesem Zweck nach Namur gekommen. Der Ertrag der Vorstellung floß dem Wohltätigkeitsfonds des Gouvernements zu. Der Zuschauerraum, der eine Menge von mehreren Tausenden faßt, war bis auf den letzten Platz besetzt, und die Spannung, mit der die Anwesenden — vom General bis zum gemeinen Mann — der Darstellung folgten, zeugte dafür, daß die „deutschen Barbaren“ selbst im Kriege sich noch an klassischer Kunst begeistern.



Hofphot. Berger.

Galizische Flüchtlinge kehren in ihre Dörfer zurück.



Phot. Haeckel.

Deutsches Feldpostauto durchquert einen Fluß in Galizien.

Vom galizischen Kriegschauplatz.

Die fertigen Sachen werden zum Verkauf im Soldaten-Nachmittagsheim ausgestellt. Eine Kollektivausstellung findet am Sonnabend, dem 17. Juli, im Heim, in den Räumen der Kaiserlichen Villa Keller statt.

Allzuschnell verfliegen sie täglich, diese zufriedenen und freundlichen Stunden, und wir müssen überall „bestimmt versprechen, wieder zu kommen". Wie gern tun wir das! — Und wenn es auch nur ein kleiner Tropfen im großen Meer der Liebestätigkeit ist, so hat es doch, wenn uns gelang, unseren Verwundeten die trüben Gedanken zu bannen oder ihnen den Glauben an ihre Leistungsfähigkeit wiederzugeben, in reichstem Maß seinen Lohn gefunden und seinen Zweck erfüllt. Nora von Keudell.

○ ○ ○

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Warschau wird geräumt. Die Regierungsbehörden haben alles Mitnehmenswerte und sich selbst in Sicherheit gebracht. Auch die Bevölkerung hat angeblich aus freien Stücken, zu einem großen Teil jedoch zwangsweise in hellen Scharen Warschau verlassen.

Das Schicksal Rußlands erfüllt sich. Unsere Armeen sind nicht mehr aufzuhalten, ob ihnen auch noch so hartnäckig neue Kräfte entgegengeworfen werden, die in verzweifelten Vorstößen und heftigen Kämpfen die große russische Niederlage aufzuhalten suchen.

Nördlich Krasnik wird uns der Besitz von Höhenzügen in blutigem Ringen streitig gemacht, die zur Sicherung und Befestigung der von uns errungenen Vorteile von Bedeutung sind. Westlich und östlich der Weichsel wird schwer gekämpft.

Harte Kriegsarbeit in der Front und dahinter die zweckmäßige Verrichtung aller Vorkehrungen, auf die unsere kämpfenden Truppen sich stützen, gehen Hand in Hand.

Anders als unsere Gegner, anders als wir selbst zu Anfang und im ersten Verlauf des Krieges erwarteten, haben sich die Ereignisse entwickelt. Anfangs waren wir nach Westen hin die Angreifer und richteten unsere Stoßkraft gegen den westlichen Feind. Dann aber trat ein kritischer Moment ein, in dem wir die außerordentliche Aufgabe zu lösen hatten, uns im Westen auf die Verteidigung einzurichten und im Osten anzugreifen. Dankbar dürfen wir unsere umsichtige und tatkräftige Heeresleitung preisen, daß sie mit Meisterhand den Umschwung zu unsern Gunsten zu gestalten wußte, mit einer Geschicklichkeit, die in ihrer vollen Bedeutung erst im nachträglichen Rückblick wird gewürdigt werden können, und durch die einzelne selbständige und doch einheitliche Führung genialer Feldherren. Wir haben uns dem östlichen Feind entgegengeworfen und ihn niedergerungen.

Es gibt für Rußland keine Hoffnung mehr, wenn es auch noch so verzweifelte Anstrengungen macht, wenn auch der großfürstliche Generalissimus Nikolaus Nikolajewitsch zu seiner Verstärkung Heerführer, die wegen ihrer Niederlagen in aller Ungnade abgesetzt waren, an seine Seite ruft.

Wie die Lage in Rußland allgemein betrachtet wird, dafür sei nur eine Stimme hervorgehoben, die aus einer Richtung kommt, auf die sich die Aufmerksamkeit aller an den Kriegsereignissen Beteiligten richtet. In der rumänischen Presse wird von der vollständigen Katastrophe gesprochen, von der Rußland jetzt ereilt sei.

Selbst in Rußland dämmert es durch die künstliche Verfinsterung hindurch, die der Despotismus für seine Zwecke geschaffen hat und mit aller Brutalität durchzuführen sucht. Die befohlene Zuversicht, mit der über die Kriegsereignisse berichtet werden muß, ist nicht länger imstande zu verhindern, daß die Wahrheit durchdringt. Die Nowoje Wremja gibt zu, man müsse aus dem Vordringen des Feindes schließen, daß neue russische Gebiete in Feindeshand übergehen werden. Allerdings läuft dieses Zugeständnis auf die Aufforderung hinaus, die bedrohten Gebiete zu verlassen, mit russischer Gründlichkeit zu zerstören und alles Brauchbare ins Innere zu schleppen.

Dieser aufsehenerregende Artikel enthält außerdem die ausdrückliche Aufforderung zum Franktireurkrieg. Wenn man diesen Ausdruck in Anwendung auf Rußland dem Sinn nach auch eigentlich erst ins Asiatische übersetzen müßte!

Die Duma hat auf Beschleunigung ihrer Einberufung gedrängt. Damit diese als Volksvertretung geltende Einrichtung, die von den Machthabern als Ventil gegen revolutionäre Spannungen benutzt wird, in so hochkritischer Lage ihren ablenkenden Zweck auch erfüllt, räumt die Regierung schon vorher unter den Volksvertretern vorsorglich auf. Die Gründlichkeit, mit der diese Ausmusterung durchgeführt wird, steht als eine der Maßnahmen, mit denen im heiligen Rußland die Machthaber ihre Zwecke zu verfolgen verstehen, nicht zurück hinter den Gewalttaten, die gegen das Aufflackern der Revolution in Moskau usw. angewendet werden. Immer neue Verhaftungen von Dumaabgeordneten werden bekannt.

Kämpfe an der ganzen Front werden aus Frankreich gemeldet. Nördlich Ypern sind Versuche abgewiesen, unsere Stellungen am Kanal zu erschüttern. Bei Souchez, bei Ailly-Apremont, im Priesterwald gab es blutige Kämpfe, ebenso in den Vogesen. Unsere schwere Artillerie hat Erfolge zu verzeichnen, die für die Gegner sehr empfindlich sind. Arras wurde in Brand geschossen. Unser Feuer richtete sich gegen stärkere feindliche Ansammlungen, die dort zusammengezogen wurden. Auch sonst erschwert unsere Artillerie durch ihr Fernfeuer feindliche Versuche, durch Neugruppierung von Truppen sich zu Offensivstößen zu formieren. In Arras sind die dort lagernden Hauptvorräte der Engländer vernichtet; das bedeutet eine Schwächung, die ihren ohnehin geringen Wert als Verbündete Frankreichs noch weiter herabsetzt. Die Anstrengungen der französischen Heeresleitung, ihren östlichen Bundesgenossen den Beweis zu liefern, daß sie durch einen fühlbaren Druck gegen uns im Westen in dieser kritischen Lage ihrerseits auch etwas leisten, haben keine Erfolge.

An der Dardanellenfront wie an allen ihren Fronten sind unsere türkischen Freunde zu Lande und zu Wasser in der Überlegenheit. Gestützt auf ihre Organisation, die bis ins einzelne zuverlässig arbeitet, bewährt sich die türkische Armee durch ihre Tüchtigkeit und durch den vorzüglichen Geist, von dem sie durchweg beseelt ist.

Für England sowohl wie für Frankreich kommen böse Nachrichten vom türkischen Kriegschauplatz. Frankreich verlor durch eins unserer Unterseeboote ein Transportschiff mit starker Besatzung, und die englischen Niederlagen tragen nicht dazu bei, der trüben Stimmung in England aufzuhelfen.

Was nun Italien betrifft, so setzen sich seine erfolglosen Unternehmungen mit immer neuen Niederlagen und Verlusten fort. In Görz, am Isonzo, im Krn-Gebiet und an der ganzen übrigen Front werden ihnen nur Mißerfolge zuteil, aus denen sich die vollständige Niederlage der Schlacht bei Görz hervorhebt. X.

Nummer 29.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

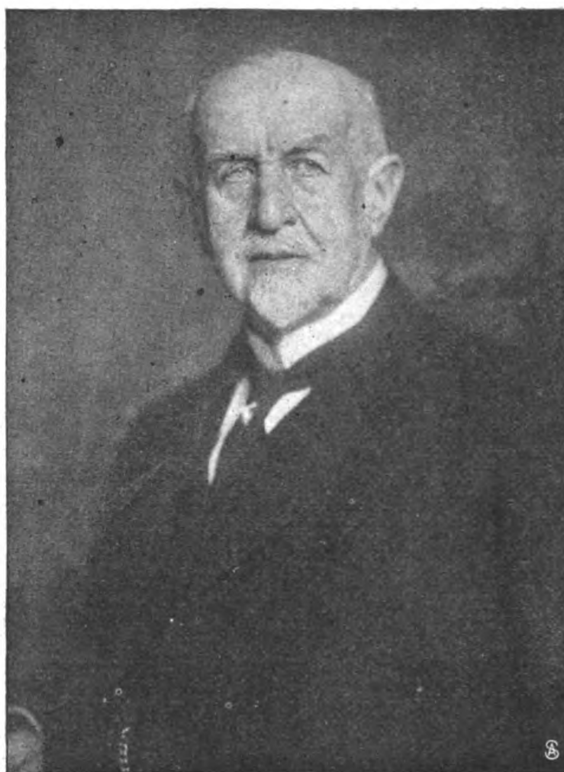
Seite 1017



Hofphot. H. Dänzer.

Ernst Fürst zu Hohenlohe=Langenburg,

Deutscher Botschafter in außerordentlicher Mission in Konstantinopel.



Phot. Perscheid.

W. von Wedel-Piesdorf †,
Präsident des preußischen Herrenhauses.



Phot. Becker & Maas.

Henrik Willem Mesdag †,
berühmter holländischer Marinemaler.



Generalmajor von Stolzmann,
Generalstabschef der deutschen Südarmee, erhielt den Orden Pour le mérite.



Hofphot. Karastojaneff.

Josef I. †
bulgarischer Exarch.



Sprengung eines von Engländern besetzten Hauses.

Von der Westfront.


Rittmeister Maue.


Oberleutnant Pfotta.



Leutnant M. Lochte.


Hauptmann Max Krug.


Rittmeister Erich Krug.


Offizierstellvertreter Rode


Feldwebel Karl Schuster



Oberleutnant A. Schade.


Leutnant Hans Göbel.


Feldwebel Paul Pommerening.


Hauptmann Bindernagel.


Hauptmann von Reiche.


Leutnant F. Gries.

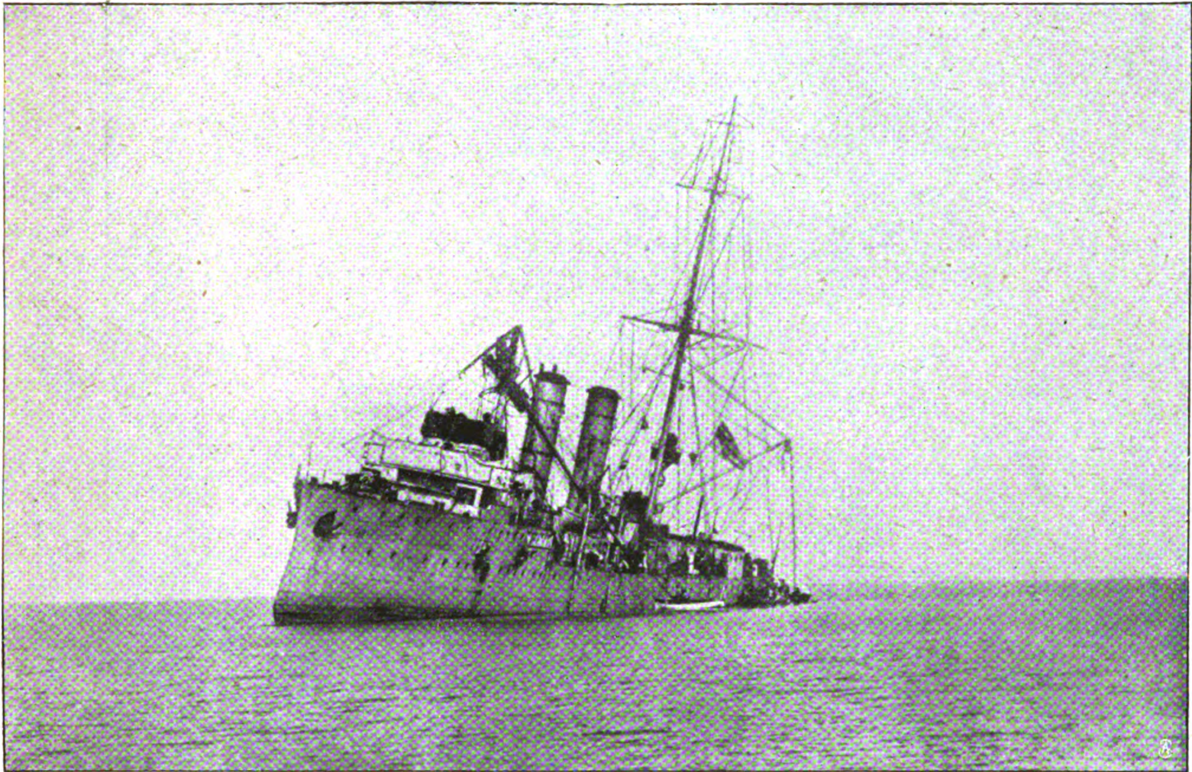

Feldwebel Berthold.



Unteroffizier Stöcker.


Leutnant O. Leppin.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



S. M. S. „Albatros“ vor Oestergarnsholm bei der schwedischen Insel Gotland.



Transport der Verwundeten durch die Bevölkerung und Soldaten nach dem Krankenhaus von Roma.

Zur russischen Neutralitätsverletzung bei Gotland.



Frl. Borberg. Frau Gräfin Stillfried. Frau Nora von Keudell. Freiin von Spiegel. Phot. Niemeyer.

Beschäftigungskursus für Verwundete, veranstaltet vom Vaterländischen Frauenverein in Potsdam.

Hierzu der Aufsatz von Nora von Keudell.



Vordere Reihe von links: Freiherr v. Sturmfeder-Horneck. Exz. Freiherr o Laßberg, Freiherr von und zu Guttenberg, Königin Marie Therese von Bayern, Gräfin v. Dürckheim-Montmartin, Baronin von Keßling
Hinter der Königin: Lazarettarzt Dr. Reisinger.

Königin Marie Therese von Bayern im Lazarett des Hausritterordens vom St. Georg in Bamberg.



Proviant- und Munitionslager in luftiger Höhe.



Mannschaften und Offiziere eines Tiroler Standschützenbataillons.



Zweirädriger Karren zum Munitionstransport.



Radfahrende Maschinengewehrabteilung in Feuerstellung.

Vom südwestlichen Kriegschauplatz.

Dörrfrüchte.

Von Wilhelmine Bird.

Dem seit langem geübten Dörren von Obst ist in neuerer Zeit die Herstellung von Dörrgemüse gefolgt. Ist es auch kein gleichwertiger Ersatz des frischen Gemüses, was übrigens auch das sterilisierte nicht ist, so bleiben ihm doch immerhin so viel schätzenswerte Eigenschaften, daß man ihm die allgemeine Beachtung nicht versagen soll. Wenig Raum bei der Aufbewahrung einnehmend, in der Form zum sofortigen Gebrauch fertig, bietet es der zubereitenden Hand die Möglichkeit, ein recht schmackhaftes Gericht herzustellen. Allein schon als Helfer in der Not sollten wir das gedörrte Gemüse respektieren und es stets als Reserve betrachten.

Beschäftigen wir uns nun mit dieser einfachsten aller Konservierungsarten, so müssen wir den Grundsatz im Auge behalten, daß nicht nur Wärme, sondern auch Luft unsere Helferinnen sein müssen. Die früher und auch heute auf dem Lande noch vielfach geübte Art, Früchte im geschlossenen Ofen zu dörren, kann immer nur ein fragwürdiges Produkt zeitigen. Wir brauchen warme Luft, und auf diese Erfahrung weist auch die Konstruktion aller jetzt gebauten Dörrapparate hin. Zur Ausgabe für einen Dörrapparat ist aber nur da zu raten, wo das Produkt durch den Verkauf die Kosten deckt oder sehr große Mengen bewältigt werden müssen. Hat ein eigener Garten eine reiche Ernte gebracht, so lohnt immerhin eine Ausgabe für einen kleinen Dörrofen, der allerdings 25—30 Mark erfordert. Die selbständig heizbaren werden dabei in den meisten Fällen den Vorzug verdienen, da andere, die Herddörren, einen ziemlich gleichmäßig mit Kohle oder Briketts geheizten Herd zur Vorbedingung haben. Wo ein solcher vorhanden ist, da sind sie sparsam, weil sie ohne eigene Heizung an die Seite der zu Kochzwecken benutzten Feuerstelle gestellt werden und durch zeitweilige Veränderung ihres Platzes auf den erforderlichen Wärmegrad gebracht werden können. Bei den selbständig heizbaren Dörröfen steht die Wahl des Platzes in unserm Ermessen. Der Ofen kann auch noch andern Zwecken dienen, und man ist an kein bestimmtes Heizmaterial gebunden. Bei kleinerem Bedarf werden wir nun auf beide verzichten und es mit der Sonne und der Luft halten, denn diese steht sogar den im Raum beengten Städtern zur Verfügung. Ein der Sonne zugewandtes Fenster, nach Bedarf mehr oder weniger zur Regelung des Luftzuganges geöffnet, oder gar ein sonniger Balkon können uns mit sehr gutem Erfolg fortgesetzt zur Gewinnung ganz ansehnlicher Mengen von Dörrfrüchten verhelfen. Großmutters Art war, alles auf Fäden zu ziehen, und das ist bei Obst noch immer eine sehr empfehlenswerte Art. Da schaukeln die langen Obstgirlanden in Sonne und Luftzug hin und her, und wir sehen mit Freude, wie sie unter ziemlicher Beibehaltung der Farbe zusammenschrumpfen, immer größere Lücken zwischen den einzelnen Teilen lassend, bis wir nur noch einen wie Gummi sich anfühlenden Körper vor uns haben, dessen äußerste Haut einen vollständig trockenen Überzug bildet. Wir gehen der sonnenreichen Zeit entgegen, die uns ein solches Vorgehen ermöglicht, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Früchte nicht abends oder bei Aussicht auf Gewitter und Regen draußen bleiben. Ein trockenes Plätzchen zu vorübergehender Unterbringung wird sich in jeder Wohnung finden. Soll die Küche dazu benutzt werden, so ist darauf zu achten, daß die Früchte nicht von Wasserdämpfen berührt werden.

Um Gemüse zu dörren, bedarf es anderer Vorrichtung. Sie werden auf Rahmen getrocknet, die man sehr leicht selber herstellen kann. Aus Latten von etwa vier Zentimeter Breite und zwei Zentimeter Stärke, am besten von sogenannten Spalierlatten, nagelt man einen Rahmen, passend groß für den verfügbaren Raum, und zwar so, daß er auf der Schmalseite der Latten stehen kann. Da gegenwärtig Drahtnetze zur Bespannung teuer sind, kann man auch recht durchlässigen Siebmull nehmen. Sogar eine alte Tüllgardine tat schon gute Dienste. Das ist die ganze Vorrichtung.

An Obst dürfen wir nur gut ausgereiftes verwenden. In Kalifornien, dem vorbildlichen Platz für Obstdörrung, läßt man z. B. die Pflaumen so lange am Baum, bis sie sich am Stiel zusammenziehen und dem Abfallen nahe sind. In diesem Zustand haben sie den Zucker voll entwickelt, ohne den es kein gutes Dörrobst gibt. Die sehr saftreichen Sommerpflaumen eignen sich ihrer leichten Saftlösung wegen nicht zum Dörren, nur die feste Mirabelle kann da in Frage kommen. Am besten sind die im Herbst reifenden Zwetschen, gemeinhin auch Pflaumen genannt. Sie haben festes Fleisch und einen flachen, tief gekerbten mandelförmigen Stein entgegen dem gedrungenen, fast runden der Pflaume. Die Hausfrauen mögen es getrost einmal mit der Dörrung versuchen. Die Früchte werden zum Trocknen nur mit einem Tuch abgerieben und nebeneinander auf den Rahmen gelegt, wo sie dann von Zeit zu Zeit gewendet werden müssen, so daß sie von allen Seiten trocknen. Man kann sie auch entsteinen, indem man an der Seite einen scharfen Längschnitt macht und den Stein entfernt. Sie vertragen dann auch leicht noch eine Pressung. Sie werden dazu nebeneinander auf einen Tisch gelegt und mit einem Brett für einige Stunden beschwert. Auch in dieser Form kann man sie auf Fäden ziehen, auf den Rahmen legen oder im Dörrofen trocknen. Festfleischige Kirschen eignen sich ebenfalls zum Trocknen. Man beläßt ihnen am besten aber die Kerne und wählt nur dunkle Sorten. Auch zu gut ausgereiften Aprikosen wäre zu raten, die halbiert, mit der Schnittfläche nach oben gelegt, mit einem leichten Mulltuch noch bedeckt werden müssen, um sie vor den Insekten zu schützen. Zu dem Versuch mit Pfirsichen ist nicht zu raten. Die hierzu geeigneten Sorten besitzen wir nicht. Dörröfen dürfen bei Steinobst nicht mehr als 80 Grad Celsius Wärme haben, da sonst die Haut leicht platzt und der Saft entweicht. Sehr dankbar ist das Kernobst. Äpfel werden ungefähr acht Tage vor der Reife gepflückt. Weißfleischige Sorten sind besser als z. B. die sonst vortrefflichen grauen Sorten. Sie werden gleichmäßig geschält und in leicht gesalzenes Wasser gelegt, dann, ohne das Kernhaus zu entfernen, in etwa ein Zentimeter starke Scheiben geschnitten und entweder aufgefädelt und in die Sonne gehängt oder auf dem Rahmen so ausgebreitet, daß sie wie Schuppen aneinander liegen. Nach einer Stunde legt man die Scheiben um. Kann man mehrere Rahmen aufstellen, so ist leicht an einem vollsonnigen Tage ein ganz ansehnliches Quantum zu trocknen. Die Scheiben müssen sich wie

Gummi anfühlen und biegen lassen, ohne jede Neigung zum Zerbröckeln. — Für den Dörrofen sticht man das Kernhaus aus, legt die Scheiben ebenfalls in leicht gesalzenes Wasser, läßt sie gut ablaufen und kann sie nun in zwei, auch drei Schichten auf die Dörre legen, aber so, daß eine Scheibe der zweiten Schicht den Mittelpunkt von vier der ersten bildet und die dritte ebenso auf die zweite Schicht gelegt wird. So kann die Luft alle Teile berühren.

Zu Birnen wählt man schöne, saftige Früchte, die keinen herben Geschmack haben, und wir können schon die Sommerbirnen verwenden. Sind sie recht feinschalig, was eine gut ausgereifte Birne meist ist, so wird sie nicht geschält, sondern nur in Viertel geteilt. Im ganzen können nur kleine Birnen verwendet werden, z. B. die Honigbirne oder die süße Stuttgarter Geishirtl, die oft in großen Mengen auf dem Markt erscheint und in der Regel sehr preiswert ist. Auch die Rettichbirne eignet sich sehr gut dazu. Teigige Birnen verwende man lieber nicht, sie sind als Dörrprodukt sehr unansehnlich, und wir wollen doch Freude an unserem Werk, auch im Äußeren, haben. Bei dem Einlegen in den Dörrofen, der 100 Grad Wärme nicht übersteigen soll, legt man die Birnschnitten mit der Schale nach unten, ganze Früchte mit dem Stiel nach oben. Sie werden selbstverständlich vorher sorgsam abgerieben. Auch säubert man den Stiel durch Abschaben. Von der aufmerksamen Behandlung hängt der ganze Erfolg ab, namentlich bei der Lufttrocknung. Übrigens will ich noch besonders hervorheben, daß in der Nähe eines Grudeherdes, der durch seine milde Wärmeausstrahlung wirkt, sehr erfolgreich Obst wie Gemüse getrocknet werden können. Die glücklichen Besitzerinnen eines solchen mögen nur den Versuch machen.

Um nun das Dörren von Gemüsen im Haushalt vorzunehmen, rate ich, es zunächst mit einigen Küchenkräutern zu wagen. Petersilie, Schnittlauch, Bohnenkraut, Majoran usw. Diese werden nur gewaschen und locker auf den Dörrahmen gestreut. Hierbei ist es zur Wahrung der grünen Farbe besser, sie an warmen Tagen im Schatten unterzubringen. Sie sind fast in einem Tag fertig. Die grünen Blätter des Selleries werden sehr zu Unrecht immer fortgeworfen, sie geben eine köstliche Würze ab, wenn sie getrocknet und dann zu Pulver mittels eines Kuchenrollholzes gerieben werden. Alle Gemüse müssen vor dem Dörren überbrüht werden, selbstverständlich nach Entfernung aller schlechten Teile. Ist ein Gemüsedämpfer vorhanden, so werden sie 5 Minuten über kochendem Wasser gedämpft. Grüne Erbsen ergeben ein sehr gutes Dörrprodukt. Sie trocknen an der Sonne wie in warmer Luft ohne Sonne. Grüne Bohnen werden wohl am meisten begehrt. Sie werden gewaschen, recht sorgsam von den Fäden befreit und dann mit einem Bohnenmesser geschnitzt. Man läßt sie in kochendem Wasser schnell übersprudeln oder dämpft sie und läßt sie dann gründlich ablaufen. Sie werden auf dem Rahmen in nicht zu dicker Lage ausgebreitet und müssen des öfteren gewendet werden. Bei dem Einbringen in einen Dörrofen kann die Wärme dazu anfangs bis auf 100 Grad Celsius gesteigert werden, muß dann aber allmählich abnehmen. Es sei noch bemerkt, daß bei diesen Öfen nicht die Früchte gewendet werden, sondern die ganzen Hörden in Wechsel treten. Sellerie und Mohrrüben werden in dünne Streifen geschnitten, müssen aber längere Zeit gedämpft oder überkocht werden, da sie vor dem Dörren eine bestimmte Weichheit haben müssen. Getrocknet sollen sie sich lederartig weich anfühlen und durch den Druck keinerlei Feuchtigkeit mehr absondern. Von Kohlarten dürfte wohl nur der Wirsingkohl für kleineren Hausbedarf lohnend zum Dörren sein. Er wird nach der Zurichtung schnell übersprudelt, muß gut ablaufen und gibt bei einiger Aufmerksamkeit ein sehr nützliches Produkt. — Sehr wertvoll für die Küche ist auch das Trocknen von Pilzen. Sie dürfen zu dem Zweck aber nicht gewaschen werden. Man putzt sie mittels einer Bürste von Sand und jedweden schlechten Teilen, schneidet sie in dicke Scheiben und bringt sie, auf Fäden gezogen oder auf dem Rahmen, an die Sonne oder warme Luft. Über Nacht dürfen sie nicht draußen bleiben, da sie dann vielfach von Insekten aufgesucht werden. Die Mühe ist gering im Hinblick auf den Nutzen. Will man sie als Würze zu Tunken und kleinen Fleischgerichten nutzen, so empfiehlt sich ihre Pulverisierung. Sie müssen dazu ziemlich hart getrocknet sein. Das Pulver ist in einem mit Wattepfropfen versehenen Glas aufzubewahren. Man kann dazu die verschiedensten Arten mischen, wie Ziegenbart, Champignon, Pfefferling, Morchel und andere als giftfrei bekannte Sorten. Es ergibt das in Verbindung mit Majoran und feinem weißem Pfeffer ein hervorragendes Pastetengewürz. Alle gedörrten Gemüse, Obst und Pilze müssen in Stoffbeuteln, die keinen Staub und Insekten, wohl aber die Luft durchlassen, aufbewahrt werden, dazu an einem einwandfrei trockenen Raum

Die Tage kommen . . .

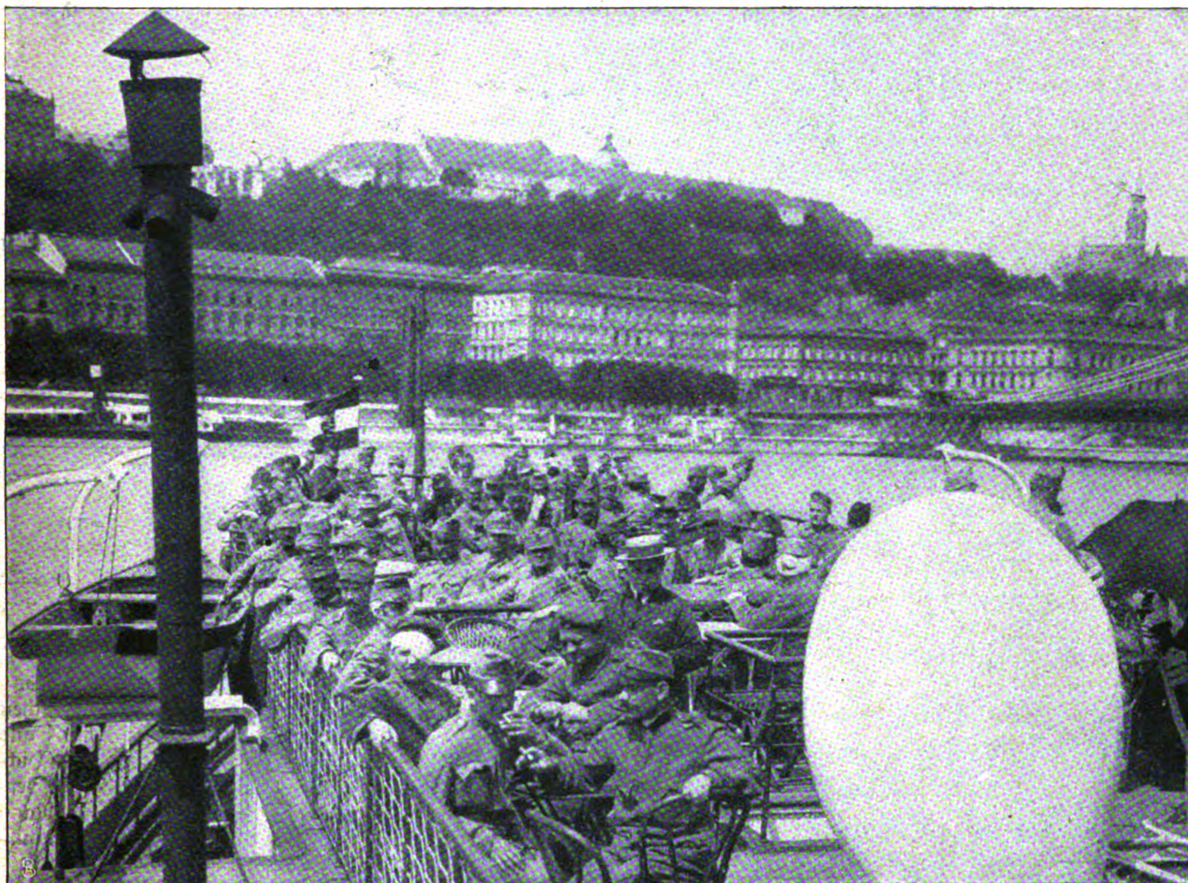
Die Tage kommen hart und rätselreich:
Wie müde Vögel mit zerschoßnen Flügeln,
Dann rasch wie Reiter mit verhängten Zügeln —
Und keine Stunde ist der andern gleich.

Die Wolken schleppen wie ein Trauerkleid,
Und jeder arme Laut ist voll Bedeuten,
Das Toreschließen und das Samstagläuten,
Ein Kinderweinen in der Dunkelheit

Und nächtens stehn die Rosen in dem Beet
So fremd und schattenhaft im Sterneschweigen,
Daß unser armes Ängsten auf den Steigen
Bis an den Morgen hin und wider geht.

Doch manchmal fassen Träume unsre Hand,
Die wissen leicht und königlich zu schreiten,
Sie jauchzen Lieder durch die Dunkelheiten,
Und jedes ist ein Lied vom Vaterland.

Helene Brauer.



Fahrt auf der Donau.

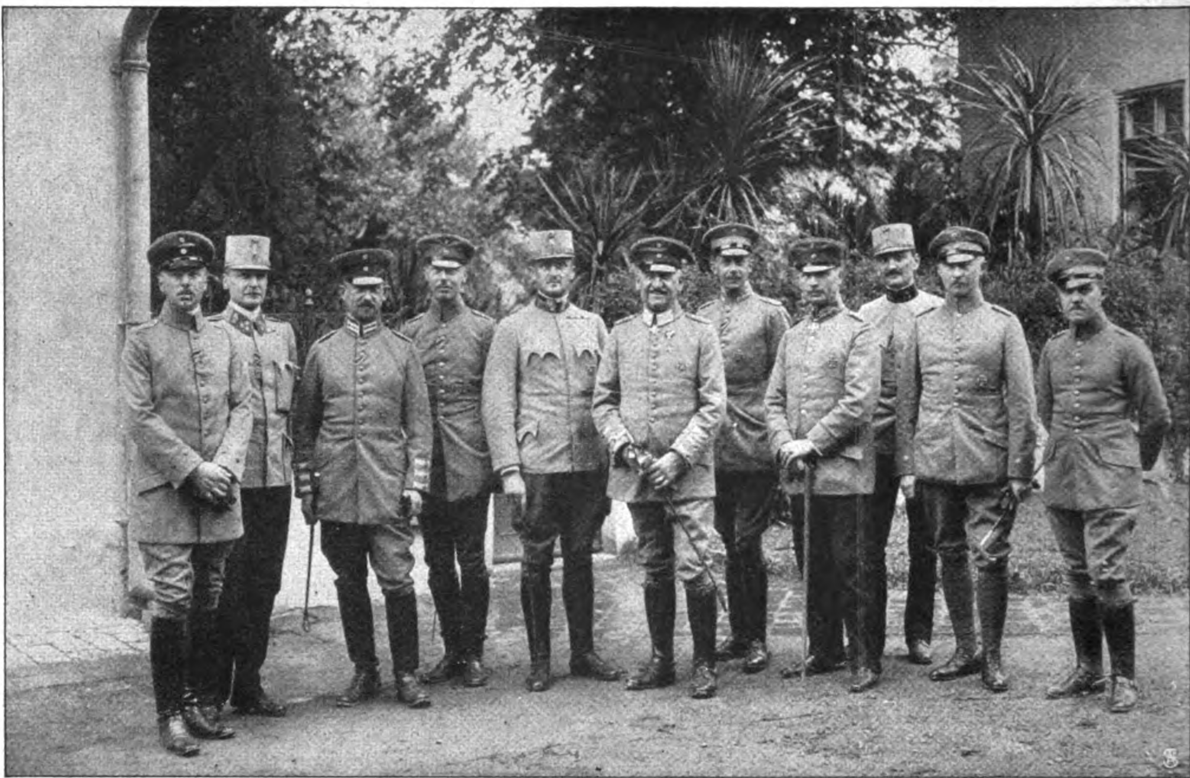


Phot. Mullner.

Gräfin Friedrich Wilczek leitet die Ausflüge und sorgt für das Wohl der Soldaten.

Erzherzogin Augusta hat in Budapest für die Sommermonate ein Schiff, genannt das Augusta-Schiff, in Betrieb gesetzt, das tägliche Spazierfahrten auf der Donau unternimmt. Der Gewinn dieser Ausflugsfahrten ist dem Invalidenfonds bestimmt. Für einen Tag der Woche werden rekonvaleszente Soldaten, die sich in den Spitälern in Pflege befinden, unentgeltlich mitgenommen und bewirtet.

Verwundete Soldaten auf dem Augusta-Schiff in Budapest.



Von links: Hauptm Lange; Hauptm. Frhr. Karaisl v. Karais; Major v. Cronach; Hauptm. v. Bock u. Polach; Oberstlt. Purtscher; General d. Inf. v. Linsingen, Oberbefehlshaber der Südarmee; Oberst Fürst zu Wied; Generalmajor v. Stolzmann; Hauptm. Kalcic; Major Klette; Haupt. Muff.

General v. Linsingen mit seinem Stab.



Von links nach rechts: Hauptm. Frobenius; Erbprin, v. Ratibor, Zivilkomm ssar. Oberst Graf Geßler, Kreische,; Oberlt. v. Wedderkop, Hauptm v. Baroy.

Der Kreischef von Brüssel mit seinem Stab.



Nach einer Originalzeichnung von Prof. Hugo Ungewitter.

Proviantkolonne in der Champagne.



Soldatenfest im Garten der Villa Felicitas in Berchtesgaden. Prinzessin Maria von Sachsen-Meiningen (×).



Von der Westfront: Eine deutsche Zeitungsverkäuferin im Felde.
Sie versorgt schon seit Oktober unermüdlich und unerschrocken unsere braven Feldgrauen mit den neuesten Nachrichten.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

8. Fortsetzung.

„Ich wäre am glücklichsten, wenn ich ganz allein mit dir wäre," flüsterte Marianne Dietz zu, „auf alle bin ich eifersüchtig, die dich kennen. Ich wünschte, du hättest niemand auf der Welt als mich, damit du mich immer brauchtest. Das ist schrecklich selbstsüchtig; aber sei mir nicht böse deshalb, Dietz! Es kommt nur, weil ich dich so sehr liebe".

Sie schluchzte auf wie in Ekstase.

Nach einer langen Pause sprach Dietz mit ruhiger, freundlicher Stimme: „Ich möchte dich um eins bitten, Marianne; für diesmal und für immer — denn ich möchte diese Bitte nie wiederholen: sprich niemals zu mir von Edith." Er küßte sie auf die Stirn. Erschrocken sah sie ihn an — aber sie konnte seine Züge nicht mehr erkennen. — —

Aber als die Gräfin Canitz ihren großen Empfang hatte, überredete Dietz doch seine kleine Frau, die Einladung anzunehmen. Und kaum hatten sie den großen Saal betreten, da winkte die Gräfin Dietz zu sich.

„Nun setz dich mal neben mich und laß dich ansehen, du Freischärler! Abgefärbt hat es doch hoffentlich nicht! Sie sollen dich arg zugerichtet haben! Die gute Klo hat mir deinen Liebesroman mit Marianne in so warmen Tönen geschrieben, daß ich sehe, Blessuren können auch mal angenehme Wirkungen haben. Sie hat sich übrigens ganz reizend entwickelt. Und betet dich an, nicht wahr? Sie war neulich eine Stunde bei mir und hat mir alle deine Tugenden hergezählt. Es waren so viele, mein Junge, daß ich dachte, entweder verstellt er sich, oder sie sieht ihn in rosenrotem Licht" —

Dietz lachte.

„Es kommt auf den Beschauer an, Tante" —

„Zweifellos, Grünschnabel! Zweifellos. Und da wir gerade Familienchronik treiben — wie geht's der kleinen Edith? Und was sind das für Gerüchte, die man sich nun auch schon in Potsdam zuraunt? Es sind drei viertel Jahre her, daß wir auf ihrer Hochzeit tanzten — die Kleine hat ja eine glänzende Partie gemacht. Ich kann mir nicht denken, daß sie so leichtsinnig ist, ihr Glück mit Füßen zu treten. Aber was hat sie in Berlin zu tun gehabt?"

Dietz sah die Gräfin so erstaunt an, daß sie sich leicht vorbeugte: „Ja — weißt du das denn nicht?"

„In Berlin? Edith?"

„Ja, mein Bester. Edith in Berlin. Einige Wochen lang sogar, hat man mir erzählt. Sie hat auch Besuche gemacht, und Klo erzählte mir, daß sie sich von ihrer Krankheit erholen wollte. Es war gerade in der Zeit deiner schweren Verwundung, soweit ich mich erinnere. Aber auf einmal war sie wieder verschwunden. Und von dem guten Bonin, der augenblicklich in Kopenhagen ist, und dem ich ein Briefchen für Edith mitgab, höre ich zu meinem Erstaunen, daß der Baron nicht zu sprechen war und die junge Baronin sich in Deutschland aufhält. Er schreibt mir, daß die Auskunft in einem Ton gegeben wurde, die an einem Zerwürfnis zwischen den Gatten nicht zweifeln läßt."

Dietz empfand ein wütendes Hämmern in seinen Adern. So brausend schoß ihm das Blut in die Schläfen, daß er sekundenlang den Saal und die Menschen und die Lichte wie in einem roten Nebel sah. Da war der Oberst von Schimmelmann in lebhaftem Gespräch mit einem Kameraden von der Garde — er war kaum zu erkennen, da war die Prinzessin Trubetzkoi, die berühmte Verwandte der Gräfin. Eine dicke, kleine Dame war sie mit tiefschwarzem Haar, auf dem ein Diadem blitzte. Wie eine goldene Welle lag ihr Atlaskleid um sie gebauscht. Vom Diadem aus fiel ein Spitzenschleier über die weit entblößten Schultern. Von einem Kreis lachender Herren und Damen war sie umgeben — alle verschwammen vor Dietrichs Augen. Er sah wie durch dichte Schleier die Flügeltüren zum großen Speisesaal weit offen stehen. Eine kleine Gruppe Herren stand gerade in ihrem Rahmen, hatte sich um Mademoiselle Blanche geschart, deren Walkürengestalt Staunen erregte. Sie sollte später Arien singen und fühlte sich unsicher und verlegen in diesem illustren Kreis, in dem man wohl die Kunst, weniger aber die Künstlerinnen zu lieben schien. Er sah auch — ihm schien es in unermeßlicher Ferne — Marianne neben einer hübschen jungen Frau auf dem Ecksofa neben der Marmorbüste Seiner Majestät sitzen. Sie lächelte. Vielleicht lächelte sie ihm zu. Mit einer anmutigen Bewegung, die sich an diesem Abend oft wiederholte, zog sie den herabgerutschten Ärmel über die Schulter.

Alles erschien ihm in dieser Minute unwahrscheinlich, unwirklich. Ein summendes Geräusch, ein Murmeln wie von vielen Wassern dünkten ihn die Gespräche, die ihn umschwirrten. Als ein Diener Erfrischungen darreichte, nahm er hastig Eiswasser, stürzte es hinunter. Da wichen die Nebel, und er kam zu sich. Da konnte er auch wieder verstehen, was die Gräfin neben ihm sagte. Ganz gemütlich sagte sie's, während ihre weißen Finger die graue Wolle wickelten, deren Strähnen über ihre Unterarme geschlungen waren. Die Damen in Potsdam strickten Strümpfe und Jacken und Röckchen, die für die Weihnachtsbescherung armer Kinder bestimmt waren.

„Ich liebe es nicht," sagte die Gräfin, „wenn in der Familie derartige Dinge vorkommen. Es ist ein Ärgernis, unter dem alle zu leiden haben. Beziehungen, die uns angenehm waren, werden gelockert, Feindschaften entstehen, an denen man unschuldig ist wie ein Kind.

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen

Mir war die Verbindung mit Kopenhagen besonders angenehm, da dein Vetter Horst seine dänischen Ambitionen durchaus nicht aufgegeben hat. Durch die Löwengaards waren ihm die Wege unter allen Umständen geebnet. Nun scheint uns die kleine Hexe einen Strich durch die Rechnung zu machen. Du weißt also nichts darüber?"

„Nein, Tante", sagte Dietz. Und sah auf die graue Wolle in den feinen Händen; sah die weißen Locken auf der Stirn — drei an jeder Seite — sah in die klugen, grauen Augen.

„Dann muß ich doch wohl Klothilde fragen", sagte die Gräfin. „Die Familie muß sich doch ein wenig um die Kleine kümmern. Ich habe sie immer gern gehabt. Sie war mal acht Tage bei mir, als ihr armer Vater noch lebte. Was war sie für ein lebhaftes Kind! Ich sehe sie noch im Park, wie sie dem Faun im Springbrunnen einen Kuß geben will, weil Horst ihr gesagt hat, dann wird er lebendig. Da watet sie mit hochgerafftem Röckchen durch das Wasser im Bassin, klettert an der moosigen Säule herauf, legt ihre Ärmchen um den Hals des häßlichen Kerls — ein reizendes Bild war's. Ihr Vater lachte Tränen. Ein andermal begegneten wir auf einem Spaziergang den kronprinzlichen Herrschaften, den heutigen Majestäten. Die Königin küßte sie. Du weißt ja, daß dein armer Onkel Wendemuth zu dem petit cercle gehörte. Der König war entzückt von der Anmut der Kleinen und sagte, sie solle sich etwas wünschen. Nein, so etwas kann man gar nicht vergessen! Sie steht da, die Hände auf dem Rücken, das Köpfchen zur Seite geneigt, die goldenen Locken ringeln sich über die Schultern, und so überlegt sie sich ihren Wunsch." Die Gräfin lachte; die Wolle sank in ihren Schoß; leise rauschte und knisterte die graue Seide ihres Kleides, als sie sich lachend in den roten Damast ihres Sessels zurücklehnte. „Wir waren, glaube ich, alle gespannt, was sie sich wohl wünschen würde. Und da sagt das Ding ganz ruhig: ‚Zuerst wünsche ich, daß der Zahnarzt stirbt; und dann wünsche ich mir, daß ich die Nebenflüsse vom Ganges behalte.'"

Dietz wunderte sich, als er sich lachen hörte. Es klang so fremd und so weit entfernt. Die Generalin Arnim kam und wollte wissen, warum gelacht wurde. Er machte ihr artig Platz. War auf einmal der schönen Gräfin Pontack gegenüber, die von seinen Abenteuern in Schleswig-Holstein gehört hatte. „Sie wissen gar nicht, Baron, wie besorgt wir alle um Sie waren" — — und während er ihre Fragen beantwortete, beobachtete er Marianne, die vom andern Ende des Saales auf ihn zukam. Ihre Anmut, ihr Lächeln war reizend. Man sah ihr nach. Wundervoll waren die Lichter auf dem blauschwarzen Haar. Und weich und schmiegsam waren ihre Bewegungen. Gerade unter der Reifkrone blieb sie stehen, so daß hundert Kerzen über sie hinstrahlten. Sie trug ein weißes Mullkleid, das eine Rosengirlande am Saum hatte. Dietz hatte gesagt, daß sie reizend darin aussähe. Aus Koketterie blieb sie stehen. Er sollte sie bewundern. Er sollte auch sehen, daß sie gefiel. Ach, sie war so glücklich in dem Bewußtsein zu gefallen! Seinetwegen war sie's! Weil sie wußte, daß er sich darüber freute.

Aber jetzt sah er nicht, wie reizend sie war, trotzdem seine Augen fest und unverwandt auf ihr hafteten. Ja, es berührte ihn plötzlich unangenehm, daß sie sich mitten in den Saal stellte, um mit einigen jungen Leuten zu lachen. Er meinte, die Bewegung, mit der sie den herabgerutschten Ärmel auf ihre Schulter zog, habe etwas Herausforderndes; und eckig und mager waren die Schultern.

Er litt, während er sie betrachtete. Er litt auch, als sie ihm zulächelte. Ihre Augen flimmerten und glänzten; sie lachte — und erinnerte überraschend an ihre Mutter. Ja, lachend und glücklich sah sie zu ihm hin — gefalle ich dir? Aber warum sprichst du denn mit anderen? Sehe ich nicht hübsch aus? Und als ein Diener ihr Getränk reichte, nahm sie ein Glas goldenen Rheinweins im grünen Pokal — erhob es leicht gegen ihn — —

Er verbeugte sich frostig. Fühlte sich auf einmal abgestoßen. Und während er nicht den Blick von ihr wandte, dachte er — ob sie wußte, daß Edith in Berlin war?

Im Musiksaal stand Mademoiselle Blanche und sang mit schmetternder Stimme, die sich an den Wänden brach, die Gnadenarie. Sie hielt die Hände vor der kolossalen Brust, und es sah immer aus, als ob sie mit dem weit geöffneten Mund auch noch zu lächeln versuchte. Der sehr tief entblößte Hals rötete sich, und ihr Gesicht war feucht und rot. Die Damen fanden sie gewöhnlich; und die Herren flüsterten sich zu, daß die Anstrengungen des Gesanges sehr oft Fettleibigkeit nach sich zögen. —

Die Gräfin Canitz lachte, als Dietz und Marianne als die ersten aufbrachen. „O ihr verliebten Leute!" und wollte es gar nicht glauben, daß sie so früh den Wagen bestellt hatten. Marianne schmiegte sich glücklich an Dietrichs Arm. „O wie bin ich froh, daß wir nach Hause gehen!" Und alle, die ihnen lächelnd nachsahen, waren gerührt von der Glückseligkeit auf dem Gesicht der jungen Frau; von dem Leuchten ihrer großen, dunklen Augen.

Die großen Laternen an der Auffahrt zum Canitzschen Palais beleuchteten matt und flackernd die Karossen, die sich bereits angesammelt. Zuschauer hatten sich aufgepflanzt, sahen neugierig in die Wagen, sprachen mit Kutschern und Bedienten, traten aber schweigend zurück, als Dietz und Marianne die mit dem roten Läufer belegte Treppe hinunterstiegen. Ein Diener trug vorsichtig die Schleppe mit der Rosengirlande und schritt würdevoll hinter dem jungen Paar drein. Er half der jungen Dame auch beim Einsteigen. Nahm die Schleppe vorsichtig zusammen, legte Fächer, Pompadour und Schal auf den breiten Rücksitz. Er verbeugte sich tief, schloß hinter Dietrich die Wagentür, der Kutscher schnalzte leise mit der Zunge, die schweren Pferde zogen an — und donnernd ratterte die große Kalesche über das unregelmäßige Steinpflaster.

Stumm, mit einem verträumten Ausdruck saß Marianne in der Wagenecke. Ihre glänzenden Augen ruhten auf Dietz — Nun habe ich ihn wieder allein, dachte sie. Und das Bewußtsein des Besitzes des geliebten Mannes machte sie so glücklich, daß sie unwillkürlich die Hände faltete. Sie war auch dankbar, daß er stumm blieb. Ihr

Glück war so groß, daß Worte sie gestört hätten. Sanft lehnte sie sich gegen seine Schulter, immer das verklärte, gedankenlose Lächeln auf den Lippen, das Träumern eigen ist — oder Verliebten! Und dabei staunte sie wieder, daß so viel Seligkeit in einem Herzen wohnen konnte; sann wieder, wie sie das Leben bis zu ihrer Vereinigung mit Dietz doch verlebt hatte. Als sei alles tot und schemenhaft, was ihr doch einmal als das höchste erschienen, Liebe zu den Eltern, die großen und kleinen Freuden im Hause, ihre Freundschaften — sie begriff gar nicht, daß sie durch sie einmal so ganz und gar ausgefüllt war. Wie armselig war das im Vergleich zu dem Empfinden in diesen Minuten! Die Größe ihrer Liebe erschütterte sie so, daß ihre Augen feucht wurden. Es war die Rührung, daß sie eines so erhabenen Gefühls fähig war.

Mit gefalteten Händen saß sie da und dankte Gott für seine große Güte. Einmal schmiegte sie sich fester an Dietz, als sehne sie sich nach dem Arm, der sie umfassen würde. Aber da auch er so stumm und bewegungslos verharrte, meinte sie, ähnliche Gefühle beherrschten ihn; da wollte auch sie ihn nicht stören. Es ist ja Gott, der in so stillen Stunden zu uns spricht. Darf man solche Zwiesprache unterbrechen? Aber als der Wagen hielt und Dietz wie aus einem Traum aufschreckte, übermannte sie ihr Gefühl; Liebe und Dankbarkeit und Demut ließen sie aufschluchzen. Sie beugte sich über die schlanke Hand ihres Mannes und küßte sie.

Er fuhr zusammen wie gepeitscht.

„Das sollst du nicht", sagte er rauh.

Sie preßte seine Hand gegen ihr Herz.

„Sei mir nicht böse, Dietz. Ich dachte eben, daß ich noch nie so glücklich war wie in dieser Stunde. Und ich wollte es dir sagen" — —

Er zwang sich zu einem Lächeln und fuhr rasch mit der Hand über beide Augen. Er wollte das Bild wegwischen, um das er sein Leben hatte geben wollen, damit es mit ihm starb. Aber nun war es wieder lebendig geworden.

* * *

Marianne war voll Glück und Seligkeit. Und daß Dietz still wurde und ihre Schäferstunden seltener wurden, schrieb sie dem leidenschaftlichen Eifer zu, mit dem er die Zeitereignisse verfolgte. „Schmolle ja nicht," schrieb ihre kluge Mutter, der sie ihr Herz ausgeschüttet, „zeige ihm nicht, daß Du Dich vernachlässigt fühlst! Zeige ihm stets ein Lächeln und frohe Augen. Die Zeit ist nicht dazu angetan, Wonnemonde zu verleben, wie sie der gute Clauren beschreibt. Europa hallt wider von Kanonengebrüll und Todesächzen der armen Verblendeten. Sei überzeugt, daß Dein Mann darunter leidet, tatenlos bleiben zu müssen, während unsere Fürsten bestrebt sind, ihren Völkern den Frieden zurückzugeben. Ich halte es nicht für ratsam — ich habe eingehend darüber mit Deinem Vater gesprochen — daß er sich schon jetzt zum Staatsdienst meldet. Seine schleswig-holsteinischen Aventüren haben Herrn von Wildenbruch sehr verstimmt. Darüber müssen wir Gras wachsen lassen. Aber Onkel Canitz fährt nächstens nach Frankfurt. Er will ihn gern mitnehmen. Dein Vater wird es ihm sagen. Wir erwarten ihn in den nächsten Tagen. Wenn Du Dich nicht fürchtest, kannst Du während seiner Abwesenheit bei uns leben. Berlin sieht aus wie ein Feldlager, und immer noch haben wir die Cholera. Die größte Sehenswürdigkeit ist ein neu geschaffenes Korps zum Schutz der Bürger, die sogenannten Konstabler. Es sind lange, ernst blickende Männer mit blauen, langkragigen Mänteln und schwarzen Hüten, die ungeheuer große Nummern tragen. Sie sind stets von einem Haufen Straßenjungen und Neugierigen umringt und müssen Hohn und Spott weidlich über sich ergehen lassen." —

Marianne seufzte und nahm sich vor, Dietz nie merken zu lassen, wie traurig es sie machte, daß sie allein seine Seele und seine Gedanken nicht auszufüllen vermochte.

Aber als sie ihn von seinem Besuch bei ihren Eltern zurückerwartete, war sie wieder ganz voll Glückseligkeit. Ein Tag ohne Dietz war schrecklich! Grau war der blaueste Himmel und trübe der hellste Tag, wenn Dietz nicht da war! Sie verstand gar nicht, wie sie die Stunden verbracht hatte! Alles war öde und leer! Nichts hatte Interesse für sie! Die Sauer, die Mama ihr für die erste Zeit ihrer Ehe überlassen, die gute, treue Seele, schüttelte mißbilligend den Kopf über die große Verliebtheit der jungen Baronin.

„Es ist viel besser," sagte sie, „wenn ein Mann nicht weiß, daß er angebetet wird!" und versicherte zum zwanzigstenmal, daß der Zug vor acht Uhr von Berlin nicht eintreffen würde. „Aber nun ist es ja schon sechs!"

„Ich will mich wie zu einem Fest anziehen," sagte Marianne glücklich, „ich will das Mullkleid mit den Rosen anziehen. Das hat er so gern." Und klingelte den Mädchen. „Helft mir doch! Und wenn jemand kommt, müßt ihr sagen, daß ich krank sei. Nein, nicht krank! Sagen Sie's doch, liebste Sauer, warum ich niemand sehen will! Ihr könnt sagen, ich hätte Nasenbluten" —

Die Mädchen lächelten und streiften ihr das Mullkleid über. Und dann knieten sie auf der Erde nieder, um die Rosengirlande, die an einigen Stellen abgerissen war, wieder am Saum fest zu heften. Die Sauer stand dabei, hatte ihre Hände über dem stattlichen Leib gefaltet. In dem schwarzen, wollenen Kleid, das sie wie eine Tonne umgab, sah sie ernst und würdig aus. Solange Marianne sie kannte, hatte sie so ausgesehen. Nur daß sie früher schlanker war.

„Da kommt der Wagen!" rief Marianne und wurde ganz blaß vor Erregung. „Ich höre ihn ja ganz deutlich!"

Es war erst sieben Uhr; aber trotzdem eilte die Sauer ans Fenster und blickte hinunter, ob ein Wagen kam.

Marianne beugte sich vor.

„Ist er's denn?" Und drehte sich und trippelte ein paar Schrittchen vor, und die Mädchen rutschten auf den Knien ihr nach.

Aber er war es nicht.

Und die Sauer zupfte weiter an dem duftigen Ausschnitt des Kleides und an der Rosenranke an der Schulter. Sie befestigte in den bauschigen Ärmeln, die die Arme vom Ellbogen an freiließen, ein paar Knospen, und Marianne drehte sich immer wieder vor

dem Spiegel und prüfte, ob sie für ihren Dietz auch schön genug war.

Und dann ging sie in den Salon, setzte sich auf eins der kleinen Sofas, deren zierliche, vergoldete Füße, deren hellseidener Brokat mit den rosa Röschen reizvoll zu ihrer Toilette paßte, hielt die gefalteten Hände im Schoß und sah schon jetzt lächelnd auf die Tür, durch die er kommen mußte. —

Aber als er endlich kam, als sie ihm jubelnd entgegenflog wie in ihrer glücklichsten Brautzeit, sah er nicht, wie schön sie war. Flüchtig küßte er sie. Lächelte zerstreut, als sie ihm, an seine Brust geschmiegt, die zärtlichsten Namen gab, ja, schob sie sanft zurück: „Sei mir nicht böse, Marianne — ich möchte heute abend allein bleiben" — —

Sie wurde weiß. Weiß wie ihr Kleid.

„Dir fehlt doch nichts?"

Und trat von ihm zurück — sah angstvoll in sein Gesicht — — sie meinte, die Narbe auf seiner Stirn sei röter als sonst. Und der tiefe Ernst seiner Züge erinnerte sie an die Zeit seiner Krankheit, da sie sich so oft gefragt: woran denkt er? Was hat er so Fürchterliches erlebt, daß er so ernst ist? Ganz kraftlos fielen ihre Arme am Körper herab — — „mein Gott — — Dietz, was ist es?" und zitterte so, daß sie sich an die Wand lehnte.

Er konnte es ihr nicht sagen, weil er sich fürchtete, nicht verstanden zu werden. Er konnte ihr nicht sagen: Sie haben Robert Blum erschossen, und damit hat die deutsche Nationalversammlung, das große Einigungswerk, ihren Todesstreich empfangen. Sie wußte nichts von Robert Blum, und Mama hatte nie erlaubt, daß sie sich um politische Fragen kümmerte. Er aber hatte für Deutschlands Einigkeit geblutet, und nie konnte er vergessen, welche erhabenen Stunden er erlebt, als er mit den Freunden geschworen, zu leben und zu sterben für Deutschlands Größe. Als sie entblößten Hauptes, mit gekreuzten Schwertern hundertstimmig ihr „Deutschland, Deutschland über alles!" gesungen. Ihm war, als erhöben sich die Schatten der Gefallenen von Schleswig-Holstein! Ihm war, als müsse ein Heer, ein Heer von Schatten über deutsche Gauen schweben, deren Wunden von neuem sich öffneten, deren zerfetzte Glieder und blutende Häupter in furchtbarer Anklage gen Himmel sich erhoben. „Für Deutschlands Einigkeit erlitten wir den Tod! O Schleswig-Holstein! O ihr Mütter" — —

„Sei mir nicht böse, Marianne", sagte Dietz.

Wie war seine Stimme fremd und müde!

Sie zitterte. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Unsägliche Angst lag auf dem weißen Gesicht. — „Ich — ich hatte mich so gefreut" — —

„Ja — ja — — aber ich bitte dich" —

Er sah nicht ihre ausgestreckten Arme; und die Tränen in ihren Augen sah er auch nicht. Da meinte sie, ihr Herzschlag setze aus vor Schreck. Und entsetzt sprach sie ihren Gedanken aus — „Du liebst mich nicht mehr" — —

Er runzelte leicht die Stirn.

„Ach — Marianne" — —

Sie schlug die Hände vor das tränenüberströmte Gesicht. Sie sah nicht das Zucken seiner Lider. Nicht die leise Ungeduld, mit der er sie betrachtete — vergaß ihrer klugen Mutter Worte. —

„Ich dachte," sagte sie schluchzend, „du würdest dich freuen, wenn ich mich für dich schön machte! Aber du siehst es gar nicht! Den ganzen Tag bin ich allein gewesen! Ich habe nur an dich gedacht, und womit ich dir eine Freude machen könnte — und nun — — und nun"

Er sah das Kleid mit den Rosengirlanden und hatte ein eigenes Lächeln auf den Lippen. Zog sie sanft an sich. — —

„Ich wollte dir nicht wehe tun, Marianne — — ja, du siehst reizend aus — — es ist abscheulich, daß ich es nicht sofort sah" — —

Da riß sie sich von ihm los und stürzte schluchzend in das Ankleidezimmer. Riß und zerrte mit zitternden Händen das hübsche Kleid von sich, riß die Rosenranke von der Schulter herab, löschte das Licht — kauerte wie eine Verzweifelte am Fenster und sah in die kalte Novembernacht, weinend, zitternd. Und lauschte doch immerfort auf rasche Schritte. Dietz mußte doch kommen! Er mußte ihr doch sagen, daß sie sich umsonst grämte! Mit seinen Küssen mußte er ihre Tränen doch versiegen machen. —

Aber er kam nicht.

Und seine arme, kleine Frau war überzeugt, daß er sie nicht mehr liebte.

Dietz hatte wohl den flüchtigen Wunsch, sie zu trösten, als er in seinem Zimmer an ihr trauriges Gesichtchen dachte. Aber seine Hände hielten die Blätter, die von Wien berichteten, die erzählten, daß vom Stephansturm seit dem 1. November statt der deutschen eine ungeheure schwarzgelbe Fahne wehte. Windischgrätz hatte gezeigt, daß der schwarzrotgoldene Traum ausgeträumt war. Was bedeutet einer kleinen Frau ärgerliches Schmollen den Strömen von Blut gegenüber, in denen man in Wien die deutsche Freiheit ersäufte! Am 21. November verkündete das Ministerium Schwarzenberg-Stadion den Völkern: „Erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zur neuen und festen Form gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen." Damit warf es den deutschen Einheitstiftern den Handschuh hin; es hieß, daß der Kaiser Ferdinand I. zugunsten seines 18jährigen Neffen Franz Joseph die Regierung niederlegen würde, „weil es jüngere Kräfte bedürfe, um das große Werk zu fördern und einer gedeihlichen Vollendung zuzuführen".

Und in Berlin herrschte Belagerungzustand, und die Preußische Nationalversammlung wurde auf Befehl des Königs nach Brandenburg verlegt! Mit 22,000 Mann war Wrangel, der Oberbefehlshaber der Marken, am 10. November eingerückt, hatte lachend der Drohung gedacht, die die Patrioten ihn hatten wissen lassen: seine Frau zu hängen, falls er in Berlin einzöge. Und sah über den Pariser Platz hinweg — „ob sie ihr wohl gehängt haben?" Hinter ihm rasselten die Geschütze, blitzten in unabsehbarer Folge Helme und Kürasse, blitzten Degen, drohten Bajonette. Die Regimentsmusik spielte, Pferde tänzelten, die Soldaten, bis an die Zähne bewaff-

net, marschierten in die stille Stadt, die so ruhig war, „daß das Gras in den Straßen wuchs". Munter blickten sie umher, lachten, als Frauen und Mädchen mit Tüchern und Schärpen ihnen zuwinkten, waren verwundert, als die Bürger begeistert ihre Hüte schwenkten, dem Oberbefehlshaber zuzujubeln — nach Revolutionären sahen die Berliner Bürger nicht aus. —

Bewegungslos saß Dietz vor dem Kamin. Von der Wand herab sah aus schmalem, goldenem Rahmen ein Preußenprinz, voll schwärmerischen Feuers die großen Augen, die weichen Linien des Mundes leicht gekräuselt, der ausdrucksvolle Kopf mit dem dunklen Gelock auf eine nervöse, schlanke Hand gestützt. Das Porträt Louis Ferdinands war's, von der Meisterhand Paynes auf die Leinwand gebracht, war ein Geschenk des Prinzen an seinen Vorfahren, Sr. Majestät schönsten Reiteroffizier Wendemuth. —

Bewegungslos saß Dietz vor dem Kamin; aber nicht das stille Feuer sah er — vor ihm lohten die Wachtfeuer an den Knicks. Da lag Graf Bothmer, todmüde hingestreckt, geronnenes Blut an der Wange. Nach dem Siege von Altenhof war's. Sternenhell war die kalte Aprilnacht.

Die Erde dampfte vom Blut, aber der Männer Herzen hämmerten vor Stolz und Siegesfreude.

Wie die Bilder deutlicher sich formen! Wie das Gemach sich dehnt! Gefräßige Flammen an Eichenkloben huschen über zerwühlten Acker, schlängeln sich über Knicks und Gräben, beleuchten grell ein einsames Gehöft — mit gerungenen Händen laufen die Bewohner umher; das Vieh blökt wild und unruhig, glühende Kugeln prasseln krachend gegen steinerne Mauern.

Wie die Bilder sich formen —

Da ist der Major. Hager und sehnig; kalt und besonnen im Kugelregen.—„Zu den Schanzen, Wendemuth!" schreit er. Und zu den Schanzen jagt man, zu den Kanonen aus Rundhölzern mit Goldpapier beklebt! Von den Schiffen donnern heiße Grüße. Karfreitag läutet's von den Türmen über Todesschrei und Kanonengebrüll hinweg. Wie ein Wetter ist der Major! Bahnt blutigen Weg! Scheint überall zugleich. „Deutschland gilt's, ihr Jungen! Mir nach, ihr jungen Teufel" —

Wie es um die Schanzen her knattert und kracht und wühlt! Wie schwer es ist, die uralten Donnerbüchsen zu bedienen! Man muß lachen, wenn sie krachend sich entladen!

Weit vorgebeugt sitzt der Träumer — starrt in die züngelnden, hüpfenden Flammen — die Hände sind zu Fäusten geballt — vorgeschoben ist das Kinn, und die geschwungenen Nüstern der Hakennase blähen sich — blutrot ist die breite Narbe auf der Stirn. O ihr Bilder, ihr furchtbaren Bilder — —

Weit draußen im Feld liegt ein Knabe. Ja, ein Knabe ist es, und Entsetzen verrät sein Antlitz, und noch spricht das Grauen aus den toten, blauen Augen. Jubelnd schloß er sich den Freunden an, die für ein einiges Deutschland kämpfen wollten. Dachte nicht an Blut und Schrecken! Träumte mit ihnen von deutscher Einheit, von deutschen Brüdern in den Nordmarken, von Treuschwur unter der Doppeleiche mächtigem Astwerk, von Schleswig-Holsteins Befreiung! Wie sangen sie alle so stolz-freudig und jubelnd „Schleswig-Holstein meerumschlungen!" Sanken einander schluchzend in die Arme, übermannt von ihren eigenen Gefühlen; sprachen vom Morgenrot der Freiheit — ach, an Brandfackel und Kriegsfurie hatte der Knabe nicht gedacht! Nicht an einer armen Mutter Verzweiflung. „Mutter!" rief dieser Knabe — und keine zärtliche Hand war da, die ihm die Augen zudrückte. — „Mutter!" rief er und lauschte in die Todesnacht.

Leise knisterte es im Kamin. Mit einem Seufzer erlosch die Flamme. Düster brannte die Öllampe auf dem Schreibtisch. Auf ein schwarzrotgoldenes Band fiel das Licht, das um vertrocknetes Eichenlaub geschlungen war. Der Preußenprinz über dem Kamin schien spöttisch zu lächeln. Dietz aber dachte — das sichtbare Zeichen deutscher Einigkeit ist eine deutsche Flotte — und ihm war, als sei sie das Vermächtnis der Toten.

* * *

Graf Canitz hatte Dietrich Wendemuths Begleitung nach Frankfurt gern angenommen unter der Bedingung, daß er in den ersten Tagen keinerlei Ansprüche an seine Person stellen würde. Denn Besuche, Konferenzen, diplomatische Missionen ließen ihm keine Zeit für persönliche Neigungen. Dietz war nur zu gern damit einverstanden. Nicht nur, weil er immer wieder das Mißtrauen des Preußen Canitz gegen den Freischärler Wendemuth herausfühlte, sondern auch, um endlich genaue Kunde über die Fortschritte der deutschen Flotte zu erhalten. Canitz hatte auf jede Frage nur Hohn und Spott wie jeder gutgesinnte Preuße, der in ihr nichts als das sichtbare Zeichen revolutionärer Ideen des souveränen Volkes sah. Und doch schien es, als ob diese sehnlich erwartete Flotte endlich ins Leben treten sollte.

Denn endlich hatte der Reichsverweser in Frankfurt einen Marineminister ernannt, der das große Werk gründen wollte: der Handelsminister Duckwitz hatte die Marine im Nebenamt übernommen. Er war Senator, Kaufmann — Diplomat und Schüler und Freund des klugen Bremer Bürgermeisters Smidt. Seinem Einfluß beim Reichsverweser war es zu danken, daß Prinz Adalbert dringend ersucht wurde, den Vorsitz bei den Marineberatungen zu übernehmen, und daß er seit dem 17. Oktober auf Wunsch des Königs in Frankfurt war. Gab es eine bessere Garantie für das Gelingen einer deutschen Flotte? Und mehr noch: Die Hamburger Flottille war von der Reichskommission übernommen worden, um die im Juni bezahlten 300,000 Taler nicht zu verlieren, so daß das deutsche Volk nun wirklich im Besitz von vier Kriegsschiffen war, die durch Umbau und Ausbesserungen brauchbar gemacht werden sollten. Es gab nur eine große Sorge: daß die Regierungen auch die im Mai bewilligten sechs Millionen zahlten.

Dietz war genügend über die Frankfurter Verhältnisse unterrichtet, um zu wissen, wie schwer diese Frage zu behandeln war. Die Mehrzahl der Männer, die Deutschland regieren wollten, waren Gelehrte, waren Professoren, die in ehrlicher Begeisterung für die Größe ihres Vaterlandes Reden hielten, und jene Ideen von der Rednertribüne der Paulskirche herab zum Ausdruck brachten, die sie im Lauf der Jahre in ihren Köpfen angesammelt hatten.

Sie fühlten sich als Berufene der Nation an dem großen Werk von Deutschlands Einheit und waren doch schuld, daß bis jetzt noch nichts geschehen war zur Reichsgründung! Denn sie hielten sich für allmächtig — und bedachten nicht, daß vor allem die Verfassung feststehend und eine Regierung vorhanden sein mußte, die befähigt und berechtigt sei, Gesetze zu handhaben.

Das Reichsministerium galt ihnen für die Organisation, ihre Befehle auszuführen; daß es aber das Organ war, um die nationale Sache den deutschen Regierungen und den fremden Staaten gegenüber zu vertreten und wie dieses Organ wirkungslos wurde, wenn es von der Nationalversammlung immer wieder aufs heftigste angegriffen wurde, bedachten sie nicht. Gelehrte und Professoren hatten am 14. Juni stürmisch 6 Millionen Taler zur Gründung einer deutschen Kriegsflotte bewilligt.

Aber ohne den guten Willen der Regierungen konnte nicht ein Pfennig bezahlt werden! — Ja, die Reichsprofessoren waren es, die die Marineangelegenheiten aufs äußerste erschwerten. Jeder hatte Pläne, jeder hatte Wünsche und machte Vorschläge. Noch war die ganze Flotte nur ein Begriff, von dem man nichts wußte, als daß man ihn haben wollte. Und schon sprach man über amerikanisches Schiffsbausystem, über Theorien der Fernpositionen. Entzückt, daß endlich, endlich der Wille der Nation ausgeführt werden sollte, deklamierten die Patrioten schwungvolle Verse Freiligraths:

„Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne:
O könnt ich doch als deutscher Kriegsmast ragen!
O könnt ich stolz die junge Flotte tragen
Des ein'gen Deutschlands in der Nordsee Banne!"

und waren empört, daß trotz all ihrer Begeisterung diese Flotte noch immer nicht existierte! Sie befehdeten den Preußen Radowitz, und doch war es dieser Radowitz, der die Flottenfrage zu einer nationalen gemacht hatte — durch ihre Verwendung im dänischen Krieg. Wie hätte man sie sonst bezahlen können! Daß es aber ohne Seemacht niemals ein starkes, kraftvolles und geachtetes Deutschland geben würde, und daß es eines starken Mannes eisernen Willens bedurfte, um aus der Idee die Tat zu schaffen, begriffen auch die Gelehrten und fragten sich zornig — warum tut man nichts dafür?! — — —

Tief erregt ging Dietz Wendemuth durch die Straßen der alten Stadt. Er stand vor dem Römer, an dem, etwas matt und ausgeblaßt, die deutsche Fahne herabhing, sah zu den Fenstern des Kaisersaals auf — und dachte — hier krönte man deutsche Kaiser! Er ging über den Römerberg und die Neue Kramme. Von den Barrikaden, die nach dem Malmöer Frieden am 18. September dort erbaut und von Kartätschen gesprengt wurden, war nichts mehr zu sehen; aber die Allerheiligen Apotheke und einige benachbarte Häuser zeigten deutliche Spuren der Kanonade. Er ging in die ehrwürdige Paulskirche. Blühende Kamelien und Lorbeeren hatten den Eingang geschmückt, als des Volkes Vertreter zum erstenmal am 31. März in feierlicher Prozession ihren Einzug gehalten. Vom „Römer" kamen sie, hatten den Professor Mittermayer zum Präsidenten gewählt und waren sich bewußt, daß in ihren Händen die Zukunft Deutschlands lag, nachdem das souveräne Volk der Fürsten Regierungen gebrochen. Von der Treppe durch die Gewölbe des „Römers" bildete damals Frankfurter Bürgerwehr Spalier und präsentierte die Gewehre; Trommeln wirbelten, Musikchöre spielten, Kanonen donnerten, alle Glocken läuteten — stolz und feierlich schritten die Volksmänner durch die dichtgedrängten Volksmassen, die jubelnd und jauchzend, die lachend und weinend Deutschlands goldenen Morgen gekommen wähnten. Von allen Dächern, aus allen Fenstern wehten und blähten sich schwarzrotgoldene Fahnen. Ein einiges Deutschland hatte das deutsche Volk sich geschaffen. „Deutschland, Deutschland über alles."

Aber die Kamelien hatten am 30. November ausgeblüht; die Kränze über der Tür waren welk und vertrocknet und die Trikolore noch ausgeblaßter als die auf dem „Römer". Wüstes Stimmengewirr drang aus dem Innern. Man hatte die Nachricht von dem Programm des Schwarzenberg-Stadion-Ministeriums erhalten; man war entrüstet über die unzweideutige Formel — „erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zu neuer und fester Form gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen". Man fühlte, daß die deutsche Einheit einen jähen Riß erhalten. Dietz war es ganz unmöglich, auch nur ein Wort von dem zu verstehen, was der erregte Mann auf der Rednertribüne über die Versammelten hinausschrie, so laut waren Zwischenrufe, Gelächter, Pfeifen und Schreien. Erstaunt und unwillig sah er zu den Galerien hinauf, die mit schwarzrotgoldenen Stoffen umschlungen waren, sah auf der Galerie Damen mit modischen Hüten, in die Hände klatschend und lachend, sah hinter ihnen Männer in Kitteln und Demokratenhüten, sah die ungeheure deutsche Flagge über der Rednerbühne, zu der man die Kanzel umgebaut hatte, und hinter ihr den alten Reichsadler, der mißmutig dem Geschrei zuzuhören schien.

Er fühlte sich ernüchtert, ja, bis ins Innerste ernüchtert und enttäuscht. Das war der Ort, wo an Deutschlands Einigkeit gezimmert wurde? Dieser Haufen lärmender Männer hielt Deutschlands Geschick in Händen? Diese Männer wollten einem Preußenkönig vorschreiben, was er tun sollte? Das Blut schoß ihm in die Schläfen. Zornig verließ er die Kirche, nahm einen Wagen und ließ sich vom Kutscher Frankfurt zeigen.

Und sah das Bundespalais in der Eschenheimer Gasse und das Sarassinsche Haus, in dem man sich ein Marineministerium einrichtete. Die Residenz des Reichsverwesers im Taxisschen Haus sah er und fuhr zum Friedberger Tor, wo der Kutscher die furchtbare Katastrophe erzählte, der der Fürst Lichnowsky und General Auerswald am 18. September zum Opfer gefallen. Wie deutlich er den eleganten, ritterlichen Fürsten vor Augen hatte! Wie die Kieler Bucht plötzlich vor ihm lag — deutlich, ja zum Greifen deutlich! Er stieg mit dem Fürsten in eine der plumpen Schuten, mit denen man die „Galathea" entern wollte; er hörte des Fürsten spöttische Worte: „Glauben Sie nicht, daß unsere Flottille eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Armada des Drusus hat? Glauben Sie, daß unsere deutschen Schlafmützen

einmal die Augen aufreißen werden und erkennen, was ihnen not tut, um nicht übergangen zu werden bei Teilung der Erde? Sie werden es! Es ist nicht umsonst Blut geflossen um Schleswig-Holstein; wir werden ein einiges Deutschland haben. — Es wird Ströme von Blut kosten, aber es kommt! Und achten Sie wohl darauf, was ich Ihnen sage: Schleswig-Holstein wird den Grund legen zu einer starken, deutschen Flotte!" Mit welchem Behagen der Kutscher den furchtbaren Mord erzählte, weil der Fürst dem Malmöer Frieden zugestimmt. Schien es gar nicht begreifen zu können, warum der junge Herr ihm so barsch Schweigen befahl! Gehorsam fuhr er ihn in die Stadt zurück. Dietz aber fror plötzlich bis ins Herz hinein. Und dachte schaudernd — die Sühne war's für Schleswig-Holstein.

Auf Rat des Grafen Canitz ging Dietz abends in das Kasino, wo Herr Duckwitz mit seinen politischen Freunden zu verkehren pflegte. Er sah ihn, der etwa Mitte der 40er war, in lebhaftem Gespräch mit seinem Bremer Freunde Gevekoht. Ihm gefiel die stolze, selbstbewußte Haltung des Republikaners, die ruhige, gestenlose Sprache, die weltmännische Haltung, die die Kultur eines alten Patriziergeschlechts deutlich verriet. Die Züge seines nicht schönen Gesichts bekamen ihre Bedeutung durch den Blick scharf blickender, kluger Augen. An Stelle der lauten Begeisterung war bei ihm nüchterne Überlegung. Er war ein Feind vieler Worte; aber ein Freund der Tat. Und die neidlose Anerkennung, die ihm seine Mitbürger ob seiner vielfachen Verdienste um Bremen zollten, war gerecht.

Es war auch gerecht und bei den verworrenen Ansichten, die man über eine Kriegsflotte hatte, durchaus verständlich, daß man ihn für den geeignetsten Mann hielt, die Marine zu schaffen. Ihm hatte Bremen, hatte Deutschland die erste amerikanische Postdampferlinie zwischen Europa und Neuyork zu verdanken, seinen unermüdlichen Bestrebungen war es im Verein mit Gevekohts kaufmännischen und diplomatischen Talenten gelungen, daß die Regierung in Washington Bremen und Bremerhaven als denjenigen Hafen und Deutschland als dasjenige Land anerkannte, welches amerikanischerseits als für den amerikanischen Handel am wichtigsten erachtet wurde. „Washington" und „Hermann" waren die ersten ozeanischen Dampfer, die im Jahre 1849 die Linie eröffneten, die einmal Norddeutscher Lloyd werden sollte; und nur England, dessen Cunardlinie bis jetzt die amerikanische Post nach Europa befördert, wußte, welcher Nebenbuhler in Bremen ihm erwuchs. Die Postabschlüsse mit Amerika und dem Hinterland aber waren ein Werk von Duckwitz. Sein Werk die Dampfschiffahrt auf der Oberweser.

Daß ein Mann, der soviel vom Seewesen und der Schiffahrt verstand, der richtige Mann war, eine Kriegsmarine ins Leben zu rufen, galt als selbstverständlich. Duckwitz hatte trotzdem das Amt nur angenommen, weil er überzeugt war, daß er nach kurzen Wochen abgelöst wurde. Das Zustandekommen eines Definitivums im Reichsregiment und damit das Ende der Wirksamkeit der Zentralgewalt galt ja als sicher. Es konnte sich vorläufig nur um einleitende Maßregeln handeln. Denn die Organisation der Flotte, Beschaffung von Mannschaften und Offizieren, Armierung und Seefahrten konnten nur als zusammengehend mit einer definitiven Reichsgewalt gedacht werden. Immerhin reizte ihn die Sache und fing an, ihn zu interessieren; je länger er sich mit ihr beschäftigte, desto mehr wuchs sie ihm ans Herz. Und da es im ganzen deutschen Reich keinen Mann gab, auf dessen Rat er hören mußte, da er ganz auf sich angewiesen war, hatte er auch Mut genug, sie auf sich zu nehmen. Bis zum März 1849 mußte eine Flotte fertig sein — es blieben ihm vier Monate. Die sollten ausgenutzt werden, soweit es in seinen Kräften stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wiener Damen in der Kriegshilfe.

Hierzu 7 Aufnahmen von D'Ora und 3 Porträte nach berühmten Meistern.

Mancher oberflächliche Beobachter, der nach kurzem Besuch in Wien in die Heimat zurückkehrt, hat dort im guten Glauben erzählt, es habe sich in Wien durch den Krieg nichts geändert, die Kaiserstadt habe ihre alte Physiognomie behalten, man müsse staunen, wie trotz der furchtbaren Ereignisse die Eleganz, die frohe Sorglosigkeit, der Ueberfluß in solchem Maß von einer Millionenbevölkerung aufrechterhalten werden könne. Solche und ähnliche Bemerkungen liest man in den Zeitungen der Provinz und auch in deutschen Blättern. Das sind jedoch Trugschlüsse, zu denen ein kurzer Aufenthalt und die Unkenntnis der wahren Zustände in gewöhnlichen Zeiten führen.

Wien ist in Wirklichkeit so verändert in seinem ganzen Wesen, daß nur die allmähliche Gewöhnung über den Wechsel hinweghilft. Fast gänzlich verschwunden ist die malerische Eleganz, die Wien einen so besonderen Charakter verlieh und die Fremden immer und immer verlockte, das Leben in den Straßen, im Stadtpark, im Prater zu beobachten und Sammlungen sowie Galerien zu vernachlässigen. Wo sind die in jeder Einzelheit mustergültigen Luxuswagen mit ihren prachtvollen Geschirren? Wo die Hofwagen, die sich untereinander nur durch die Farbe der Augen von Kutscher und Lakai unterscheiden durften? Wo die Jäger mit wallendem Federbusch, die gelenkig vom Bock sprangen, um den Wagenschlag für die aussteigende Dame des Gebieters zu öffnen? Und die Damen in ihrer unvergleichlichen Eleganz, wo sind sie? Die Erzherzoginnen, die Aristokratinnen, die sich besonders dadurch von den Damen der reich gewordenen Kreise unterschieden, daß sie niemals die Modetorheiten mitmachten, aber doch das letzte Wort in auserlesenem Geschmack der Eleganz behielten?

Im Mai konnte man sich in der Hauptallee im Prater nicht sattsehen an den neuen Erscheinungen, die sich dem Auge darboten: Neuvermählte im vollen Glanz ihrer jungen Frauenwürde, jugendliche Schönheiten, die vor einem Jahr noch die charakteristischen Abzeichen des Backfischalters trugen, bewährte Schön-



Phot. D'Ora.
Frl. Aline von Seybel.

Aktion für die Gefangenen in Feindesland — Hilfsaktion für Invalidenschulen — für die verarmten Flüchtlinge aus Galizien, der Bukowina und Tirol — bei allen steht ein Präsident und eine Präsidentin an der Spitze eines begeisterten Ausschusses, dessen Mitglieder sich jeder ihnen aufgetragenen Arbeit freudig unterziehen, die an nichts anderes denken, als wie sie die gute Sache, der sie angehören, fördern können, und denen deshalb die guten Einfälle nur so zufliegen. Dazu kommt das Riesenwerk des Roten Kreuzes, das für die Verwundeten im Felde, in den Sanitätsanstalten, die zwischen der Front und den Spitälern und Lazaretten das Bindeglied bilden, und den zahllosen, zu Spitälern eingerichteten Häusern, Schlössern und Palästen sorgt. Dem Roten Kreuz liegt auch die Sorge um die Kriegsgefangenen ob, der Verkehr zwischen diesen Bedauernswerten und ihren Angehörigen, die Verhandlungen für den Austausch mit den bei uns befindlichen feindlichen Kriegsgefangenen.

Wie auch in der Kriegshilfe aus kleinen Anfängen große Dinge entstehen, beweist unter diesen Aktionen die vom Schwarzgelben Kreuz. Am 14. August 1914 trat das Komitee zu-

heiten, denen die Jahre nichts anhaben konnten, und als Folie tadellos korrekte Herren, die ebenso zum Gesamtbild gehörten wie das Laub zur Blume. Viele dieser Herren sind trotz Mobilisierung und Einberufung noch da, aber sie sind durchaus nicht mehr tadellos, denn sie tragen Leinenkittel und sind beschäftigt, auch die rauheste Arbeit, die das Rote Kreuz von seinen Mitgliedern verlangt, zu verrichten. Die Damen aber sind ganz aus dem Stadtbild verschwunden. Um nicht gesehen zu werden, drücken sie sich in die Ecken ihrer Automobile und fahren im schnellsten Tempo ins Lazarett und an den Vereinstisch, verbringen ihre Tage am Lager der Schwerverwundeten, ihre Abende bei den Beratungen über Mittel und Wege, dem durch den Krieg verursachten Unglück zu steuern, Not, Elend und Trauer zu lindern.

Wie die verschiedenen Einrichtungen auch heißen mögen — Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht — Schwarzgelbes Kreuz zur Ausspeisung der Arbeitslosen — Verein zur Anschaffung von künstlichen Gliedmaßen für Kriegsinvalide — Verein für im Felde erblindete Angehörige des Heeres —



Phot. D'Ora
Exz. Frau Berta Weißkirchner, Gattin des Bürgermeisters von Wien.



Fürstin Franziska Montenuovo.



Phot. D'Ora.

Exzellenz Baronin Anka v. Bienerth.

sammen, das sich die Speisung der durch den plötzlichen Ausbruch des Krieges in größte Not geratenen Wiener zur Aufgabe machte. Bei dieser Sitzung trat die Schriftstellerin Alice Schalek (Portr. S. 1041) mit dem Vorschlag hervor, das nötige Geld für die Aktion durch Schaffung eines Abzeichens hereinzubringen, das die Spender verpflichtet würden sichtbar zu tragen, und das, wie sie hoffte, bei den Damen den in Kriegzeit meist unpassenden Schmuck ersetzen würde, während die Männer es ganz gern im Knopfloch trügen, um dafür Propaganda zu machen. Der Vorschlag fand keinen Beifall, weil das Tragen eines solchen Abzeichens für eine Unmöglichkeit gehalten wurde. Erst als sich die Statthalterin Baronin Anka Bienerth (Portr. obenst.) für die Sache begeisterte und einsetzte, die Bürgermeisterin Frau Berta Weißkirchner (Portr. S. 1038) ebenfalls ihre Unterstützung zusagte und Bildhauer Schwerdtner das gefällige Schild des Schwarzgelben Kreuzes mit dem Wappen von Wien und der Kriegsjahrzahl schuf, setzte man Vertrauen in die Sache. Am 1. September wurde in der Statthalterei eine Betriebstelle eröffnet, das Schwarzgelbe Kreuz wurde in Form einer Metallbrosche für Damen und Kinder, eines Knopfes für Herren um den Preis von 2 Kr. verkauft. Der Erfolg war ein unglaublicher. In zwei Monaten hatte das Komitee für Schwarzgelbe Kreuze 420,000 Kr. eingenommen. 500 Geschäftsleute erboten



Komtesse Marianne Thun.



Fürstin Hanna Liechtenstein.
Nach dem Gemälde von Hans Makart.

sich, das Kreuz ohne Provision zu verkaufen. Im ganzen wurden für 568,000 Kr. Kreuze verkauft — man sah in Wien ganz kleine Kinder in Wägelchen und auf dem Arm der Wärterin mit dem Kreuz geschmückt. Es ist Tatsache, daß sich kein Mensch in Wien für zu alt oder zu vornehm dünkte, um das Kreuz zu tragen. Seither sind ungefähr 600 Abzeichen der verschiedensten Art entstanden, und der Verkauf des Schwarzgelben Kreuzes hat abgenommen. Aber das Komitee brachte andere mit dem mittlerweile gesetzlich geschützten Abzeichen geschmückte Gegenstände in den Verkehr, die etwa 100,000 Kr. einbrachten. Ueberdies bezahlen die Gewerbetreibenden für Benutzung der Marke bei ihren Waren Prozente, die bisher mehr als 100,000 Kr. eingetragen haben. Der Gesamtreingewinn des Schwarzgelben Kreuzes betrug bis Ende Mai 714,000 Kr. Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Wollte man alle Damen der Wiener Gesellschaft, die in der Kriegshilfe tätig sind, im Bilde vorführen, so müßte man ein großes Bilderbuch anlegen, das doch noch immer unvollständig bliebe, denn die Werbearbeit geht weiter, und jede Woche melden sich neue Kräfte, Damen, die einsehen lernen, daß es in dieser schweren Zeit wirklich keine bessere Beschäftigung, keinen befriedigenderen Zeitvertreib als die Nächstenhilfe gibt. Das Beispiel wirkt ansteckend. Als hochstehendes Vorbild leuchtet allen freiwilligen Pflegerinnen Schwester Michaela (Erzherzogin Marie Therese) voran, die nicht nur als Protektorin an allen großen Angelegenheiten des Vereins vom Roten Kreuz lebhaften Anteil nimmt, sondern seit Kriegsbeginn im Reservespital Nr. 11 im schlichten Schwesternkleid vom frühen Morgen bis zum späten Abend als Pflegerin tätig ist. Bei dieser hohen Frau ist es, als sei ihr, die den Gatten, drei Söhne und eine Tochter ins Grab sinken sehen mußte, der eigentliche Lebenzweck erst klar geworden, seit die Verwundeten aus dem Krieg eintreffen. Ihre ganze Kraft, alle Stunden ihres wachen Lebens, alle Gedanken und Gefühle gehören den unter ihrer Pflege stehenden Kriegern. Sie ist die unübertreffliche unter den opferbereiten Damen der Wiener Gesellschaft. Die Vizebundespräsidentin des Roten Kreuzes, Fürstin Montenuovo (Portr. S. 1039), ist ebenfalls unermüdlich in ihren Bestrebungen, die Kriegshilfe zu einer den größten Ansprüchen genügenden, seit Kriegsbeginn voll einsetzenden Institution zu machen. Ein unvergleichlicher Ordnungsinn und ein großes Talent für übersichtliche Verwaltung, die stets an ihr bewundert



Gräfin Berchtold. Nach dem Gemälde von Benczur.

wurden, haben nun ein weites Arbeitsfeld gefunden. In ihrem Schloß in Margarethen am Moos hat sie ein Lazarett errichtet, dem sie ihre ganz besondere Liebe und Sorgfalt angedeihen läßt. Als würdige Helferin einer so ausgezeichneten Mutter steht ihr die Tochter (Portr. nebensteh.) Prinzessin Marie, vermählt mit dem Grafen Franz Ledebur, zur Seite. Diese ist eine hochgebildete, von edlen Gefühlen beseelte Frau, die so recht geeignet ist, den vom Berliner Professor Biesalski angeregten sozialen Hilfsdienst zu leiten, der sich um das soziale Wohl und Wehe der Verwundeten und Genesenden kümmert. Gatte und Bruder stehen seit Kriegsbeginn im Felde. — Gräfin Leopold Berchtold (Portr. S. 1040) ist die Präsidentin des Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht. Eine „große Dame" im vollsten Sinn des Wortes, Tochter des Grafen Alois Karoly und der Gräfin Franziska Erdödy, Besitzerin des prächtigen Schlosses Buchlau, in dem sie ebenfalls ein Verwundetenspital eingerichtet hat. Das schöne Bild von Benczur zeigt sie mit ihrem Sohn Louis, der eben bei vollendetem 20. Lebensjahr als Freiwilliger ins Feld gezogen ist. Der Graf unterzieht sich soeben der Chauffeurprüfung, um mit seinem Automobil Kriegsdienst zu leisten. — Im Kronland Niederösterreich präsidiert bei dieser Aktion die Fürstin Hanna Liechtenstein (Portr. S. 1040), die niemals fehlt oder versagt, wo es gilt, ein edles Werk zu fördern. Seit zehn Monaten verlebt sie ihre Nachmittage im Amt, das sie sich eingerichtet hat, und arbeitet im allerbesten Einvernehmen mit der Gräfin Berchtold, die ihrerseits keinen persönlichen Ehrgeiz kennt und mit Hintansetzung der eigenen Person nur der guten Sache dienen will. Sie besitzt die prächtige Eigenschaft, auch bei ernsten Dingen ihre gleich-



Gräfin Ledebur-Montenuovo.



Phot. D'Ora

Fräulein Alice Schalek.



Frl. Marie von Glaser.

mütig heitere Art zu wahren und eine für die Aktion sehr günstige gute Stimmung unter den Mitgliedern des Arbeitskomitees herzustellen. Die Fürstin Hanna ist glücklicherweise ein wenig Kampfnatur und hat es ganz allein durchgesetzt, daß von der Absicht, die Gelder zu kapitalisieren, abgesehen wurde und alle bedürftigen Fälle sofort untersucht und erledigt werden. Den beiden Damen steht als fleißigste Mitarbeiterin die Schriftstellerin Marie von Glaser (Portr. S. 1041) zur Seite, die nach dem „Wehrmann in Eisen" eine weitere Einnahmequelle erdacht hat, indem sie das Symbol des Nagels, der den Wehrmann bereichert, benutzte und ihn als Brosche und Krawattennadel durchsetzte. Dieser Schmuck aus schwerster Zeit wird gewiß bei Sammlern dauernden Wert behalten.

Unter den zahllosen jungen Damen, die sich freiwillig in den Dienst der Kriegshilfe als Pflegerinnen gestellt haben, zeigen unsere Bilder zwei besonders eifrige und fleißige, die als typisch für die anderen gelten mögen, die Komtesse Marianne Thun (Portr. S. 1039) und Fräulein Aline von Seybel (Portr. S. 1038), die sich in unglaublich kurzer Zeit aus gefeierten Schönheiten in Rote-Kreuz-Schwestern verwandelt haben.

Wenn zwei einander recht verstehn . . .

Skizze von Gertrud Renner.

Sie hatten einander sofort erkannt.

Sie trug noch immer den Kopf mit der Last rotblonden Haares gesenkt, trotzdem sonst ihre überzarte Gestalt sich gereckt hatte und stolz geworden war. Aber diese demütige Nackenlinie hatte sie behalten. Und diese grünlichen Augen. Sie trug auch wieder lila leuchtende Seide — wie damals.

Damals!

Es war so voll süßer, eigener Poesie, daran zu denken. Sie war damals noch ein überschmächtiges Kind gewesen, das in dem kurzen, violetten Kleidchen ganz zerbrechlich aussah. Und das goldene Haar war herabhängend, offen und leuchtend gewesen.

Wie sie ihm gleich gefallen hatte, als er aus dem Eisenbahnzug stieg mit der Menge anderer Studenten und junger Mädchen! Da stand sie neben ihrem großen, hageren Vetter und einigen anderen, ganz elfenhaft.

Er ließ sich ihr vorstellen, nahm ihr das Täschchen ab, und sie liefen der anderen Gesellschaft voraus. Was er vorher und seitdem an Schönheit, Feinheit und Zartheit gesehen, verschmolz in ihr, wie sie dahinschritt. Er wurde nicht müde, alles an ihr zu sehen und zu bewundern: ihren Gang, ihre Anmut, das Haar, die feine Haut, die Augen, das scharfe und dennoch süße Profil. Sie stand wie ein Idealbild vor ihm.

Und wie sie sprach, und was sie wußte! Sie war doch nur ein Kind, knapp sechzehn. Wo hatte sie das nur her? Sie war das Wunderbarste, was er je gesehen hatte.

Und die Landschaft war so hell, so entzückend schön an diesem Tage! Der hohe Kiefernwald so sonnendurchströmt, so strahlendblau der Himmel, an dem die Baumäste schwarz standen. Und der Wacholder so stumm und ernst. Und das Gras, das hohe, blühende, war wie ein märchenhafter, grauvioletter Schleier über dem Boden, wenn die Sonne hindurchschien.

Dann kamen sie hinaus auf die Lichtung. Weite Felder rings und Mohn an den Hängen. Und ferne schwarzer Wald. Sie gingen unter den weißen Birken mit ihren langen, feinen, grünen Schleiern. Fernhin Felder — weit . . . Und über ihnen Licht und Himmelsbläue. Und weicher Wind ringsum.

O Jugend, o Frische, o Wonne!

Sie hatten von tausend Dingen geredet und große Kornblumensträuße und Gras gepflückt. Und sie waren so lustig gewesen und wieder so ernst. Ach, es war ein so sonnegolddurchströmter Nachmittag gewesen, so weich und reif, so süß und herb!

Und abends waren sie eine lustige Gesellschaft gewesen in einer großen Terrassenwirtschaft am Wasser. Lampions hatten geleuchtet, und fern über dem Wasser, über den schwarzen Wäldern brannte die Sonne ein wildes, rotes Glutfeuer an: Sonnwend war nahe.

Oh, war das heiter, fröhlich, war das zauberhaft gewesen! Drunten auf dem See schaukelten die Boote, und die Lampions wiegten im Winde mit ihren rosenroten Farben am grünlichen Himmel.

Die Sonne sank . . .

Sooft ihm später die Erinnerung an die Schönheit dieses Tages kam, fiel ihm der Vers von Heine ein:

„Und das alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau."

Ja, sie war schön gewesen! Ein Reiz, wie er ihn weder vorher noch später einmal empfunden, umgab sie. Und dieser Reiz lag nicht allein in ihrer körperlichen Zartheit und Feinheit: ihr Geist war es, der fesselte und mitriß. Aus ihren hellen, durchsichtigen Augen leuchtete das Feuer des Lebens, eine tiefe, innerste, freudige Heiterkeit.

Dann abends, als sie auseinandergingen und er fühlte, daß er sie liebe, daß er sie lieben müsse — da erst brach der Gedanke über ihm zusammen, daß er gebunden war. Erst als er einsam von ihrem Hause heimkehrte, wußte er, daß der Begriff von Liebe, den er bis dahin gehabt, lächerlich, daß dieser Zustand ein Dahindämmern, eine Halbheit gewesen war.

Aber sie verlassen, die Gefährtin seiner Kindheit, die an ihn glaubte wie an einen Gott? Nie. Er fühlte, er müsse sie hassen, je mehr er danach strebte, sie zu lieben.

Und dennoch trat sie ihm wieder nahe. Und er gewann sie wieder lieb.

All diese Tage des Kampfes, des Schmerzes erwachten wieder in ihm, als er sie heute wiedersah, wieder in ihre Augen blickte. Ihre Augen waren wie Wein, grüngoldig und flimmernd im Sonnenlicht. Wieviele Gedichte hatte er auf diese berauschenden Augen gemacht, hatte sie niedergeschrieben und wieder zerrissen.

Jahre waren vergangen. . . .

Und sie hatten einander gleich erkannt in dem schimmernden, gefüllten Gesellschaftsaal. Und sie hatte ihm gleich die Hand gegeben, so frei und natürlich wie damals auf dem Bahnhof.

„Das ist schön, daß wir uns einmal wiedersehen!"

Er küßte ihre Hand. Sie war weiß, unberingt.

„Oh, zu gütig.“ . . .

„Wie geht es Ihnen? Sie sind kürzlich verheiratet, hört ich. Meinen herzlichsten Glückwunsch! Werde ich das Vergnügen haben, Ihre Gattin kennen zu lernen?“

„Meine Frau wird es sehr bedauern, daß sie nicht hier sein konnte, wenn ich ihr von Ihnen erzähle. Aber darf ich fragen — wie geht es Ihnen selbst?“ —

„Danke, ausgezeichnet. Ich studiere jetzt.“

„Also doch!“

„Ja — das ist nun so. Ich hab damals zwar dagegen geredet —“

„Damals“ — er sah sie groß und wie in Sinnen verloren an, und in ihren Augen blitzte das flimmernde Leuchten perlenden Weines auf.

„Ja, damals. Wissen Sie noch, wie das Gras so schimmerte? — Wie ein graugoldener Elfenschleier am Boden. Und darunter das Moos?“

„Wie schön Sie das sagen!“ rief er.

„Ja. . . Und die Sonne war so glutrot auf den Kiefernstämmen. Und der Himmel so blau.“ . . .

„Ach“, sagte er leise.

Ihre Augen verloren sich ineinander.

„Sie trugen ein violettes Kleid,“ sagte er dann. „Fast wie heute. Und das Haar offen.“

„Ja“, lachte sie. „Wie ein Kind. Aber wissen Sie noch — die weiten, grünen Felder? Oh, wie ich das liebe! Weite, grüne Felder“, wiederholte sie träumend. „Das ist so schön.“

„Darüber sprachen wir auch damals.“

„Ja. . . . Und über die Erinnerung.“

„Sie sagten, die Erinnerung sei das Schönste am Leben.“

„Das sage ich heute noch. Und da sammle ich die schönen Erinnerungen. Ich habe einen ganzen Kasten davon. Und stets, wenn mir etwas begegnet, freu ich mich und denke: hier ist wieder etwas für den Kasten. Es ist ein richtiges Märchenbuch — all die Märchen, die das Leben mir erzählt hat. Und sie haben alle auch einen richtigen, schönen Schluß. So bloß in den Tag hinein erleb ich nichts. Alles kommt zu einem richtigen, vernünftigen Ende.“

Er sah sie gerührt an. Wie kindlich sie war!

„Steh ich auch in dem Buch?“ fragte er scherzend.

„Ja“, antwortete sie langsam. „Und unter einem sehr schönen Spruch sogar.“

„Darf ich wissen —?“

Sie nickte.

„Wenn zwei einander recht verstehn,
Soll'n sie ein Stück Wegs zusammen gehn.
Im Wandern lernt eins das andre kennen;
Am Kreuzweg sollen sie sich trennen.“ . . .

Weiter weiß ich's nicht mehr. Aber die beiden müssen einander später noch mal wieder treffen und dann zurückdenken an jenen Weg.“

„Und siehe da!“ lachte er.

„Ja, das wußte ich,“ erwiderte sie, „daß wir uns wiedersehen würden.“

„Sonst wäre das Märchen nicht zu Ende, nicht wahr?“

„Ja,“ meinte sie, „sonst wär es nicht zu Ende gewesen.“

Bilder aus aller Welt.



Hofphot. Dänzer.

Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein Glücksburg und seine Braut Prinzessin Marita zu Hohenlohe-Langenburg.



Phot. Fuchs.

Der kölnische Bauer in Eisen.
Nach der Einweihung.



Eine Straßenbahnschaffnerin in Stuttgart.



Hofphot. Sandau.

Grete Nordegg, Schauspielerin, die ihre Vortragskunst im Kriegsjahr in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt hat.



C. Robert Böhme. Zum 25jährigen Bestehen der Zigarettenfabrik Kios, Dresden



Der erste weibliche Schaffner in Wien.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 30. Berlin, den 24. Juli 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 30.



Die sieben Tage der Woche.

13. Juli.

Die englische Admiralität gibt bekannt, daß die beiden Monitoren „Severn" und „Mersey" den deutschen Kreuzer „Königsberg" vom 4. bis zum 11. Juli in der Mündung des Rufidji an der Küste von Deutsch-Ostafrika vollständig wrack geschossen haben.

14. Juli.

In den Argonnen führen deutsche Angriffe nordöstlich vom Vienne-le-Château zu vollem Erfolg.

Zwischen Njemen und Weichsel haben unsere Truppen in Gegend Kalwarja, südwestlich Kolno, bei Prasznysz und südlich Mlawa einige örtliche Erfolge erzielt.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern hat an den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika am Wiener Hofe eine Note betr. die Munitionslieferungen gerichtet.

15. Juli.

Die Franzosen machen wiederholte Versuche, die von uns eroberten Stellungen im Argonner Wald zurückzuerobern.

Die Kämpfe in der Gegend von Prasznysz werden erfolgreich fortgeführt. Die von den Russen stark ausgebaute Stadt Przasznysz wird besetzt.

16. Juli.

Wiederholte Versuche der Franzosen, uns die in den Argonnen erstürmten Stellungen zu entreißen, schlagen fehl.

Nördlich von Popeljany haben unsere Truppen die Windau in östlicher Richtung überschritten.

Die französischen Verluste bei Arras werden auf 80 000 Mann Tote, Verwundete und Gefangene geschätzt.

17. Juli.

Vom östlichen Kriegschauplatz wird berichtet: Nach Räumung von Przasznysz weichen die Russen in ihre seit langem vorbereitete Verteidigungslinie Ciechanow-Krasnosielc. Die nachdrängenden deutschen Truppen stürmen auch diese feindliche Stellung, durchbrechen sie südlich Zielona in einer Breite von sieben Kilometer und zwingen den Gegner zum Rückzuge. Die Russen ziehen auf der ganzen Front zwischen Pissa und Weichsel gegen den Narew ab.

Oestlich der oberen Weichsel, bei der Armee des Generalobersten v. Woyrsch, ist die Offensive wieder aufgenommen.

In Baden bei Wien ist die Erzherzogin Maria, Witwe des Erzherzogs Reiner, im 90. Lebensjahr gestorben.

Ueber 200 000 Walliser Grubenarbeiter befinden sich im Streik.

18. Juli.

Zwischen Pissa und Weichsel setzen die Russen ihren Rückzug fort. Die Truppen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz folgen dicht auf. Die Orte Poremby, Wyk und Ploszczyce und die Stellung Mlodzianowo—Karniewo werden erobert.

Auch nördlich der Pilica bis zur Weichsel haben die Russen rückgängige Bewegungen angetreten.

Die Offensive der Armee des Generalobersten v. Woyrsch führt zum Rückzug der Russen hinter den Ilzanka-Abschnitt.

Zwischen oberer Weichsel und dem Bug-Abschnitt dauern die Kämpfe an. Die Russen werden durch deutsche Truppen von den Höhen zwischen Pilaczkowice (südlich von Piaski) und Krasnostaw hinuntergeworfen; beide Orte sind gestürmt.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat bei Ragusa den italienischen Kreuzer „Giuseppe Garibaldi" torpediert.

19. Juli.

Die Offensive der Verbündeten im Osten wird erfolgreich fortgesetzt. Deutsche Truppen nehmen Tuckum und Schlugt, Windau wird besetzt. Zwischen Pissa und Szkwa räumen die Russen ihre Stellungen und ziehen auf den Narew ab. Die Armee des Generals v. Gallwitz steht jetzt an der Narew-Linie südwestlich von Ostrolenka—Nowo-Georgiewsk. Auch in Polen zwischen Weichsel und Pilica blieben die Russen im Abzuge. Auf dem südöstlichen Schauplatz wurde der Feind aus dem Ilzanka-Abschnitt vertrieben. Zwischen oberer Weichsel und Bug ist der Feind auf der ganzen Front zurückgegangen.

Die Verwundeten und wir.

Von Gabriele Reuter.

Das Unwahrscheinlichste, nie früher zu Glaubende hat sich allmählich bei uns eingebürgert —; der Krieg ist zu einer Einrichtung geworden, mit der, in der wir leben gelernt haben. Rings umbrandet von ungeheuerlicher Gefahr, schlafen wir im Frieden, treiben unsern Beruf oder gehen unseren sozialen Pflichten nach, freuen uns an unseren Kindern, am Duft blühender Rosen und an des Sommers Herrlichkeiten — genießen Musik und das Geben und Nehmen der Liebe.

Warum können wir das, Monat für Monat, so daß es uns beinahe schon wieder zur unverrückbaren Gewohnheit zu werden droht? Doch nur, weil vor der furchtbar drohenden, gierigen Gefahr, wie ein heiliger Kreis, dessen Grenze von allem Bösen nicht zu durchdringen ist, eine Mauer von Menschenleibern uns schützt. Von blühendem, blut- und geistvollem, kraftstrotzendem Leben eine Mauer. Stellen wir uns vor, was geschehen würde, wenn diese Mauer an irgendeiner Stelle einmal ermattete, schlaff würde, wenn unsere Hüter einmal den Willen sinken ließen, diesen ehernen Willen, mit dem sie täglich den bittersten Entbehrungen des Fleisches, den Qualen der Seele, die da fortwährend dem Grauen ins Antlitz schauen muß, nicht mehr gewachsen wären? Wenn nur eine Stunde lang Gleichgültigkeit oder Angst sie überkommen würde . . . was dann mit uns allen geschehen müßte. . . Denken wir es nur aus — aber da stockt schon die Phantasie und will die Bilder des Entsetzlichen nicht formen. Bräche die

Gewalt des Meeres von Haß und Wut, das hinter jener Mauer grollend empordonnert, durch den Ring unserer Truppen — Schicksale stünden für jeden einzelnen von uns bereit, gegen die die Greuel antiker Sagen verblassen. Wir glauben das nicht nur — wir wissen es. Leib, Ehr und Gut würden uns unter Martern zerschlagen werden, die grausamer sein würden, als wir uns ausmalen können. Erinnern wir uns nur täglich einmal wenigstens an den Tod so vieler ostpreußischer Frauen und Mädchen — an die Angst der gefolterten Kinder — an die Verzweiflung der Flüchtlinge, die, von Kosaken gejagt, in unwirtlicher Fremde abgesetzt und dem Hunger und dem Frost überlassen wurden. Denn schrecklich zu sagen: schon beginnen wir Daheimgebliebenen allzu gleichgültig zu werden gegen das Schüren jenes heiligen Feuers, das durch Tag und Nacht immer lodernd hell in unseren Herzen brennen müßte — gegen die Dankbarkeit. O gewiß trifft der Vorwurf des Erschlaffens nicht alle Daheimgebliebenen. Schon die sind davon ausgenommen, deren nächste Angehörige zu der lebendigen Mauer unserer Schützer gehören. Von solchen wird das Opferfeuer der Dankbarkeit durch die immer wache Angst und Sorge genährt. Hunderttausende von Sendungen an Liebesgaben gehen hinaus als unversiegbare Ströme des Gedenkens und der Sehnsucht. Und viele Menschen haben sich „nächste Angehörige" geschaffen, indem sie einsame Seelen fortdauernd durch ihre Spenden erfreuen und ihrem Herzen fest und fester verbinden.

Ein im Feld stehender Künstler schrieb jüngst dem Freund, eins der größten Erlebnisse dieser Zeit werde die Fahrt bleiben, die er, mit einem Truppentransport von West nach Ost gesandt, quer durch Deutschland gemacht habe. Diese Ekstase der Huldigung, der Bewillkommnung, die ihnen überall, auf den Feldern und den Landwegen, entgegengeklungen sei, wäre überwältigend gewesen. Und er habe dabei Bewegungen von einer Größe, Freiheit und Schönheit an den Menschen gesehen, wie er sie niemals vorher geahnt habe. So verherrlicht das große ausbrechende Gefühl der Dankbarkeit unsere an sich von der Natur nicht reizvoll geschaffenen Männer und Frauen.

Aber nun ziehen die kämpfenden Heere nicht nur auf eiliger Fahrt durch unsere Gauen. Viele — es werden mit der vorrückenden Zeit viele Tausende, kehren für immer zurück in die Heimat. Sie haben das Heldenopfer gebracht, ihre Gesundheit, ein oder mehrere kostbare Glieder ihres Leibes, vielleicht das Augenlicht dem Vaterland gegeben — die eherne Mauer sondert sie aus, sie kann nur die ganz Starken, die Unverletzten in sich gebrauchen. Die andern, die Verwundeten, die Invaliden, müssen nun unter uns, den Daheimgebliebenen, leben. Damit ist etwas ganz Neues in unser öffentliches wie in unser Privatleben gekommen, zu dem wir uns innerlich stellen müssen, mit dessen Behandlung sich eine Menge von nationalökonomischen wie auch von ethischen Problemen öffnen. Die nationalökonomische Seite der Frage möge der Erwägung von Fachleuten auf diesem Gebiet überlassen bleiben. Heute wollen wir nur einige Streiflichter auf die Seelenprobleme fallen lassen, die sich aus unserem Verkehr mit den verwundeten und verkrüppelten Kriegern ergeben. Überall begegnet man ihnen — sie bewegen sich an ihren Stöcken und Krücken meist schon mit staunenswerter Behendigkeit in den Straßen unserer Städte, sie sitzen mit ihren weißen Verbänden in den Theatern, Kinos und Konzerten, in den Anlagen, Gärten und Wäldern unserer Erholungsorte. Auf Schritt und Tritt kommen sie in Beziehung zum Publikum, zu alt und jung. So soll es auch sein. Empörung erfaßt uns, wenn wir hören, daß in Frankreich die armen Verwundeten nicht an die Luft geführt, sondern an die entlegensten Orte verschickt werden, nur damit die Bevölkerung möglichst wenig von ihnen erfährt. Nein, wir wollen mit und zwischen unseren Invaliden leben, wir wollen die geistige Kraft lernen, auch grauen- und ekelerregende Verstümmelungen ruhig zu schauen. Wir wollen unser Mitleid in starken Händen tragen lernen, damit es nicht überströmt und Schaden anrichtet, statt zu heilen.

Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn in diesen Tagen sich die erste selbständige Beobachtungs- und Denktätigkeit eines zweijährigen Knäbleins auf die Verwundeten richtete, und als seine Mutter ihm aufmunternd zurief, er müsse sich waschen lassen, um ein starker Soldat zu werden, er energisch das Köpfchen schüttelte und antwortete: „Nich Dat, Dat wehweh!"

Es ist so furchtbar erschütternd, in die jungen Gesichter unserer Invaliden zu blicken, sich zu sagen: wie schwer liegt das lange, lange Leben vor euch — welche Kämpfe von ganz besonderer Art werden euch noch beschieden sein, wieviel geheimes Leid werdet ihr zu tragen haben! Ja — den Heldenmut, den ihr während dieser kurzen Kriegsmonate erwieset, den gilt es nun für ein ganzes Menschenalter festzuhalten und täglich neu zu bewähren. Da ist es wohl natürlich, daß sich in den Blicken, mit denen wir unsere Verwundeten betrachten, etwas von unseren Empfindungen spiegelt. Und gerade das darf nicht sein. Vorzüglich in diesem Punkt gilt es, sich im Zaun zu halten, das an sich edle und begreifliche Gefühl des Mitleids ihnen auf keine Weise zu zeigen. Denn es gibt nichts Schlimmeres für einen Kranken, einen Verstümmelten, als das Mitleid. Es wirkt geradezu wie ein zermürbendes Gift. Die Starken unter ihnen werden dadurch gekränkt, beleidigt, die Schwachen werden verweichlicht, oft direkt hysterisch gemacht. Und wie leicht vermischt sich mit dem Mitleid, besonders bei Kindern und Frauen, eine dumme Neugier, ja eine Freude am Grauenhaften. Die Jugend kann in dieser Zeit von Eltern, Lehrern und Freunden nicht ernst genug darauf hingewiesen werden, im Verkehr mit Verwundeten und Kriegsverletzten Takt und Rücksicht zu bewahren. Auch wir Älteren wollen uns immer aufs neue das Wort sagen: Nicht Mitleid, sondern Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit soll unser Handeln leiten. Oft gibt man den Rat, sich gar nicht um sie zu kümmern, das sei ihnen am liebsten. Man soll sie, ihre Gegenwart und Zukunft den dafür bestehenden Organisationen überlassen. Das ist bequem, aber gewiß nicht richtig, denn es fördert die gedankenlose Gleichgültigkeit. Und sie ist denn doch die größte Gefahr für der Menschen träge Herzen, um in die stumpfe Gewohnheit der Selbstsucht zu versinken.

Schon hört man Stimmen: es geschähe so viel, da brauche man selbst doch nicht einzugreifen, der Staat habe die Pflicht, für seine Beschädigten zu sorgen. Und es kommt die Klage, daß man in einzelnen Kur- und Erholungsorten den Verwundeten nicht nur keine Ermäßigungen gewähre, sondern sogar übertriebene Geldforderungen an sie stelle, wie an beliebige reiche Kurgäste, dafür aber sie von den Kuranlagen, Musikplätzen usw. fernzuhalten suche, um eben diese reichen Kurgäste durch ihren Anblick nicht zu betrüben. Für solche Auf-

fassung ist wirklich nur ein kräftiges „Pfui Teufel!“ am Platze. Hier regt sich der Geschäftsgeist einmal wieder in seiner ekelsten Form. Ebenso abscheulich wirkt es, wenn, wie es kürzlich geschah, der Begleiter einer eleganten Dame das Wagenabteil für sie freizuhalten suchte, damit sie nicht in Berührung mit den den Zug reichlich füllenden Soldaten gerate. Die Rufe der Empörung und die bitteren Witze, die zu dem Paar hinaufschallten, waren da ganz an ihrem Platz. Wie bescheiden, verständig und freundlich benehmen sich unsere Helden daheim. Kaum kann man glauben, daß diese gutmütigen, heiteren Gesellen vom blutigen Mord der Schlacht und aus allen Rauheiten des Kriegslebens heimkommen. Es ist keinerlei Ursache vorhanden, sie irgendwo auszuschließen. Wer zu weichlich ist, ihren Anblick zu ertragen, der soll in seinen vier Pfählen bleiben — oder noch besser, er reise schleunigst ins Ausland. Wir können im neuen Deutschland solche undankbaren Schwächlinge nicht mehr gebrauchen. Wir und unsere Verwundeten sind eins. Sie, die für uns geblutet haben, sind unsere nächsten Verwandten geworden. Ich meine, wenn wir jeden Kriegsverletzten in unserem Herzen als einen lieben Angehörigen betrachten, dem wir unsere Gesundheit, unsere Ehre, unser Vermögen und die Zukunft unserer Kinder verdanken, so ergibt sich der richtige Ton im Verkehr mit ihm ganz von selbst.

Nun ließe sich einwenden, daß wir uns ja auch gegen unsere lieben Angehörigen keineswegs einwandfrei zu benehmen pflegen, und daß es für viele Menschen kein unbequemeres und peinlicheres Gefühl gibt als die Dankbarkeit. Das ist zweifellos richtig. Aber wo hätte denn die vielberedete „deutsche Kultur der Zukunft“ einzusetzen und sich auszubilden, wenn nicht gerade an diesem Punkt? Nietzsche klagt mit Recht sehr bitter über die Tyrannei und Kleinlichkeit der sorgenden Liebe, der mitleidigen Liebe, die das Große, Starke, das Heldentum im Mann hindere, sich zu entfalten. Ein anderer Philosoph unserer Zeit spricht das Wort: „Es gibt so viele Frauen, die lieben, und so wenige Männer, die durch sie erlöst werden.“ Das sind harte Verdammungsurteile über die Liebe überhaupt. Und doch erwarten in ihrem Herzen, oft ganz unbewußt, unsere kriegsverletzten Helden ihre seelische Erlösung von der Liebe ihrer Umgebung — nicht nur von der weiblichen, sondern von der Liebe der Umgebung überhaupt. Da muß diese wohl viel an sich arbeiten, damit sie aus einer gefühlsduseligen, triebhaften, neugierigen und zudringlichen Liebe zu einer starken, wissenden, zurückhaltenden, weisen Liebe werde. Zu einer Liebe, die das Kindische und Barbarische von sich abtun und nach innerer und äußerer Kultur des Benehmens strebe. Wir Deutschen haben alle so viel Erzieherisches in uns. Aber wir verfallen darum auch oft in den Fehler schlechter Pädagogen: zu demütigen, wo es zu erheben gilt.

Im Verkehr mit unsern Kriegsverletzten muß die weise, erkennende Liebe nur ein Ziel finden: das Selbstbewußtsein dieser Männer zu erhöhen. Aus einem starken, wachen Selbstbewußtsein werden sie die besten Stützen für ihren Lebenskampf ziehen. Das gelte für den Verkehr innerhalb der Familie, die einen Invaliden in ihrer Mitte hegt, wie für die flüchtigen Begegnungen in der Öffentlichkeit. In einer Wolke von freudiger Verehrung und Hochachtung sollen unsere Helden dahinschreiten, auch wenn längst die Friedensglocken zum stillen Alltagschaffen zurückgerufen haben. Es ist ja bereits der schönste Weg gefunden, diese Verehrung in die Tat umzusetzen, in dem man vor allen Dingen versucht, unsere Verwundeten für die Ausübung eines bürgerlichen Berufes fähig zu machen und ihre Gesundheit und Leistungsfähigkeit auf jedem Gebiet so hoch wie möglich zu steigern. Jeder neue, dahin zielende Versuch ist mit der größten Freude zu begrüßen. Nur gilt es, auch hier zu individualisieren, nicht in theoretischer Erzieherklugheit Menschen an die falschen Stellen zu schieben, ihnen Beschäftigungen aufzuzwingen, die ihrer Natur zuwider sind, und vor allem auch die eigenen Wünsche der Betreffenden zu hören und zu berücksichtigen. Denn unsere Kriegsverletzten sind ja keine Nummern. Je mehr sie aus der notwendigen Unterordnung der militärischen Disziplin ins bürgerliche Leben zurückkehren, desto freier gliedern sie sich wieder in Menschen der verschiedensten geistigen Fähigkeiten, der mannigfachsten Charaktere. Darum lassen sich auch gar keine Gesetze für den Verkehr mit ihnen aufstellen. Eine Teilnahme, die dem einen wohl tut, die wird der zweite als lästig empfinden. Eine Gabe, die der erste harmlos freudig empfängt, löst in dem zweiten die bittersten Empfindungen aus. Eine Zurückhaltung, die dem zweiten angenehm ist, dünkt den ersten Kälte. Wir sind allzu geneigt, vorhandene Herzenswärme prüde und hochmütig zu verstecken. Diese große Zeit erst mußte manchen von uns aus erstarrter Reserve gewaltig herausreißen, ihn gleichsam mit elementarer Wucht dem Volksgenossen entgegendrängen. Laßt uns das entfesselte Gefühl nicht wieder in die alten Bande schlagen. Laßt uns wärmer und herzlicher auch dem uns persönlich Unbekannten entgegentreten. Laßt dem Verkehr aller Deutschen untereinander die Weihe höherer Bruderschaft, die gemeinsame Not und gemeinsame Überwindung uns geschenkt, niemals wieder abhandenkommen. Ihre feinsten, leuchtendsten, freudigsten Blüten aber gehören unseren Verwundeten.

Küstenwacht.

Kleine Bilder von der Wasserkante. Von Otto Krack.

Am Strande.

Vor mir die See. Die blaue, unendliche See. Die Wellen raunen und rauschen, schlagen schäumend auf den Strand. Hell und durchsichtig ist das Wasser, geht von lichtem Grün in dunklere Töne über, verschwimmt in tiefen Farben mit dem dunstigen Grau der Ferne.

Ein Blinken und Blitzen überall. Wie Silberfische springt es aus der Flut, leuchtet auf, verschwindet wieder: Die kleinen weißen Wogenkämme glänzen und gleißen im Morgenlicht. Sonne überall, soweit das Auge reicht.

Links und rechts dehnt sich der Strand. Weiß, weit, endlos. Einsam und verlassen. Wie seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden. Kein Mensch ringsum. Kaum ein Laut stört die ewige Stille. Nur die Seeschwalben schwirren um ihre Nester in den Uferhängen, die flinken Strandläufer huschen über den feinen Sand, der Wind singt leise in den zitternden Gräsern der Dünen.

Nahe an der See ein großes Gehöft. Es liegt allein. Weit und breit keine menschliche Behausung. Ringsherum hohe, starke Bäume, wie zum Schutz gegen Wind und Wetter. Wunderliche Gedanken steigen auf. Man denkt an alte Zeiten. An Kampf und Seeraub. Bärtige Gesellen lauern hinter den Böschungen, die harten, blaugrauen Augen spähend aufs Wasser gerichtet — in der Ferne ein Mast, ein Schiffsleib — die Männer wie ein Sturm die Hänge hinunter — hinein in die Boote — die Enterhaken bereit — und drauf auf den Feind — —

Höher steigt die Sonne. Der Dunst schwindet. Der Blick weitet sich. Hinter dem dunklen Laubwald im Osten ragen die weißschimmernden Häuser von Heiligendamm, und westwärts, jenseit der spitzen Landzunge, liegen die Schwesterbäder Müritz und Graal am Rand der Rostocker Heide. Aber es ist keine „Heide" — der Name führt irre — sondern ein meilenweiter, wunderherrlicher Wald, fast ein Urwald voll geheimer Schönheit und Stille.

Mitten in der Warnemünder Bucht steht der neue Leuchtturm. Stark und hoch wie ein gewaltiger Wächter. Und ist er nicht ein Wächter des Meeres? Aber jetzt in Kriegzeit leuchtet kein Licht in die Dunkelheit und zeigt den Schiffen den Weg. Nur wenn die Fähre von Dänemark kommt, blitzt es auf hoch oben im Turm.

Sonst war der breite Strand wie besät mit den schützenden Strandkörben, reihenweise drängten sie sich hintereinander, mit bunten Wimpeln und Fähnchen geschmückt, und in künstlichen Sandburgen spielten Scharen froher Kinder. Aber in diesem Jahr ist es stiller und leerer. Auch hier merkt man es: Krieg — Krieg.

Auf der Wacht.

Auf dem Pflaster dröhnt der Marschtritt schwerer, eisenbeschlagener Stiefel. Die Wachtmannschaften. Lauter blonde, blauäugige Männer. Groß, stark, breitschultrig. Fast alles eingeborene Mecklenburger. Man sieht, daß das Land seine Leute nährt. „Fleisch ist das beste Gemüse", sagen wir hier oben an der Wasserkante.

Auf dem kleinen Marktplatz vor der stattlichen Kirche versammeln sie sich. Empfangen ihre Befehle. Und rücken auf ihre Posten, hierhin und dorthin: zur Bewachung der Eisenbahnen, Brücken, Kunstbauten, der Landstraßen und der Küste.

Am Ufer verstreut stehen sie, das Glas vor den Augen, und suchen die See ab. Aber nichts zu sehen auf der weiten Fläche. Nur ab und zu ein wohlbekannter Dampfer, der den Verkehr zwischen den Badeorten vermittelt; ein Segler, der in der Bucht kreuzt; ein kleines Ruderboot, das sich über die Mole hinaus in die offene See gewagt hat. Sonst nichts. Der Feind ist weit. . . .

Lebhaft geht es an der Landungsstelle der Fähre zu. Besonders nachmittags, wenn die Reisenden von Kopenhagen kommen. Jeder, der von Bord geht, wird auf Herz und Nieren geprüft, alles Gepäck, auch der unscheinbarste Gegenstand, aufs peinlichste untersucht zur Verzweiflung manches verwöhnten Weltenbummlers männlichen und weiblichen Geschlechts, der geduldig warten muß, bis die Reihe an ihn kommt. Aber diese Vorsichtsmaßregeln sind nötig, müssen sein, denn ein gut Teil allen Auslandverkehrs geht über Warnemünde, und wer bürgt dafür, daß alle Freunde sind, die hier durchfahren?

Aus dem Binnenhafen aber stoßen schwarze Rauchwolken in die Luft.

Ein Held.

Bist du es wirklich, mein alter Junge? So ist dir's ergangen? Auf Krücken muß ich dich wiedersehen? Und wo hat's dich erwischt? Auf dem Lande oder auf See? In Flandern? Ach ja, Flandern hat viel Blut getrunken, da sank mancher hin aus dem alten lustigen Mecklenburg.

Auf dem Weg „Am Strom" traf ich ihn — gerade vor der kleinen gemütlichen Weinstube, wo wir noch im vorigen Jahr um dieselbe Zeit so manchen „Schwedenpunsch" miteinander getrunken hatten. Damals ging er noch aufrecht und gerade und erzählte so manche köstliche Schnurre von Land und Leuten, von den Querköpfen und Dickschädeln, die in diesem Erdenwinkel — gottlob! — noch nicht ausgestorben sind, von den Rittern und Bauern, die noch wie alte Herrenmenschen seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle sitzen.

Und heute? — Heute schleicht er blaß und mager an zwei Stöcken dahin, und ich gab ihm meinen Arm, um ihn zu stützen. Mit Müh und Not schleppen wir uns bis zum Lotsenamt, setzen uns auf eine leere Bank, und angesichts der blauen See, die er mit seinem ganzen Wesen liebt wie ich, erzählt er sein größtes Erleben.

Sechs Wochen war er draußen gewesen. Immer zu Pferde. Immer unterwegs. Voll Lust und Liebe. Voll Begeisterung. Hatte gelitten und gestritten wie Tausende, wie alle andern. War immer heil davongekommen. Durch allen Kugel- und Feuerregen. Bis ihn eines Abends eine Granate erwischte. Als er zurückjagte, eine wichtige Meldung in der Tasche. Da lag er nun, fast auf freiem Felde. Und lag zwei Tage und zwei Nächte. Mit zerschossenen Beinen. Hungernd und dürstend. Ohne Hoffnung auf Rettung. Fertig mit dieser Welt. Bereit zur letzten Fahrt in die Ewigkeit. Bis er in der Dämmerung Schritte hörte, näher und näher, Freund oder Feind? Ein Gesicht beugte sich über ihn, ein Mund sprach — deutsche Worte — gerettet.

Man trug ihn zurück, brachte ihn ins Lazarett. Das Leben wurde ihm erhalten, aber ein Bein mußte er opfern.

Und doch keine Spur von gedrückter Stimmung, von Niedergeschlagenheit. Er ist froh und guter Dinge, wie er früher war, stelzt munter mit seinem künstlichen Bein umher und erzählt seine schnurrigen Geschichten — ganz wie früher. Im geheimen hat er mir erzählt, daß er wieder zur Front will, und ginge es auch nicht mehr zu Pferde, so würde er sich auf andere Weise nützlich machen, denn „draußen können sie alle gebrauchen".

Du bist zerschossen, mein alter Junge, und wirst nicht an die Front zurückkehren. Aber sei ohne Sorge! Sie werden es ohne dich schaffen, denn sie sind alle Helden — jeder einzelne — wie du!

Erntezeit.

Rechts die wogende See und links wogende Felder. In lichten Farben schimmert es, weit ins Land hinein, und wenn der Wind darüber weht, flutet es auf und ab, wiegt es sich und schaukelt sich, das gelbgrüne Meer.

Hin und wieder schon ein Stoppelfeld. Der Roggen ist meist eingefahren; selten, daß noch ein kleiner Schlag steht. Saftig und grün reift der Hafer der Ernte entgegen, und schwer neigen sich die vollen Ähren des Weizens.

Auf dem Grabenrand sitzt der Schäfer und verzehrt in aller Gemütsruhe sein Frühstück. Neben ihm mit gespitzten Ohren sein unzertrennlicher Begleiter, der die buntscheckige Herde bewacht. Die Kühe weiden und glotzen den fremden Städter wie eine seltsame Erscheinung an.

In dem kleinen Blumengarten vor dem niedrigen ziegelgedeckten Haus steht die Bäuerin und klagt ihr Leid. Von ihren achtzig Hühnern hat sie nur dreißig behalten, und ihre besten Pferde hat sie hergeben müssen. Ja, der Krieg! — Aber die Ernte ist nicht schlecht, nein, man kann zufrieden sein, und stolz zeigt sie auf die weiten Felder, die sich rings um das große Dorf breiten.

Es war alles nicht so schlimm, wie man nach der Trockenheit erwarten konnte. Hier oben kam noch Regen zur rechten Zeit. Es muß wohl wahr sein: den eenen sien Uhl is den annern sien Nachtigall. Mögen die Badegäste über das schlechte Wetter schimpfen, das ihnen die Sommerfrische verleidet und sie in die engen Stuben einsperrt — der Landmann steht mit gefalteten Händen und segnet jeden Tropfen, der vom Himmel fällt.

Das ist auch ein Segen für uns. Denn eine gute Ernte — ist sie nicht wie ein großer Sieg über unsere Feinde?

Technisches Banngut.

Plauderei von Hans Dominik.

Nach einer alten Mecklenburger Überlieferung — aber den Mecklenburgern ist auch nicht immer zu trauen — soll sich im Mittelalter an der Lübecker Grenze eine Tafel mit der Inschrift befunden haben: „Hier endet das lübische Stadtrecht, und es beginnt der gesunde Menschenverstand." Unsere Leser brauchen daraus noch nicht den Schluß zu ziehen, daß das alte lübische Recht so schlecht gewesen ist. Soll doch auch einer seiner Paragraphen gelautet haben, daß jedermann die Prügel, die er bekommen hat, behalten muß, und nach diesem Rezept arbeiten wir ja noch heute im Weltkrieg. Aber an die bewußte Tafel wird man auch jetzt wiederum durch das sogenannte Seekriegsrecht erinnert. Sie könnte an jedem Gestade stehen, und ihr Text könnte etwa beginnen: Hier endigt das Prisen- und Durchsuchungsrecht.

Das moderne Völkerrecht hat allgemein den Grundsatz angenommen, daß das Privateigentum auch im Krieg unverletzlich ist, soweit es nicht unmittelbar zur Unterstützung des feindlichen Heeres bestimmt und geeignet ist. Es lag nahe, diesen menschlichen und verständigen Grundsatz auch auf das Privateigentum zur See anzuwenden. In der Tat erließ denn auch der Norddeutsche Bund gleich beim Ausbruch des Französischen Kriegs von 1870 eine Verordnung, daß französische Schiffe, sofern sie nicht Kriegsmaterial an Bord führten, nicht von den Fahrzeugen der Norddeutschen Marine aufgebracht werden sollten. Aber schon damals zeigte es sich, daß ein einzelner wohlwollender Staat nicht in der Lage ist, die als Seekriegsrecht geltenden Bestimmungen zu mildern. Die Franzosen ihrerseits kaperten jedes deutsche Schiff, das ihnen in die Hände fiel, und wohl oder übel mußten es die Deutschen ebenso machen. Wir haben also den rechtlichen Zustand, daß die Handelsmarine eines kriegführenden Staates gegenüber den Kriegschiffen des Gegners vogelfrei ist und mitsamt der darauf befindlichen Ladung als gute Prise genommen werden kann.

Es bleibt die neutrale Schiffahrt. Der eingangs erwähnte gesunde Menschenverstand würde etwa folgendermaßen schließen: Ein unter holländischer Flagge fahrendes Handelschiff ist ein Stück von Holland. Ein Kind, das an Bord dieses Schiffes zur Welt kommt, gilt ja auch rechtlich als in Holland geboren. Im Gebiete eines neutralen Landes aber hat irgendeine kriegführende Macht überhaupt nichts zu suchen. Also sollten neutrale Schiffe unbehindert überall hin und her fahren können. Dieser, wie es scheint, nicht ganz unlogischen Schlußfolgerung stehen nun aber seit langem mancherlei Hindernisse und Umstände im Weg. Da ist zunächst das sogenannte Durchsuchungsrecht. England nahm es zuerst für sich in Anspruch mit der edelherzigen Begründung, daß nur durch gehörige Durchsuchung neutraler Schiffe der zwischen Afrika und Amerika blühende Sklavenhandel unterdrückt werden könne. Die anderen Staaten sind danach natürlich dem Beispiel gefolgt, und heute hat jedes Kriegschiff einer kriegführenden Macht das Recht, neutrale Schiffe anzuhalten und zu durchsuchen. Dabei soll es aber rechtmäßig sanfter zugehen als bei der Anhaltung eines Handelschiffes des Gegners. Nur die Mitführung von direkter Kriegskonterbande, d. h. von Kanonen und sonstigen Waffen, sowie Munition soll das Kriegschiff berechtigen, das neutrale Schiff zur weiteren Verfolgung der Angelegenheit zu kapern. Darüber hinaus galt bis zum Ausbruch dieses Weltkriegs der ausdrückliche Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut! Das heißt, ist das Schiff infolge berechtigter Führung der neutralen Flagge vor der Kaperung geschützt, so ist es auch sämtliches, auf ihm befindliches Gut, auch wenn es Untertanen feindlicher Staaten gehört, immer vorausgesetzt, daß es nicht direktes Kriegsmaterial ist.

So ungefähr sah das internationale Seekriegsrecht vor dem 4. August 1914 aus. Danach hätten deutsche Kaufleute also in Amerika Weizen, Holz, allerlei Maschinen und dergleichen kaufen und auf neutralen Schiffen in deutsche Häfen fahren lassen können. Wenn das unseren Gegnern nicht paßte, so konnten sie die Blockade der deutschen Küsten erklären. Aber die Geschichte hätte für England einen bösen Haken, in diesem Fall einen sogenannten „U-Haken" gehabt. Denn das Seekriegsrecht verlangt, daß eine Blockade, die erklärt wird, auch „effektiv" sein muß. Das bedeutet, daß die blockierenden Mächte einen derartig dichten Gürtel von Kriegsfahrzeugen vor die blockierte Küste legen müssen, daß Handelschiffe auch wirklich nicht hindurchkommen können. Eine solche Versammlung feindlicher Kriegschiffe dicht vor unseren Küsten und Häfen wäre natürlich für unsere U-Boote ein gefundenes Frühstück gewesen, und so beginnt denn jene weitere Vergewaltigung des bisher geltenden Seekriegsrechtes von seiten Englands, durch die jenes Recht gegenwärtig bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist.

Da eine Blockade Deutschlands, wie gesagt, nicht möglich war, so versuchte sie England dadurch auf Um-

wegen zu erreichen, daß es plötzlich mit einer ganz neuen Banngutliste von ungeahnter Länge hervortrat. Die früheren völkerrechtlichen Abmachungen hatten die Kriegskonterbande klipp und klar als Waffen und Munition umschrieben. England dehnte den Begriff willkürlich ins Uferlose. Auf seiner Liste stehen Nahrungsmittel all und jeder Art mit der eigenartigen Begründung, daß ein Teil solcher Ladung zur Verpflegung des deutschen Heeres Verwendung finden könne und somit die Kriegführung unterstütze. Auf der Liste steht Baumwolle, da man aus Baumwolle durch Nitrierung Schießbaumwolle erzeugen kann. Auf ihr finden sich Gummi, Petroleum und Benzin, da diese Dinge zum Teil auch von den Heeren gebraucht werden. Die Liste enthält den hauptsächlich als Düngemittel benutzten Chilisalpeter, da man aus diesem Salpeter Salpetersäure herstellen kann, und da Salpetersäure in der Sprengstoffabrikation gebraucht wird. Die Liste umfaßt weiter sämtliche Metalle und Metallerze. Bei gewissen spanischen Eisenerzen wurde erklärt, daß sie selbstverständlich für Herrn Krupp in Essen und für die Kanonenfabrikation bestimmt seien. Kohle steht natürlich auf dieser Liste, denn Kriegschiffe brauchen ja auch Kohlen und Lokomotiven, die Soldaten an die Front fahren, ebenfalls. Ja, sogar das harmlose Zimmerholz ist als Banngut erklärt worden, da es teilweise auch von der Militärverwaltung gebraucht wird.

Durch die Aufstellung dieser Liste hat England sämtliche früheren Abmachungen über den Haufen geworfen, und unter solchen Umständen kann auch die neutrale Flagge nicht mehr decken, denn es gibt, abgesehen etwa von Pariser Modeartikeln und Traktaten der Heilsarmee, kaum eine Sache, die nicht auf der Banngutliste steht. Wie man in den Wald hineinruft, so pflegt es aber auch wieder herauszuschallen, und so haben wir selbstverständlich unsererseits eine ebenso schöne und umfangreiche Liste herausgebracht, und nach dieser Aufstellung wird von unseren wackeren U-Booten konfisziert und torpediert, daß es für ein deutsches Herz eine Freude ist. Tatsächlich aber ist durch das Vorgehen Englands der alte Begriff der Kriegskonterbande vollkommen geändert worden. Wir haben es heute nicht mehr damit, sondern mit dem viel weiteren Begriff der technischen, ja der volkswirtschaftlichen Bannware zu tun. Alles, was überhaupt irgendwie geeignet erscheint, das technische und wirtschaftliche Leben des Gegners zu stärken und zu stützen, steht auf der Liste und unterliegt der Beschlagnahme. Praktisch wird damit ganz genau das gleiche erreicht, wie mit dem früheren älteren Mittel der Blockade, nur braucht England seine Schiffe nicht aufs Spiel zu setzen.

Eine Blockade kann aber naturgemäß nur die Küsten eines feindlichen Staates treffen. Es bleiben die Landgrenzen gegen neutrale Staaten, und nach der vor diesem Krieg herrschenden Auffassung war ein neutraler Staat wenigstens in seinem eigenen Lande souverän. Er konnte bei sich einführen, was er wollte, konnte mit seinen Nachbarn Handel treiben, wie es ihm beliebte. Nach dieser Auffassung hätten also die skandinavischen Staaten bei sich nach Belieben importieren können, und im Landverkehr hätte davon viel über die Grenzen weiter gehen können. Auf diese Weise hätte Deutschland Weizen und dergleichen auf Umwegen bekommen können. Auch hier hat der Krieg eine unerfreuliche Neuerung gebracht. England stützte sich auf die statistischen Aufstellungen früherer Jahre und erklärte einfach, ihr habt im letzten Jahr soviel Getreide eingeführt, also müßt ihr auch in diesem Jahr damit auskommen. Führt ihr mehr ein, so entsteht der Verdacht, daß ihr Deutschland damit unterstützt. Also entweder striktes Ausfuhrverbot gegen Deutschland bei euch, oder wir konfiszieren euch eure Sendungen. Dies Vorgehen ist natürlich eine glatte Vergewaltigung der schwachen Neutralen. Es hat auch nicht mehr den Schein eines Rechtes für sich, aber es wird durchgesetzt, da Gewalt vor Recht geht. So wurde kürzlich ein schwedischer und nach Schweden bestimmter Dampfer mit spanischem Eisenerz nach Kirkwall aufgebracht und das Erz dort kurzerhand zwangsweise aufgekauft, weil man unter allen Umständen verhindern wollte, daß es nach Deutschland käme. Wie weit dieser Zwang auf die Neutralen geht, dafür ein anderes Beispiel. In Norwegen und Schweden befinden sich an den Wasserkräften gewaltige Kalkstiffstoffwerke. Es lag nahe, daß Deutschland von dorther Stickstoffdünger bezog. Ergo hat es England, immer mit seiner Lieblingswaffe, dem Hunger, drohend, durchgesetzt, daß die skandinavischen Staaten ein Ausfuhrverbot für Kalkstickstoff nach Deutschland erließen. Die wenigen Beispiele zeigen, daß wir nicht nur zum alten Begriff der Kriegskonterbande den neuen weiteren der technischen Bannware bekommen haben, sondern daß es mit allerlei Mitteln und Mittelchen auch gelungen ist, die alte, verhältnismäßig harmlose Blockade zu erweitern, sie von feindlichen auf neutrale Gebiete auszudehnen und den Gegner hermetisch abzusperren.

Was werden nun die Folgen dieses Unterfangens sein? In Deutschland hat man sich mit den englischen Umtrieben längst abgefunden. England gegenüber arbeiten unsere U-Boote mit einem von Tag zu Tag wachsenden Erfolg, und bei uns schaffen Industrie und Wissenschaft für alle uns abgesperrte Ware schnell und glücklich Ersatz. In den Köpfen der Neutralen aber beginnt es gewaltig zu dämmern. Drei Namen genügen: der Baumwolltrust, der Kupfertrust und der Petroleumtrust. Drei amerikanische Milliardengruppen, für die Deutschland bis zum Kriegsausbruch der wertvollste Kunde war. Sie haben die Vergewaltigung bisher ziemlich still getragen. Kleine Versuche, wie die Entsendung des Neuyorker Baumwolldampfers nach Deutschland, waren nur vorläufige Plänkeleien. Aber schon hat das Erwachen begonnen. Der Petroleumtrust, durch seine Agenten gut unterrichtet, sieht, wie in Deutschland allwöchentlich Tausende von kleinen Wohnungen mit Gas und Elektrizität versehen werden, wie ihm Tausende von Kunden in jeder Woche für immer verloren gehen. Der Baumwolltrust verfolgt mit wachsender Besorgnis die Leistungen der deutschen Zelluloseindustrie, und Vertreter des Kupfertrusts haben es bereits ganz offen verkündet, daß der Absatz von Kupfer in Deutschland nach dem Krieg vielleicht wesentlich schwächer sein dürfte, da man dort inzwischen für viele Kupferlegierungen gute Ersatzstoffe gefunden hat. Auch Milliardäre sind empfindlich, wenn es an den Geldbeutel geht, sogar bisweilen empfindlicher als andere Sterbliche. So könnte es wohl sein und geschehen, daß sie diese von England veranlaßte Abbröcklung der deutschen Kundschaft nicht mehr allzu lange ruhig mitansehen, und daß die englische Banngutliste demnächst einige Löcher und Risse bekommt. Wir können es jedenfalls mit Seelenruhe abwarten.



Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Es schien, als wollte das Schicksal den Russen noch in letzter Stunde die Hand bieten, einmal wenigstens in diesem Feldzuge den Beweis zu erbringen, daß sie eine strategische Aufgabe gegen uns durchzufechten imstande sind.

Durch die Verkürzung der russischen Kampffront um verschiedene hundert Kilometer vereinfachte sich für die russische Heeresleitung die Beherrschung ihres Operationsgebietes. Es fielen ihr die Vorteile zu, ohne besondere Anordnung rückwärtiger Verbindungen oder sonstige Vorbereitungen die Beschränkung der Grundlinie ihrer versammelten Stellung zu erfolgversprechenden Vorstößen auszunutzen. Geboten war für sie vor allem eine Gegenoffensive gegen unsere Stellungen bei Krasnik.

Die russischen Offensivstöße erreichen nichts, bringen ihrer Truppe nur Mißerfolge. Und nun kommen die Nachteile zu bedrohlicher Geltung, die in der Beschränkung der Operationsbasis gegenüber einem Feinde liegen, der die äußeren Linien für sich frei hat.

Zwischen Bug und Weichsel fallen die Entscheidungsschläge. Alle gegen die Armeen des Erzherzogs Joseph Ferdinand und Mackensens gerichteten Angriffe wurden scharf zurückgewiesen. Die Russen wurden auf ihre Verteidigungslinien zurückgeworfen. Sie wurden geschlagen. Nördlich von Krasnik und bei Grabowiec von den Österreichern, bei Krasnostaw von den Deutschen, unter hervorragender Beteiligung unserer Garde. Für den Sieg bei Krasnostaw ist es bezeichnend, daß zugleich mit dem Sieg gleich sechseinhalbtausend russische Gefangene gemeldet wurden.

Die Rechnung geht also wie gewöhnlich auf Kosten der Russen, während unsere Heeresleitung sich die Vorteile zurechnen kann, die in der südlichen Umklammerung des Feindes liegen. Mag auch unser äußerster rechter Flügel dort noch Proben seiner Standhaftigkeit zu bestehen haben, unser Druck von Süden her ist angesetzt.



General von Gallwitz.



General von Scholtz.

Deutsche Führer im Osten.

Vom nordöstlichen Schauplatz sind Meldungen eingetroffen, die von großen Ergebnissen der unter Hindenburgs Oberleitung begonnenen Offensive Zeugnis ablegen. Die Armee Below hat die Windau nördlich Kurschany überschritten und dringt siegreich vor. Die Armee Gallwitz, die in schweren Frühjahrswochen das südliche Einfallstor ins Preußische mit beispielloser Tapferkeit verteidigt und sich unvergänglichen Ruhm erworben hat, hat in glänzendem Ansturm drei hintereinander liegende russische Linien bei Prasznysz genommen und gezwungen, sich auf die seit langem vorbereitete rückwärtige Verteidigungslinie Ciechanow-Krasnosielc zurückzuziehen. Unsere nachdrängenden Truppen raubten ihnen auch diese Stellung, durchbrachen sie in einer Breite von sieben Kilometer und zwangen sie zum Rück-



Von der galizischen Grenze bis zum Rigaer Busen.

Zu den Kämpfen im Osten.

zug gegen den Narew. Mehr als zwanzigtausend Gefangene meldet die Oberste Heeresleitung aus diesen Kämpfen.

So arbeiten unsere Marschälle Hindenburg und Mackensen von zwei Seiten auf dasselbe Ziel hin.

Gleichzeitig hat das Kampfbild im Westen, dank den Erfolgen unserer Truppen, ohne daß diesen Verstärkungen zugeflossen wären, eine günstige und vielversprechende Gestalt angenommen. Auf den siegreichen Sturmangriff in den Argonnen, den die Oberste Heeresleitung am 14. melden konnte, folgte ein zweiter unmittelbar, der die Franzosen ungewöhnlich hohe Verluste kostete. Nahe an viertausend Gefangene wurden gemeldet zu einem Zeitpunkte, wo die französische Armee den Gedenktag ihres Nationalfestes dadurch zu ehren gedachte, daß sie ihre Truppen zu besonderen Anstrengungen antrieb.

Wir sind ein erhebliches Stück vorwärts gekommen, und die wichtige Bahnlinie Verdun—Paris gerät in eine immer bedrohlichere Lage. Dazu kommt, daß bei Melancourt, Souchez und Beau-Séjour, im Priesterwalde und in der Champagne heftige Angriffe der Franzosen abgeschlagen wurden. Alle diese Kämpfe sind dem Feinde als ebensoviel Niederlagen und als ebensoviel Erfolge anzurechnen.

Bedenkt man, wie nahe bedroht von uns die für die französische Defensive so bedeutungsvolle Festung Verdun ist, bedenkt man die ganze Lage an der Westfront im Zusammenhang, so schmelzen die tatsächlichen Unterlagen für eine optimistische Auffassung unserer Feinde im Westen stark zusammen.

England hat innere Kämpfe zu bestehen. Zweimalhunderttausend Bergarbeiter in Südwales sind ausständig und trotzen dem Munitionsgesetz. Im Bergbaugebiet ist Belagerungzustand.

Italien hat den Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi“ durch ein österreichisches Unterseeboot eingebüßt. Auch zu Lande sind ihm weitere Mißerfolge nicht erspart geblieben. Italien büßt von Woche zu Woche mehr ein.

Kapitänleutnant von Mücke, der Held der „Ayesha“-Expedition, ist damit beschäftigt, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Er wird darin die abenteuerliche Fahrt schildern, die er s. Z. mit den Ueberlebenden der „Emden“ zusammen auf dem Schoner „Ayesha“ von den Kokosinseln aus angetreten und die ihn nach mancherlei Zwischenfällen schließlich nach der Westküste Arabiens, nach Hodeida, und von da weiter durch die Wüste nach Damaskus und Konstantinopel geführt hat. Helmut von Mücke gibt in diesen Schilderungen die erste tatsachengetreue Darstellung seiner denkwürdigen Erlebnisse und tritt damit als eigener Erzähler vor die Oeffentlichkeit. So wird der einzigartigen Fahrt, auf der deutscher Wagemut und unbeugsame deutsche Tapferkeit siegreich über alle Fährnisse des Lebens triumphierten, vom Führer der Expedition selbst das Denkmal gesetzt werden, das sie verdient. Die Erinnerungen Kapitänleutnants von Mücke werden unmittelbar nach ihrer Niederschrift im Verlag August Scherl G. m. b. H. in Berlin als Buch erscheinen.

Nummer 30.

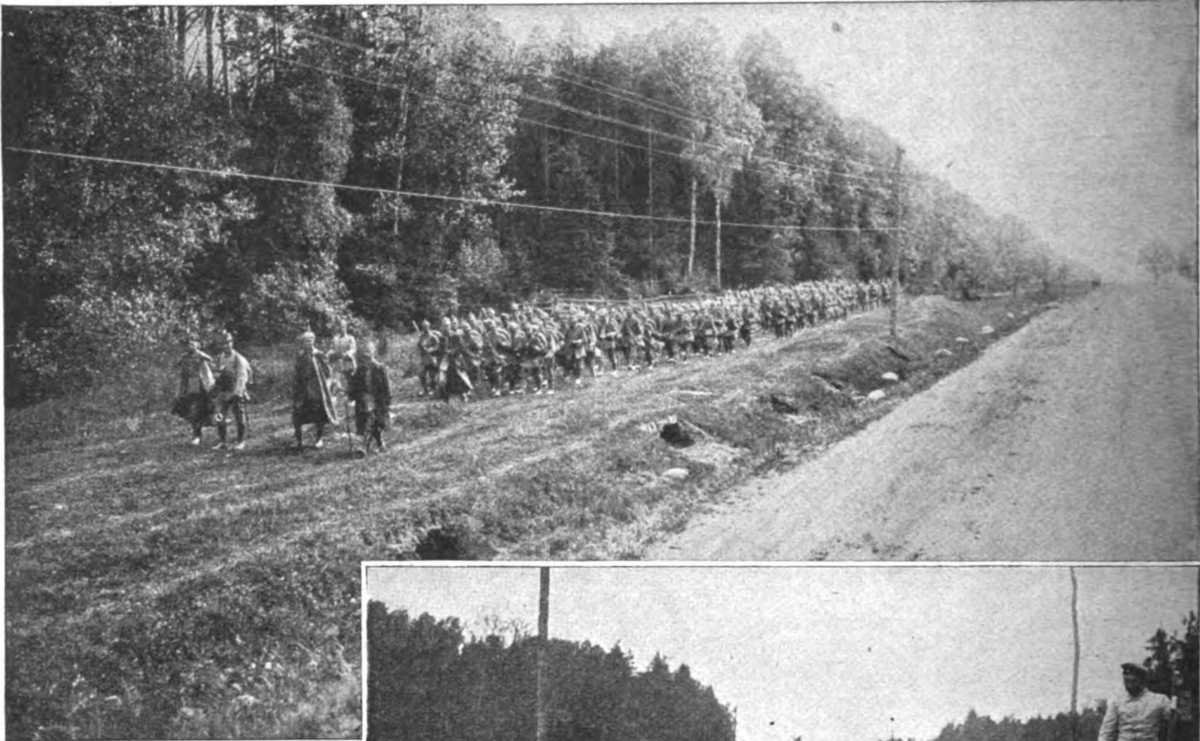
DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1053.



Der Kaiser und Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin haben dem Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz eine Photographie, die Seine Majestät den Kaiser im Gespräch mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg darstellt, mit der Weisung übersandt, dieselbe vervielfältigen und vertreiben zu lassen. Ihre Majestät haben die Photographie vor wenigen Tagen persönlich aufgenommen und wollen den Gesamterlös für Zwecke der Kriegsfürsorge verwenden. Bilder und Postkatten werden bereits in dieser Woche durch die Rotophot=Gesellschaft, Berlin SW 68, in den Handel gebracht.





Oben: Die Jäger auf dem Vormarsch zur Dubissa.

Mitte: Polnische Frauen und Mädchen beim Feldbahnbau vor Skaudville.

Unten: Infanterie im Vormarsch nach Kowno.

Hofphot. Kühlewindt.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





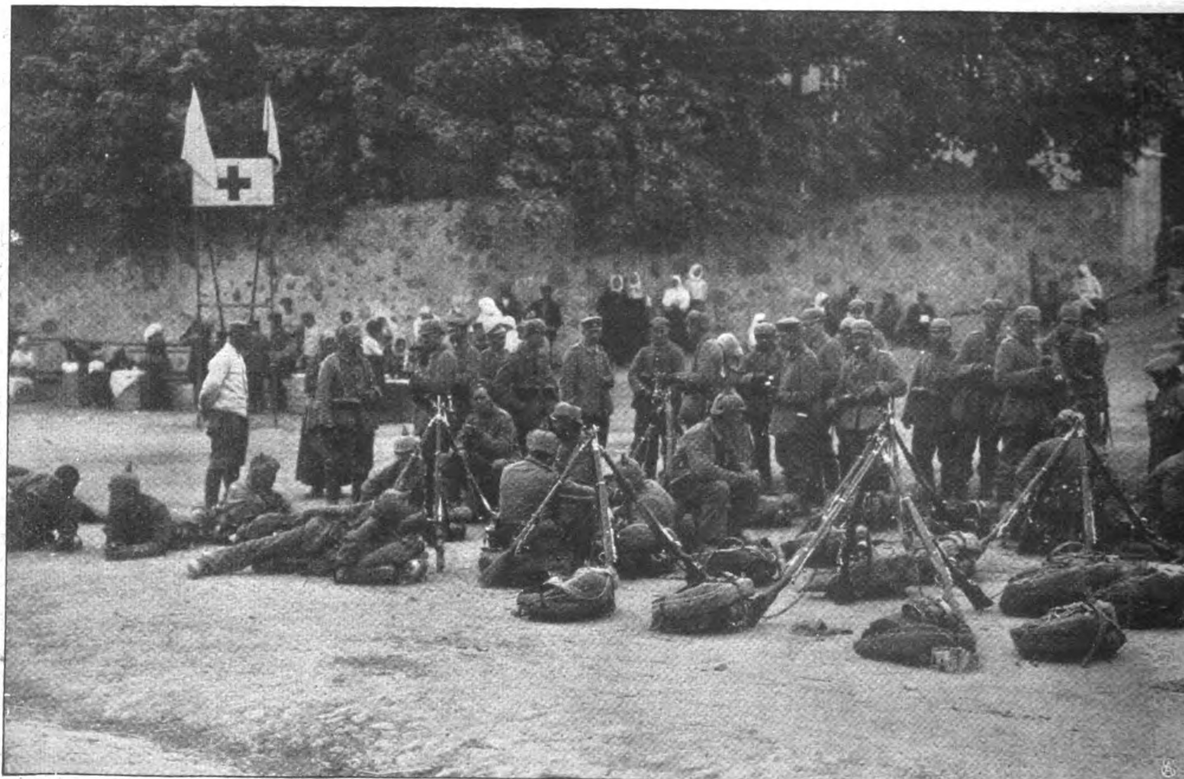
B. J. G.

Von links: Prinzessin August Wilhelm, Frau von Ihne, Feldwebel Klinner.

Von der Feier der Eröffnung des Kriegsblindenheims in Berlin.



Pferde einer deutschen Munitionskolonne auf der Rast in der Woevre-Ebene. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Sammelstelle leichtverwundeter Krieger in Skaudville. Hofphot. Kühlewindt.

Aus Ost und West.



Unsere Gegner: Russischer Beobachtungsposten.



Aus den Grenzbezirken vor den eigenen Landsleuten geflüchtete Italiener werden durch die österreichischen Behörden verpflegt und untergebracht.



Aus den Grenzklöstern von den Italienern vertriebene Nonnen auf der Fahrt durch Laibach. Phot. Frankl.

Flüchtende Italiener auf österreichischem Boden.



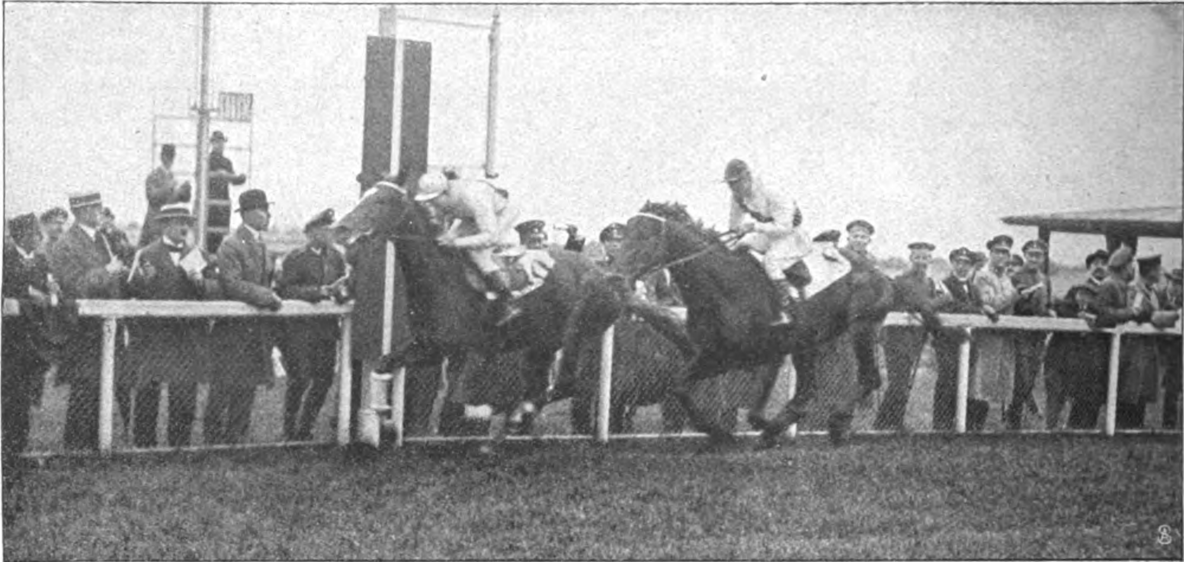
Hofphot. Kühlewindt.

Russische Landleute in Suwalki beten um baldige Beendigung des Krieges.



Soldatenlager im Innern der Kirche in Bolimow.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Phot. Braemer.

Das Finish im Derby. „Pontresina“ mit Jockei Plüschke geht vor „Languard“ mit Jockei Janek durchs Ziel.
Das Deutsche Kriegsderby in Hamburg.



Phot. Kaufmann.

Feier der Enthüllung des „Roland“ in Bremen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Enthüllung des „Wehrmann in Eisen“ in Leipzig.

Soldatenliedchen.

Von Leo Heller.

Was ist ein Jahr, was ist ein Jahr?
Ein Jahr ist kaum zu spüren.
Vor einem Jahr, vor einem Jahr
Ging es ans Ausmarschieren.

Und ist der Strauß aus deiner Hand,
Gott weiß wie lang, verdorben,
Ich selber bin noch beieinand,
Ich bin noch nicht gestorben.

Und meine Lieb und meine Treu,
Und was ich in mir habe,
Das ist so frisch und nagelneu
Und schmeckt nicht nach dem Grabe.

Was ist ein Jahr, was ist ein Jahr?
Ein Jahr ist kaum zu spüren.
Vor einem Jahr, vor einem Jahr
Ging es ans Ausmarschieren.

An Bord „Midilli“.

Von Thea von Puttkamer (z. Zt. Konstantinopel). Hierzu fünf photographische Aufnahmen.

Es ist nicht Sonntag heute, weder mohammedanischer noch christlicher. Und dennoch — mir ist sehr sonntäglich, sogar feierlich zumute. Warum? Wunderlich genug mag's klingen: Weil ich von einem Tausendsassa zum Frühstück geladen wurde. . .

Von einem, der sogar etwas wie eine galante Vergangenheit hinter sich hat, jetzt aber vor keiner noch so ernsten, noch so gefahrvollen Aufgabe zurückschreckt. Von wem also? Ei, von dem Russenschreck, dem türkischen Kreuzer „Midilli“ (alias S. M. S. „Breslau“).

Dieses umpanzerte Stück Boden, das man mir heute zu betreten erlaubt, kann morgen weit von hier, draußen vor Sewastopol, schwimmen, kann erzittern unter dem Dröhnen der abgefeuerten Breitseiten, kann schließlich morgen — überhaupt nicht mehr da sein. Gesunken, begraben in grüner Flut des Schwarzen Meeres. Ist das nicht ein Bewußtsein, das eigene Gedanken, feiertägliche Stimmung erwecken muß, zumal in einem Frauenhirn?

Ganz vor kurzem erst brachte „Midilli“ einen ansehnlichen russischen Torpedobootzerstörer zum Sinken und hatte dabei selbst einen harten Strauß zu bestehen, vielleicht unter demselben Breitengrad, unter dem vor etwa 60 Jahren im Krimkrieg die ersten schwimmenden Panzerbatterien (Napoleons III.) ihr Heil gegen den heutigen Bundesgenossen Frankreichs versuchten.

Die Kriegs- und Meeresgötter waren ihr bisher immer hold. Aber Glück hat auf die Dauer bekanntlich nur der Tüchtige, und da Tüchtigkeit in den Männern steckt, die „Midilli“ führen und besetzen, da der Ruf dieser Tüchtigkeit der Bahn ihres Schiffes vorauseilt wie ein Karabatak (Sturmvogel), so ist mir auch nicht bange um sie, selbst wenn ich beim allabendlichen Ausguck nach den vier Schornsteinen den Ankerplatz kahl finde, selbst wenn sie am folgenden und übernächsten Tag noch nicht zurück sind.

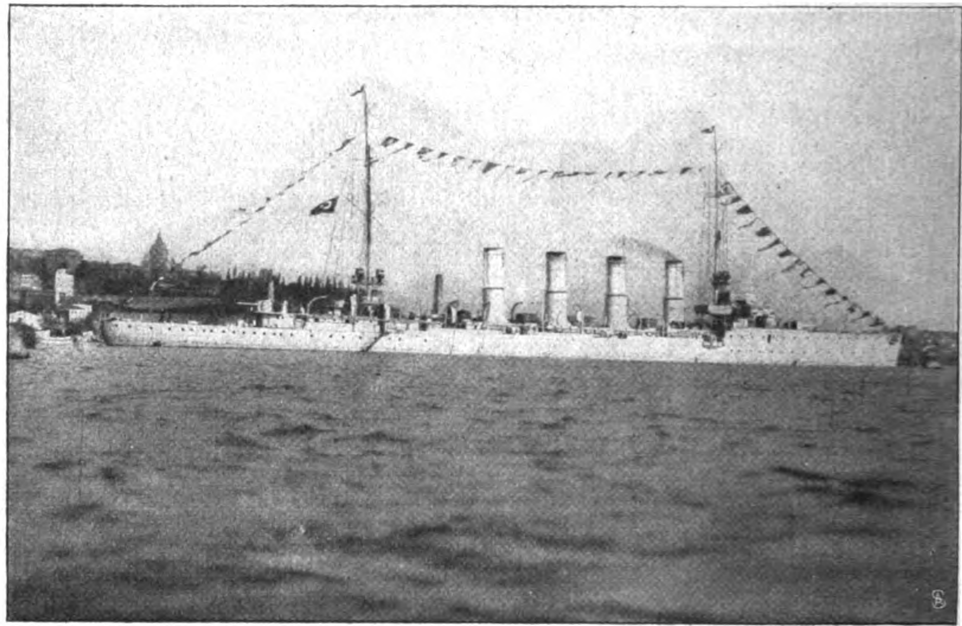
Aber wozu in die Ferne schweifen? Jetzt habe ich „Midilli“-Boden unter den Füßen, für Augenblicke, die genutzt werden sollen. Viel zu lange genutzt werden zum tadellosen Frühstück, zum fröhlichen Schwatz, bei dem denn auch wieder „Midillis“ galante Vergangenheit auftaucht. Die Bordfeste, zu denen sie in Friedenzeit lud, für die sie, festlich geschmückt, allerhand sehr lauschige Ecken und Winkel bereit hatte — diese Bordfeste zur Friedenzeit leben noch unvergessen in der Erinnerung fort.

Heute hat sich „Midilli“ jedes überflüssigen Toilettenrequisits entäußert; sogar die Sofalehne in der Kommandantenmesse hat einmal, als es besonders heiß herging, dran glauben müssen. Ein Beispiel für geschickte Raumausnutzung bilden die beiden pompösen Geschirrbüfette rechts und links von besagtem Ehrenplatz.

Harmlos öffne ich eine Tür, auf Schnapsgläschen und allerhand Zerbrechliches gefaßt. Statt dessen birgt der Schrank die Wuchtigkeit eines Geschützunterbaues. . .

Welchen Karfreitagzauber hat sie seinerzeit z. B. den Russen bereitet!. Diese blieben ihr zwar die Gegengabe nicht schuldig und überhäuften sie mit Ostereiern in allen Größen, die jedoch zum Glück ihr eigentliches Ziel nicht erreichten, sondern ringsumher nur den Wasserspiegel beschädigten. Wie mir die Offiziere lachend erzählen, hatten sie zu jener Zeit gerade ihre Weihnachtsliebesgaben erhalten, kleine Christbäumchen u. dgl. Zu Pfingsten waren sie auf eine Sendung veritabler Oster-, hoffentlich nicht Kiebitzeier! aus Deutschland gefaßt.

Die gute Stimmung ist auch den deutschen Mannschaften noch nicht verloren gegangen trotz der langen, langen Abwesenheit von der Heimat. Sie haben in den Ruhepausen zwischen „Midillis“ Ausfahrten strammen Hafendienst, u. a. auch die Aufgabe, die neu eingestellten Matrosen auf ihren Gefechtstationen auszubilden. Im Mannschaftswohnraum geht es lustig her; ein Grammophon dudelt, einige spielen Karten, einige geben sich dem Kef (Nichtstun) hin — denn die Hitze hier an Bord ist bei stillem, sonnigem Wetter nicht gering. Die Beschäftigungsfreudigen schreiben Briefe nach Deutschland, kleben Bilder von allerhand holdem Frauenzimmer an den inneren Deckel einer Riesen-Putzkiste oder bessern ihre Sachen aus. Nur mit einem Bekleidungstück wissen sie noch nicht recht umzugehen,



„Midilli" über die Toppen geflaggt anläßlich der Thronbesteigungsfeier des Sultans.

und doch verlangt gerade es sorgsamste Behandlung: mit dem Fes, den sie an Land tragen. Unter der Decke stehen rosa und blaue Schachteln von charakteristischer Form; aber was darin ist, wird gar zu leicht zerknüllt in den derben Männerfäusten von der Waterkant. Es wird ihnen nichts übrigbleiben, als einige Piaster zu opfern und den Fes einem der geheimnisvollen Messingkessel anzuvertrauen, die zu Dutzenden in Stambuls Schaufenstern aufgereiht sind. Erst in ihnen — Allah mag wissen, wie — gewinnt der Fes seine absolute Faltenlosigkeit und steife Würde zurück. Anfänglich mußten, da nicht genügend vorhanden waren, etwa dreißig dieser kirschroten Dinger von Schädel zu Schädel wandern; aber jetzt hat jeder den seinen, ebenso natürlich die Offiziere.

Den Kommandanten sah ich zuletzt in voller Gala beim Selamlik zu Stambul. Der Padischah verrichtete sein Freitagsgebet an jenem Tag in der Hagia Sofia anläßlich seiner feierlichen Ernennung zum El Ghazi = Eroberer. Einige Levantiner der Gesellschaft, die den Kapitän noch von seinem Kommando auf dem hiesigen Stationschiff, der „Loreley", her kennen, können sich nicht genug tun vor Erstaunen, daß er das Französische wie das Englische beherrsche, als sei beides seine Muttersprache. Nun, Deutsche wie Türken wissen ihm noch mehr Löbliches nachzusagen; aber leider darf ja nichts Ernstes und Authentisches über Verlauf und Ergebnisse seiner Russenschreckfahrten, die er allein oder gemeinsam mit dem „großen dicken Bruder" („Sultan Jawus Selim") unternommen hat, verlauten.

So weiht er mich nur in die Mysterien jener Namen ein, die halb verkratzt in den Gängen zwischen den Offiziersräumen zu lesen sind. „Schulzen-Wiese" = der Platz vor der Kammer des Ersten Offiziers, „Kleine Groschen-Gasse" = Gang zum Zahlmeister, „Mariahilf" = Fähnrichskammer, „Hummerei" = Anrichte, „Am Naschmarkt" = Offiziermesse usw.

Auch dem Nichtschlesier wird's die Wortbildung dieser eigenartigen Inschriften schon gesteckt haben, daß sie altdeutschen Städtebildern entnommen sind. Dem Breslauer aber wird sie ein Stück Heimat wachrufen. Und erst, wenn er die Bugverzierung sähe! Die hat die gleiche bleiben dürfen, auch seit die „Breslau" zur „Midilli" sich wandelte. Männerhaupt und Jungfräulein, Greif und Adler haben im Wappenbild den Kreuzer geleitet, seit Kriegsbeginn allein auf mehr als 21 000 Seemeilen, was dem Erdumfang gleichkommt. Und — will's Gott, werden nochmals 20 000 daraus!

Mir selbst ist kein Winkelchen dieses prächtigen, sauberen Schiffes fremd geblieben. Nicht der Kommandoturm und nicht der Torpedoraum. Nie zuvor betrat ich den letzteren — vielleicht das Allerheiligste eines Kriegschiffes. Gefechtsbereit hängt dort einer jener stählernen Riesenfische, der, einmal lanciert, eigenmächtig



Bordkapelle der „Midilli".

und doch in streng vorgeschriebener Bahn seine furchtbare Zerstörungsfahrt vollendet. In diesen Gewässern hat er Doppelgänger, die nicht immer von Bord gleich in ihrer Harmlosigkeit erkannt werden: die Thunfische, denen ein pfeilschnelles Heranschießen zum Schiff oder ein Wettschwimmen großes Vergnügen bereitet.

Nun heißt es Abschiednehmen von diesem beweglichen Ausschnitt türkisch-deutscher Wehr. Drüben träumen Stambuls Moscheenkuppeln in ihrer gefestigten Ruhe, hier hebt sich Pera protzig über Galata, Ehubs Zypressen winken von weitem, und die der verfallenen Friedhöfe von Petits-Champs sind ganz nahe. Es paßt zu der Stimmung des Moments, als jetzt der Name eines Toten an mein Ohr schlägt. Der vor etwa einem Jahr im Hafen von Triest abschiednehmend an ebendiesem Fallreep stand, dessen Blut wurde im Sommer 1914 durch Mörderhand vergossen. Und jenem dünnen Quell sind seither breite Ströme von Blut nachgeronnen, Ströme besten, edelsten Menschenblutes. . . Man kann nicht sagen, Franz Ferdinand, daß um deines Todes willen die Völker sich zerfleischen. Jedenfalls aber brachte er den Stein ins Rollen. Und so ist es kein Wunder, daß jetzt, nun dein Name fiel, mir auch der Moment gegenwärtig ist, in dem die Nachricht von deiner Ermordung zu mir drang. Zumal eine wundersame Analogie der Umgebung vorhanden ist. . .

Nur die Kuppeln brauche ich hinwegzudenken und anstatt der regellosen Stadtteile Bei Oghlu und Kassim-Pascha das nüchterne Bild einer norddeutschen Stadt erstehen zu lassen. Sonst aber — die Khedivenjacht drüben könnte die „Sunbeam" des Earl of Brassey sein und die brave „Hamidie" ein kleiner deutscher Kreuzer... Über mir aber weht nicht mehr die Türkenflagge, sondern der Union-Jack des britischen Dreadnoughts „Centurion". Mit einem Lieutenant-commander bin ich soeben durch das ganze Schiff gekrochen; nun sprechen wir davon, wie wir abends weiter Verbrüderung feiern wollen beim Ball des Admirals — denn die Briten sind ja unsere Gäste, Gäste im Hafen von Kiel bei der Regattawoche 1914.



Bugverzierung der „Midilli" (Wappen der Stadt Breslau).



Auf der Fahrt im Schwarzen Meer.

Da tritt plötzlich der Kommandant heran, ein Lächeln um den Mund, aber mit todernsten Augen. Und nun schwirrt es zwischen uns auf: das jähe Entsetzen über die Mordtat der Serben an dem österreichischen Thronfolger. Noch etwas anderes, Unheimlicheres senkt sich wie ein Rabenflügel zwischen uns, der Gedanke: Was bedeutet das für den Völkerfrieden, für den einzelnen — werden wir alle hier nicht bald Feinde sein?

Ich weiß es heute noch, wie ängstlich mein Blick zum deutschen Ufer irrte. Da — unter dem grauen Himmel ein deutsches Flugzeug, ein-, zweimal sich überschlagend im freiwilligen Sturzflug. Gewiß — der Franzose zeigte es uns. Aber was ihr könnt, können auch wir!

Und jetzt, nach manchem Kriegsmond, nachdem die böse Ahnung von damals sichere Wahrheit geworden, jetzt weiß ich's noch sicherer: Was ihr könnt, können auch wir — und mehr noch! — Was mag aus dem „Centurion" geworden sein? Schläft er schon drunten auf dem Meeresgrund wie so manches der Schiffe, über deren Verlust die britische Admiralität ängstlich schweigt?



„Midilli“ in wohlverdienter Ruhe.

Wurde er schwer beschädigt? Traf eins seiner Geschosse vielleicht einen deutschen Kreuzer, mit dem er damals friednachbarlich im Kieler Hafen zusammenlag?

Mich kümmert's nicht; ich stehe am Fallreep der „Midilli“, auf der auch unter der verbündeten Flagge deutscher Geist und deutsche Tüchtigkeit lebendig bleiben werden, und in mir tönt es wie ein Gebet ohne Worte: Deutschland, Deutschland über alles!



1. Frau Bloem. 2. Prof. Dr. S. Wegener. 3. Walter Bloem. 4. Albert Herzog. 5. Frau Herzog. 6. Rudolf Herzog. 7. Oberstlt. Lames.

Kriegstaufe im Hause des Dichters Rudolf Herzog.



Besuch der Frau Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin von Preußen, im Reservelazarett Rolandseck.



Arbeitstunde der deutschen Frauen Gotenburgs zum Besten des Deutschen Roten Kreuzes.



Kölner Blumenschau im Gürzenich zum Besten der Kölner Kriegspende.



Phot. Thiele.

1. Oberbürgermeister Schnackenburg. 2. Exz. General v. Roehl.

Enthüllungsfeier des „Isern Hinnerk" in Altona.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

9. Fortsetzung.

Dietz schrieb an diesem Abend einen langen Brief an Marianne. Wie schön Frankfurt ist, schrieb er, wie liebenswürdig Herr von Radowitz war, und wie man in der alten Reichsstadt den Pulsschlag der Welt verspürte. Auch daß er sie sehr liebte, schrieb er, und daß er immerfort zärtlich ihrer gedenke. — —

Wenige Tage später hatte er eine Begegnung! Er saß im „Römischen Kaiser", aß mit gutem Appetit sein Mittagsmahl, hob das Glas mit goldenem Rheinwein an die Lippen, trank aber nicht, sondern setzte es verwundert auf den Tisch zurück. Und am andern Ende der Table d'hote verbeugte sich lächelnd ein Gast —

„Stürkens", rief Dietz.

Zu gleicher Zeit erhoben sie sich. Auf beiden Gesichtern lag die Freude des Wiedersehens; ja, lachend vor Freude schüttelten sie sich die Hände.

„Sie in Frankfurt!" rief Dietz.

„Sie in Frankfurt!" rief Stürkens.

„Nie habe ich soviel an Holtenau gedacht wie in diesen Tagen," auf Dietrichs Gesicht lag helle Freude, immer noch hielt er des andern Hand — „und nun treffen wir uns hier!"

Wie sie sich der Begegnung freuten. Sie saßen zusammen in einer gemütlichen Ecke. Sie sahen sich neugierig an. Jeder dachte vom andern — sah er damals nicht anders aus? Und stießen mit den Gläsern an — „Willkommen". Als wären sie alte, gute Freunde, so war ihnen. Als hätten sie stets das größte Interesse aneinander gehabt. Sie fragten nach ihrem Ergehen und sprachen von schweren Zeiten, die hinter ihnen lagen. Sprachen von den Hoffnungen für die Zukunft. Und von seiner Frau sprach Dietz —Stürkens kannte sie ja. Marianne hatte ihm öfter von Stürkens erzählt. — —

Stürkens mußte es bestätigen und lachte. Erzählte lachend, wie er die Frau Baronin kennen gelernt: in wütendem Streit um einen Favoriten, den die Komtesse Edith mit Zähnen und Fäusten verteidigte. —

Es brannte Dietz auf den Lippen, zu fragen — wissen Sie etwas von Edith? Wissen Sie, was man sich über sie erzählt? Wissen Sie, ob sie sich wirklich in Deutschland aufhält? In so großer Sorge bin ich um Edith — aber er fühlte, wie der Gedanke an diese Fragen ihn verwirrte; trank hastig sein Glas aus.

„Was tun Sie in Frankfurt?"

Stürkens zündete sich eine Zigarre an, lächelte —

„Ich gründe die deutsche Flotte."

„Ich meine im Ernst" — —

„Ich meine es auch im Ernst. Ich bin im Auftrag einer englischen Firma hier, um dem Minister zwei Raddampfer anzubieten" — —

Erregt sah Dietz ihn an.

„Haben Sie ihn schon gesprochen?"

„Nein. Vorläufig habe ich die Offerte an Hauptmann von Möring abgegeben, der sie der Kommission unterbreiten will. Ich warte stündlich auf Mitteilung vom Minister."

„Und richtige Kriegschiffe?" Dietz konnte es gar nicht fassen, daß die große brennende Frage — woher kriegen wir Schiffe? so leicht gelöst sein sollte. „Ich meine Schiffe, mit denen man sich wirklich an den Feind wagen kann — mit guten Maschinen — brauchbare Schiffe" — —

„Gewiß, brauchbare Schiffe mit guten Maschinen." Er hatte sich behaglich in die Sofaecke gelehnt, ein Bein über das andere geschlagen. Die grauen, tiefliegenden Augen folgten ernst den feinen Rauchwolken seiner Zigarre, glitten über die lärmende Gesellschaft an der Table d'hote — und hafteten wieder auf Dietz Wendemuth. „Es sind sogar vielleicht die einzigen Schiffe, die man Deutschland überlassen wird. Schiffe von 1200 Tonnen, die armiert werden können, und die meine Auftraggeber unter guten Bedingungen dem Marineministerium überlassen wollen. Es wäre mir angenehm, wenn das Geschäft zum Abschluß käme."

„Sie haben schwere Verluste gehabt, erzählte mir Kapitän Claasen."

„Ja, wir haben schwere Verluste gehabt. Aber wir werden uns erholen. Die Herausgabe unserer Schiffe nach dem Waffenstillstand hat uns über Schwierigkeiten weggeholfen. Ich bin bei einigen Unternehmungen engagiert — der Ruf unseres Hauses bedeutet noch immer Kredit, das Schlimmste ist überwunden, und wenn eine von vielen Aussichten sich verwirklicht, will ich recht zufrieden sein."

„Aber warum greift man denn nicht sofort zu" — —

Dietz konnte es gar nicht verstehen.

„Herr Duckwitz ist Kaufmann." Stürkens lächelte. „Er ist Bremer Kaufmann — und ich bin Hamburger. Aber er ist auch der vorsichtigste Kaufmann, von dem ich je hörte, und außerordentlich gewandt. Durch meine englischen Beziehungen habe ich erfahren, daß auch er in England Schiffe suchen läßt. Die Herren waren in London und Glasgow, ohne bisher etwas gefunden zu haben. Man ist in England den deutschen Wünschen gegenüber durchaus nicht entgegenkommend. An einer deutschen Marine liegt Lord Palmerston nichts, und die Regierenden haben einen Paragraphen, nach dem sie dem befreundeten Vetternland erklärlich machen, daß es unmöglich ist, Kriegschiffe einem Land zuzuführen, das mit einer England befreundeten Macht im Kriege begriffen ist. Mit Geschützen soll es sich ähnlich verhalten. Daß es Hamburg gelang, trotz Blockade 60 englische Geschütze zu erhalten, verdanken wir unseren guten Beziehungen."

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen

Es war Dietz plötzlich unangenehm, zu hören, wie geschäftsmäßig Stürkens von der Flotte sprach — und fast hastig änderte er das Thema.

„Wie geht es Kapitän Claasen?"

Stürkens lachte.

„Wie's einem Segelkapitän bei Windstille gehen kann. Er gehört ja zu den wenigen Leuten, die das Reich übernommen hat, sitzt auf der Fregatte „Deutschland", die wohl nächstens vereist sein wird, und bewacht sie — ich weiß nicht gegen wen. Das Reich hat ihm einen Torfofen bewilligt für den Winter, denn er will unter keinen Umständen an Land. Pull, der Hund, fängt Ratten, und der Kapitän sieht zu, und einige wohltätige Gemüter haben ihn instand gesetzt, ein kleines Fäßchen Rum zu erwerben, mit dem er hofft, den Winter zu überdauern."

Und wieder sprachen sie von Holtenau und dem Admiral der deutschen Flotte; und wieder brannte Dietz die Frage auf den Lippen — „wissen Sie etwas von Edith?"

Er begleitete Stürkens in seine Wohnung am Hirschgraben. Als sie sich zum Abschied die Hände reichten, sagte Stürkens ruhig, ohne jede Bewegung — „daß die Baronin of Löwengaard in Hamburg ist, wissen Sie?"

In Hamburg? Sie war in Hamburg? Erstaunt trat er zurück, er fühlte eine seltsame Beklemmung.

„Ich teilte es vor einiger Zeit Ihrem Herrn Schwiegervater mit; ich glaubte, daß er als Vormund ihre Interessen vertreten würde."

Sie wußten es! Also wußten sie es doch! Und hatten es ihm verheimlicht!

„Es ist mir fast lieb, daß er alles abgelehnt hat. Damit hören die Rücksichten auf, die die Baronin vielleicht doch genommen hätte. Name und Gesellschaft sind nun mal unsere Götzen."

„Alles abgelehnt — — das heißt" — —

„Ich habe deshalb einen Freund meines Vaters beauftragt, sie bei der Scheidung zu vertreten. Ich habe nie ein Geschöpf gesehen, das mehr auf die Hilfe eines Mannes angewiesen war, als unsere kleine Verwandte."

„Und — es geht — ihr gut?" — heiser fragte es Dietz. Ganz plötzlich empört über den kühlen, geschäftsmäßigen Ton, in dem dieser Mann über Edith, über die reizende, liebliche Edith zu sprechen wagte.

„Jetzt geht es ihr wieder gut", sagte Stürkens und schlug den Pelzkragen auf, denn es blies ein kalter Novemberwind, und die ersten Schneeflocken wirbelte er vor sich hin. „Aber ich war doch in schwerer Sorge um sie. Auf einmal hatte sie Typhus. Es ging um Leben und Tod. Sie war in meinem Haus. Ich bin heute noch dem Schicksal dankbar, das es so fügte. Was hätte aus ihr werden sollen? Keine Freunde und kein Geld — wollen Sie mich in meine Wohnung begleiten, Baron?"

„Nein", sagte Dietz rauh. Wollte gehen — und stand doch unschlüssig — wollte fragen — — und dachte an Marianne.

„Dann auf Wiedersehen" — Stürkens schüttelte seine Hand. Die grauen Augen ruhten für Sekunden scharf und forschend auf ihm. Dann zogen beide grüßend die Hüte.

„Auf Wiedersehen" — —

Dietz fühlte gar nicht, wie kalt und schneidend der Wind war. Ging ziellos weiter. — Fast menschenleer waren die Straßen, die teilweise zerfetzten Fahnen hatten sich wie lange Bänder um ihre Stangen gewickelt. Papier und Stroh blies der Wind vor sich, wirbelte es plötzlich in die Lüfte, ließ es einen lustigen Tanz über Dächer und Schornsteine ausführen und preßte es gegen eine große Regenrinne, wo es zitternd, ängstlich flatternd hängen blieb. Wie rasend drehten sich auf den Dächern die Wetterhähne, und der Rauch, der aus den Schornsteinen qualmte, wurde wie zerrissene Fahnen hin und her getrieben, geriet in Höfe, machte hohläugige Kinder husten, trieb ihnen das Wasser in die Augen. An den Fenstern blühten Eisblumen. Einige Frauen in großen Umschlagtüchern eilten an ihm vorrüber — Männer in Lumpen sahen prüfend auf den eleganten Herrn im Pelz, streckten ihre Hände aus: „Ich bin ein Arbeiter, Herr" und Kinder, verfroren und verhungert, drückten sich gegen die Haustüren, wo sie sich geschützt glaubten vor dem wütenden Blasen des Windes. Dietz sah alles, ohne die Bilder in sich aufzunehmen. Einmal nur bemerkte er erstaunt eine ungeheure Kalesche, die über das fest gefrorene Pflaster ratterte. Wie ein haariges Ungeheuer sah der Kutscher in seinem Pelz aus. Einige wenige Herren zogen die Hüte — der Reichsverweser saß im Wagen. Und einmal blieb er stehen und beobachtete Knaben, die trotz Kälte und Wind mit roten, klammen Fingern versuchten, Bälle aus dem harten, körnigen Schnee zu formen, der in Ecken und Winkeln sich häufte. Aber er sah, ohne es zu wissen. Er dachte — um Tod und Leben ging es. Was hätte aus ihr werden sollen! Keine Freunde und kein Geld. — Er dachte — niemand sagte mir etwas von Edith. Ma tante aber hat alles gewußt. Er dachte — zum zweitenmal haben sie mich betrogen. — —

Das war das Schrecklichste, was er dachte. Denn auf einmal hielt er es für unmöglich, daß Marianne von all dem Traurigen nichts gewußt haben sollte. Edith war in Berlin gewesen, während er blessiert lag. Und er erinnerte sich eines Wunsches, der eines Nachts wie ein Fieber über ihn kam — wenn ich in Ediths Armen sterben könnte! Er erinnerte sich der schlaflosen Nächte an den Knicks, an den Wachtfeuern, an den Schanzen, als er sich die Seligkeit ausmalte, sie in den Armen zu halten; wie das Verlangen nach ihr wie ein Fieber in ihm raste. Da er trank, trank — um das Fieber zu betäuben, um sich wunschlos zu machen, um Gedanken und Erinnerungen zu töten. Er hatte glauben können, ein Abschied war das letzte Gespräch in Kopenhagen? Der Anfang war es von einer Hölle. Denn ihre zitternden Hände, das Zucken ihres Mundes hatten ihm gesagt — ich habe auf dich gewartet — und du bist nicht gekommen! Ihr wehes Schluchzen an ihres Mannes Schulter hatte ihm verraten — unglücklich bin ich! Und du dachtest, ich wäre so glücklich! Und ihre Augen, ihre armen, tränenüberströmten Augen hatten ihm verraten, wie es in ihr aussah!

Schneidend blies der Wind ihm ins Gesicht. Aber er merkte es nicht. Vor ihm stieg ihr Bild auf, wie er

sie zuletzt gesehen — — in der dunkel gehaltenen Bibliothek am Strandveien. Von den Wänden herab grüßte tote Weisheit aus alten Folianten; aus schwarzem Rahmen über dem aus Backsteinen gebauten Kamin sah das kluge Gesicht des Ministers Löwengaard herab. Aber ihm gegenüber, jenseits des breiten, auf Löwenfüßen ruhenden Tisches, saß Edith. Ihr weißes, angstvolles Gesicht, ihr geliebtes, zuckendes, junges Gesicht hob sich scharf von dem in Leder geschnitzten Löwengaardschen Wappen des alten Stuhls. Sie hatte die Handflächen so fest aneinander gepreßt, daß die Ringe sich streiften. Und sie zitterte. Sie zitterte, als er ihr erzählte, wie verzweifelt er war, als er sie suchte — und sie nicht mehr fand. Deutlich, ach so deutlich sah er, wie sie ihre beiden Zeigefinger in die Augenwinkel preßte, jene Bewegung, die bei ihr immer einem Tränenstrom vorausging, die das Zeichen ihrer Verzweiflung war. —

„Ich muß es vergessen," sagte er auf einmal — „ich muß es durchaus vergessen" — — denn er dachte an Marianne; an ihr gütiges, zärtliches Herz; an ihre schrankenlose Hingabe; an ihre Aufopferung. Das Leben hatte er ihr zu verdanken. Und er zwang sich dazu, an die Tage zu denken, da er in ihr einen Engel sah; da er sie eine Heilige nannte und ungeduldig auf ihre Tritte lauschte und glücklich war, wenn er ihre anmutige Gestalt neben sich sah. Aber das Bild zerfloß. Immer wieder zerfloß es. Ihre schönen, dunklen Augen sahen ihn schmerzlich an — und verschwanden. Mit Edith aber lief er zum See hinterm Rosenschlößchen. Mit Edith stand er unter hängenden Weiden und sah lachend das reizende Spiegelbild — „o Edith," hörte er sich sagen, „wie ist es nur möglich, daß soviel Seligkeit in einem Herzen wohnen kann!" Auf Tod und Leben hatte Edith gelegen, sagte ein Fremder. Sie hatte keine Freunde und kein Geld, sagte er. Was hätte aus ihr werden können, sagte dieser Fremde!

Und in seinem Haus war sie —

Er fühlte, wie etwas Feindliches gegen diesen Fremden in ihm aufstieg. Wie etwas Häßliches sich ihm in die Seele krampfte. Wie kam sie in sein Haus? Warum beschützte er sie? Und er wußte, daß es Eifersucht war, gegen die er umsonst sich wehrte.

„Pfui, Dietrich," sagte er laut, „schäme dich!" Und atmete tief auf. Und wollte durchaus an sein junges Glück denken. Aus Liebe hatte er Marianne geheiratet. Wie durfte er nur einen Augenblick vergessen, wie teuer sie ihm war! „Du bist mein Gottt!" sagte Marianne und sah in ihm den Menschen, dem sie sich mit ihrer reinen Seele anvertrauen konnte.

Der Nordost blies und fauchte um ihn her. Aus einem Hof heraus ertönte das klägliche Heulen eines Hundes. Grau und hoffnungslos dehnte sich der Himmel, und aus den winkligen Straßen und Gassen kroch die Dämmerung.

* * *

Dietz hörte von seinem Verwandten, dem Grafen Canitz, als er ihn am nächsten Morgen aufsuchte, daß Herr von Radowitz sie abends erwartete.

„Wer da ist, kann ich dir nicht sagen, mein Junge. Ich vermute, daß der Prinz kommt, ich denke auch, daß wir Herrn Jordan begegnen werden, der bei der Flottengründung beteiligt war. Diese ganze Flotte hat für mich ein stark demokratisches Odium, und ich verstehe es nicht, daß Radowitz sich an die Spitze der preußischen Flottenschwärmer stellt, daß er voll Ueberzeugung sagen kann, das nötigste zu Deutschlands Machtentfaltung sei eine Flotte. Für einen Schwarmgeist gibt es nun wirklich nichts Hinreißenderes als der Gedanke an Seemacht. Unsere guten Patrioten erinnern sich ja auch in allen Vorträgen an die Phönizier oder die Ragusäer oder die Venezianer, und es hat etwas Rührendes, wie sie an ragenden Masten und geblähten Segeln, an der Freiheit der Meere und Poseidons Dreizack sich begeistern. Es ist der Zauber, der von dem Element ausgeht. Das Bezeichnende ist ja auch, daß die Begeisterung für das Meer und die Flotte am größten ist bei den Binnenländern. An der Küste sieht man doch viel nüchterner zu, wie sich die Sache entwickelt."

„Aber Jordan soll doch sachverständig sein!" Dietz hatte so viel von Wilhelm Jordan gehört, sein Name schien mit der Gründung so eng verknüpft, daß er des Grafen Ablehnung für ungerecht hielt.

„Herr Jordan gilt als Sachverständiger für eine Kriegsmarine. Ich habe mir sagen lassen, daß weniger seine Kenntnisse als sein Organ ihm die Stelle des Marinerates verschafften, wodurch wieder der Kaufmann Duckwitz seine hervorragende diplomatische Begabung beweist."

Dietz mußte lachen. Der feine Spott des eleganten, noch immer schönen Mannes wirkte erfrischend und belebend auf ihn. Und das Selbstbewußtsein dieses Generals, der nur Preuße sein wollte und für sein Preußentum jederzeit sich geopfert hätte, übte auch auf ihn seine Wirkung. Er saß in einem pelzverbrämten Hausrock in einem bequemen Lehnstuhl vor dem still flackernden Feuer des Kamins, rieb ab und zu sein hochliegendes Bein, denn im russisch-polnischen Feldzug hatte er sich Rheuma geholt, das sich in diesen Tagen unangenehm bemerkbar machte. Er rauchte aus einer Meerschaumspitze, die er nach jedem Zug liebevoll ob der selten schönen Bräunung betrachtete. Auf Dietz hatte seine weltmännische Art, sein überlegener Sarkasmus stets großen Eindruck gemacht. Sein Urteil war ihm nicht maßgebend — aber immer interessant, und darum fragte er auch nach Herrn Kerst, dem zweiten Marinerat.

Der Graf seufzte.

„Soviel ich hörte, ist er Rektor in Meseritz gewesen und wurde für den Kreis Birnbaum in die Nationalversammlung gewählt. Er ist mal preußischer Artillerist gewesen, was für den Mann spricht, und hat in den zwanziger Jahren den brasilianischen Feldzug in Adjutantenstellung mitgemacht. Aber seine Sachkunde leitet er von seinem achtmonatigen Aufenthalt auf einem brasilianischen Kriegsschiff her — seine Aufgabe war als Artillerist der brasilianischen Armee, dieser das Zusammenwirken mit der Flotte zu vermitteln."

„Und jetzt?"

„Hat ihm die Regierung auch ein Amt gegeben!!

Für mich haben diese beiden Marineräte nur eine Lichtseite: sie sind Preußen trotz aller Einigkeitschwärmereien. Und werden wieder Preußen sein, wenn der Frankfurter Rausch vorüber ist. Das weiß Radowitz, und das weiß unsere königliche Hoheit und lassen sie gründen. Ein Kaufmann, ein Dichter und ein Lehrer gründen die deutsche Kriegsmarine. Muß sie da nicht vollkommen werden?"

„Wie boshaft Sie sind, Onkel!"

„Ich bin nie weiter davon entfernt gewesen, Dietrich Wendemuth, denn ich traure um vergeudetes Nationalvermögen. Vielleicht wäre die Flotte von Wert gewesen, wenn man sie bei Anfang des Krieges besessen hätte. Jetzt kann sie nur zur Vermehrung der Schwierigkeiten dienen. Das aber, was sie sein sollte, das sichtbare Zeichen deutscher Einigkeit, ist schon jetzt eine Schimäre. Von Schmerling habe ich gestern erfahren, daß Österreich jede Bezahlung ablehnt mit dem Hinweis, daß es durch die Unterhaltung seiner Mittelmeerflotte genügend an Deutschlands Macht zur See beteiligt sei. Sachsen weigert Zahlung, Kurhessen scheint sich auf seine Verschwägerung mit der dänischen Krone zu besinnen, und Luxemburg-Limburg fühlt sich mehr belgisch wie deutsch. Danach scheint mir, daß man von der von der Nationalversammlung bewilligten Gesamtsumme von sechs Millionen schon jetzt zwei Millionen als nicht zu erlangen streichen kann. Welche Garantie haben wir Preußen nun, daß unser gutes, preußisches Geld in einer dem Vaterland Nutzen bringenden Weise angelegt wird?"

„Prinz Adalbert steht an der Spitze!"

„Gewiß", sagte Canitz und betrachtete zärtlich seine Meerschaumspitze.

Aber nach einiger Zeit begann er wieder:

„Und nun denke mal an die Besprechungen über den Küstenschutz, mein Junge. Ich hörte gestern Herrn Jordan mit Herrn Major Teichert darüber beraten, wie ich bei Milani meinen Kaffee trank. Herr Jordan hat nach seiner eigenen Angabe einen einzigen Küstenschutz gesehen: Es ist ein alter Böller auf dem englischen Felsen Helgoland, von dem er erzählt, er sei in schlechtem Zustand, und er begreife die englische Sorglosigkeit nicht. Ich begreife sie recht gut. Ich möchte mal den sehen, der es wagen würde, den rostigen Böller da oben anzugreifen. Und wie sie sich das mit dem Küstenschutz denken, bin ich begierig zu erfahren. Sie scheinen weder Landeshoheiten zu kennen, noch denken sie an Geschütze, die doch beide zu ihrem Vorhaben recht notwendig sind."

„Aber es liegt doch im eigensten Interesse der Seestaaten —" Dietz verstand des Grafen Gedankengang nicht ganz.

„Gewiß, mein Junge. Aber es liegt auch in deren Interesse, über sich selbst zu verfügen und zu tun, was ihnen selbst beliebt. Vide Austriam. Unter keinen Umständen wird Österreich den Frankfurter Marinebehörden Einfluß auf seinen Küstenschutz oder seine Adriaflotte gestatten. Was klar daraus zu erkennen ist, daß der Verwaltungsrat des Lloyd, als er vom Bundestag um Hergabe von Schiffen für eine deutsche Marine gebeten wurde, nach langem Schweigen antwortete, daß es seine Schiffe zum Postverkehr selbst gebraucht, die Dampfschiffe aber dem K. K. Marineoberkommando zur Verfügung gestellt hat. Was doch gewiß deutlich genug ist. Und ich denke, daß Preußen hierüber denselben Ansichten huldigt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein österreichischer Reichsverweser und ein Frankfurter Reichsminister sich um den Schutz der preußischen Küsten kümmern dürfen. Und es scheint mir, daß Se. Majestät durch den Befehl, 80 Kanonenschaluppen zu bauen zum Schutz der Küste, das Richtige getroffen hat. Allerdings werden nun, wie ich gestern von Radowitz hörte, die bereits erbauten zehn Schaluppen vom Reich übernommen und infolgedessen auch dem Reich in Anrechnung gebracht. Schon um den fortwährenden Glauben zu entkräften, Preußen verfolge eigene Pläne. Ich halte es für einen sehr klugen Coup des guten Kamphausen. Das Reich ist nun verpflichtet, auf seine Kosten unsere Küsten mit preußischen Booten zu beschützen. Vielleicht erfährt man heute abend, wie sich Herr Duckwitz die Beschaffung der Geschütze gedacht hat."

„Ich glaube, England würde gern liefern." Dietz erinnerte sich an Stürkens' Worte.

Canitz lächelte überlegen.

„Ich bin von dem Geschäftsinn der Engländer überzeugt, lieber Dietrich. Aber auch von Lord Palmerstons Entschluß, in Sachen deutsche Kriegsmarine Neutralität zu wahren. Und ich glaube, das weiß Herr Duckwitz so gut wie ich und unterschätzt die Schwierigkeit nicht. Es gibt in Deutschland keine einzige Geschützfabrik. Wir sind in Preußen sogar auf Schweden und Belgien angewiesen."

Der Kammerdiener kam. Überreichte die eingegangene Post. Flüchtig sah Canitz sie durch. Gab einen Brief an Dietz.

Täglich kam ein dicker Brief von Marianne. Täglich las Dietz, wie ihr Leben tot und reizlos war, wenn er nicht bei ihr war. Daß sie krank und elend war, und daß sie glücklich wäre, wenn sie die Zeit bis zu seiner Rückkehr verschlafen könnte. Genau wollte sie wissen, was er tat — wen er gesehen.

„Noch etwas für dich", sagte der Graf. „Du entschuldigst mich" — mit dem goldenen Lorgnon vor den Augen überflog er den Inhalt eines eng beschriebenen Blattes. Dietz trat ans Fenster, las Stürkens' Billett.

Er bat um Dietrichs Gesellschaft für heute abend. In den nächsten Tagen, wenn nicht schon morgen wollte er nach England abreisen. Mit dem Minister Duckwitz hatte er gesprochen; er hatte ihm empfohlen, mit der englischen Offerte zum Prinzen Adalbert zu gehen. Nachmittags wollte ihn der Prinz empfangen.

Das Blut schoß ihm in die Schläfen. Und alles, was er seit gestern abend durchlebte, die Kämpfe einer schlaflosen Nacht, quälende Erinnerungen, wilde Wünsche — alles, was er vergessen wollte, war erwacht. Die Eifersucht, die er niedergerungen glaubte, packte ihn von neuem. Wieder war der wütende Schmerz da, der ihn folterte — in Stürkens' Haus war Edith! Was tat sie in seinem Haus? Hielt er sie zurück, um sie selbst zu besitzen? Beschützte er sie, um die Beute um so sicherer zu haben? Ohne Schutz war Edith — und von be-

rückendem Liebreiz. Sollte Stürkens blind dagegen sein? Und — das war das schrecklichste für ihn, was durfte es ihn kümmern, daß sie in seinem Haus war! Wie durfte es ihn erschüttern, daß sie sich scheiden ließ! Ein Verrat war es an Marianne, die ihm vertraute. Ein Treubruch war es. —

„Schlechte Nachrichten?" fragte der General, der ihn beobachtete.

Schweigend reichte Dietz ihm das Billett. Canitz las die Unterschrift.

„Stürkens? Wer ist Stürkens?"

„Mein Onkel Joachim heiratete eine Stürkens."

„Ja — ja — die republikanische Verwandtschaft — da fällt mir die kleine Löwengaard ein" — er lächelte — „ausgeschlossen die eigene Braut, habe ich nie ein so süßes Bräutchen gesehen, du warst damals in Paris, nicht wahr? Ich erinnere mich, daß ich Mitleid mit der kleinen Person hatte. Ich weiß nicht, ob sie aus Angst oder vor Glück ihre Tränen vergoß. Und was will dieser Stürkens von dir? Eine Einladung? Heute abend?"

„Ich lehne natürlich ab." Dietrichs Stimme war heiser.

„Gewiß. Und was bedeutet die englische Offerte?"

„Er hat Schiffe zu verkaufen."

„Nicht übel. Aber ich zöge vor, mir solche Leute vom Halse zu halten."

Dietz bekämpfte umsonst eine steigende Verlegenheit.

„Er gehört zu den ersten Familien Hamburgs."

„Davon bin ich überzeugt." Er reichte ihm die Hand. „Nun leb wohl, mein Junge, langweile dich nicht und sei pünktlich. Radowitz legt Wert darauf."

Als Dietz es sich in seinem behaglich durchwärmten Raum bequem gemacht, nahm er aus einem Etui ein Aquarell Mariannens und sah unverwandt auf das hübsch gemalte Porträt, das in der liebenswürdigen Manier Kaulbachs eine hübsche Frau in eine Schönheit wandelte. Er wollte durchaus die seligen Stunden zurückrufen, die er mit ihr verlebt; wollte durch das Bild erinnert sein an seine fast wunschlose Glückseligkeit, wenn sie neben ihm sitzend seine Hand hielt, die zart und geschickt des Arztes Anordnungen befolgte, wenn sie mit ihren reinen, schönen Augen zu ihm aufsah wie zu der Gottheit selbst. Er wollte durchaus die Tage seiner jungen Liebe zurückrufen — und konnte es nicht.

Nein —er konnte es nicht!

Er sah das zärtlich lächelnde Bild an — und sein Blick war finster. Er sah in die glänzenden, dunklen Augen — und sie sagten ihm nichts mehr. Er sah den kleinen Mund, der so willig sich ihm geboten — und er hatte kein Verlangen nach ihren Küssen. Er erinnerte sich, wie er vor ihr gekniet in überströmender Dankbarkeit, als sie seine Werbung angenommen, und in dieser fürchterlichen Stunde wußte er, daß alles, was er getan, eine Lüge war, eine schreckliche Lüge! Denn seine Empfindungen maß er plötzlich an der quälenden Angst um Edith, an der törichten Seligkeit, die jedes zärtliche Wort, das längst, längst gesprochen war, noch heute in ihm entfachte. Mehr noch! Er maß es an der steigenden Eifersucht gegen Stürkens! In seinem Haus war Edith. Er aber sah sie schon in seinen Armen. Er kannte ja den betörenden Reiz, der von ihr ausging. Wer sollte gegen ihn unempfindlich bleiben? Ein Mann mußte in taumelndes Entzücken geraten, zu wissen, daß dieses süße Geschöpf ihm gehören konnte! Alles würde er versuchen, sie zu erobern! Sie aber war allein! Ohne Freunde — ohne Geld — die Familie hatte sich losgesagt, und er, der sein Leben für sie lassen würde, gehörte einer andern.

Die Qual war so groß, daß er aufsprang und wie toll hin und her lief. Die Qual war so groß, daß seine Phantasie ihm blutige Bilder zeigte. Wenn er Stürkens forderte? Wenn er Edith sagte: Ohne dich ist mir das Leben nicht länger möglich — laß uns sterben, damit die Qual aufhört — laß uns fliehen! In irgendein Land, an einen Ort der Erde, wo wir selig sein wollen, oder wo wir sterben wollen! — Die Qual war so groß, daß er daran denken konnte, vor Marianne zu treten und ihr zu sagen: Ich habe gelogen! Es war meine Krankheit und meine Dankbarkeit, deine Güte und Anmut, die mich zu der Lüge verleiteten!

Da lachte er. Ein rauhes, gequältes Lachen. Nie würde er so zu Marianne sprechen. Aber der Unwille, den er schon jetzt gegen sie empfand, würde sich steigern zu unerträglicher Höhe. Nie würde der schreckliche Verdacht von ihm weichen, daß sie von Ediths Unglück gewußt, daß sie auf Ediths Unglück ihr Glück gebaut. Nie würde er ihr verzeihen können, daß er ihretwegen der Geliebten untreu geworden.

O Edith!

* * *

Herr von Radowitz war in lebhaftem Gespräch mit dem Marineminister, als Canitz und Dietz gemeldet wurden. Trotz ihrer Pünktlichkeit waren die beiden Herren doch später erschienen als die übrigen Gäste, die in zwanglosen Gruppen umherstanden, sich unterhielten und, wie es sich später zeigte, alle zur Marinekommission gehörten. Die beiden Marineräte Jordan und Kerst sprachen laut und erregt auf einen jungen, amerikanischen Marineoffizier ein, der auf Einladung des Frankfurter Marineministers von seiner vor Bremerhaven ankernden Fregatte beurlaubt war. Sie bildeten mit dem Minister die Marineabteilung, die das ganze Rechnungswesen und die Verwaltung, den Ankauf und den Bau, Kontrahierung von Schiffen und Gegenständen, die Genehmigung der Honorare, Bewilligung von Reisekosten, Anstellungen und Untersuchungen zu leiten hatten. Neben ihr hatte man die technische Kommission unter dem Vorsitz des Prinzen Adalbert errichtet, um eine Form zu finden, den Prinzen, der eine der Nationalversammlung verantwortliche Ministerstellung als Hohenzoller nicht übernehmen konnte, trotzdem an das Ministerium zu fesseln und seine reiche Erfahrung in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Auf seinen Wunsch waren Radowitz, Major Teichert, der Österreicher Möhring und der Bremer Gevekoht, die schon im Mai zu dem Marineausschuß gewählt waren, ersucht worden, in die Kommission zu treten. Canitz wechselte mit einigen Händedruck, begrüßte sehr herzlich von Wangenheim, und lorgnettierte den Amerikaner. Dem republikanischen

Minister begegnete er mit einer Liebenswürdigkeit, die Dietz nicht erwartet hatte, und Radowitz reichte er die Hand, während er in gemachter Ratlosigkeit den Kopf schüttelte.

„Eine Überraschung nenne ich das, lieber Freund. Sie feiern Marinekongresse, und mich armen Soldaten laden Sie zum Zusehen ein.“

„Nennen Sie es eine List“, Radowitz legte seinen Arm in den des Freundes. „Ich habe kein sehnlicheres Verlangen, als Sie zum Sprachrohr in Berlin für unsere Bestrebungen zu machen.“

Aber Canitz erhob abwehrend die Hand.

„Sie kennen meine Überzeugung. Und ich achte die Ihrige. Das muß uns genügen. Sind Sie zufrieden mit den bisherigen Erfolgen, Herr Minister?“

Duckwitz verbeugte sich leicht.

„Von Erfolgen kann noch keine Rede sein. Aber wir haben doch Aussicht darauf. Es sind verschiedene Punkte, die mich mit froher Zuversicht erfüllen. Ich glaube versichern zu können, daß wir trotz aller Schwierigkeiten bei Ausbruch der Feindseligkeiten im März dem Feind Schiffe entgegenstellen können. Und, was Sr. Königlichen Hoheit und mir von größter Wichtigkeit ist: wir haben Aussicht auf einen tüchtigen Seeoffizier, der bereit ist, die Gründung der Marine zu übernehmen.“

Canitz richtete sein Lorgnon auf den Amerikaner.

„Jener junge Mann dort?“ fragte er mit kaum merklichem Spott.

„Nein, Herr General. Es ist der Fregattenkapitän Brommy, der durch sein ganz hervorragendes Buch ‚Die Marine‘ die Aufmerksamkeit des Marineausschusses auf sich lenkte. Der Marineausschuß hat es sich zur Aufgabe gemacht, deutsche Seemänner ausfindig zu machen, die zurzeit in fremden Diensten stehen, aber geneigt sind, ihre Kenntnisse dem Vaterland zu widmen. Es sind uns drei bekannt geworden, der holländische Kapitän Schröder, der jetzt in preußischen Diensten ist, Kommandant Donner in Kiel und Brommy, bis jetzt in griechischen Diensten; sie sind vorläufig der technischen Kommission attachiert. Mit Brommy stehe ich in Briefwechsel. Aus dem, was ich bisher über ihn erfuhr, glaube ich entnehmen zu können, daß wir den richtigen Mann gefunden haben.“

Canitz hörte liebenswürdig zu. „Ich wünsche Ihnen alles Gute“ und zeigte auf Dietz. „Wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen jungen Freund vorzustellen“ — —

Dietz empfand lebhafte Genugtuung, daß Duckwitz sich seiner erinnerte.

„Zudem ist Baron Wendemuth Flottenangehöriger“, sagte Radowitz.

Fragend ruhten die klugen Augen des Bremers auf ihm.

„Ich war vier Wochen auf der Hamburger Flottille“, sagte Dietz, und unwillkürlich lächelte er.

Auch Duckwitz lächelte. „Demnach Sachverständiger.“

„Nein, Herr Minister. Aber ein entschiedener Freund der Marine.“

„Das ist ein gutes Wort, Herr Baron. Wir brauchen Freunde. Wollen Sie Mr. Turnbull kennen lernen. Er ist Leutnant auf der Fregatte ‚St. Laurence‘.“

Die jungen Männer schüttelten sich die Hände.

Und dann wurde er den Marineräten vorgestellt. Die majestätische Haltung Jordans fiel Dietz auf. Er verstand es, durch rasche Worte oder bedeutsames Schweigen, durch die Haltung seines Kopfes, durch das Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes seine Persönlichkeit zu betonen. Seine Rede war hinreißend, sein Organ voll und tönend.

Beide waren in hohem Maße von Eifer beseelt. Am 17. Juni hatten sie sehr energisch für Portofreiheit der eingehenden Gelder und für Befreiung der für die Flotte eingehenden Materialien von Abgaben sich verwendet. Am 23. September sprach Jordan über die Ausführung des Beschlusses wegen Bewilligung der sechs Millionen, worauf Herr v. Beckerath am 30. antwortete, und am 30. Oktober gab es eine Menge Interpellationen wegen Übernahme der Hamburger Flottille. Um so bedeutungsvoller aber war ihr hartnäckiges Drängen nach der Marine, ihre stürmische Forderung einer Seemacht, ihre heftigen Anklagen, daß die Nation um ihr heiligstes Gut betrogen wurde.

Kerst sprach laut und lebhaft von den begründeten Hoffnungen, die man an das Erscheinen dieses griechischen Kapitäns Brommy knüpfte.

„Es geht ihm ein ausgezeichneter Ruf voraus. Aus seinen Papieren haben wir gesehen, daß er lange Zeit in amerikanischen Diensten stand. Eine bessere Empfehlung kann es nicht geben“, er verbeugte sich artig gegen den Amerikaner, der seine weißen Zähne zeigte und die Schmeichelei freundlich entgegennahm.

„Aber er kann nur auf Kauffahrteischiffen gefahren sein“, betonte er trotzdem.

Ja. Auf Kauffahrteischiffen. Aber dann kamen die griechischen Befreiungskriege. Noch heute überwältigt Lord Byrons Geschick. Und Major v. d. Tann, der Held von Schleswig-Holstein, erntete seine ersten Lorbeeren in Griechenland. „Sie kennen ihn doch?“ fragte er Dietz in fast drohendem Ton.

Dietz verneigte sich förmlich. Die lärmende Unruhe des Mannes mißfiel ihm.

„Es spricht für Brommy, daß er sich ohne weiteres in den Dienst der Unterdrückten stellte“, sagte Jordan, und auf seinem Gesicht lag Wohlwollen. „Es hat mich sehr für ihn eingenommen. Er hat sich damals — es war 1827 — sofort Lord Cochrane zur Verfügung gestellt. Sie kennen Lord Cochrane?“ Diesmal wandte er sich an den Schiffsleutnant.

Wieder zeigte der Amerikaner sein glänzendes Gebiß. Es war naiv von diesen Deutschen, anzunehmen, daß ein Marineoffizier über die Verdienste des Lord Cochrane, dieses großen Seehelden aus der napoleonischen Zeit, nicht unterrichtet sein sollte!

Jordan erhob seine Stimme, denn er sah, daß Canitz und der Major von Wangenheim sich näherten, und er war stets bemüht, einen großen Kreis an dem, was er zu sagen hatte, teilnehmen zu lassen.

„Eine bessere Schule könnte es natürlich nicht für ihn geben“, sagte er. „Gewissermaßen handelte es sich in den ersten Jahren nur um einen Raubkrieg. Und gerade der verlangt persönliche Tapferkeit und schnelles

Handeln, nur zu oft tollkühnen Mut und äußerste Besonnenheit, was uns heute sehr zustatten kommt. Mir persönlich ist Brommy sympathisch durch die fast antike Ruhe und Kaltblütigkeit, mit der er teilnahm an der Zerstörung seines Schiffes, mit dem er mit der ganzen Liebe eines Seemannes verknüpft war. Sie wissen ja, daß die Griechen selbst ihre Flotte verbrannten, weil sie ihre Auslieferung an Rußland durch den verhaßten Präsidenten Capo d'Istria befürchteten. Das Schiff ist die Geliebte des Seemannes. Auch eine von den vielen Poesien, die ich so sehr bei den Seeleuten schätze. Nun denken Sie den heroischen Entschluß dieses Mannes, meine Herren, der die Kraft hat, sein Schiff lieber in Flammen aufgehen zu sehen, als es dem ränkesüchtigen Gegner auszuliefern."

Den Grafen Canitz interessierten weder Kapitän Brommy, obgleich er genug von ihm gehört hatte, noch die Griechen, gegen die er einen persönlichen Groll wegen ihrer undankbaren Haltung ihrem König Otto gegenüber hegte.

Wangenheim teilte seine Ansichten. Aber von Brommy sprach er mit höchster Anerkennung.

„Wenn wir uns eine Marine gründen, Herr Graf, ist es doch von höchstem Wert, die richtigen Männer für sie zu finden. Der bayrische Gesandte in Athen hat ihn Sr. Königlichen Hoheit persönlich warm empfohlen. Soviel mir bekannt ist, ging er nach Auflösung der griechischen Flotte nach Frankreich und Deutschland und hielt sich zu der Zeit in München auf, als Prinz Otto zum König von Griechenland proklamiert wurde. Mit ihm ging er nach Athen zurück, und es ist in erster Linie seinem hervorragend organisatorischen Talent zu verdanken, daß die griechische Marine sich wieder entfalten konnte. Aus eigenster Erfahrung weiß er also, was not tut."

„Er hat mir zuviel mit Revolutionären verkehrt", sagte Canitz und unterdrückte ein sarkastisches Lächeln.

Wangenheim aber verneinte lebhaft.

„Er gehörte während der ganzen Zeit der Regierung des Königs zur Hofgesellschaft. Die Stellung, die er bekleidete, bedingte es ja auch. Seine Papiere bestätigten, daß er Kommandant des Marinearsenals und interimistisch mit den Funktionen des Seepräfekten betraut war. Die Marineschule im Piräus ist nach seinen Plänen errichtet, und er hat ihr vorgestanden, bis er durch die Revolution vor drei Jahren seinem Werk ein Ende bereitet sah. Immerhin hat er in Anerkennung seiner Verdienste auch weiter den Vorsitz über das Marinekriegsgericht. Se. Königliche Hoheit hat für sein Werk ‚Die Marine', das ja auch die Aufmerksamkeit des Marineausschusses auf sich lenkte, Worte der höchsten Anerkennung. Brommy ist ein Mann der Tat. Die literarische Betätigung, so wertvoll sie der Allgemeinheit werden kann, genügt ihm nicht. Er ist aber auch durch und durch deutsch. Ich hörte, daß er, als er zur Disposition gestellt wurde, ein Immediatgesuch an das preußische Ministerium richtete, in preußische Dienste übernommen zu werden. Da die Gründung einer preußischen Marine damals nicht beabsichtigt war, konnte er natürlich keine Berücksichtigung finden. Ich bin überzeugt, daß Duckwitz sich ein großes Verdienst um die Marine erworben hat durch Engagement dieses Mannes." Aber der Graf antwortete darauf nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald als Ernährer in der Kriegzeit.

Von G. S. Urff. Hierzu 7 photogr. Aufnahmen.

Es genügt nicht, während der jetzigen Kriegzeit nur an die Nahrungsmittel zu denken, die dem Menschen unmittelbar dienen. Vielmehr muß auch Sorge getragen werden, den Viehbestand zu erhalten und das dafür notwendige Futter zu beschaffen. Hier ist nicht nur an die Haustiere zu denken, die uns durch ihr Fleisch oder ihre Milch wichtige, unentbehrliche Nährstoffe liefern, sondern auch an die Pferde, die unserm



Schweineherde im Eichenwald.

Heer dienen, und die deshalb den größten Anspruch auf gute Verpflegung besitzen. Ihrem Bedarf gegenüber müssen alle anderen Haustiere zurückstehen. Da nun aber unsere Landwirtschaft durch die Sorge für Volk und Heer schon aufs höchste angespannt ist, also nicht etwa daran denken kann, früheres Kulturland in Weideland umzuwandeln, da sie ferner das Fehlen der ausländischen Futtermittel selbst schwer empfindet, so muß sie sich nach neuen Hilfsquellen für die Erhaltung des unbedingt notwendigen Viehbestandes umsehen.

Da ist nun die Forstbehörde hilfreich eingesprungen und hat den Wald als Weidegebiet geöffnet. Unsere Wälder liefern stellenweise hervorragend gute Weideplätze. Man braucht nur einmal einen lichten Eichen- oder Kiefernwald zu betreten, um sich zu überzeugen von dem frischen, saftigen Gras, das den Boden deckt. Die Waldweide hat in früheren Zeiten in Deutschland eine ganz bedeutende Rolle gespielt. Fast alle Waldgemeinden besaßen das Hüterecht, d. h., sie durften ihre Herden in den Wald auf die Weide treiben, sooft und solange es ihnen beliebte. Nur die Zahl der Tiere, die auf die Weide gehen durften, war genau festgesetzt und durfte nicht überschritten werden. In manchen Gegenden besteht dieses Recht noch heute, und die Gemeinden wachen sorgfältig darüber, daß es ihnen nicht verloren gehe. Meist aber ist das Recht vom Staat abgelöst worden, und mit gutem Grund. Forstpflege und Viehweide vertragen sich nicht miteinander. Am schädlichsten unter allen Haustieren sind in dieser Hinsicht die Ziegen. Sie verzehren am liebsten die jungen Baumtriebe und könnten deshalb, wenn sie in eine Schonung gerieten, geradezu verheerend wirken. Aber man wird ja die Tiere nicht ohne Aufsicht lassen und sie von allen Orten, wo sie größeren Schaden anrichten können, fernhalten.

Wir können die Waldweide einteilen in Erd-, Boden- und Holzweide. Die Erdweide wird fast ausschließlich von den Schweinen benutzt (Abb. S. 1073). Sie besitzen in ihrem kräftigen Rüssel das geeignete Werkzeug zum Durchwühlen des Bodens. Sie finden im Boden eine Menge von Nährstoffen, Wurzeln, Insektenlarven und andere kleine Tiere, Früchte, namentlich Eicheln. Das vergangene Jahr war ein vorzügliches „Mastjahr". Viele tausend Zentner Eicheln sind von ärmeren Leuten in unseren Eichwäldern aufgelesen worden und haben gegen gute Bezahlung zur Schweinemast Verwendung gefunden. Der gute Lohn war gewiß ein Ansporn zu sorgfältigster Tätigkeit. Und trotzdem, wenn wir jetzt durch einen Eichwald gehen, bemerken wir, wie die jungen Eichpflänzchen gleich Pilzen aus der Erde schießen und stellenweise den ganzen Boden bedecken. Ein Beweis dafür, wie viele Früchte trotz des sorgfältigen Suchens liegenblieben. Diese Sämlinge haben, vom forstwirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, kaum einen Wert. Eine weit größere Bedeutung hätten die Samen als Schweinefutter besessen, denn dann wären sie in gutes, nahrhaftes Fleisch umgewandelt worden. Die Forstbehörde hat dies auch eingesehen und viele Wälder zur Benutzung als Schweineweide freigegeben. Die Gemeinden haben von dem Angebot gern Gebrauch gemacht. Allein im Regierungsbezirk Trier sollen bis jetzt



Kuhherde im Walde.



Mähen von Waldheu.



Gänseherde im Walde.

350 Gemeinden ihre Schweineherden in die Staatswaldungen eintreiben. Welch ein vorzügliches Mastfutter die Eicheln abgeben, hat man im vergangenen Herbst und Winter erkennen können. Sind doch damals Schweine allein durch den Weidegang in Eichenwaldungen zu einem Gewicht von weit über zwei Zentner gebracht worden.

Sind die Schweine die einzigen Tiere, die für die Ausnützung der Erdweide in Betracht kommen, so sind dafür die Liebhaber der Bodenweide um so zahlreicher. Zu ihnen gehören alle grasfressenden Tiere, Gänse, Schafe, Ziegen, Kühe u. a. (Abb. S. 1075 u. untenstehend). das Grasheu, als Futter. In manchen Gegenden finden wir noch heute Hainbuchen mit auffallend kurzen Stämmen und dichter Krone, ähnlich den Kopfweiden (s. Abb. „Gänseherde"). Diese Form wurde ganz besonders zur Gewinnung des Laubheus herangezogen, denn in dieser Form bildet der Baum zahlreiche, dicht belaubte Triebe, die ein besonders gutes Laubheu liefern. Daß das Gras an Waldwegen und auf Blößen in diesem Jahr nicht umkommen darf, sondern als Heu eingebracht werden muß, braucht nicht besonders betont zu werden (Abb. S. 1075).

Der Wald ist aber nicht nur ein Ernährer unserer



Schafherde auf der Waldwiese.

Ein gewisser Schade erwächst dem Wald durch den Weidegang sicher, denn mit dem Gras werden dem Boden mineralische Bestandteile entzogen, die sonst für den Aufbau der Bäume hätten nützlich sein können. Aber die Weidenutzung soll ja auch nicht zur Regel werden, sondern nur einen Notbehelf bilden für die Zeit des gegenwärtigen Krieges.

Erst recht soll dies von der Nutzung gelten, die man als Holzweide bezeichnet. Hierher gehört in erster Linie die Gewinnung des Laubheus, die ja jetzt innerhalb gewisser Grenzen ausnahmsweise auch wieder gestattet worden ist. Früher war die Laubheubereitung allgemein üblich (Abb. S. 1077). Sie bestand darin, daß man besonders von Eichen und Hainbuchen das Laub abstreifte und trocknete. Im Winter diente es dann, wie Haustiere; er liefert auch dem Menschen selbst manche willkommene Speise. Wer dächte da nicht zuerst an die Waldbeeren, die wohl noch nie eine so hohe Bedeutung gehabt haben wie in diesem Jahr, selten auch in solcher Menge und Güte zu finden waren. An erster Stelle stehen unter allen Waldbeeren die Heidelbeeren (Abb. S. 1077). Sie sind zu einem wirklichen Volksnahrungsmittel geworden, das uns unsere Wälder ganz umsonst liefern. Nur holen muß man sie sich aus dem Wald und ihm bei dieser Gelegenheit einen ausgiebigen Besuch abstatten. Man wird es nicht bereuen, ihm einige Stunden gewidmet zu haben, dann wird er uns die Augen öffnen, nicht nur für seine Schönheiten, sondern auch für die Wohltaten, die er uns spendet und die wahrlich nicht gering zu achten sind.



Beim Abstreifen des Eichenlaubes, das für „Laubheu“ bestimmt ist.



Heidelbeerpflücken.

Die große Heimat.

Skizze von Gertrud Papendick.

Als Oberleutnant Deeken in die Jakobikirchstraße einbog, fingen gerade die Glocken an zu läuten. Von den beiden kurzen, grauen Türmen der alten Jakobikirche klangen sie zuerst dumpf und schwer und rollend, weil sich der Ton in den engen Gassen verfing. Dann fielen die Glocken von St. Lazarus ein, dann die der Jadwigakirche; von fern trug der Wind den weichen Glockenton der Ignatiuskapelle an der Zedlatscher Straße her. All die vielfarbigen Töne einten sich zu einem gewaltigen dumpfen, melodischen Geläut, unter dem die kleine Stadt sich duckte wie unter den Donnerschlägen eines Strafgerichts.

Und doch schien die Nachmittagsonne hell auf die dunklen Mauern von St. Jakobi und auf das frische Grün der Büsche, die sich an die Pfeiler schmiegten.

Oberleutnant Deeken ging sehr langsam und nachdenklich über das holprige Pflaster des Kirchplatzes. Er mußte sich besinnen. Und dann fiel ihm ein, daß heute Sonnabend war, und daß die Glocken zur Abendmesse riefen. Es kam ihm vor, als läge es schon Jahre zurück, daß er zum letztenmal dieses tiefe, wundervolle Geläut gehört hatte; als gehörte es in längstvergessene Zeiten, daß er Abend für Abend nach dem Dienst hier über den malerischen St.-Jakobi-Platz, durch das bunte Getriebe der Meßgänger hindurch nach der Tidemannstraße gegangen war, in der Hesses Wohnung lag.

In der Leopoldstraße war es leerer und stiller. Nur der Klang der Glocken ging mit ihm, geleitete ihn weiter, hinaus aus dem altpolnischen Viertel in die neuere Stadt bis vor das schmucklose und stillose Etagenhaus der Tidemannstraße.

Vor der Tür mußte Deeken stehenbleiben. Er war zuletzt schnell gegangen, und sein kaum geheilter Fuß schmerzte ihn. Aber es war noch etwas anderes, das ihn ein paar Augenblicke hier unten festhielt: nicht Angst vor der Stunde, die vor ihm lag. Aber es war in ihm etwas wie ein schmerzliches Verwundern darüber, daß hier alles so unverändert war; daß da das Schild mit dem Namen steckte, und daß oben auf dem Balkon des dritten Stockwerks die Pelargonien blühten wie jedes Jahr.

Und doch lag der Mann, der hier zu Hause gewesen war, seit Monaten in Frankreichs Erde.

Endlich stieg Deeken die Treppen hinauf. Das Mädchen, das ihm öffnete, kannte er nicht. Es war ein junges, schmuckes Ding mit dem warmen Reiz der Polin im Gesicht. Die gnädige Frau wäre nicht zu Hause, sagte sie, nur die Kinder.

Deeken trat an ihr vorbei in den Flur. Nach alter Gewohnheit stülpte er die Mütze auf den Haken links neben dem Spiegel, schnallte den Degen ab und hängte ihn darunter. Das Mädchen sah ihn verwundert an, aber sie wagte wohl nicht, etwas zu sagen.

Und Deeken machte die Tür zum Wohnzimmer auf und ging hinein. Da saßen im Sonnenschein auf dem Teppich die drei kleinen Söhne Martin Hesses und spielten mit Soldaten.

O du grausame Unschuld der Kinder, dachte er. Du machst aus dem blutigsten Schrecken ein Spiel; dir wird der größte Jammer der Erde zur Freude. — Aber er kam nicht auf den Gedanken: wenn ich Kinder hätte, würde ich ihnen das Spiel verbieten. Das ererbte Soldatenblut war so stark in ihm, daß es ihm selbstverständlich war: diese Jungen mußten das spielen, die sollten das spielen — gerade weil ihnen draußen im Feld eine französische Kugel den Vater genommen hatte.

Er nahm den Kleinsten vom Boden auf, hob ihn in beiden Armen hoch, drückte ihn an sich. „Du, Heini," sagte er, „min lütt Jung!"

Der Älteste, Otto, fast sechsjährig schon, der im runden Kindergesicht die schönen, dunklen Augen des Vaters hatte, stand auf, sah den großen Soldaten aufmerksam, fast mißtrauisch an und wich scheu zurück. Die graue Felduniform mochte ihm fremd erscheinen, vielleicht auch das hager gewordene Gesicht unter dem geschorenen Haar.

Der zweite, Willy, spielte seelenruhig weiter. Der Kleine aber, den Deeken auf dem Arm hielt, strampelte und schrie aus Leibeskräften: „Hunter will er! Hunter will er!"

Da stellte Deeken ihn lachend auf die Füßchen und setzte sich dann, so lang er war, selber auf den Teppich mitten unter die Schachteln und die Kanonen und all die bleiernen Helden.

„Du, geh weg," sagte Willy unwillig, „nich meine Fanssosen kaputt machen."

Nun lachte Deeken noch mehr: „Ihr Jungens, ihr seid mir eine schöne Bande! Wollt mich rausschmeißen? Kennt mich wohl gar nicht mehr, was, Ott?"

Der Große sah ihn steif an, die Hände auf dem Rücken. Und dann schrie er plötzlich los: „Datte, Datte!" und fiel ihm mit stürmischer Zärtlichkeit um den Hals.

„Na, siehste wohl", sagte Deeken . . .

„Datte" nannten ihn die Kinder. Wie er zu dem Namen gekommen, hätte keiner sagen können. Vielleicht stammte er aus Heinis Kauderwelsch. Jedenfalls haftete er ihm an, unausrottbar und unabänderlich, und seitdem er aus den Wänden der Hesseschen Wohnung hinausgelangt war, gab es auch unter den Kameraden kaum einen, der nicht „Datte" sagte.

Und Datte saß auf dem Teppich und spielte Soldaten mit den Söhnen seines gefallenen Kameraden.

So fand ihn Martin Hesses Frau.

„Da is wer," hatte das Mädchen ihr gesagt, „ein Offizier." Als sie die Mütze hängen sah, wußte sie, wer es war. Und der armen Frau, die das Weinen verlernt hatte, stieg es heiß und naß in die Augen, als sie das Bild in ihrem Zimmer fand.

„Lieber Datte," sagte sie, „sind Sie's wirklich?"

Deeken sprang auf die Füße: „Verzeihen Sie, Frau Hesse — die drei hatten mich gleich wieder gefangen. Guten Tag" . . . Dann nahm er ihre Hand. Er küßte sie nicht. Er hielt sie nur warm und fest umschlossen von seiner großen Rechten und legte noch die Linke darüber wie zum Schutz und zum Trost. „Ich mußte doch mal zu ihnen kommen, mich hielt's nicht länger. Vorgestern haben sie mich wohl oder übel aus dem Lazarett entlassen. Ein paar Tage Urlaub, dann soll ich ins Bad."

Er sprach absichtlich nicht von dem, was ihnen beiden am meisten auf dem Herzen lag. Er wußte, daß er es der Frau so leichter machte. „Die Jungens haben mich nicht erkannt, denken Sie sich. Undankbare Gesellschaft. Herr Willy wollte mich sogar an die Luft setzen. Aber

ich war dickfellig. Blieb sitzen. Und bald war die Freundschaft wieder groß."

Eva Hesse lächelte leise. Eine tiefe Rührung stieg in ihr auf über das wundervolle Zartgefühl dieses braven, treuen Kerls, der ihr unmerklich hinweghelfen wollte über die Schwere dieser Stunde.

„Sie guter Datte", sagte sie. „Kommen Sie, wir setzen uns auf den Balkon. Hier lärmen die Kinder so."

Und als sie draußen saßen in dem stillen Winkel hoch über der Straße, den Blicken verborgen durch die Fülle der roten Blumen, da fand zuerst keiner etwas zu sagen. Die Frau sah ernst und stumm auf ihre gefalteten Hände herab. Deeken dachte daran, wie oft sie hier an den langen, warmen Abenden gesessen hatten. Mit der nie verlöschenden Zigarre und hin und wieder mit einer Bowle. Dann hatte Eva Hesse die Laute vorgeholt und hatte mit ihrer hellen, warmen Stimme dazu gesungen. Lauter kleine, alte Lieder, wie die Wandervögel sie durch Deutschland trugen. Oder Hesse erzählte von Deutsch-Südwest, wo er sechs Jahre bei der Schutztruppe gestanden hatte. Er konnte stundenlang erzählen, ohne die andern zu ermüden. Das einfachste Erlebnis gewann Reiz und Leben, wenn er davon sprach. Und immer wieder dröhnte durch die abendliche Stille sein tiefes, wundervolles Lachen . . .

Und dann sprachen sie doch von ihm. Es war Deeken eine Erleichterung, daß die Frau zuerst davon anfing: „Sie haben mir damals so gut und herzlich geschrieben", sagte sie leise. „Ihr Brief war der einzige, den ich lesen konnte. Haben Sie Dank, Sie lieber Freund."

Deeken schwieg ein wenig verlegen. Er vertrug es nicht, gelobt zu werden. „Es ging mir so nahe," murmelte er, „Sie glauben nicht wie" . . .

Eva Hesse nickte: „Doch, ich weiß. Ich weiß ja, wie Sie an ihm hingen, und wie gut Sie ihn verstanden. Wie keiner sonst. Deshalb bin ich so dankbar, daß Sie bei ihm waren — zuletzt. Daß Sie ihm den letzten Liebesdienst getan haben. Das macht all das Schwere ein klein wenig leichter."

„Das hoffte ich", sagte er offen und einfach. „Und deshalb kam ich auch her, sobald es ging."

„Ja," sagte Eva Hesse, „das war gut von Ihnen."

Dann sank ein Schweigen auf sie beide herab. Wie eine große, kühle, lindernde Hand legte sich das auf die Seele der Frau. Sie empfand dankbar: hier war ein Mensch, mit dem sie nicht zu reden brauchte, weil er wußte, was sie fühlte; weil er mitempfand, was sie litt.

Aber nun kam ein Laut von innen, ein unsicheres Tappen wie von Kinderschritten, und dann erkletterte der kleine Heini mit ungeheurer Anstrengung auf allen Vieren die niedrige Schwelle der Balkontür. Schließlich stand er kerzengerade und stramm in seinem weißen Kleidchen und legte nur ermunternd den runden Kinderkopf auf die Seite: „Datte, Heini, 'daten 'pielen."

Aber Deeken gehorchte nicht. Er faßte den Jungen und hob ihn auf sein Knie. „Heini hierbleiben", sagte er.

„Er wird nicht stillsitzen, Datte", sagte Eva Hesse. „Er ist zu unruhig."

Aber Heini saß still. Er entdeckte das Eiserne Kreuz auf Deekens Brust und griff mit den dicken Händchen danach. Er drehte es hin und her und fand, daß es ein entzückendes Spielzeug war.

„Er ist groß geworden", sagte Deeken, „und ordentlich schwer. Der kriegt einmal Martins Figur."

Eva Hesse lächelte: „Er wird ihm wohl überhaupt am ähnlichsten von den dreien, auch im Wesen. Er hat sein lebhaftes Temperament. Auch jetzt schon die Liebe für Tiere. Es ist ganz merkwürdig."

Sie sah eine Weile nachdenklich vor sich hin und sagte dann unvermittelt: „Ich habe die Wohnung zum Herbst gekündigt, Datte."

Darauf hatte Deeken eigentlich gewartet. Er hatte bestimmt damit gerechnet. Und nun traf es ihn doch. „Sie wollen also fortziehen, Frau Hesse?"

„Ja", sagte sie.

Zur erstenmal in dieser Stunde dachte Deeken an sich selbst. Er war ein einsamer Mensch. Er besaß keine Angehörigen. Martin Hesse war sein bester, ja sein einziger Freund gewesen. Und was an Heimatgefühl in ihm war, band sich an dieses Haus. Nun zerbrach ihm das.

„Wohin?" fragte er bekümmert. Und zugleich sah er ein, daß er kein Recht hatte, an sich zu denken. Was er verloren, wog federleicht gegen das Unglück der Frau.

Sie stützte das Kinn in die Hand und sah ihn aus ihren schönen hellen Augen traurig an: „Wissen Sie es nicht, Datte? — Ich weiß es nicht."

Und da er nicht antwortete, weil er keine Antwort wußte, fuhr sie fort: „Wissen Sie, was ich bin, Datte? Ein Schiff, das sein Steuer verloren hat. Das treibt nun auf dem Wasser und läßt sich fassen von jedem Wind. Und zerschellt vielleicht irgendwo. Und das darf doch nicht sein, Datte. Um Martins und seiner Kinder willen nicht."

„Bleiben Sie doch hier", sagte Deeken, und in ihm war nichts als der heiße Wunsch zu helfen.

Doch sie schüttelte den Kopf: „Sie meinen es gut, Datte, ich weiß. Aber das kann ich nicht. Ich hab hier niemand. Nur Sie. Und Sie sind nahe am Hauptmann, Sie werden versetzt. Dann bin ich ganz allein. Ich bin fremd in dieser Stadt. Heute, nach drei Jahren, noch genau so wie am ersten Tag. Ich kann hier nicht bleiben, Datte."

Er hatte das erwartet, und er sah es auch ein.

„Wo lebt Ihre Frau Mutter?" fragte er.

„In Berlin."

„Gehen Sie nach Berlin. Dann sind Sie nicht so allein."

„Sie verstehen mich nicht, Datte", sagte sie leise. „Was soll ich in Berlin? Was ich brauche, das ist ein Fleck Erde, auf dem wir zu Hause sein könnten. Martins Jungen und ich. Zu Hause, das ist es. Ein Fleck Erde, von dem ich fühlen könnte: hierhin gehöre ich, hier bleib ich; hier sollen meine Söhne groß werden. Den gibt es nicht, Datte" . . . Und plötzlich stieg in ihre Worte eine heiße Bitterkeit: „Wo bin ich denn zu Haus? Überall und nirgends. In Danzig bin ich geboren. Als ich zwei Jahre alt war, wurde mein Vater nach Wittenberg versetzt, acht Jahre später kam ich nach Hannover. Und so ging es weiter. Sechs Heimaten hab ich und doch keine einzige. Und war es mit Martin anders? Nach Magdeburg habe ich geheiratet. Otto und Willy sind in Mülhausen geboren, Heini hier. Und wenn ich Martin einmal fragte: ‚Wo sind wir eigentlich zu Hause?' dann hieß es: ‚Das fragt man einen Soldaten nicht!' Es ist so bitterhart, Datte. Jeder Mensch auf Erden hat eine Heimat. Jedes niedrigste Geschöpf hat einen Platz, von dem es ausging, und zu dem es wieder zurückfindet. Jedes weiß, wo es am liebsten leben und sterben möchte. Nur wir nicht. Uns gilt ein Fleck wie der andere und eine Scholle wie die andere. Soldaten und Soldatenkinder haben keine Heimat."

Deeken sah scharf auf: „Sie haben ein Vaterland. Das ist mehr."

Eva Hesse schüttelte traurig den Kopf: „Haben das die andern nicht auch? Die haben beides, Heimat und Vaterland. So soll es sein. Die Heimat für die Familie, das Vaterland für das Volk. Aber wir? Das Vaterland, ja, das haben wir. Und wir lieben es vielleicht noch stärker als die andern, eben weil wir ohne Heimat sind. . .

Solange Martin lebte, Datte, habe ich an das alles nicht so gedacht. Da war alles so einfach und selbstverständlich. Aber heute. . . Nur um die Jungen ist es mir, nicht um mich. Sie sollen nicht so heimatlos aufwachsen. Menschen, denen die Heimat fehlt, denen fehlt das Beste."

Deeken sah vor sich nieder. Der kleine Junge auf seinem Schoß war eingeschlafen und lag schwer in seinem Arm. Und Deeken strich ihm mit der freien Linken ein paarmal behutsam und liebkosend über den blonden Kopf. Was die Frau da sagte, griff ihm ans Herz. Er verstand sie jetzt, und wenn er auch anders dachte, so fühlte er doch die bittere Not, die aus ihren Worten zu ihm sprach. Zu ihm sprach als zu dem einzigen, von dem sie Hilfe erwartete.

Er war ein einfacher Mensch und hatte sich niemals viel Gedanken gemacht über Dinge, die ihm selbstverständlich waren. Seine gerade, ehrliche Soldatennatur sah das Leben an als einen Weg, den Gott ihm vorgezeichnet, den er zu gehen hatte, ohne zu murren. Aber er sah, daß hier ein Mensch, der ihm nahestand, nicht zurechtkam mit dem Leben und mit sich selbst. Und den mußte er bei der Hand nehmen und führen, bis er wieder fest auf den Füßen stand.

Er schwieg eine Weile. Als er dann sprach, sprach er, wie er es verstand, und wie es ihn am besten dünkte für sie: „Sie sagen, Soldatenkinder haben keine Heimat. Sie irren, Frau Hesse. Haben Sie je das Gefühl gehabt, daß Martin etwas fehlte? Daß mir etwas fehlt? Sicher nicht. Es ist schon wahr: wir sind nicht an eine Gegend gebunden und hängen nicht an der Scholle. Aber wir haben doch eine Heimat. Eine große Heimat. . .

„Gehen Sie mal hinaus zu den Unsern, nach Westen oder nach Osten — und fragen Sie einen von den braven Kerlen nach dem andern danach. Es wird Ihnen jeder dieselbe Antwort geben: Die große Heimat der Soldatenkinder — das ist unsere Armee. Wer solch eine Heimat hat, der braucht keine andere. Der ist überall zu Haus, wo deutsche Soldaten stehen.

„Und Ihre Jungen, Frau Hesse, die gehören der großen Heimat an wie alle andern. Auch dieser Kleinste hier. Das Blut, das in ihnen fließt, Soldatenblut vom Vater und von der Mutter, das gibt ihnen das stärkste Heimatrecht.

„Ich hab Ihnen noch etwas zu sagen, Frau Hesse. Einer, an den wir beide denken, der sprach zu mir in seiner letzten Stunde: ‚Sag meiner Frau, wenn ich nicht mehr da bin, sie soll mir die Jungen großziehen zu dem, was ihr Vater war. Sie sollen Soldaten werden wie ich und wie die vor mir. Sag ihr, es wäre meine letzte Bitte an Sie.' Ich hab Ihnen das nicht geschrieben. Ich wollt's Ihnen lieber sagen. Ich bin so froh, daß ich Ihnen das sagen konnte. Sehen Sie den Heini an, Frau Hesse. Es schläft sich wohl ganz gut an einem feldgrauen Waffenrock. Er spürt's schon, was für ein brauchbares Ding das ist. Wirst ihn noch einmal tragen, mein Junge" . . . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 31. Berlin, den 31. Juli 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.



Die sieben Tage der Woche.

20. Juli.

In Kurland werden die Russen bei Gr. Schmarden, östlich Tuckum, bei Gründorf und Usingen zurückgedrängt.

Am Narew bemächtigen sich die deutschen Truppen feindlicher Stellungen nördlich des Zusammenflusses der Bäche Skroda und Pissa. Nördlich der Szkwa-Mündung erreichen wir den Narew, die auf dem nordwestlichen Flußufer gelegenen ständigen Befestigungen von Ostrolenka werden besetzt. Südlich der Weichsel sind die deutschen Truppen bis zur Blonie-Grojec-Stellung vorgedrungen.

Radom wird von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt.

21. Juli.

Zwischen oberer Weichsel und Bug hat sich der Gegner erneut den Armeen des Generalfeldmarschalls von Mackensen gestellt. Trotz hartnäckigen Widerstandes brechen österreichisch-ungarische Truppen bei Skrzyniec—Niedrzwica-Mala (südwestlich von Lublin), deutsche Abteilungen südöstlich von Piaski und nordöstlich von Krasnostaw in die feindlichen Stellungen ein.

22. Juli.

Der Durchbruch an der unteren Dubissa führt die deutschen Truppen bis in die Gegend von Grynkiszki-Gudziuny. Südlich der Weichsel sind die Russen in die erweiterte Brückenkopfstellung von Warschau, in die Linie Blonie—Nadarzyn—Gora—Kalwarja, zurückgedrückt worden.

Die Truppen der Armee des Generalobersten v. Woyrsch erstürmen die Brückenkopfstellung bei Lagow—Lugowa—Wola; anschließend wurde der Feind unter Mitwirkung österreichisch-ungarischer Truppen auf der ganzen Front in die Festung Iwangorod geworfen, die nunmehr eng eingeschlossen ist.

23. Juli.

Das Westufer der Weichsel von Janowiec (westlich von Kazimierz) bis Granica ist vom Feinde gesäubert. Zwischen Weichsel und Bug gelang es den verbündeten Truppen, den Widerstand des Gegners zu brechen und ihn zum Rückzuge zu zwingen.

Oesterreichisch-ungarische Kreuzer und Fahrzeuge haben die Eisenbahn an der italienischen Ostküste auf einer Strecke von über 160 Kilometer erfolgreich beschossen.

Die amerikanische Antwortnote wird vom Botschafter Gerard im Auswärtigen Amt überreicht.

24. Juli.

Die Armee des Generals v. Below siegt bei Schaulen (Szawle) über die russische 5. Armee. Seit zehn Tagen ständig im Kampf, gelang es den deutschen Truppen, die Russen in Gegend Rozalin und Szadow zu schlagen und zu zersprengen. — Am Narew werden die Festungen Rozan und Pultusk von der Armee des Generals v. Gallwitz erobert und der Uebergang über diesen Fluß zwischen beiden Orten erzwungen. Starke Kräfte stehen bereits auf dem südlichen Ufer.

Die Gesamtzahl der auf den verschiedenen Kriegschauplätzen gefangenen Russen ist auf über 1,500,000 Mann gestiegen.

Auf dem Fluß bei Chicago kenterte der Vergnügungsdampfer „Eastland". 1810 Menschenleben gehen verloren.

25. Juli.

Der Narew wird auf der ganzen Front von südlich Ostrolenka bis Pultusk überschritten.

Die Ernennung des ehemaligen Großwesirs Hakki-Pascha zum türkischen Botschafter in Berlin ist vollzogen worden.

26. Juli.

Gegen die Nord- und Westfront der Festungsgruppe von Nowo-Georgiewsk und Warschau schieben sich die Einschließungstruppen näher heran.

Die seit Tagen andauernden Angriffe der Italiener auf das Plateau von Doberdo und den Görzer Brückenkopf bleiben erfolglos.

Der Dichter und der Krieg.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Für den Dichter ist „werden" alles. Der Bühnendichter braucht Handlung, der Erzähler (Epos oder Roman) Entwicklung, sogar der Lyriker findet sich befruchtet durch Stimmungen, die aus Erschütterungen wuchsen. Nun sind aber nirgends Wandlungen in Leben, Anschauung, Glauben so gewaltig wie im Kriege. Nirgends auch drängen äußere Geschehnisse so hart sich zusammen, werden Umwälzungen dem Auge des Erlebenden derart greifbar. Der Krieg ist ein Ende aller Dinge, die Geltung hatten, eine Rückkehr zu Urzuständen, ein Sichtbarwerden, ja ein Zwingendsichauferlegen von solchem, daran bis dahin kaum einer noch gedacht hat; kurz, der Krieg bedeutet die wahre „Umwertung aller Werte". Er räumt mit Überlieferungen auf, er frißt Gesetze, er ist der große Zerstörer und dennoch wieder ein Neuschöpfer ohnegleichen, denn nirgends gibt es eine Leere in diesem Weltenraum.

Bei solcher Fülle müßten doch nun, so sollte man meinen, dem Dichter sofort Stoffe zuwachsen unerhört, er müßte im Augenblick beginnen, zu singen und zu sagen, umschwirrt von solch zwingendem Reichtum, der alle Zellen seines Hirnes füllt, jeden Blutstropfen seines Herzens nur eine Sprache reden läßt: die des Krieges. Ja, welche mögen meinen, dem Dichter würden sich nun gleichsam von selbst Werke bilden, das Geschehnis, genau wie es ist, sozusagen einfach auf die Seiten niederschlagend. Der Krieg spräche dann statt seiner . . . Dem ist durchaus nicht so. Eben die „Fülle der Gesichte" hindert die sofortige Gestaltung, denn dichten heißt nichts anderes, als aus der Masse der Eindrücke und Möglichkeiten nur jene herauszugreifen

und an die rechte Stelle zu setzen, die Vorgang oder Stimmung am schlagendsten wiedergeben, damit aber dennoch den Eindruck zu erwecken, als hätte man alles gesagt.

Solches zu vermögen, heißt es jedoch: Zeit haben, den rechten Abstand gewinnen. Wenn nun aber immer neue Eindrücke sich überstürzen, so geht es nicht anders als beim Trommelfeuer, während dessen aufwühlender Wirkung alles in den Unterständen lauert, des Sturmes Abwehr oder der Gegenangriff dagegen erst beginnt, sobald die Wucht der Einschläge aufhört. Wie sollte denn auch in einem Dichterwerke etwas Ausdruck finden, das in ständig sich wandelndem Werden noch in der Luft schwebt?

Doch nicht allein äußere Geschehnisse müssen zu einem großen Abschluß gelangen, auch in der von all dem Gewaltigen bewegten Seele muß Stille eingetreten sein. Zu glauben, im Drange der Ereignisse würden große Werke mit der Urgewalt des Erdfeuers ausgespien, zeugt von völliger Unkenntnis der Gesetze dichterischen Schaffens. Wohl mag ein begeistertes Lied am Lagerfeuer hingeworfen werden, auch eine Skizze, eine Novelle kann in abgekehrter Stunde entstehen, große dramatische, vor allem aber epische Werke brauchen schon in ruhigen Zeitläuften Geduld, wie nun gar im Kriege, wo die Seele, die sich sammeln soll zum Schaffen, ständig aufgerüttelt wird durch das Überstürzen der Geschehnisse. Sie muß sich überhaupt erst einstellen auf den Krieg, wie man ein Glas, das die Nähe scharf zeigt, erst herausschrauben muß, damit es für die Weite die nötige Schärfe gewinnt. Jenem, der daheim alles nur in seiner Zeitung liest, wird die unerhörte Umwälzung aller Wertungen nicht genügend greifbar und vielleicht erst dadurch deutlich, wenn man daran erinnert, daß die gleiche Handlung, nämlich das Töten eines Menschen, im Frieden mit Todesstrafe bedroht, in der nächsten Sekunde, das heißt nach dem Mobilmachungsbefehl, durch höchste Ehrenzeichen staatlich belohnt wird.

Ja, die Wandlung aller Dinge ist eine so gewaltige, daß nur eine rohe oder die durch Dienst und Pflicht abgelenkte und gehaltene Seele ohne weiteres darüber hinwegkommt, während jene des Dichters, empfindlicher, noch dazu äußerlich notwendigerweise untätig, nämlich allein Eindrücke aufnehmend, zur Verarbeitung dessen unfähig ist, was die durch Menschenhand erschütterte Welt ihr zu schauen, zu durchleben und sich zu eigen zu machen gibt.

So ist es also nicht allein möglich, nein, es ist eine Notwendigkeit des Schaffens, daß die ersten Eindrücke des Krieges dem Dichter die Feder aus der Hand nehmen. Eine „Berichterstattung", die sich allein an Tatsächliches hält, begegnet hier kaum größeren Schwierigkeiten der Wiedergabe als im Frieden bei gewaltigen Naturereignissen, zum Gestalten dagegen versagt des Dichters Seele, solange sie mitten in den Ereignissen steht, weil sie eben zu dichterischer Arbeit, des Stoffes satt, auslesend darüber schweben müßte, gleich dem Geist des Schöpfers über den Wassern. Da kann erst die Gewohnheit das seelische Gleichgewicht bringen. Für einen Dichter, der im Osten den Krieg erlebt, dürfte das dort, wo ständig Bewegung ist, auch heute noch nicht möglich sein, dagegen wird die lange Eintönigkeit des Stellungskrieges im Westen der schaffenden Seele Muße gegeben haben, dieses oder jenes wenigstens zu planen, vielleicht sogar kleineres auszuführen.

Da kommt die Frage: Was wir wohl vom Dichter in diesem oder nach diesem Kriege eigentlich erwarten dürfen? Ob dieses gewaltigste Ringen der Völker uns ragende Dichterwerke bringen wird oder nicht, wer möchte es sagen? Vielleicht zieht ein Meteor leuchtend seine Bahn, vielleicht bleiben auch die Himmel leer, wie sie nach 1870-71 sich nicht erhellt haben; denn so schmerzlich es dem Freunde der Dichtung sein mag: die Wiedergeburt Deutschlands hat von Dichters Gnaden nichts ebenso Großes gezeitigt. Fast das einzige, das an dichterischem Vollwerte jene Zeit überdauert hat, sind Liliencrons, des Mitkämpfers, Erlebnisse in gebundener wie ungebundener Gestalt. Sie sind neben ihrem dichterischen Wert soldatisch echt, sind weder nüchterne Berichte noch Phantasien eines, der, jeder Schlachtenwirklichkeit fern, daheim am sicheren Schreibtische sich begeistert. Denn dieses scheint Notwendigkeit: der Dichter braucht eigene Anschauung. Der Dramatiker mag vielleicht, da ihm nur Vorgänge der Seele, in Taten umgesetzt, zur Darstellung dienen, des Kriegserlebens entbehren, der Erzähler, dem bei epischer Breite die Einzelheit, die Farbe, notwendig ist, muß den Krieg mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Sinnen fühlen. Er kann gar nicht genug der Luft atmen, darin Schrapnelle platzen, Flieger ziehen, Infanteriegeschosse pfeifen; er muß, von zerstörten Ortschaften umringt, auf dem Boden stehen, der von den Tritten der Truppen dröhnt und gepflügt wird von springenden Granaten.

Kann einer brennend echt wiedergeben, was er nicht sinnlich erlebte, sondern nur in den Worten dritter? Wird nicht manches erst wach durch eigenes Begegnen? Nicht etwa genau, wie es geschah — so denkt sich das der Laie gern — nein, indem das Erlebnis Brücken schlägt zu Gedanken, die sonst ewig im Lande des Ungeborenen geblieben wären. Gesichte allein, auch der gewaltigen Einbildungskraft, können die Anschauung nicht ersetzen. Ist doch der heutige technische Riesenkrieg zu vielgestaltig, als daß es möglich wäre, von fern ein richtiges Bild von ihm zu geben. Erleben muß der Dichter den Krieg, erleben, dreimal erleben. Gewiß werden dabei oft gerade die „großen Ereignisse", gleich einem Blindgänger wirkungslos für seine Schöpferkraft verpuffen, während scheinbar Unbedeutendes, Seitwärtsliegendes als Saat aufgeht, allein alles, was hier Keim wird, verspricht echte Frucht zu tragen.

Echte, denn anders darf dieser größte Kampf, den je ein Volk um sein Dasein geführt hat, später einmal nicht dargestellt werden. Echt: gibt es doch epische Dichtungen (Romane) voll hohen Wuchses, voll zartester Seelenkündung und fast überfeinerter Sprachkunst, die dennoch einen reinen Eindruck jenem nicht hinterlassen, der den darin geschilderten Lebenskreisen angehört. Der Dichter kannte offenbar die Leute, die er darstellte, nicht genügend, denn der peinliche Eindruck bleibt trotz allem dichterischen Werte: so benehmen, so reden, so denken vor allem die Geschilderten nicht.

Will ein Dichter nun jenem Einwand begegnen, so muß er mindestens an der Front das Wesen des Krieges, Leben und Fühlen des Feldsoldaten kennen lernen. Noch besser: er ist selbst Soldat. Dadurch braucht ja die freie, dichterische Seele nicht in Fesseln geschlagen zu sein. Daß der Dichter des fast einzig wertvollen poetischen Niederschlages des großen Krieges, Liliencron, Offizier war, ist gewiß kein Zufall, trug doch auch Tolstoi, der gewaltige Schöpfer von „Krieg und Frieden", einst die Achselstücke. Diesem Werke haben wir Deutsche, soweit

ich sehe, nichts an Größe entgegenzustellen. Vielleicht legt uns dieser Völkerkrieg unversehens zu all dem, was er uns an Gesundung, Ausbreitung und Weltgeltung bringen wird, auch noch ein solches Werk auf den Siegestisch. An Lyrik hat er uns ja schon eine Hochflut gebracht, das Wort bewährend, daß im Grunde jeder Deutsche um die Zwanzig herum ein Dichter sei. Nur sind diese Kriegsgedichte meist wohl Verse, nicht aber Dichtungen. Immerhin: sie haben ihren Wert: zeugen sie doch von dem über den Alltag erhobenen Sinn des Deutschen, der von Heimat, Lieben, Vaterland und seinem Gotte singt, während die drüben in den feindlichen Gräben Apachenlieder oder den Negersang des „langen Weges nach Tipperary" grölen. Und ein paar dieser deutschen Lieder werden auch bleiben; gerade die einfachsten, denke ich, als hätte „das Volk" sie gedichtet.

Von der Bühne hat man noch nichts gehört. Sie, vor allem das hohe Drama, braucht ja am meisten Abstand von den Begebenheiten. So ist uns scheinbar Bismarck, sogar der 1870er Krieg noch zu nah, als daß sie wirksam auf die Bretter gekommen wären. Im ganzen dürfte der Krieg nur den Hintergrund abgeben, ist doch die heutige Schlacht mit ihrer Leere des Schlachtfeldes, ihrer Leitung durch den Fernsprecher dem Theater vielleicht abholder noch als das weithin sichtbare Handgemenge einstiger Kriege, das leicht komisch wirkte und so der Darstellung spröde blieb. Und das Lustspiel? Hatten wir an echten einst Überfluß? Sollte da etwa dieses Ringen auf Leben und Tod, diese ernsteste deutsche Stunde, gebären, wo die lächelnde Stille des Friedens unfruchtbar blieb?

So bleibt denn die erzählende Kunst. Gerade dem Epiker vermag der Krieg Unendliches zu sagen. Vielleicht ist das oft unkünstlerische Verlangen nach „Spannung" nirgends so dichterisch einwandfrei von selbst gegeben wie hier. Auch Breite würde leichter verziehen, indem der große Hintergrund den Lesenden mitreißt. Wird nun dieser Krieg ein Epos bringen? Wohl gibt es manche, die behaupten, seine Zeit sei unwiederbringlich dahin, und der alte Homer würde nimmer erwachen. Aber warum sollte nicht ein neues Nibelungenlied aus diesen Hunnenkämpfen von 1914-15 blühen? Vielleicht würde dann eine jener Umwertungen aller Werte diese: daß am neugeschützten, trauten, häuslichen Herd der Hausvater wie einst den Seinen der „jungen Nibelunge" Siege läse? Vielleicht in anderer Form: in harter deutscher Prosa klänge es, ein hohes Lied des Krieges für die Heimkehrenden wie für die Daheimgebliebenen, für das überlebende wie für das kommende Geschlecht. Nicht sollte es von großer Politik handeln, nicht von den Hauptdarstellern im Weltdrama dieses Krieges, dazu sind die Fäden noch nicht genügend entwirrt, die Menschen noch zu sehr umstritten. Eine Geschichtsklitterung dürfte es nicht sein: das ist nicht Sinn und Wesen der Dichtung, denn die Geschichtschreiber, denen die Quellen offenstehen, können das besser, und das Generalstabswerk wird einst reden. Nein, was der Erzähler seinem Volke einmal zu geben vermag, ist ganz anderer Art. Nicht augenblickliche Wirklichkeit strebt der Dichter draußen im Notizbuche festzuhalten, sondern, und das scheidet ihn eben vom Berichterstatter: ewig gültige Wahrheit allein soll er aufnehmen in seine reizbar empfängliche Seele. Den Niederschlag davon wird er in Gestalten bannen, in eine Handlung zwängen, die sich „nie und nirgends begeben", wiewohl sie so hätte sein können. Er wird die großen Geschehnisse nur als Rahmen benutzen, in Denken und Handeln aber aus dem engen Schicksal des einzelnen den Geist sprechen lassen, der im deutschen Heere herzbezwingend herrlich lebt. Auch dunkle Züge und Gestalten müssen mit hineinspielen, damit der Dichtung nicht der Vorwurf der Unglaubwürdigkeit würde, weil gar so alles in Sonne getaucht wäre. Denn in spätesten Zeiten müßte man daraus wissen: so war dieses Heer, so die Führer, die Offiziere, die Unteroffiziere, die Soldaten. So aber auch, treu, unverfärbt die Landschaft, das feindliche Volk, die Gegner, die Gefangenen. Auch sie gerecht zu sehen, müßte der Dichter bemüht sein.

Mit solcher Arbeit schüfe er dann ein Werk, das, die Tafeln der Geschichte ergänzend, späteren Jahrhunderten als Quelle dienen müßte für jenen längst im Strom der Zeiten versunkenen gewaltigen Völkerkrieg 1914-15, der den Grund gelegt hatte zur Weltgeltung unseres lieben, großen deutschen Vaterlandes. Solches möglich zu machen, dazu gehört eben der Dichter hinaus, damit auch für ihn jenes Wort der Schrift Geltung fände: „Ich bin mitten unter euch." Dann auch wird er dem Heere zur Ehre schreiben und den Platz am Lagerfeuer, den die Armee ihm eingeräumt, verdient haben.

Es gäbe freilich noch eine andere Art, wie ein Dichter dem Kriege gegenüberstehen könnte, nur würde er eben dann in tönenden Worten, in gewaltigen Strophen, in hoher Sprache, in Versen reden. Das wäre: dem Einzelmenschen fern als ein Seher. Der würde auch nicht Sondervorgänge erzählen, bei Einzelheiten brauchte er nicht zu verweilen, Schilderungen getreuer Wirklichkeit paßten nicht in seinen Stil, denn er sähe den Krieg nur in seinen größten Linien, in gewaltigen Zügen. Den uralten Zusammenhang von Menschen untereinander würde er zeigen, geistige Brücken schlagen über Rassen, Länder und Glauben, Schlüsse über die Jahrhunderte und Jahrtausende ziehen von Volk zu Volk, von Feind zu Feind: kurz, ein Erblicken und Darstellen aus höchster Höhe und in glühenden Gesichten. Ein Stil würde es sein wie in den großen Menschheitsdichtungen, der Stil des Dante oder der Heiligen Schrift. Solcher Dichter könnte der Anschauung entbehren, denn er würde in Symbolen reimen, in Gleichnissen, in Bildern, aus allen Zeiten geholt, von allen Zeiten verstanden, gültig, solange Menschenkinder auf dieser unserer Erde sind. Ist uns ein solcher geboren? Schreitet er schon unter uns? Unserem Volke ist soviel Gnade zuteil geworden, solch ungeahnte Kräfte hat die Not der Zeit bei uns geweckt, daß wir ohne Anmaßung sagen können: sollte solcher Dichter in diesem gewaltigen Ringen erstehen, so wird er nicht geboren werden bei überalterten, fast allein noch auf das Sinnliche gerichteten romanischen Völkern, kann unter Engländern nicht geboren werden, die nur nach dem Gelde werten und den eigenen größten, ja fast ihren einzigen Dichter von Riesenwuchs nicht kennen: Shakespeare. Aus slawischer Unkultur vermag er nicht zu kommen: nur aus dem Blute jener kann er sein, denen dieser Krieg der heilige Ernst ist eines Kampfes um ihr völkisches Dasein, einer um Leben und Tod — den Deutschen.

Wenn er uns erstünde, so wird vor ihm ein alter Reitersmann und Schriftsteller Säbel wie Feder senken und den jungen Begnadeten grüßen mit jenem Rufe, der im Frieden schon fast abgebraucht klang, nun aber in diesem Kriege der stolzeste ist, denn mit ihm stürmen deutsche Soldaten in den Feind: „Hurra!"

Die neutrale Schweiz.

Von Dr. C. Mühling.

Die neutralen Staaten Europas werden wirtschaftlich durch den Weltkrieg fast nicht minder geschädigt als die kriegführenden Völker. Ganz besonders große Schwierigkeiten hat unter ihnen aber die Schweiz zu überwinden, die von allen am Krieg nicht unmittelbar beteiligten Ländern das einzige ist, dem keine Meeresküste den Handelsverkehr erleichtert. Seit dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg ist es von allen Seiten durch kriegführende Großmächte eingeschlossen. Für die Ernährung seiner Bevölkerung ist es auf die Einfuhr vom Auslande angewiesen, weil seine Gebirge dem Ackerbau nur wenig umfangreiche Flächen übriglassen. Seine Industrie, die sich in mächtig aufstrebender Entwickelung befindet, kann der ununterbrochenen Verbindung mit dem Weltmarkt nicht entbehren, weil sie die meisten Rohstoffe, deren sie bedarf, nicht im Lande findet.

Mit großer Weisheit und Umsicht haben die vortrefflichen Leiter des kleinen, aber kräftigen und von einem unerschütterlichen Unabhängigkeitsinn beseelten Volkes die Klippen vermieden, durch die sie unter so schweren Umständen das Staatsschiff steuern mußten. Die Lösung ihrer Aufgabe war um so dornenreicher, als die Bevölkerung des Landes mit ihren Sympathien und Antipathien in diesem Weltkrieg nicht geschlossen hinter der Regierung stand. Die französische Westschweiz steht mit allen ihren Neigungen auf der Seite des ihr verwandten Frankreichs, der italienische Kanton Tessin wünscht in seiner großen Mehrheit den italienischen Waffen den Sieg, und die überwiegende Majorität der deutschen Bevölkerung, die zugleich die Mehrheit des ganzen Landes bildet, hält es mit den Zentralmächten. Drei Rassen hausen auf diesem verhältnismäßig engen Gebiete zusammen, drei Sprachen werden auf ihm gesprochen. In den Blättern der einzelnen Landesteile kommen diese Meinungsverschiedenheiten zum deutlichsten Ausdruck. Und in den Versammlungen der Körperschaften, welche die Kantone vertreten, können sie bei der großen Unabhängigkeit, welche die schweizerische Bundesverfassung den Kantonalregierungen einräumt, nicht unterdrückt werden. Wenn man bedenkt, zu wie großer Glut die Leidenschaften der Menschen durch diesen Krieg entfacht worden sind, und mit welcher Beharrlichkeit sie durch Verleumdungen geschürt werden, so kann man sich vorstellen, ein wie großes Maß von Klugheit und Tatkraft dazu gehört, um unter so erschwerenden Umständen die erste, wichtigste Pflicht der Schweiz zu erfüllen: die Aufrechterhaltung einer strengen, jede Begünstigung und jede Verletzung einer kriegführenden Macht ausschließenden Neutralität.

Erleichtert wird den schweizerischen Staatsmännern diese Aufgabe freilich dadurch, daß keiner der kriegführenden Staaten bisher versucht hat, die Schweiz politisch auf seine Seite zu ziehen. Während man von den Balkanstaaten unaufhörlich verlangt, sie sollten sich am Weltkriege beteiligen, und der Kampf um die Seele ihrer Völker mit einer diese Staatswesen bis in die Tiefen aufrüttelnden Gewalt von den europäischen Mächten geführt wird, während auch die skandinavischen Länder und Holland, ja die Vereinigten Staaten sich beständig gegen Versuche zu wehren haben, die sie in den Weltkrieg verwickeln wollen, hat noch kein Staat versucht, Ähnliches der freien Schweiz zuzumuten. Daß das nicht geschehen ist, beruht nur zum Teil auf der Dreisprachigkeit des Landes und auf seiner geographischen Lage, im wesentlichen ist es das Verdienst der weisen und energischen Politik, die ihre Staatsmänner im vollkommensten Einvernehmen mit der gesamten Bevölkerung seit dem Beginn des Krieges geführt haben. Denn die Rücksicht auf die eigentümlichen inneren Verhältnisse des Bundesgebietes hätte seine romanischen Nachbarn gewiß nicht abgehalten, auch noch die Schweiz gegen die unüberwindlichen Zentralmächte aufzureizen, obgleich ein Erfolg dieser Bestrebungen den Bürgerkrieg zur notwendigen Folge gehabt hätte, wenn sich das kleine Land nicht von vornherein mit unbeugsamer Entschlossenheit auf den Standpunkt gestellt hätte, daß es der unerbittliche Feind eines jeden Staates werden würde, der seine Neutralität verletzte. Mit solcher Deutlichkeit und mit solchem Nachdruck wurde dieser Standpunkt vertreten, daß keiner unter den Nachbarn des Bundes im Zweifel darüber sein konnte, daß alle Bemühungen, eine Parteinahme für den einen oder den andern unter ihnen herbeizuführen, von vornherein zum vollkommensten Mißerfolg bestimmt waren. Schon am ersten August des vorigen Jahres, also an demselben Tage, an dem der deutsche Mobilisationsbefehl veröffentlicht wurde, rief die Schweiz ihre wehrfähigen Männer zu den Waffen, und seit diesem Tage trägt das kleine Land mit bewunderungswürdigem Opfermut die schwere Last einer Rüstung, die um so einschneidender in alle Lebensverhältnisse eingreift, als die Bevölkerung nicht durch die Institution einer langen Dienstzeit an solche Opfer für die Verteidigung des Landes gewöhnt ist. In diesem Jahre hat die Schweiz schon über vierhundert Millionen Frank mehr für ihre Armee ausgegeben als sonst. Die Mittel, die zur Deckung dieser Kosten aufgebracht werden mußten, sind von der ungeheuren Mehrheit der Abstimmenden — von mehr als zweihunderttausend gegen sechsunddreißigtausend — bewilligt worden. Und zwar hat das Schweizer Volk seine Zustimmung zu einer steuerlichen Mehrbelastung nicht etwa zu einer Anleihe mit einer so großen Mehrheit gegeben. Die Anleihe aber, die in diesen Tagen aufgelegt wurde, ist um das anderthalbfache überzeichnet worden, obwohl sie im Unterschied von denen aller anderen Staaten zu pari ausgegeben werden soll. An diesem Verhalten des Volkes erkennt man den Ernst, mit dem es seine politische Unabhängigkeit gegen jeden fremden Einfluß zu verteidigen fest entschlossen ist.

Und dieser Opfermut ist um so höher einzuschätzen, als eine der wichtigsten Einnahmequellen des Landes stark beeinträchtigt ist. Die Schweiz ist bekanntlich das Musterland der Hotelindustrie. Ungezählte Millionen sind in diesem Erwerbzweig angelegt. Der Fremdenverkehr ist eine ihrer ergiebigsten Einnahmequellen. Der Krieg aber hat den Reiseverkehr naturgemäß beschränkt. Aber auch dieses unvermeidliche Mißgeschick trägt man guten Mutes. Die Reisenden, die den gastlichen Boden der Schweiz betreten, werden es nicht zu bereuen haben. Sie werden mit derselben Aufmerksamkeit behandelt wie sonst. Ja, der geringere Verkehr hat auch viele

Annehmlichkeiten zur Folge. Eine mehr individuelle, sich nach den Wünschen des einzelnen richtende Behandlung ist möglich. Die Preise in den Hotels und Pensionen sind niedriger als sonst, trotzdem die Preise der Lebensmittel auch in der Schweiz gestiegen sind. Die Zoll- und Paßrevision an den Landesgrenzen wird mit größter Rücksicht gehandhabt, die Eisenbahnen verkehren regelmäßig; nie läuft man Gefahr, keinen Platz zu finden. Wer die Naturschönheiten des unvergleichlichen Landes in Ruhe und Muße und unbehelligt von allen den Unbeqemlichkeiten, die sonst mit einer Reise in der Hochsaison verbunden sind, genießen will und mehr Gewicht auf ein beschauliches Dasein als auf zahlreiche Reisegesellschaft legt, der sollte gerade in diesem Jahre die Schweiz aufsuchen, in dem sie so viele fliehen.

Er leistet nicht nur sich selbst damit einen Dienst, sondern auch dem tapferen Lande, das unter schweren Kämpfen in diesem Weltkrieg mit so großem Geschick seinen sich befehdenden Nachbarn gerecht zu werden sucht und bei strengster Wahrung seiner eignen Lebensinteressen, die alle von der Aufrechterhaltung seiner Neutralität abhängen, auch die deutschen Interessen nach Möglichkeit berücksichtigt.

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die Unparteilichkeit in der Behandlung der Fremden aller Nationalitäten, die den Boden der Schweiz betreten, nicht im geringsten dadurch beeinflußt wird, daß an der Spitze der Bundesregierung in diesem Jahre ein Italiener aus dem Kanton Tessin steht. Auch nach der italienischen Kriegserklärung hat die Bundesregierung trotz mannigfacher Versuche, die von einigen Fanatikern des italienischen Kantons ausgingen, sich nicht um eines Haares Breite von dem Wege abdrängen lassen, den seine uralte Ueberlieferung ihr vorschreibt. Der Bundespräsident Motta selbst ist bekanntlich dem Abgeordneten Bossi, seinem Landsmann aus dem Tessin, mit großer Schärfe entgegengetreten, als er einseitige italienische Interessen im Bundesparlament zur Geltung zu bringen versuchte, und hat die erdrückende Mehrheit der Bundesversammlung hinter sich gehabt, als er diese Versuche unter Berufung auf die Heiligkeit des Asylrechts, an der keine Regierung in der Schweiz noch hat rütteln lassen, zum Scheitern brachte.

Ein Jahr Weltkrieg.

Zwölf Monate ist nunmehr Mars mit eisernem Schritt über die gequälte Welt gegangen! Vor ihm zogen Schrecken und Furcht, und hinter ihm zeugten brennende Dörfer und Städte, verwüstete Äcker und verwaiste Fluren von der verheerenden Wucht seines Auftretens.

Jahrestage pflegt man je nach ihrer Bedeutung zu begehen. Entweder feiert man sie in frohem Gedenken, oder man hält ernste Einkehr und blickt nachdenklich auf den Weg zurück, den man gegangen.

Die Deutschen sind ein tief veranlagtes Volk, und wer riefe sich nicht am 2. August 1915 die Stunde wieder ins Gedächtnis, da vor einem Jahre der Weltkrieg aufloderte, uns aus dem Tempel stiller Friedensarbeit hinaustrieb und in den Höllenschlund einer gegen uns aufstehenden Welt blicken ließ! Wer dächte nicht jener Stunde, da der Kaiser, von schmerzlichem Zorn entflammt, zum Schwerte griff und Hunderttausende ihm vor dem Schloß das Gelöbnis der unwandelbaren Treue entgegenbrachten!

Das waren große, erschütternde Stunden, und selten ist das Sängerwort „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“ so zur greifbaren Wahrheit geworden!

In jenen Tagen, da sich überall in den großen Städten die Volksmassen auf den Straßen stauten und die Flammen der Begeisterung wie eine Riesenlohe von der Ost- zur Westgrenze brandeten, da wußte jeder, daß wir an der Schwelle einer ganz neuen Zeit stünden und die eisernen Würfel um Deutschlands Zukunft rollten.

Ein ganzes Jahr ist in Kampf und Sieg, in Opfern und Zuversicht dahingegangen, und es hat uns gehalten, was wir gläubigen Herzens von ihm erwarteten!

Wie Meilensteine stehen die unvergleichlichen Taten unserer Heere an jenem Wege, den wir unbesiegt und in strahlender Stärke, aber auch mit vielen Tränen und zusammengebissenen Zähnen furchtlos beschritten. Und wenn wir Rückschau halten, ist es unsere Pflicht, überall kurz haltzumachen, damit wir nicht in Undankbarkeit derer vergessen, die draußen für uns kämpften und starben!

Als am 2. August 1914 der Mobilmachungsbefehl wie ein zündender Funke Deutschland durchlief, waren wir wohl das einzige Volk, das in sicherer Ruhe bis zum letzten Augenblick mit Gewehr bei Fuß gestanden hatte. Trotzdem verblüffte die Geschwindigkeit unserer Kriegsbereitschaft die Gegner derartig, daß kaum eine Woche nach Ausbruch des Feldzuges die starke belgische Festung Lüttich überrannt wurde. Zum erstenmal brausten damals die Glocken durchs Land, und die Nation erkannte die alten Soldaten von 1870 wieder und merkte, daß der Geist der Väter bei uns noch rege war.

Das stolze Namur zerbrach unter unseren Fäusten, und in breiter Welle ergossen sich unsere siegreichen Heere durch Belgien, der französischen Grenze entgegen.

Niemals hatte die Welt einen gleichen Siegeslauf gesehen! Festung auf Festung fiel, die französischen Armeen fluteten geschlagen zurück, das belgische Heer war nahezu aufgerieben, und die englischen Bundesgenossen erhielten bei St.-Quentin die ersten schweren Schläge! Schon kreisten die deutschen Flieger über Paris, und aus der „Lichtstadt“ entflohen in panischem Schrekken die Machthaber und ihr Anhang nach Bordeaux.

Dann aber trat eine Verlangsamung unseres Siegeslaufes ein, der seine natürliche Erklärung hatte.

Wir hatten uns weit von den heimatlichen Stützpunkten entfernt, hinter uns lag das eben erst und noch lange nicht völlig bezwungene Belgien, das große Kräfte in Anspruch nahm, vor uns aber dehnte sich Paris mit seinen ungeheuren Hilfsmitteln für Frankreich! So kam es, daß wir uns erst etwas erholen und aufatmen mußten, ehe wir zu neuen Taten ansetzen konnten.

Der rechte Flügel unserer gewaltigen Front wurde zurückgenommen, und es begann nun allmählich der Stellungskrieg, der der ganzen späteren Kriegführung im Westen den Stempel aufdrückte!

Inzwischen ereigneten sich im Osten Dinge, die uns schmerzlich ans Herz griffen. Zwar hatte Rußland

den überwiegenden Teil seiner Millionenheere gegen Österreich gesandt, das nach anfänglichen Siegen den schwersten Anstürmen einer Übermacht ausgesetzt war und daher einen großen Teil Galiziens preisgeben mußte, aber trotzdem vermochte das unerschöpfliche Zarenreich noch starke Kräfte gegen Ostpreußen zu senden, das einer schweren Zeit entgegenging.

Zu Tausenden und aber Tausenden flüchtete in Hast und Verwirrung die Einwohnerschaft — zum Teil nur das nackte Leben rettend — nach dem Inneren des Reiches. Überall streckten sich den Ärmsten offene Hände entgegen, und Herzenstrost und materielle Gaben wurden in gleicher Fülle gespendet.

Der große Tag der Rache brach schneller herein, als der Feind dachte. General von Hindenburg übernahm den Befehl über die verstärkten Truppen im Osten, und wie der Erzengel Michael fegte er unsere blutgetränkten Gaue, in heiligem Zorne dreinschlagend, vom Gegner frei! Tannenberg und die Winterschlacht in Masuren heißen die beiden leuchtenden Malsteine der Befreiung Ostpreußens!

Inzwischen hatte der Krieg im Westen mit dem Falle Antwerpens einen Abschnitt erreicht. Mit Ausnahme eines kleinen Teiles in Flandern war ganz Belgien in unseren Händen, und das betrogene belgische Volk begann einzusehen, daß das gerechte deutsche Regiment sehr wohl zu ertragen sei und die Hoffnung auf französisch-englische Hilfe aufgegeben werden müsse.

Mit dem Einsetzen des Frühjahrs nahm der ganze Krieg eine neue Wendung. In den Karpathen schmolz der Schnee, die Wege in Polen wurden gangbar, und Herr Joffre bereitete sich zu seiner soundso vielten vergeblichen Offensive vor.

Während im Osten und Westen überall die russisch-französisch-englischen Angriffe zerschellten, versuchte der Dreiverband auch die Dardanellen zu bezwingen, um hier gegen die Türkei eine einschneidende Entscheidung herbeizuführen. Aber es war vergeblich, denn die Türken zeigten sich auf Gallipoli Meister; nicht nur in der Verteidigung, sondern auch im Gegenangriff, und schreckliche Verluste an Menschen und Schiffen kennzeichneten das verkrachte kriegerische Unternehmen.

In dieser Zeit allgemeiner höchster Anstrengungen begann der gewaltige Durchbruch deutsch-österreichisch-ungarischer Truppen bei Tarnow—Gorlice, ein kühner Plan, der von ungeheurer Tragweite war und den ganzen Feldzug im Osten auf lange Zeit entschied. Und während wir von Sieg zu Sieg stürmten und uns bereits Przemysl näherten, geschah etwas Ungeheuerliches: Zu Pfingsten verriet Italien seine langjährigen Bundesgenossen und erklärte Österreich-Ungarn den Krieg.

Unwillkürlich hielt die Welt den Atem an! So etwas war in der Geschichte der Völker noch nicht dagewesen, und wenn auch die neuen Bundesgenossen Italiens in ihrer Herzensangst der frischen Hilfe sich freuten, im stillen heftete sich doch die Verachtung an die Fersen der italienischen Regierung und ihrer Helfershelfer! — Wir aber ließen uns nicht im geringsten beeinflussen! Mit kühlem Achselzucken und verächtlicher Miene quittierten wir über den unerhörten Treubruch und schlugen die Russen in Galizien weiter, als ob Italien gar nicht da sei! Przemysl fiel, Lemberg ging wieder in unsere Hände über, und die italienischen Heere mühten sich umsonst, gegen den feindlichen Grenzschutz auch nur den geringsten Vorteil zu erringen, vielmehr häuften sich Verluste auf Verluste, und die Welt begann, die jammervolle Kriegführung und die Lügenberichte Cadornas mit ätzendem Spott zu übergießen.

Und immer mehr erfüllte sich das Schicksal der russischen Heere, während die Bundesgenossen im Westen keinen Schritt vorwärts kamen! Nicht nur Galizien wurde in raschen Märschen befreit, nein, wir drangen weit in Rußland ein, und in allen Städten des Zarenreiches griff eine düstere, ahnungsvolle Stimmung Platz, die sich in schweren Unruhen Luft machte.

Auch in England gärt es, und wenn wir alle Völker, die jetzt seit langer Zeit mit uns im Kriege liegen, vor unsern Augen vorüberziehen lassen, so ist nicht **eines** da, das nicht seufzend die Zeit des Friedens herbeisehnte!

Auch bei uns wünscht man im Interesse der gequälten Menschheit ein Ende des Weltkrieges, aber die Stimmung bei uns und unsern wackeren Verbündeten ist doch eine ganz andere! Ein heiliger Trotz, bis zum restlosen Niederwerfen unserer Feinde durchzuhalten, durchglüht die Völker, die ein reines Gewissen haben, daß nicht sie die Urheber alles Schrecklichen sind, das die Erde in diesem abgelaufenen Jahr erlebte!

Man wirft allerorten die Frage auf, ob wir noch einmal in einen Winterfeldzug eintreten werden; während man aber im Lager des Vierverbandes solcher Möglichkeit mit unverhohlenem Grauen entgegenblickt, sagen wir uns mit zusammengebissenen Zähnen: Warum nicht, wenn es das Schicksal verlangt?! Wir sind stahlhart gehämmert worden durch die Schickungen, und zeigte sich im August 1914 Deutschland groß und einig, so ist es ein Jahr später noch weit über seine einstige Erhabenheit hinausgewachsen!

Leid adelt, und der Kranz sieghafter Freude und sorgender Teilnahme mit den Opfern des Krieges schlingt sich um die reine Stirn Germanias. Blicken wir zurück, so haben wir viel Schlacken abgestoßen, vieles gelernt und unser reines Volksempfinden wiedergefunden. Das ist neben den Siegen ein weiterer herrlicher Gewinn, auf den wir ebenso stolz sein dürfen!

Auf den Schlachtfeldern in Belgien, Frankreich, Rußland, auf dem Meer und an den Dardanellen ging aus den Blutopfern die Saat unserer Größe auf, und man muß nur hoffen, daß sie bis zum letzten Halme in die weit geöffneten Scheuern eingefahren werde und nicht **ein** Körnchen verloren gehe!

Wieviel erlebt ein Volk schon unter gewöhnlichen Verhältnissen in der langen Spanne von zwölf Monden! Gegen das aber, was wir entstehen und sich weiterentwickeln sahen, gegen die erschütternden Ereignisse der abgelaufenen Zeitspanne verblassen alle Ereignisse, die bisher die Welt bewegten! Wir könnten ruhig mit dem zwanzigsten Jahrhundert eine neue Zeitrechnung beginnen! Und diese Weltwende fand in Deutschland ein großes Geschlecht, das die Zeit verstand!

Darum dürfen wir heute mit Vertrauen in die Zukunft blicken, und mag der Krieg auch noch so lange dauern, wir werden nur stärker werden und hineinwachsen in die immer größeren Aufgaben!

Und mit mitleidigem Lachen können wir jeden durch Deutschland führen, der unsern Feinden glauben machen will, wir wären müde und hoffnungslos! Und wenn wir auch den Frieden wünschen — von **Kriegsmüdigkeit** ist keine Rede!

Das ist nach Jahresablauf ein Ergebnis, das für unsere Größe und Opferwilligkeit zeugt! X.

Bestimmt!

Wie gern erträgt man schwere Wochen,
Sind Glück und Seligkeit ihr Ziel.
Folgt hartem Werk ein frohes Spiel,
Dann bleibt man stark und ungebrochen.

Noch ist die Arbeit nicht zu Ende,
Die uns das Herz zu schaffen heißt,
Doch stehen wir mit Leib und Geist
Noch lang nicht an der Stärke Wende.

Und zögert der Beginn der Feste,
Wir bleiben treu und unbeirrt.
Denn, daß er einmal kommen wird,
Wir wissen es. Das ist das Beste!

Leo Heller.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Nun haben ein Jahr lang unsere Feinde Schlag auf Schlag von uns empfangen. Nicht nur erwehrt haben wir uns ihrer nach beiden Seiten. Wir haben im ganzen Osten aufgeräumt. Die endgültige Abrechnung mit Rußland steht bevor. Wir halten durch!

Hat sich der Krieg bis jetzt fast ganz außerhalb Deutschlands abgespielt, hat dies erste Kriegsjahr den Beweis geliefert, daß Deutschland nicht zu erschüttern ist, so wird es auch weiterhin unseren Feinden nicht gelingen, unsere Verteidigungs- und Stoßkraft zu schwächen.



Karte zu den Kämpfen um Warschau.

Unsere Truppen tun in gleichmäßiger Dienstverrichtung opferfreudig ihre Pflicht. Ihr Kampfwert, gestützt auf ein in sorgfältiger Kleinarbeit ausgebildetes Zusammenwirken, belebt sich stets von neuem. Unseren Angreifern müßte es nachgerade innegeworden sein, daß die Deutschen und ihre österreichisch-ungarischen Verbündeten den Willen und auch die Kraft haben, durchzuhalten.

Die englische Politik, die mit allen Mitteln fast die ganze Welt gegen uns aufhetzte, nahm den Aushungerungskrieg zu Hilfe. Wir haben die Probe bestanden, auch den wirtschaftlichen Krieg durchzukämpfen. Der in gewissenhafter Friedensarbeit erstarkten Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes ist die Aufgabe nicht zu schwer gefallen, die Lasten der Kriegslage auf seine Schultern zu nehmen, in welcher Form es sei. Mit stattlichen Ueberschüssen aus der vorjährigen Ernte gehen wir in das neue Erntejahr hinein. Und die neue Ernte ist gut geraten. Ebenso ist ein Mangel an Rohstoffen nach dem Ergebnis sorgsamer Erhebungen nicht zu befürchten. Mit Seelenruhe können wir unseren Feinden zurufen: wenn ihr es aushalten könnt, wir halten durch!

Mit berechtigtem Befremden erfahren wir in diesem ernsten Zeitpunkte, in wie sonderbaren Formen unsere erfolglosen Gegner sich über die Lage äußern. Das amtliche Organ des russischen Generalstabes schreibt mit eiserner Stirn: all unsere Vorstöße gegen Rußland und alle russischen Niederlagen seien für das Zarenreich höchst vorteilhaft und dessen Heeresleitung nur willkommen. Ein anderes Blatt verkündet, jetzt im Sommer mögen die Deutschen ruhig siegen, es komme nur darauf an, was im Winter geschehe. Und ein Petersburger Blatt enthält den klassischen Satz: gerade jetzt nehme die militärische Lage eine schroffe Wendung zugunsten Rußlands, und die Deutschen könnten sich nur auf ein trauriges Ergebnis gefaßt machen.

Als Echo dieser auf einen so überzeugenden Ton gestimmten russischen Posaunen erklingt es in hohen Tönen aus Paris wider — man traut seinen Ohren kaum — die russischen Niederlagen, die ungeheuerlichen Todesopfer, die anderthalb Millionen russischer Gefangenen, die Räumung und Zerstörung großer Gebiete und von Städten wie Warschau, das alles sei ein wohlbedachtes strategisches Manöver.

In England wird das Schicksal Rußlands erheblich nüchterner besprochen. Dort kalkuliert man nicht ohne eine gewisse Besorgnis, daß, wenn Warschau fällt, und wenn wir die Weichsel haben, sehr bald auch im Kampfe um Calais etwas zu spüren sein dürfte.

Was der Zukunft vorbehalten ist, werden wir erleben. Zunächst verzeichnen wir Zug um Zug die Fortschritte unserer siegreichen verbündeten Armeen auf russischem Boden. Eine Reihe von Zügen zu unseren Gunsten haben die letzten Tage gebracht, darunter am Schluß der einundfünfzigsten Kriegswoche zwei sehr bedeutsame: den Sieg des Generals von Below über die russische fünfte Armee zugleich mit der Eroberung der Festungen Rozan und Pultusk durch General von Gallwitz und ferner den Sieg des Erzherzogs Josef Ferdinand zwischen Weichsel und Bistriza. Auf beiden Feldern, die beide so außerordentlich wichtig sind für die Entscheidung, sind wir stark im Vorteil. Die Augen der ganzen Welt verfolgen mit Spannung den Fortgang der Partie. Deutschland bietet dem Russen Schach — wird es ihn matt setzen? Wir hoffen und beten zum Lenker der Geschicke für einen Ausgang, der der gerechten Sache zum Siege verhilft.

Die Druckfestigkeit unserer Westfront bewahrt ihr Beharrungsvermögen. Die Franzosen möchten wohl die schlechten Erfahrungen, die sie immer aufs neue mit ihren Erschütterungsversuchen machen, gering einschätzen; die Tatsache, daß unsere Siege in den Argonnen andauernde Rückschläge für sie und zugleich sehr lebendige deutsche Vorstöße sind, wird dadurch nicht beeinträchtigt. Auch in den Vogesen werfen unsere wackeren Bayern sie bei allen erneuten Versuchen, die feste Spannung unserer Front einzudrücken, mit starker Faust zurück.

Italien macht, nachdem es die Erwartungen der Dreiverbandmächte bis jetzt mit Verheißungen zukünftiger Taten zu beschwichtigen gesucht hat, jetzt tatsächlich ernsthafte Anstrengungen, die auf einen Durchbruch zwischen Görz und Monfalcone abzielen. Eine umfassende Stellung bei der Hochebene von Doberdo gewährt ihnen die Möglichkeit, durch konzentrisches Artilleriefeuer ihre Infanteriestöße vorzubereiten. In tagelangem heftigem Ansturm setzten sie ihre Truppen ein und schonten in rücksichtsloser Aufopferung ihr Menschenmaterial nicht. Sogar berauschte Truppen sind vorgeschickt worden. Diese Kämpfe am Isonzo sind von furchtbarer Blutigkeit auf allen Abschnitten. Mit außerordentlicher Bravour werden die immer aufs neue heranflutenden Angriffe beharrlich abgeschlagen. Die Erbitterung, mit der allem noch so nachdrücklichen Vordringen von den Aelplern, den Dalmatinern und Kroaten begegnet wird, kostet die Italiener unmenschliche Verluste.

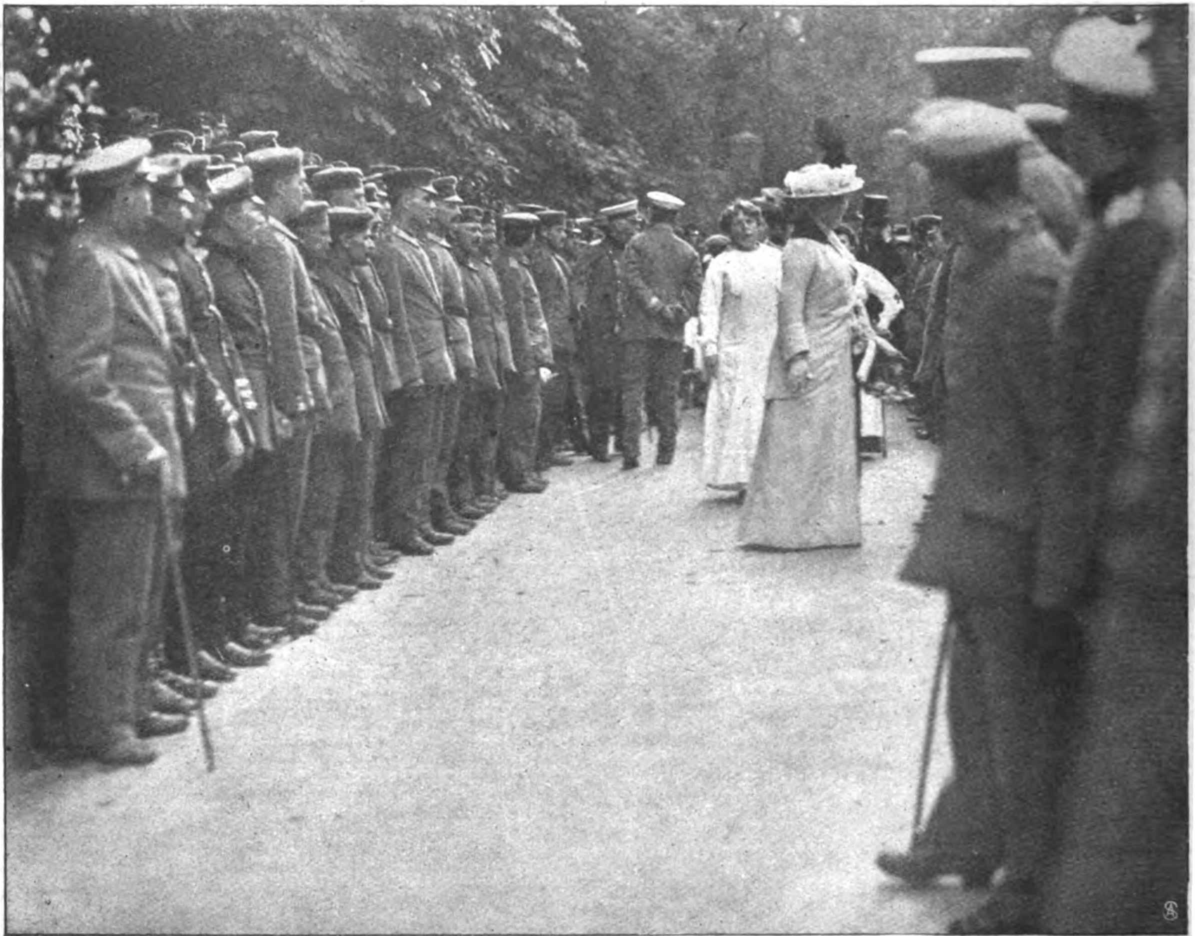
Nummer 31.
DIE WOCHE
Bilder vom Tage
Seite 1089.



Deutschlands Heerführer in großer Zeit:

Generaloberst von Moltke.

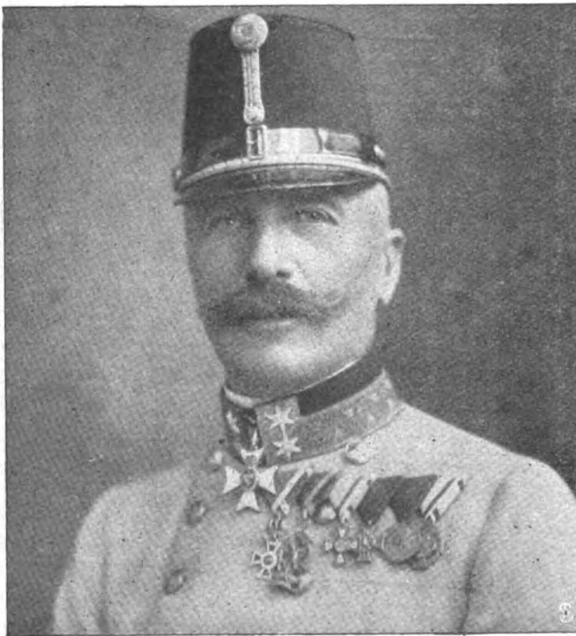
Für die „Woche“ nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.



Spezialaufnahme der „Woche“.

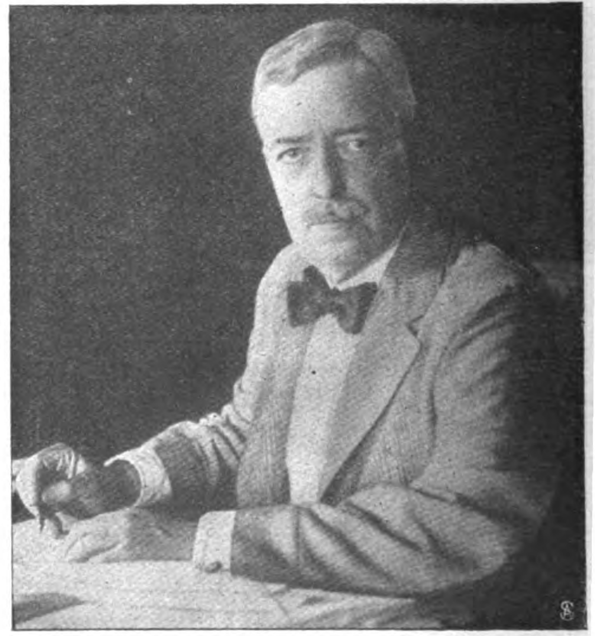
Die Kaiserin unterhält sich mit den Verwundeten.

Besuch der Kaiserin im Nachmittagsheim bei Kroll.



Hofphot. Pietzner.

General von Collard,
Der neue Statthalter von Galizien.



Robert Lansing,
Staatssekretär der Vereinigten Staaten.



Phot Phébus.

Ibrahim Hakki-Pascha, früher Großwesir.

Der neue türkische Botschafter in Berlin.

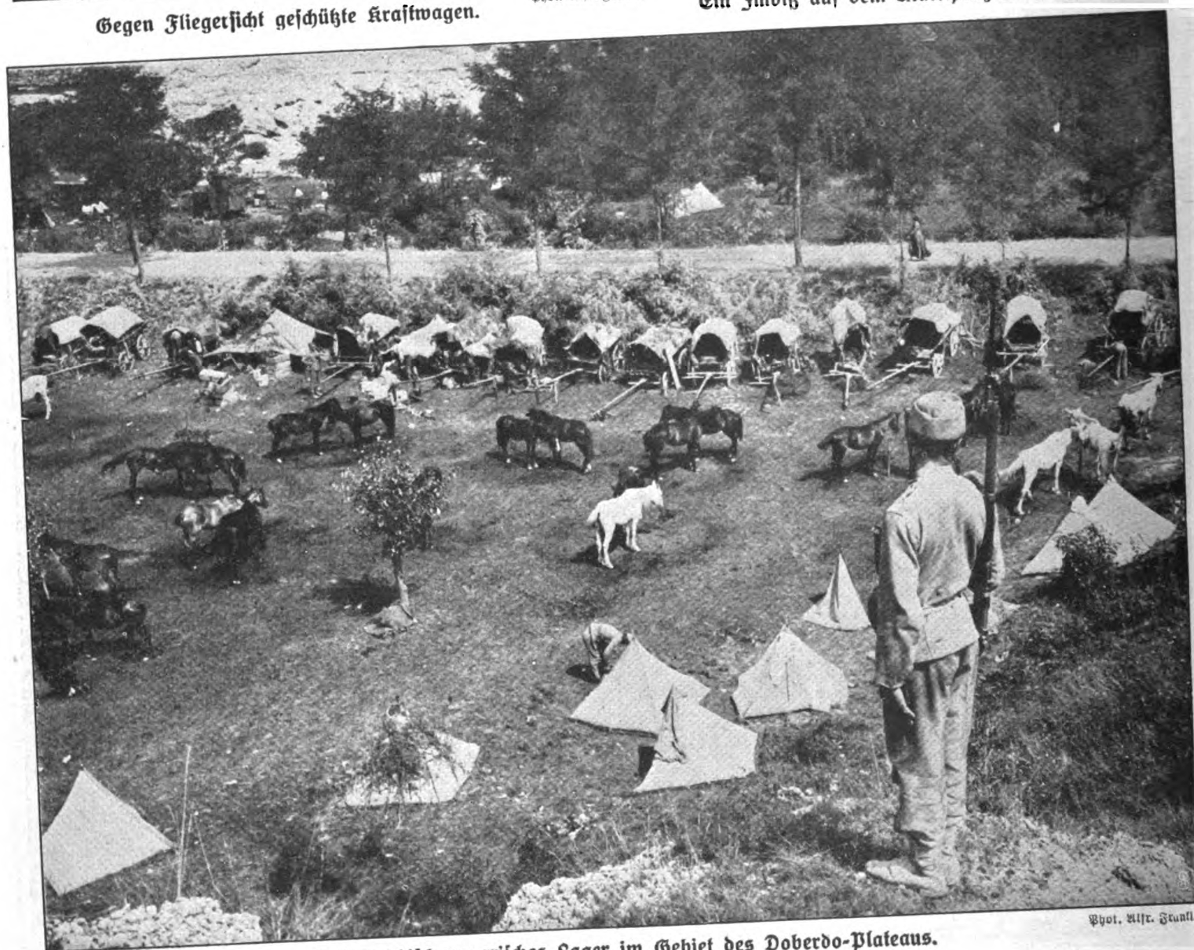


Gegen Fliegersicht geschützte Kraftwagen.

Phot. Alfr. Frankl.



Ein Imbiß auf dem Marktplatz in Görz.



Phot. Alfr. Frankl.

Oesterreichisch-ungarisches Lager im Gebiet des Doberdo-Plateaus.

Von der Front am Isonzo.



Der Herzog und die Herzogin von Braunschweig, geführt vom Gouverneur Exz. v. Hirschberg,
vor dem Gouvernementsgebäude in Namur.

Der Herzog und die Herzogin von Braunschweig begaben sich anläßlich ihres vor kurzem erfolgten Besuches von Lüttich und Namur über Dinant nach Mettet, dem Gefechtsfeld, wo die tapferen Braunschweiger Truppen Verluste erlitten. Der Wald zeugt noch mit seinen zersplitterten Bäumen von dem hageldichten Einschlag der Geschosse. Die Sonne aber übergoß mit einem friedlichen Schimmer die Stätte der Gefallenen, wo das junge Herzogspaar lange verweilte, um der tapferen Heldensöhne seines Landes zu gedenken Dann ließ sich das Herzogspaar von dem aus Namur mitfahrenden Künstler Prof. Wilhelm Kreis nochmals den schon in Namur besichtigten Plan zu einem Denkstein für die hier im Walde gefallenen Braunschweiger ausbreiten. Beide lobten die stimmungsvolle Schlichtheit dieses der Grabstätte so wohl angepaßten Entwurfes. Der Herzog nahm ohne jeden Wunsch einer Aenderung den Plan an und empfahl, ihn unverzüglich zur Ausführung zu bringen. Der Künstler, der als Postenoffizier in Namur steht, hat im Plan, die Stätte mit einem Kranz von Findlingen aus dem Braunschweiger Land zu umgeben, in deren Mitte ein Denkstein sich erheben soll mit dem Sinnbild des tapferen Braunschweiger Regiments, dem Zeichen des Totenkopfes.



Von links: Oblt. Tafel vom Gouvernem.nt Namur; Exz. Graf v. Schulenburg, Gouverneur von Lüttich; Professor Kreis; Herzog und Herzogin von Braunschweig; Major Friederich, I. Generalstabsoffizier vom Gouvernement Namur.

An den Gräbern gefallener braunschweigischer Soldaten bei Mettet. Prof. Kreis erläutert die Skizze eines Grabdenkmals.

Herzog und Herzogin von Braunschweig in Namur.



Hauptmann Günther Mündel.



Hofphot. Beckmann.

Oberleutnant Epstein.



Hofphot. Sandau, Berlin.

Leutnant von Lignitz.



Phot. Fritz Hofmann & Co., Frankfurt a. M.

Rittmeister Max Müller.



Phot. Otto Heinrich Frankfurt a. M.

Leutnant d. R. Ernst Rauert.



Phot. Baumgartner, Freiburg.

Gefreiter Gräf.



Unteroffizier Kurt Sturm.



Phot. M. Rakonz Frankfurt a. O.

Feldwebelleutnant Schneider.



Unteroffizier Leo Remer.



Hauptmann Dettmers.



Phot. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.

Hauptmann d. L. Carl Siehr.



Major Krag.



Phot. Otto Heinrich, Frankfurt a. O.

Major Freiherr von Dincklage.



Leutnant Oswald Boelcke, Flieger.



Oberlt. Wilhelm Boelcke, Beobachter.



Major von Schreibershofen.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Hofphot. Berger.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen passieren eine Furt in Galizien.
Oberes Bild: Kraftwagen auf einer provisorisch errichteten Holzbrücke.

Vom galizischen Kriegschauplatz.

In voller Fahrt mit Bagage.

[illegible]

Überwindung eines Steilhanges.

[illegible] Photoverlag.

Eine Radfahrerkompagnie im Felde.

Eine Landstraße, die durch die deutsche und die englische Stellung führt.

Phot. Braemer.

Vom westlichen Kriegschauplatz.

Der kommende Held.

Merk auf mein Wort, du mein sonniger Knabe,
du mit den Augen voll Feuer und Glut
und mit dem ungestüm schlagenden Herzen,
träumend von Taten und schäumend von Mut.

Ist auch zu schwach noch dein Arm für die Waffe
und dein Gemüt noch zu weich und zu zart,
brauchst nicht den älteren Brüdern zu neiden,
daß sie berufen zur eisernen Fahrt.

Ist auch dein Arm noch zu schwach diese Stunde:
morgen komm wieder! komm morgen und frag!
Heute wird donnernde Weltschlacht geschlagen.
Morgen doch — dein ist der morgige Tag.

Heute wird donnernde Weltschlacht geschlagen.
Lebe, erlebe, was wahrhaft dies heißt:
Ströme von köstlichem purpurnem Blute
fließen, daß heiß es die Erdscholle speist.

Aber den also befruchteten Boden
gut zu bestellen – du bist bestellt.
Heute begräbt eine Welt sich in Trümmern,
morgen erbauest du neu eine Welt.

Daß sie erhabener, ragender werde,
atmend in Freiheit, in Eintracht, in Licht,
das macht dein Heldengefährte von heute
dir, du mein Knabe, zur heiligen Pflicht!

Das sei der Preis seines Blutens und Sterbens,
das seines Opfers alleinziger Sinn.
Birg sein Vermächtnis bewußt in der Seele,
nimm es mit stillem Gelöbnisse hin

Hüte indessen die strahlende Flamme!
Nähre die Glut mit dem Hehrsten der Welt,
daß sie nicht vor ihrer Stunde verlohe.
Fühle: du bist der kommende Held.

Margarete Hopf.

In Litauen zwischen der Memel und Dubissa.

Mit 6 Aufnahmen von Hofphot. Kühlewindt.

Zwischen das deutsche Ordensland und das Gebiet der alten Schwertbrüder schiebt sich keilförmig das Großfürstentum Litauen ein, dessen nördlicher Teil — das Herzogtum Samogitien — an Kurland grenzt. Am Ausgang des Mittelalters stand dies Großfürstentum, auch schon vor seiner Vereinigung mit Polen, machtvoll da, ebenbürtig an kriegerischer Bedeutung dem Staate der Deutschritter. Bis fast zuletzt heidnisch, bot es keinen Raum für deutsche Siedlungen. Hatte auch die große Schlacht bei Rudau im ostpreußischen Samland 1370 dem Siege und dem Vernichtungskampfe des Ordens gegen die alten Preußen keinen Einhalt gebieten können, so hielt die feste Masse des geschlossenen Litauertums doch ein weiteres Vordringen des Deutschtums nach Osten ab. Was nördlich in Kurland, Livland und Estland an Adel und Bürger deutsch ist, ist nicht mehr über Land, sondern über See dorthin gekommen. So klafft dort eine große Lücke. Inmitten dieses Gebietes liegt das in letzter Zeit viel genannte Schaulen, etwa an der Wasserscheide der Windau und der Dubissa. Von dort führt die große Straße aufwärts nach Mitau und Riga, abwärts über Tauroggen nach Tilsit.



Skaudwiły.



Leichtverwundete passieren Kielmy.

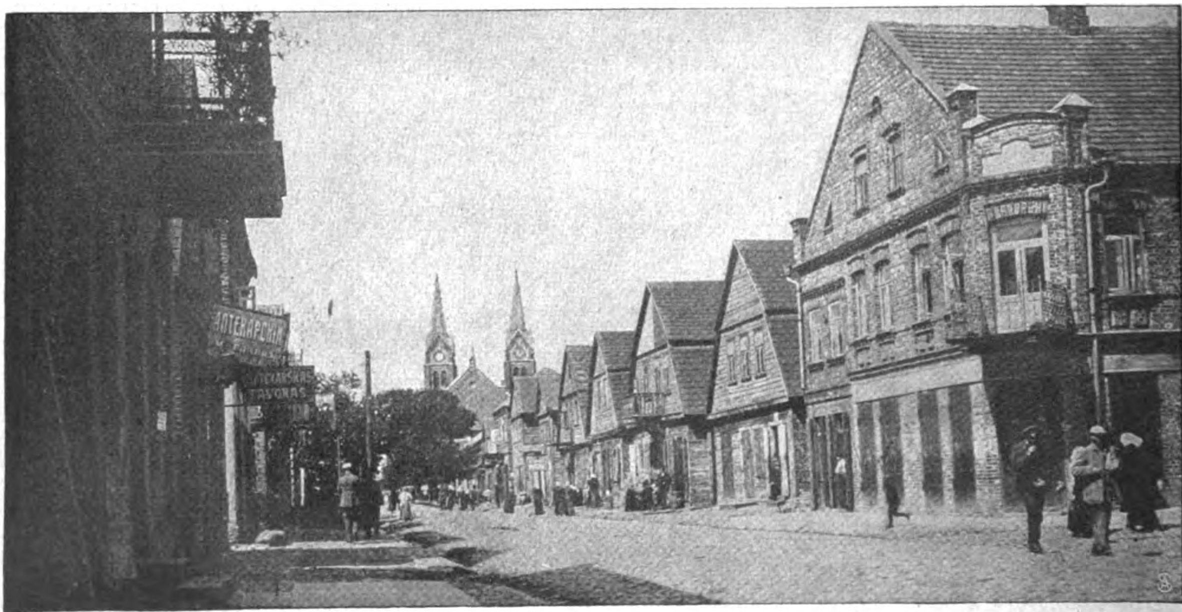
Unsere Bilder zeigen die Ansichten einiger litauischer Städte, die in dem Dreieck liegen, das durch die Straße Tilsit—Schaulen sowie die Flüsse Dubissa und Memel gebildet wird. Die Kämpfe, die dort stattfanden, bilden einen Teil, vielleicht den bedeutendsten des überraschenden Vorstoßes der Ostarmee nach Kurland.

Als Marschall Hindenburg Ostpreußen von den Russen befreit hatte, war sein nächstes Ziel das südwestliche Litauen, das Gouvernement Suwalki. Das Ziel wurde erreicht durch die Winterschlacht in Masuren und die Kämpfe bei Kalwarja und Mariampol. Dort wurde auch kürzlich noch gekämpft. Als dies Gelände genügend gesichert erschien, erfolgte der plötzliche Vormarsch nach den Ostseeprovinzen. Unsere Reiterei gelangte bis vor Mitau. Libau wurde erobert. Im Osten erreichten unsere Fußtruppen die Dubissa, deren Stellungen uns die Russen in heftigen Kämpfen streitig gemacht haben.

Der Ausgangspunkt des Vorstoßes war Schmalleningken. Tauroggen mußte leider zusammengeschossen werden. Nur das Diebitschdenkmal, eine Erinnerung an einstmalige Waffenbrüderschaft, ist erhalten geblieben. Ein glücklicher Umstand aber rettete Skaudwily. Denn ein allgemeines Davonlaufen der russischen Armee hub an, als unsere Vorposten sichtbar wurden. Unser Bild auf Seite 1097 zeigt den friedlichen Ort ohne jede Spur des harten Krieges.

Das Städtchen Jurburg (Abb. S. 1100) hat rund 4000 Einwohner und liegt mit seiner zweitürmigen Kirche gar stattlich da (Abb. untenstehend). Die Holzgiebelhäuser geben dem Ort ein eigenartiges Gepräge. Auf dem Wege von Skaudwily nach Schaulen, das die Russen verbrannten, liegt Kielmy. Obenstehendes Bild zeigt Leichtverwundete, die aus den Kämpfen bei Schaulen und am Windawski-Kanal zurückkehren.

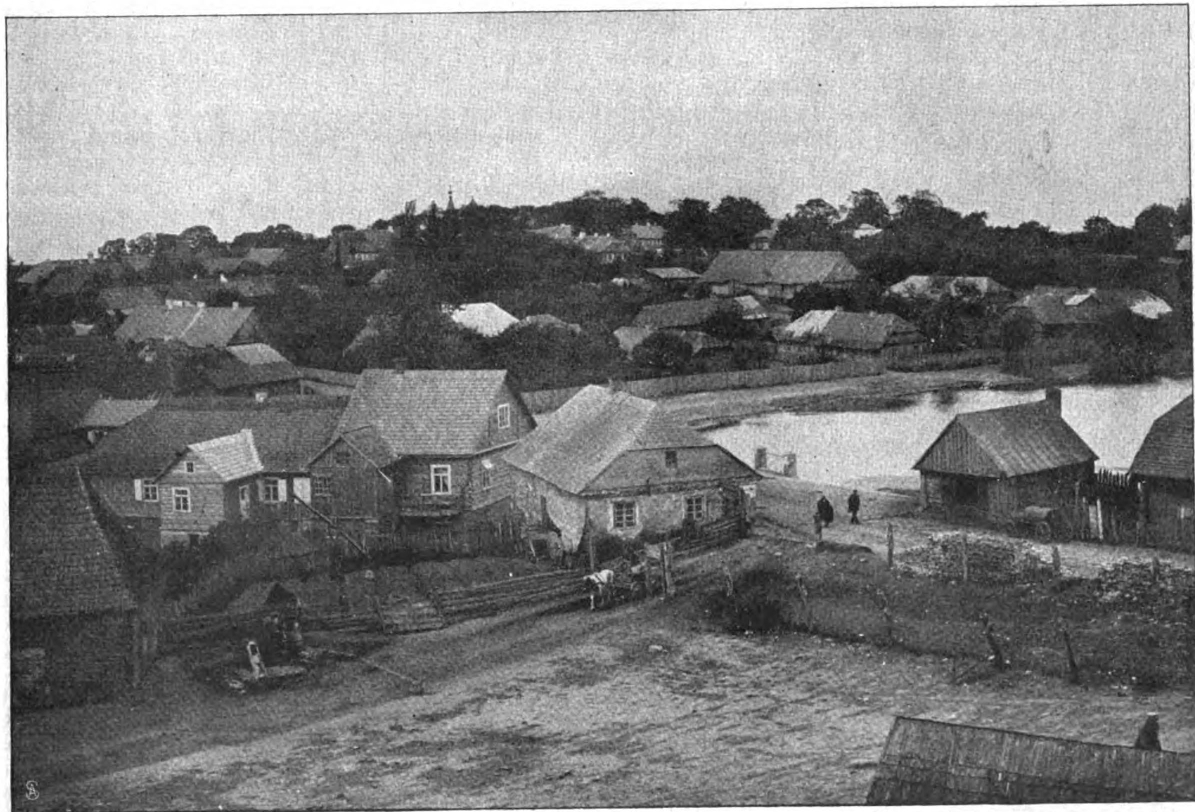
Der große Marktplatz in Rossinie beweist die Wichtigkeit dieser Stadt als Straßenknotenpunkt. Der



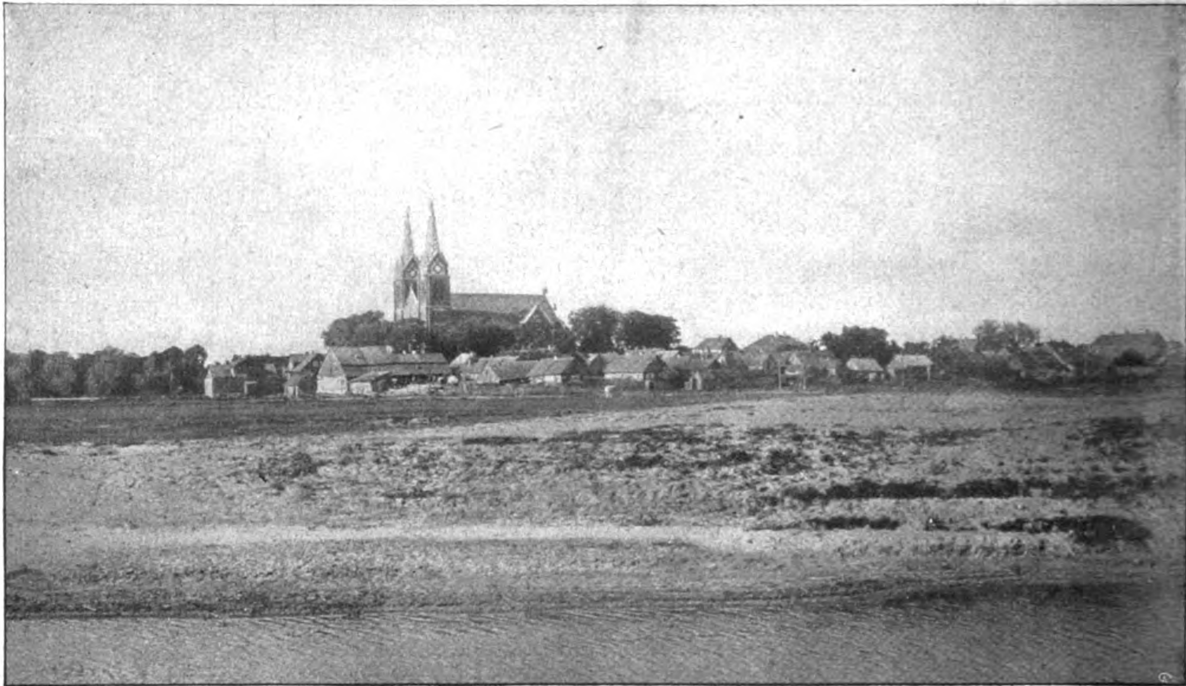
Aus der Stadt Jurburg an der russischen Memel: Straße mit Blick auf die Kirche.



Marktplatz in Rossinie.



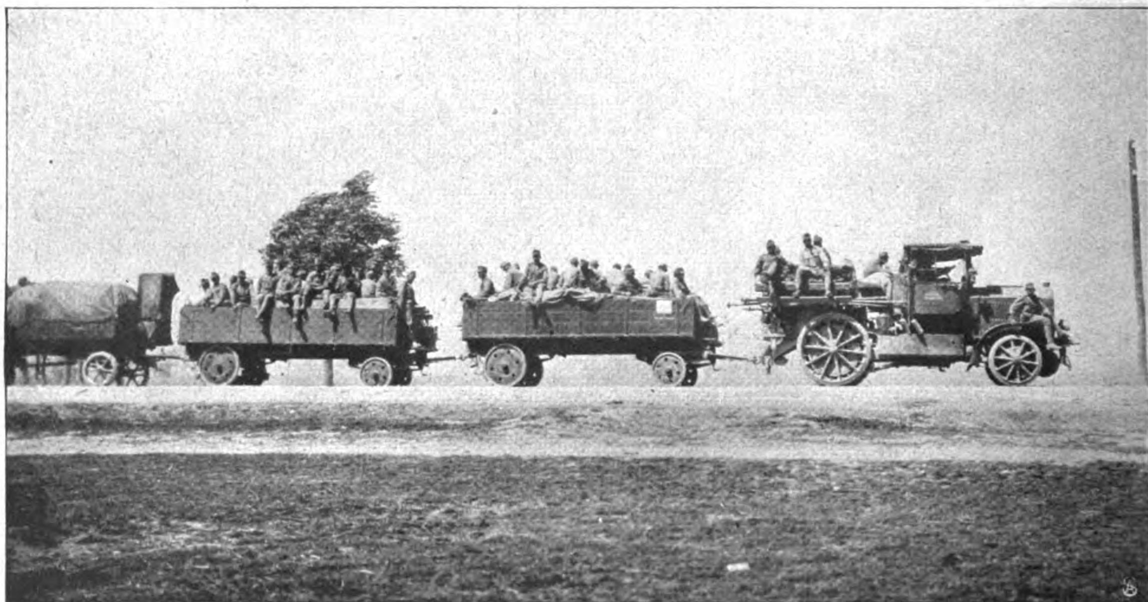
Rossinie vom Kloster aus gesehen.



Blick auf Jurburg.

Ort liegt mehr nach der Mitte des geschilderten Dreiecks zu und war den ganzen Mai hindurch der Schauplatz heftigster Kämpfe. Die Russen setzten immer neue Kräfte ein, um unsere Truppen zu vertreiben und die Stellung wieder in ihre Hand zu bekommen. Dort wurde die 1. kaukasische Schützenbrigade nebst der 15. Kavallerie-Division in schweren Kämpfen am 23. Mai völlig aufgerollt und in wilder Flucht über die Dubissa getrieben. Sie erlitt gewaltige Verluste. Die Kaukasier haben mindestens die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt und seitdem, obgleich sie mit neuen Truppen aufgefüllt wurden, jede Widerstandskraft verloren. Rossinie liegt an einem Flüßchen, der Rossienka, und hat heute vielleicht 12,000 Einwohner, von denen zwei Drittel Juden sind. Die Handelsbeziehungen der Stadt weisen durchaus nach Preußen hin. Einst war es ein angesehener Ort und die Hauptstadt des vorhin erwähnten Herzogtums Samogitien. Unsere Vorfahren nannten es verschiedentlich Rossigen und Rasseyne.

Durch die Kämpfe im Dubissa-Memel-Winkel ist ein neues Vorland gewonnen, das unser schönes Ostpreußen vor einer Wiederholung der Russeneinfälle sichert.



Aus Galizien: Oesterreichisch-ungarischer Automobilzug.



Offizier in seinem Quartier.



Die eben eingetroffenen Liebesgaben.

Unsere Gegner: Russische Offiziere.



Gefangene Franzosen in Rousselaere.



Unsere Feldgrauen am Biwakfeuer in Galizien.

Hofphot. J. Berger.

Aus Ost und West.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

10. Fortsetzung.

Die Herren begaben sich in ein behaglich eingerichtetes Speisezimmer. Es hieß, daß Prinz Adalbert erst später kommen würde, da er beim Reichsverweser soupiere. Dietz saß dem Minister gegenüber, zwischen Jordan und dem österreichischen Hauptmann Möhring. Er warf einen sehnsüchtigen Blick auf den jungen Amerikaner, der sehr oft lachend seine Zähne zeigte, wenn jemand gar zu lebhaft seine Ratschläge über Disziplin und Uniformierung, über Schraubenschiffe und geschützte Batterien wissen wollte. Er hätte immerfort lachen können. Es war wirklich komisch, wie die Deutschen einen zweiten Leutnant für befähigt hielten, Sachverständigenurteile über Kriegsmarinen abzugeben. Und als Kerst ihn über Hafenanlagen und Befestigungswerke fragte, zeigte er lachend seine weißen Zähne und entschuldigte sich, keine Auskunft geben zu dürfen.

Geräuschlos servierten die Diener. Funkelnder Wein wurde aus kristallenen Karaffen in grünliche Römer geschenkt — in funkelndem Rheinwein trank Radowitz auf das Wohl seiner Gäste. Die Unterhaltung wurde lebhaft. Jordan lächelte, als bereits nach wenigen Minuten der österreichische Hauptmann seinen preußischen Nachbar in ein Gespräch über sein Lieblingsthema verflocht, einen Kanal zu graben, der die Ostsee mit der Nordsee verband und gewissermaßen die Demarkationslinie für Holstein sein sollte. In einer anderen Gruppe markierte Kerst mit Messern, Gabeln, Salzfässern und Weinpfropfen die deutschen Küsten und war auf der Suche nach einem deutschen Kriegshafen.

„Ich verstehe gar nicht, wie man darüber noch im Zweifel sein kann!“ schrie Kerst. „Bremerhaven hat ein geschütztes Bassin — die Schleuse ist 40 Fuß breit — wo gibt es das noch einmal in Deutschland? Der Herr Minister hat uns mitgeteilt, daß man sogar damit beschäftigt ist, ein neues Bassin zu graben, damit die großen Raddampfer dort liegen können. Können wir denn Besseres verlangen?“

v. Wangenheim, der mit Major Teichert über eine Geschützlieferung gesprochen, die Preußen übernehmen sollte, hatte Bedenken.

„Ich weiß nicht, ob Hannover seine Einwilligung geben wird“ —

„Bremer Gebiet!“ rief Kerst zornig. „Bremer Gebiet!“

Wangenheim hob kühl die Achseln.

„Und hannoversche Militäroberhoheit.“ Es war ihm anzusehen, wie ungern er sich in dieses Wortgefecht mischte.

„Dann muß es gezwungen werden“, rief Kerst außer sich.

Aber Wangenheim zeigte ein hochmütiges Lächeln. „Von wem, Herr Marinerat?“

Und das wollte auch Canitz wissen. Wollte noch mehr wissen.

„Es wäre doch angebrachter, einen Kriegshafen in der Ostsee zu suchen.“

„Das verbietet die politische Lage, Herr Graf“, sagte Duckwitz sanft, und niemand ahnte seine Erregung, die die Vorstellung in ihm erweckte, den Preußen auch noch zu einem guten Hafen zu verhelfen. „Es ist die Überzeugung des gesamten Ministeriums, daß nur die Nordsee in Betracht kommt.“

„Ich sprach als Laie“, entgegnete Canitz artig.

Jordan erzählte mit gerunzelter Stirn, wieviel Briefe täglich eingingen, deren Schreiber fast ausnahmslos die Untätigkeit des Ministeriums in härtesten Worten tadelten. Sprach von der zornigen Ungeduld der Abgeordneten in der Paulskirche, die Erfolge sehen wollten — und keine Ahnung hatten, mit welchen Schwierigkeiten täglich zu kämpfen war.

„Der Herr Minister hat ihnen erklärt, daß die Flotte in Vorbereitung ist. Daß aber alles vermieden werden muß, um die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. In dem Augenblick, da man erfährt, daß wir Schiffe suchen, wird alles geschehen, um das Geschäft unmöglich zu machen. Wir können nur in größter Verschwiegenheit arbeiten, müssen alle Angriffe seitens der Patrioten ruhig über uns ergehen lassen. Müssen sogar das eingesandte Material sorgsam prüfen, denn es kann ja einmal etwas Nützliches drunter sein. Sie interessieren sich für die Marine, Herr Baron?“

Dietz bejahte. Und erzählte von der lustigen Zeit auf der Fregatte „Deutschland“.

„Ach,“ sagte Herr Jordan mit einem tiefen Seufzer, „was haben uns die Hamburger für Sorgen gemacht! Was wird uns diese Flottille noch kosten!“ und es klang, als hätte er selbst das schöne Geld dafür bezahlt. „Vor der Übernahme hat Mr. Morgan, den Sie später kennen lernen werden, einen genauen Bericht eingeschickt. Und bis vor kurzem war er in Hamburg, um die Schiffe reparieren zu lassen. Die Fregatte hält er für gänzlich unfähig, auch nur fünf Minuten die Breitseite einer Korvette auszuhalten. Den ‚Franklin‘ haben wir Herrn Sloman zurückgegeben. Die andern Steamer sind in traurigstem Zustand. Sie müßten alle neue Kessel und neue Bekleidung haben, die ‚Bremen‘ ist vollständig verfault, und Mr. Morgan meint, daß ihm noch niemals eine so merkwürdige Armierung vorgekommen ist.“

„Und das Kanonenboot?“ fragte Dietz lächelnd und entsann sich mit Vergnügen, wie dramatisch Kapitän Claasen den Stapellauf vorgeführt hatte und wie stolz er darauf war.

„Das Kanonenboot?“ fragte auch der Marinerat. Und es war klar, daß das schöne Kriegsschiff „St. Pauli“,

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen

das den Kapitänen und Bürgern von St. Pauli so viel Freude gemacht hatte, dessen Werden auf Herrn Marbs Werft sie vom Phönix aus mit frohen Hoffnungen verfolgt, von der Reichskommission übersehen worden war.

Die Flügeltür zum Empfangzimmer wurde weit geöffnet.

„Se. Königliche Hoheit", rief ein Diener.

Alle sprangen auf. Radowitz eilte lebhaft dem erlauchten Gast entgegen. Duckwitz verbeugte sich gegen Canitz.

„Hoffentlich hat Sie unsere Diskussion nicht gelangslangweilt, Herr Graf", und erwiderte Dietrichs Verbeugung. „Sie werden der Flotte treu bleiben, Herr Baron."

Dietz sah erregt und verwirrt zum Prinzen hinüber, der die versteckten Angriffe und den offenen Hohn auf sich nahm in der sicheren Überzeugung, daß das Vaterland einmal erkennen würde, wie groß und erhaben die Idee war, für die er kämpfte. Die Herren eilten, ihn zu begrüßen, lärmend wurden Stühle zurückgeschoben. Nur zwei behielten ihren Gleichmut. Mr. Turnbull, der ruhig seinen Wein austrank, und Graf Canitz, der die allgemeine Erregung mit leisem Spott beobachtete. Die Ansichten des Flottenprinzen deuchten ihn wunderbar wie so manches Ereignis dieses wunderbaren Jahres.

Dietz aber sah mit glänzenden Augen auf den Prinzen, der mit den Männern, die ihm bei seinem großen Werk helfen wollten, Händedrücke tauschte und selbst den norddeutschen Republikanern gegenüber vergaß, daß er preußischer Generalinspekteur der Artillerie war. Trotz der 46 Jahre war er voll jugendlicher Elastizität. Unter der gewölbten Stirn, die das gescheitelte dunkle Haar begrenzte, blitzten Augen, die scharf und durchdringend jeden einzelnen der Gesellschaft zu prüfen schienen; die jetzt überrascht auf Canitz haften blieben, der die lebhafte Begrüßung mit tiefer Verbeugung erwiderte.

„Also sehe ich Sie doch, lieber Graf! Camphausen sprach von Ihrer Erkrankung — Sie haben sich eine schlechte Zeit für Ihre Reise ausgesucht."

„Der Wunsch Sr. Majestät — —"

„Verhilft uns zu der Freude, Sie bei uns zu sehen. Ich hoffe, man hat sie nicht zu sehr mit unseren Sorgen und Nöten belästigt."

„Ich sehe es als ein besonderes Glück an, Königliche Hoheit —"

Der Prinz lachte. Das kühne, gebräunte Gesicht schien um Jahre jünger.

„Geben Sie sich keine Mühe — wir sind auf neutralem Boden! Es wird noch geraume Zeit dauern, bis Graf Canitz sich wohl fühlt unter lauter Flottenmännern. Und ich nehme es Ihnen nicht übel! Die ersten Lorbeeren zur See werden Sie schon bekehren. Vorläufig sind Sie nur Zeuge eines besonderen Glückzufalles" — er sah Mr. Turnbull, winkte ihm liebenswürdig zu. „I am glad to see you", sah dann Dietz an.

„Mein junger Freund Wendemuth", stellte ihn Canitz vor, und Radowitz erinnerte den Prinzen an den philosophischen Baron Karl, der mit Alexander Humboldt so oft der Mittelpunkt eines angeregten Kreises war.

Da schüttelte der Prinz ihm die Hand.

„Und gehören zu uns?"

„Er hatte es sich sogar in den Kopf gesetzt, die ‚Galathee' zu entern, Königliche Hoheit", erklärte Radowitz lachend. „Es hat nicht an ihm gelegen, daß er sie nicht bekommen hat."

„Hoffentlich hat er nächstesmal mehr Glück", sagte der Prinz, ebenfalls lachend, und Dietrichs Herz klopfte rascher, und sein Gesicht rötete sich vor Freude.

Der Prinz wendete sich jetzt an Duckwitz, seine Stimme verriet freudige Erregung.

„Welch ein glücklicher Zufall, Herr Minister! Der Mann, den Sie mir schickten, wäre mir wie die Taube mit dem Ölzweig vorgekommen, wenn seine sechs Fuß Länge und die Hamburger Unnahbarkeit nur im entferntesten den Gedanken an etwas Liebliches aufkommen ließen. Er hat auf mich den Eindruck absoluter Verläßlichkeit gemacht. Die Papiere, die ich sah, und die ich natürlich zurückbehalten habe, lassen keinen Zweifel an einer durchaus ehrenhaften Offerte. Ich bin der Meinung, daß wir sofort den nötigen Schritt tun lassen."

Duckwitz verbeugte sich tief.

„Die Herren Wernher und Ulrichs sind augenblicklich in Glasgow", sagte er. „Nach ihrem Bericht kämen übrigens doch nur zwei Schiffe in Betracht, der „Admiral" von 950 Tonnen und „Caledonia" von 1200. Ob sie schwere Armierung ertragen können, ist fraglich. Sie sind vor einiger Zeit von den Besitzern zum Kauf angeboten" — —

„Ja, ja," der Prinz nickte ungeduldig, „ich weiß, ich weiß. Selbstverständlich bin ich mit Ihnen der Überzeugung, daß man alles Zweifelhafte ablehnt. Wir sind es der Nation schuldig, daß ihr Geld gut angelegt wird. Die hiesige Offerte erscheint mir glänzend. Zwei Raddampfer von 1200 Tonnen gegen Garantie mit voller Armierung und Ausrüstung in zwei Monaten nach abgeschlossenem Kontrakt auf der Elbe oder Weser — es ist das Günstigste, das wir überhaupt erwarten durften. Aus aufrichtigem Herzen, Herr Minister — ich gratuliere Ihnen."

Duckwitz unterdrückte ein Lächeln. Immer wieder staunte er über den Enthusiasmus dieses Preußen. Der nüchterne, berechnende Kaufmann bedachte nicht, daß eines starken Mannes Feuerseele dazu gehört, um den Funken in Tausenden zagenden Herzen zur Flamme zu entfachen. Nie begriff er den Weg von dem General, der kalt und bestimmt in seiner Werbeschrift den Aufbau einer künftigen Flotte in scharf umgrenztem Umriß niedergeschrieben, zu dem Prinzen, der begeistert wie ein Jüngling, in heller, übermütiger Freude auch den kleinsten Fortschritt des Werkes begrüßte, dessen Begründung er zu seiner Lebensaufgabe gemacht.

„Mr. Morgan soll sofort abreisen", sagte Duckwitz und sah sich um. Warum war der Engländer noch nicht da?

„Ach, Morgan, immer Morgan!" Der Prinz schüttelte unmutig den Kopf. „Wenn wir nur das englische Element ausschalten könnten!"

Wieder fand der Minister Grund zu leisem Tadel.

„Solange wir selbst keine Sachverständigen haben" —

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß dieser Engländer aufrichtig ist?"

„Königliche Hoheit" — betreten blickte Duckwitz in das offene, schöne Gesicht.

„Ja, wer sagt Ihnen das?" wiederholte der Prinz heftiger. „Welche Garantien haben Sie, daß dieser Engländer es ehrlich meint? Er handelt doch auch im Interesse seines Landes. Ich habe noch keinen Engländer kennen gelernt, der nicht mit Vergnügen seinem Vaterland auf Kosten der Deutschen gedient hätte. Und ich habe mir sagen lassen, daß die Friesen schweigsame Leute sind, wie man das wohl auch im ewigen Kampf mit der See werden muß; aber daß das Vaterland keine treueren Söhne hat. Warum sollen wir immer durch einen Engländer unterscheiden lassen, ob ein Deutscher die Wahrheit sagt?"

Er wandte sich diesmal an Radowitz, der gedankenvoll den Rauchwölkchen seiner Zigarre nachsah.

„Ich muß diesmal Ew. Königlichen Hoheit beistimmen", sagte er ruhig.

Duckwitz aber suchte des Prinzen Meinung zu bekämpfen.

„Ich gebe zu," sagte er ruhig, „daß wir in einer kläglichen Lage sind. England ist ein Konkurrenzstaat und wird immer eine heimliche Schadenfreude empfinden, wenn wir Fehler auf einem Gebiet machen, das uns noch fremd ist. Desto vorsichtiger müssen wir sein. Ich habe englische Schiffsbaumeister eingeladen, hierher zu kommen und Anstellungen auf deutschen Werften zu übernehmen. Aber sie können uns doch erst von Nutzen sein, wenn wir Hölzer haben und Maschinenfabriken besitzen, die das Notwendige leisten. Mir machen jetzt schon Patrioten erbitterte Vorwürfe, daß ich das Geld nicht im Land lasse. Aber wie sollen wir im April Schiffe haben, wenn noch nicht einmal Helgen da sind, auf denen sie erbaut werden!"

Das gab der Prinz zu.

„Aber wenn mir dieser Hamburger schriftliche Offerten einer Firma überbringt mit möglichst weitgehenden Garantien, meine ich, wir können einmal ohne englische Hilfe Gutachten abgeben. Die Herren laden zur Besichtigung ein; die Cunardlinie hat bisher nur gutes Schiffsmaterial in Dienst gestellt; man bietet uns Sicherheiten an, aus denen hervorgeht, wie gewiß die Gesellschaft ihrer Sache ist, warum genügen da nicht unsere Sachverständigen? Warum müssen wir da noch auf das Urteil eines englischen Ingenieurs hören?"

„Königliche Hoheit erwähnten selbst die Pflicht, das Nationalvermögen bestmöglich zu hüten" —

„Gerade darum sagte ich meine Bedenken", sagte der Prinz ärgerlich.

Canitz wurde aufmerksam. Die selbstbewußte, stolze Art des Bremer Kaufmanns, der Bremen für die Hauptstadt auf dem deutschen Kontinent anzusehen schien, ärgerte ihn bereits. Für ihn hatten diese Republikaner nun einmal einen unangenehmen Beigeschmack. Sicher empfand der Prinz in diesem Augenblick etwas Aehnliches. Auf der hohen, breiten Stirn zeigten sich zwei senkrechte Striche. Wenig freundlich sah er den Reichsminister an. Radowitz schien zu vermitteln. Seine dunklen, kurzsichtigen Augen schienen ihn zu rufen.

Und Canitz verneigte sich leicht gegen Gevekoht, überzeugt, daß die Abneigung eine gegenseitige war, näherte sich langsam den drei Herren.

„Welche Garantien haben wir denn über diesen Ingenieur", sagte der Prinz fast heftig. „Wir wissen, daß er sein Fach versteht, und daß durch seinen Unternehmungsgeist die Firma, der er angehörte, ihre Zahlungen einstellen mußte. Wir wissen, daß seine Liquidationen recht hohe sind. Wer sagt uns denn aber, daß die Sympathien für uns echt sind? Warum soll ich mich nicht auf einen Mann verlassen, der mir schlicht und einfach sagt — es ist so, wie ich es sage. Ich bürge dafür mit meinem ehrlichen Namen. Der Mann hat mir gefallen. Und ich glaube mich auf Gesichter zu verstehen."

Duckwitz verneigte sich, aber blieb bei seiner Überzeugung. „In diesem Fall würde ich mir selbst nicht sachverständig genug sein."

„Aber dieser Hamburger scheint selbst Schiffe zu besitzen."

Canitz wurde aufmerksam; erinnerte sich seines Gespräches mit Dietz. Sah fragend auf Radowitz.

Der zog leise die Schultern. Dem feurigen Prinzen ging mal wieder das Temperament durch. Wie eine Fessel dünkte ihn des Ministers Bedachtsamkeit. Als er Canitz sich nähern sah, selbstsicher und mit der deutlich wahrnehmbaren Abwehr gegen diese Gesellschaft, gegen die sein Preußentum sich auflehnte, machte er einige Schritte auf ihn zu, legte seine Hand auf seinen Arm.

„Sie sind ganz objektiv, Graf. Was würden Sie tun" — und rasch erzählte er, um was es sich handelte.

Aufmerksam hörte Graf Canitz zu.

„Es handelt sich um einen gewissen — gewissen" — nein, der Name fiel ihm nicht ein. „Um einen Hamburger, der Schiffe zu verkaufen hat?"

Erstaunt sah Duckwitz ihn an.

„Sie wissen das, Herr General?"

„Ohne jede Indiskretion, Herr Minister. Baron Wendemuth sagte es mir heute morgen."

Die Herren schienen überrascht. So bekannt war die Offerte, über die man das tiefste Schweigen beobachtete, daß ein junger Mann darüber berichten konnte? Alle sahen auf Dietrich, dessen frisches Lachen gerade herübertönte. Mr. Turnbull hatte ihm eine lustige Niggergeschichte erzählt.

„Befehlen Königliche Hoheit, daß ich ihn rufe?"

„Ich bitte darum", nun war auch der Prinz ernst geworden. Sah schweigend dem hochgewachsenen Mann nach — sah schweigend Dietrich Wendemuth entgegen, dessen hübsches Gesicht gerötet war, dessen dunkle Augen fragend auf Canitz ruhten.

„Du sollst uns mal Auskunft geben, mein Junge" —

Auf einmal wurden alle aufmerksam. Wangenheim kam mit Major Teichert und Hauptmann Möhring aus dem Spielzimmer, wo er sich zum Lomber niedergelassen hatte.

„Se. Königliche Hoheit wünschen eine Auskunft über deinen Hamburger," sagte Canitz, „wie hieß er doch, Dietrich?"

„Über Stürkens?" fragte Dietz erstaunt zurück.

„Ja. Ganz recht. Über Stürkens."

„Sie kennen ihn, Baron?" Prinz Adalbert ließ sein Auge forschend auf ihm haften.

Dietz war so überrascht, daß es Sekunden dauerte, bis er sein „Ja" herausstieß. Aber in demselben Augenblick wich auch die Fröhlichkeit. In demselben Augenblick schien eine grelle Flamme vor ihm aufzuschlagen, deren heißer Atem schmerzend ihn versengte. Und er wußte — der Haß war die grelle Flamme; erzeugt aus wütender Eifersucht. In diesem Augenblick wußte er, daß er niemals einen Menschen so wütend gehaßt hatte wie diesen Mann, der ihm gesagt: „In meinem Haus ist Edith."

„Es ist nicht ohne Interesse für uns, einiges über ihn zu hören", sagte der Prinz, ohne die forschenden Augen von ihm abzuwenden. „Da er Sie selbst von den Ursachen seiner Anwesenheit in Frankfurt unterrichtet zu haben scheint, können wir offen darüber sprechen. Er hat unter günstigen Bedingungen dem Marineministerium englische Schiffe angeboten, deren Verkauf man ihm gegen die übliche Provision angetragen hat. Er hat sich selbst erboten, unsere Bevollmächtigten zu führen, hat weitestgehende Garantien, und was er sagt, hat mir gefallen. Wenn Sie ihn kennen, Baron Wendemuth, werden Sie uns etwas über seine Glaubwürdigkeit sagen können" — —

Dietz verstand kaum, was der Prinz sagte vor dem Sausen und Brausen in seinen Ohren. Wie mit grausamen Krallen zerrte und riß der Haß an seinem zuckenden Herzen. Blutrote Lichter tanzten vor seinen Augen, und wie aus weiter, weiter Ferne klangen des Prinzen Worte zu ihm herüber. Er sollte Stürkens Glaubwürdigkeit bestätigen? Vielleicht um ihm zu Vorteilen zu verhelfen? Und wenn er diese Vorteile dazu verwenden würde, Edith an sich zu fesseln? Glänzten seine Augen nicht, da er von Hoffnungen sprach, die sich an seine Unternehmungen knüpften? War seine Stimme nicht tiefer, als er von glücklichen Aussichten sprach? Und er, er sollte dazu beitragen, diese Aussichten zu verwirklichen?

Ach — die Flamme! Ach — der Schmerz seines zuckenden, hämmernden Herzens!

„Ich glaube nicht, daß ich genügend unterrichtet bin", sagte er heiser — und stockte. Und sah, wie Graf Canitz die Brauen emporzog.

„Wir nehmen an," sagte der Prinz, „daß Sie ihm nicht ganz fernstehen, da er Ihnen Absichten verriet, die man nur in vertrauten Kreisen — und auch da kaum — ausspricht."

„Ja. Er sprach von den Schiffen."

„Sprach als Freund zu Ihnen."

Etwas Starres, Kaltes kam in das hübsche, offene Gesicht des jungen Mannes.

„Das wäre zu viel gesagt", sagte er hochmütig.

„Immerhin glaubte er Ihnen vertrauen zu können" — da war schon wieder die leise Ungeduld. „Wissen Sie etwas über seine Verhältnisse?"

Wie schwer sein Atem ging. Klang das nicht schon, als sei er selbst ein Angeklagter? Und als er plötzlich in Duckwitzens scharfe, spähende Augen sah, erwachte ein wilder Trotz in ihm. Unwillkürlich wehrte er sich gegen einen Verdacht, der doch gar nicht vorhanden war, sah sich verurteilt um Worte, die er noch nicht gesprochen hatte.

„Ja," sagte er laut, „die Firma steht vor dem Bankrott, soviel ich weiß. Er hat mir gesagt, daß er sehr große Verluste erlitten hat."

Der Minister sah den Prinzen fragend an. Er schien zu sagen: Hat man so unbedingtes Vertrauen zu einem Bankrotteur?

Der Prinz schien zu überlegen. Wandte die glänzenden Augen nicht von Dietz.

„Beantworten Sie mir eine ganz persönliche Frage, Baron," sagte er, „es hängt nichts davon ab. Als Mensch interessiert mich Ihre Antwort — würden Sie diesem Mann Vertrauen schenken, wenn es sich um eine Ihrer persönlichsten Angelegenheiten handelte?"

Dietz fühlte eine Kälte den Rücken hinauf- und wieder hinabsteigen. Dumpfer Druck legte sich auf sein Hirn. Die Lichter in den Kandelabern sahen auf einmal so merkwürdig dünn und lang aus; wie gelb und kalt die Flammen leuchteten; und blutlos und schattenhaft

standen die Menschen — wie ein Stein war das Herz in seiner Brust, und seine Stirn furchte sich.

„Nein", sagte Dietz rauh.

Für Sekunden war es totenstill. In den Kaminen heulte der Wind. Wie Jammern, wie Schluchzen klang es. Dietz sah auf die flackernden Kerzen, um nicht des Prinzen forschenden Blicken zu begegnen. In seinen Ohren dröhnte wie Donnerschlag sein „Nein". Er meinte, jeder Blutstropfen sei aus seinem Gesicht gewichen.

„Ich danke Ihnen", sagte Prinz Adalbert. Und schien erstaunt, daß Dietz unentschlossen stehenblieb; als hätte er noch etwas zu sagen; als wollte er vielleicht seine Worte mildern.

„Mr. Morgan", meldete der Diener.

Groß und sehnig, selbstsicher in dem stolzen Bewußtsein, ein Sohn Albions zu sein, trat Mr. Morgan ein. Hellblaue, kalte Augen musterten kurz die Anwesenden, das glattrasierte, von der Kälte gerötete Gesicht zeigte die typischen Züge des Engländers. Große, starke Zähne glänzten zwischen den schmalen Lippen, als er lächelnd an den Herren vorüberging, mit jener hochmütigen Überlegenheit, die man sich ärgerlich gefallen lassen mußte. Die leicht geröteten Ränder seiner Augenlider zwinkerten und schienen sich schmerzhaft zusammenzuziehen, als das Kerzenlicht sie traf. Er nickte Jordan leicht zu, während er auf den Prinzen zuschritt. Canitz führte das Lorgnon vor die Augen.

„Von seiner Wichtigkeit ist er jedenfalls überzeugt."

Wangenheim, der Hannoveraner, sah ihm mit wenig Freundlichkeit entgegen, trotz der innigen Beziehungen seines Königs zu England.

„Er weiß zu genau, daß wir von ihm abhängen", sagte er. „Er hat eine Art, die man sich stillschweigend gefallen läßt — weil man ihn braucht. Er mag ein tüchtiger Ingenieur sein", er zuckte leicht die Achseln.

„Schlechte Kinderstube", sagte Canitz.

„Wäre er ein Deutscher, würde ich sagen — ein unverschämter Bursche" —

Das dachte der Graf auch, als er beobachtete, wie er Sr. Königlichen Hoheit die Hand hinstreckte und es gar nicht zu bemerken schien, daß sie übersehen wurde. Wie er Radowitz begrüßte. „How d' you do, Sir?" Und wie er Duckwitz wie einem alten Freunde die Rechte schüttelte.

„Unser Prinz scheint ihn nicht zu goutieren", meinte Canitz.

„Er kennt die englische Politik."

Canitz legte seine Hand auf Wangenheims Arm und ging mit ihm ins Spielzimmer.

Kurze Zeit später war Mr. Morgan in lebhaftem Gespräch mit dem Minister und seinen Räten. Er hörte aufmerksam zu, was man ihm von der glänzenden Offerte der Firma Robinson & Russel in Liverpool sagte. Er erklärte sich auch bereit, sofort wegen Besichtigung der Schiffe abzureisen, wenn das Ministerium ihn mit Vollmachten versehen wollte. Prinz Adalbert schien an den ferneren Verhandlungen kein Interesse mehr zu haben. Er folgte Canitz, warf sich ihm gegenüber in einen Sessel und zündete sich eine Zigarre an.

„Erzählen Sie mir von Berlin", bat er. „Wie geht's unserem Feldmarschall? Was tut man in Potsdam? Und seine Finger trommelten auf der Tischplatte.

Mr. Morgan aber berichtete sehr ausführlich über seine Anordnungen über die Hamburger Flottille. „Hamburg" und „Lübeck" sollten in Hamburg repariert werden; trotz des lebhaften Widerspruchs des Kommodore Strutt, der die Steamer durchaus nach England schicken wollte. Aber die „Bremen" war, dem Wunsch des Herrn Ministers entsprechend, für Bremerhaven beordert.

Radowitz widersprach. Warum sollte das Schiff, das doch in Hamburg lag, erst die Reise nach der Weser antreten? Der Kommission lagen günstige Anerbietungen von der Firma Meyer in Hamburg vor, die durch ihre Kessel für Dampfschiffe bekannt war. Sie machte darauf aufmerksam, daß die Firma in Bremerhaven niemals größere Kessel geliefert hatte, und daß das Reich wohl zuerst die Schleuse erweitern lassen müßte, wenn das Schiff in Dock kommen sollte. Warum sollte man die Ausgaben nicht ersparen?

Mr. Morgan schien des Generals klares Deutsch nicht zu verstehen.

„Never mind", sagte er; aber erwähnte nichts von dem Vertrag, den er bereits mit dem Kesselfabrikanten abgeschlossen; daß nämlich die Fertigstellung von dem Termin abhängig sein sollte, an dem es gelänge, sich das für den Kessel erforderliche Eisen zu verschaffen.

Der Minister aber versuchte dem General auseinanderzusetzen, daß er diesmal in weisem Vorbedacht gehandelt. Wenn man so hohe Anforderungen an den Patriotismus stellte, mußte man auch an die wirtschaftliche Lage denken. Man konnte den Verdienst nicht einer Stadt zuwenden. Man würde Unzufriedenheit hervorrufen, ehe man noch an dem großen Werk begann. Das aber wollte er durchaus vermeiden.

Höflich hörte der General zu, ohne überzeugt zu sein, und mischte sich unter seine Gäste. Kerst erklärte dem Major Teichert die Wirkung einer Kanonade, die er mit eigenen Augen gesehen. Jordan sprach mit Mr. Turnbull über deutsche Sagen und wunderte sich, daß man in Amerika nie etwas von den Nibelungen gehört. Schweigend hörte Dietz zu.

Es war Mitternacht, als Dietz Canitz an sein Hotel begleitete. Die Herren hatten die Pelzkragen hoch aufgeschlagen. Ihre Hände steckten in den Taschen. Schweigend gingen sie vorwärts.

„Du hast Sr. Königlichen Hoheit keinen Dienst erwiesen", sagte der Graf an der Tür.

Dietz konnte nicht antworten. Wie zugeschnürt war seine Kehle.

„Und uns vielleicht auch nicht, mein Junge" — —

Wie es in seinen Schläfen hämmerte!

„Und lieber würde ich einem bankrotten Hamburger vertrauen als einem Engländer, wenn es sich um Dinge handelt, die das Vaterland angeht."

„Ich habe durchaus nicht gemeint" — die gelben Lichte der Laternen tanzten vor seinen Augen. Grauweiß war sein Gesicht. „Ich habe nicht sagen wollen" —

Canitz zuckte ruhig die Achseln. „Was du wolltest,

kommt hier nicht in Betracht. Und was du nicht meintest, wollte man nicht von dir wissen. Nun — du wirst ja deine Gründe gehabt haben. Gute Nacht, mein Junge. Laß es dir gut bekommen. Übrigens ekelhafter Kerl, dieser Engländer" — —

* * *

Edith saß auf dem Fensterbrett des Privatkontors. Mit verschränkten Armen, den Rücken gegen die Fensterwand gelehnt, hockte sie seit einer Stunde auf dem recht unbequemen Platz; hatte die Füße auf den Schreibschemel gestemmt, schüttelte sich vor Kälte, hauchte manchmal gegen die Scheiben, um einen Blick durch Eisblumen und Eisgerank auf das Flet zu werfen, auf dessen Eisdecke die Schneeflocken herunterwirbelten, so dicht und schwer, daß die mürrischen Häuser jenseit des Flets kaum zu sehen waren. Jagte aber der Wind den dichten Schleier auseinander, wirbelten sie plötzlich in tollem Tanz empor, wie in einer letzten, frohlockenden Hoffnung, wieder hinaufzusteigen in die lichte Höhe, aus der sie kamen. Mitten in der fest zugefrorenen Wasserstraße lag ein Wrack. Es war ein verfaulter Ewer, dessen Kiel geborsten war, dessen Heck hoch aufragte, weil der Bug sich in den Morast eingegraben hatte. Aber unter der Schneedecke sah er kühn und gewaltig aus. Edith dachte an eins jener stolzen Wikingerboote, von denen die Zeitungen jetzt so viel sprachen, und deren Abbildungen in den Fenstern der Bücherläden zu sehen waren. Aus der Schneedecke sah die schwarze Bordwand an einigen Stellen hervor; Schnee häufte sich auf dem Ruder. In dem stillen, vereisten Flet schien dieses Wrack von kühnen Abenteuern, von stolzen Taten zu erzählen. Ja, die einzige Tat in dem düsteren, schweigenden Flet dünkte Edith wirklich das Wrack des morschen Ewers zu sein.

Und alles andere war tot. Die mürrischen Häuser waren tot — der Schwibbogen in der Ferne war tot — alles Leben war tot — und sie selbst war tot. Denn wäre sie nicht tot gewesen, hätte sie doch nicht diese langen, schrecklichen Wochen in diesem mürrischen, stillen Haus zubringen können. Wie es unheimlich war in seinem düsteren Schweigen! Als ob das ganze große Haus in einen Zauberschlaf versenkt war. Sie wagte nicht laut zu sprechen. Sie wagte nicht allein abends aus dem Lichtkreis der Öllampe zu gehen. Sie lauschte ängstlich, ob sich nicht etwas bewegte, ob nicht etwas seufzte; sie schrie auf, wenn es in den alten Möbeln krachte, und wenn sie nachts in dem riesigen Bett lag, das mit seinen herabgelassenen, schweren Vorhängen aussah wie eine große Galakutsche, schien es um sie her zu wispern und zu flüstern. Dann kroch irgend etwas Ungeheures, Gespenstisches aus der Dämmerung; dann hockte das Grauen rings um ihr Lager; dann waren es allein die seidenen Gardinen und die dicken Federbetten, die sie vor Gräßlichem schützten. Sie hielt den Atem an, um ihr Lebendigsein nicht zu verraten. Sie lag mit weit aufgerissenen Augen und lauschte in die Finsternis. Sie dachte jeden Abend: ich will fort! Ich will nicht länger in diesem abscheulichen Haus bleiben. Aber am Morgen fiel ihr ein, daß sie ja nirgends ein Heim hatte! Am Morgen fiel ihr ein, wie großmütig Stürkens handelte, daß er ihr erlaubte zu bleiben, solange wie sie wollte.

Es war das schreckliche Bewußtsein des Alleinseins, das ihr auch jetzt das Wasser in die Augen trieb. Es war die brennende Sehnsucht nach einem geliebten Menschen, die ihr so großen Schmerz verursachte. Sie hatte wirklich das Empfinden, als täten ihr die Glieder weh, als wäre es ihr kaum möglich, einen Arm zu bewegen. Aber sie wußte nicht, daß dieser Schmerz das große Leid war, das an ihrem Herzen fraß.

Wenn sie früher von so großem Herzeleid übermannt wurde, aß sie Schokolade. Oder einen großen Apfel. Sie preßte die Locken vor die Augen, bis sie naß wurden von all den heißen Tränen. Damals hatte sie gedacht, es gibt keinen größeren Schmerz; war mit ihrem großen Schmerz eingeschlafen — und am andern Morgen, wenn die Sonne lachte, hatte sie ihn vergessen. Aber jetzt wachte sie mit ihm auf und ging mit ihm zu Bett. Sie dachte an selige Tage und weinte sich in den Schlaf. Sie dachte an Dietz und drückte die Fäuste in die Augenhöhlen. An Marianne dachte sie und preßte die Zähne in die Unterlippe, daß sie blutete.

Und nun sah die arme, blonde Edith in den lustigen Tanz der wirbelnden Schneeflocken, sah auf das Wrack, das immer mehr unter ihnen verschwand, und fror jämmerlich. Sie schielte sehnsüchtig zum warmen Ofen hin, aber sie wollte ja krank werden! Sie wollte durchaus nichts tun, um gesund zu bleiben! Sie fühlte sich als Märtyrerin — und wollte als Märtyrerin sterben!

Da kam Babette hineingestürzt. Außer sich. Die große Haube schief auf dem Kopf.

„Frau Baronin — um Gottes willen" —

Edith schrie schon, obgleich sie noch gar nicht wußte, um was es sich handelte.

„Mein Gott — Kapitän Claasen" — Babette schlug die Hände zusammen. „Wir können ihn doch nicht so liegen lassen, man muß doch helfen!"

Edith rutschte von ihrem Sitz herunter; sie war so steif geworden, daß sie sich kaum bewegen konnte.

„Wo ist er denn — sagen Sie doch, wo er ist."

Aber Babette hörte gar nicht in ihrer Erregung, erzählte: „Da kommt Fite Klütenpedder angelaufen. Der einzige Junge ist er noch auf der Fregatte, und mein Patenkind ist er. Ich frage: ‚Was willst du denn?' Und dann sagt er's: ‚Kapitän Claasen hat sich vor drei Tagen das Bein gebrochen, er kriegt es nicht mehr zusammen.' Ich sage: ‚Ist denn kein Doktor da?' ‚Nein,' sagt Fite, ‚den will er nicht.' ‚Den muß er haben', sag ich. ‚Aber er hat die Pistole bei sich,' sagt Fite, ‚und wenn er kommt, will er abschießen.' ‚Aber so was ist doch rein unvernünftig,' sage ich, ‚wenn man ein Bein gebrochen hat, muß man doch den Doktor haben.' ‚Aber wenn er ihn doch nicht will', sagt der Junge, ‚Wie ist es denn gekommen?' frage ich. ‚Das weiß ich auch nicht,' sagt er, ‚vielleicht ist es vom Grog gekommen. Aber vielleicht ist es auch vom Wachtdienst gekommen. Denn ich hatte Wachtdienst auf der Back', sagt Fite, ‚und bin eingeschlafen; und er hat Grog getrunken und wollte mich aufwecken. Und dabei ist er gestolpert und ist durch die große Luke gefallen, und wie

ich mich an ihn herantraute,' sagte Fite, ,haben wir gesehen, daß er nicht gehen konnte. Und nun ist er so wütend auf mich,' sagt der Junge, ,wenn ich ihm nur was zu essen bringe, sieht er zu, ob er mich fassen kann. Und wenn ich ihm den Grog gebe, schiebe ich ihn mit 'nem Ladestock zu ihm hin, damit ich nicht zu dicht rankomme. Er macht sich immerfort Umschläge mit Schnee, damit das Bein nicht dick wird, und sieht mich immer von der Seite an. Und wenn es keinen Mord geben soll,' sagt Fite, ,müssen Sie kommen. Und Sie haben es meiner Mutter versprochen', sagt er und sitzt auf dem Bett und heult und ißt Mehlsuppe, denn er ist ganz durchgefroren. Und nun sagen Sie selbst, Frau Baronin, können wir das Kind morden lassen?"

„Nein", sagte Edith und fing an zu lachen.

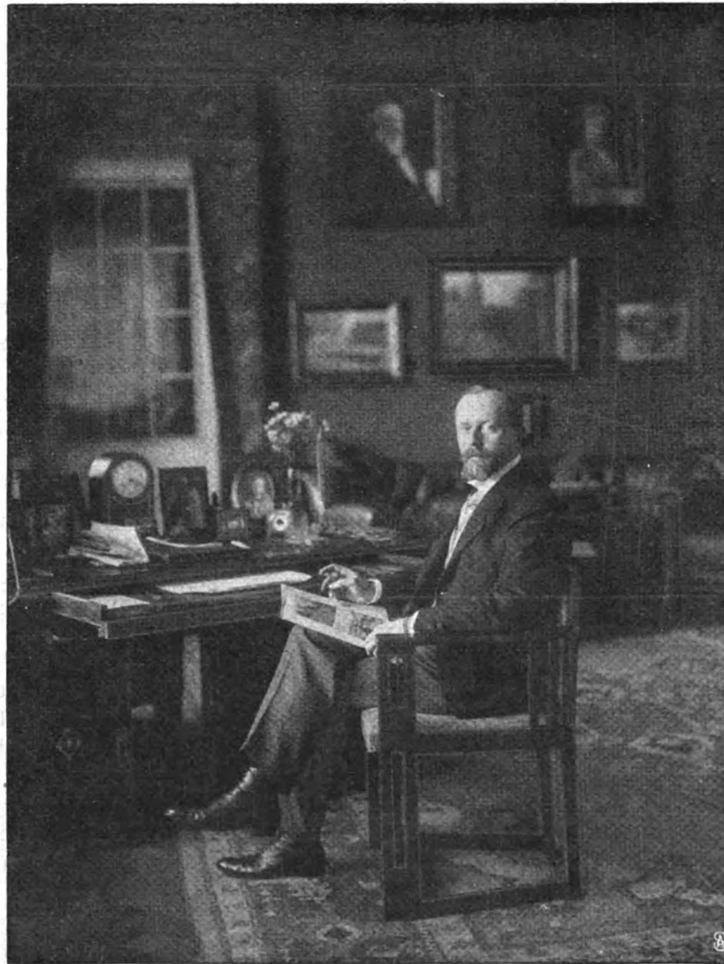
(Fortsetzung folgt.)

Ein Fürstensitz vor den Toren Berlins.

Von Professor E. P. Stein. — Hierzu sechs photographische Aufnahmen.

Wenn man mit der Bahn von Berlin über Eberswalde dem alten Jagd- und Wildrevier der preußischen Kurfürsten und Könige zustrebt, gelangt man, in Eberswalde umgestiegen, nach einigen weiteren Stationen der Eberswalde—Fürstenberger Bahn nach dem am Werbellinsee idyllisch gelegenen Königlichen Jagdschloß Hubertusstock.

Einige Stationen weiter auf dieser Bahn nähert man sich einem anderen Fürstensitz vor den Toren Berlins, von der Bahnstation Milmersdorf bald erreichbar. Es ist dies die Fürstlich Lippische Herrschaft Götschendorf, die Seine Hochfürstliche Durchlaucht Fürst Leopold IV. zur Lippe vor einigen Jahren erwarb, und auf der er sich am Ufer des Kölpinsees ein schlichtes, helles Schloß erbaut hat. Die Fürstliche Herrschaft Götschendorf besteht aus den Rittergütern Götschendorf und Hohenwalde und aus dem Vorwerk Pikas-Hütte. Sie ist ungefähr 10000 Morgen groß und liegt eingebettet zwischen Hügeln und Seen, umgeben von der schlichten Schönheit echt märkischer Landschaft. Es war wohl auch der schwermütig stille Reiz der vielen Seen, die innerhalb der Götschendorfer Gemarkungen und an deren Grenzen liegen — Kölpinsee, Krienertsee, Gottssee und Kesselsee und auch der Lieblowsee — der den Fürsten veranlaßt hat, sich so weit von seinem lippischen fruchtbaren Rosenland auf dem dürftigeren Boden der Mark anzukaufen; denn Fürst Leopold hatte den Zauber großer Wasserflächen auf den in der Provinz Posen gelegenen Besitzungen seines verewigten Vaters, des Grafregenten Ernst zur Lippe-Biesterfeld, kennen und lieben gelernt.



Fürst Leopold zur Lippe-Detmold in seinem Arbeitzimmer.

Fürst Leopold lebt in Götschendorf, fern auch der äußeren Repräsentation seines hohen Amtes, das zwanglose Leben eines Landedelmannes. Er kommt im Frühjahr auf 2 bis 3 Wochen, stets nur von einem Kavalier, meistens seinem Geheimen Kabinettsrat, begleitet und im Herbst, zur Zeit der Hirschbrunst, mit einem etwas erweiterten Gefolge, zu dem dann der Flügeladjutant und der Fürstliche Landforstmeister treten, weil dann in Götschendorf größere Treibjagden veranstaltet werden, zu denen die Garnisonen Berlin und Potsdam so manchen jagdfrohen Offizier entsenden dürfen; denn Götschendorf ist ein herrliches Jagdrevier. Rehwild, Rotwild und Schwarzwild sind hier Standwild, und die Treibjagden auf Hasen und Kaninchen sind weithin bekannt, ebenso wie die netten Jagddiners im Fürstlichen Schloß, die sich den Treibjagden im Herbst anzuschließen pflegen, wobei jeder Jagdgast, der zum erstenmal in Götschendorf weilt, das Wohl des hohen Jagdherrn aus einem silbernen Becher trinkt, der, in einem großen Geweih versteckt, sehr schwer und nur unter Gefährdung der weißen Hemdbrust zu leeren ist.

Diese scherzhafte Prozedur pflegt die Heiterkeit „der bereits wissenden“ Jagdteilnehmer zu wecken.

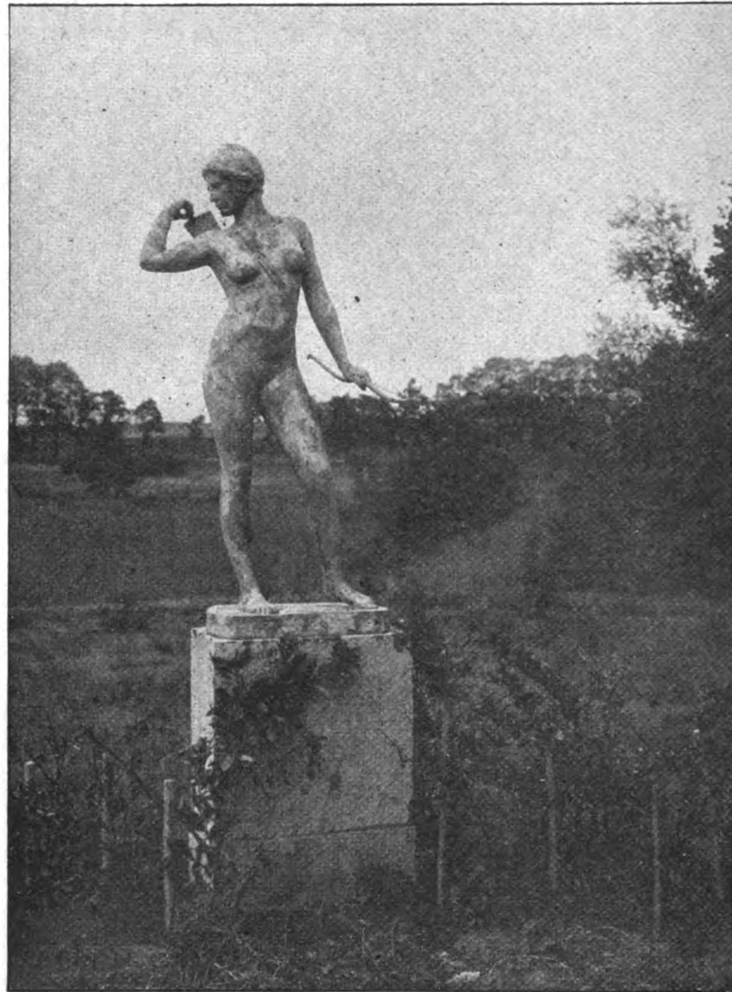
Im Hochsommer kommt mit dem Fürsten auch seine Gemahlin, die Fürstin Berta, eine geborene Prinzessin von Hessen, und die liebliche lustige Schar der Fürstlichen Kinder mit, um den neu angelegten Parkteil, der nach dem Ufer des Kölpinsees führt, und den alten schattigen Park, der durch das ehemalige v. Arnimsche Gutshaus begrenzt wird, mit reichem und frohem Leben zu erfüllen. Auch während dieser Götschendorfer Hauptzeit umgibt nur das notwendigste Gefolge das Fürstenpaar, das hier lediglich den Fürstlichen Kindern und mit empfangsfrohen Herzen dem schlichten Naturreiz Götschendorfs lebt.

Auf dem Kölpinsee, dem Schloß gegenüber, ist eine hochbelaubte und dicht begrünte Insel gelagert, auf der sich ein Pavillon befindet. Hier pflegt die Fürstliche Familie den Kaffee einzunehmen. Der Gondelhafen am Uferpavillon des neuen Parkteiles gibt zur Ueberfahrt seine durch Ruder- oder motorische Kraft zu bewegenden Fahrzeuge her.

Am Inselufer, der Ruine einer alten Kapelle gegenüber, ist auch ein Badestrand eingerichtet, der fleißig von den Prinzen und der kleinen Prinzessin Lilli, dem Sonnenschein des Fürstlichen Hauses, benutzt wird. Erbprinz Ernst, ein aufgeweckter Knabe, der im 14. Lebensjahre steht, tummelt sich hier fleißig mit seinen beiden jüngeren Brüdern, dem stillen Prinzen Leopold, 11 Jahre alt, und dem lebhaften kleinen Prinzen Chlodwig, 6 Jahre alt.

Dem Fürstenpaar wurde noch in diesem Kriegsjahr ein Töchterlein geboren, das den ebenso verheißenden wie poetischen Namen Sieglinde erhielt.

Doch nicht nur zum Ausruhen und zur Erholung von seinen Regentenpflichten und von der Repräsentation in seiner Eigenschaft als Monarch, zu der er selbst auf den schönen, der Residenzstadt Detmold fernen Schlössern in seinen Stammlanden, wie Schloß Schieder mit seinem herrlichen Park und seinem Jagdschloß Lopshorn im Teutoburger Wald, verbunden ist, kommt Fürst Leopold nach Götschendorf. Er widmet sich hier auch fleißig seiner gern geübten Pflicht als Gutsherr. Während die Forstaufsicht der obersten Forstbehörde im Fürstentum untersteht und durch zwei Jagdbeamte in Götschendorf und Hohenwalde ausgeführt wird, ist die gesamte Landwirtschaft auf der Herrschaft einem Fürstlichen Oberamtmann unterstellt; aber der Fürst pflegt sich über jedes Detail derselben genau unterrichten zu lassen, kümmert sich um jede Reparatur, wie überhaupt jede landwirtschaftliche Frage für ihn großes Interesse besitzt. Die Fischerei auf den Seen ist verpachtet. Die prächtigen Fische und besonders die großen Edelkrebse aus den fürstlichen Seen, die im Frieden bis nach Paris gesandt wurden, haben die Fischereipächter veranlaßt, einen höheren Pachtzins zu zahlen, als selbst die Königlichen Fischermeister an den preußischen Fiskus zahlen. Auch Industrie ist in Götschendorf zu finden. Die Fürstlichen Kies- und Steinbruchwerke liefern fleißig an die preußischen Bahnverwaltungen und sind in der ganzen Gegend wohlbekannt. Daneben ist auch noch eine Schneidemühle und eine Brennerei vorhanden.

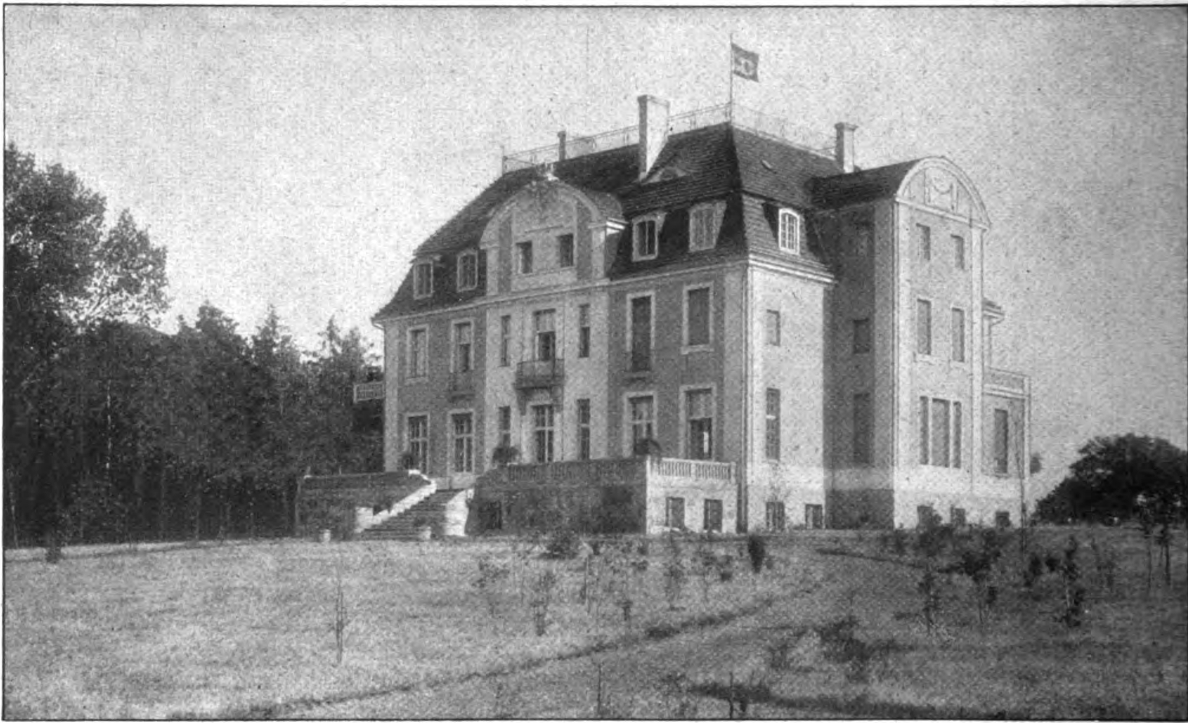


Parkpartie.

Den echten Typ eines alten Forstmannes, wie man ihn in allen Jagdkalendern abgebildet findet, stellt der Schloßverwalter und Jagdaufseher Bachler in Götschendorf dar, der früher Kammerdiener des jetzt regierenden Fürsten als Erbprinz war und einst vom Fürsten Woldemar, dem Regierungsvorgänger des Grafregenten Ernst, aus Steiermark mitgebracht wurde, wo der verewigte Fürst eine große Jagd gepachtet hatte. Als vor Jahren unser Kaiser zum Besuch bei dem verewigten Fürsten in Detmold war — es war, nebenbei gesagt, der überhaupt erste offizielle Besuch, den das soeben zur Regierung gekommene Reichsoberhaupt abstattete — war der alte Bachler dabei, als der Kaiserliche Jagdgast drei wunderbare Sechzehnender im Teutoburger Wald zur Strecke brachte. Gern und viel erzählt der alte Bachler, wie der Fürst den hohen Gast mit den starken und kräftigen Pferden aus dem Fürstlich Lippischen Sennergestüt bei Lopshorn in einer einstündigen Fahrt persönlich zur Bahnstation der



Durchblick vom Inselpavillon aus.

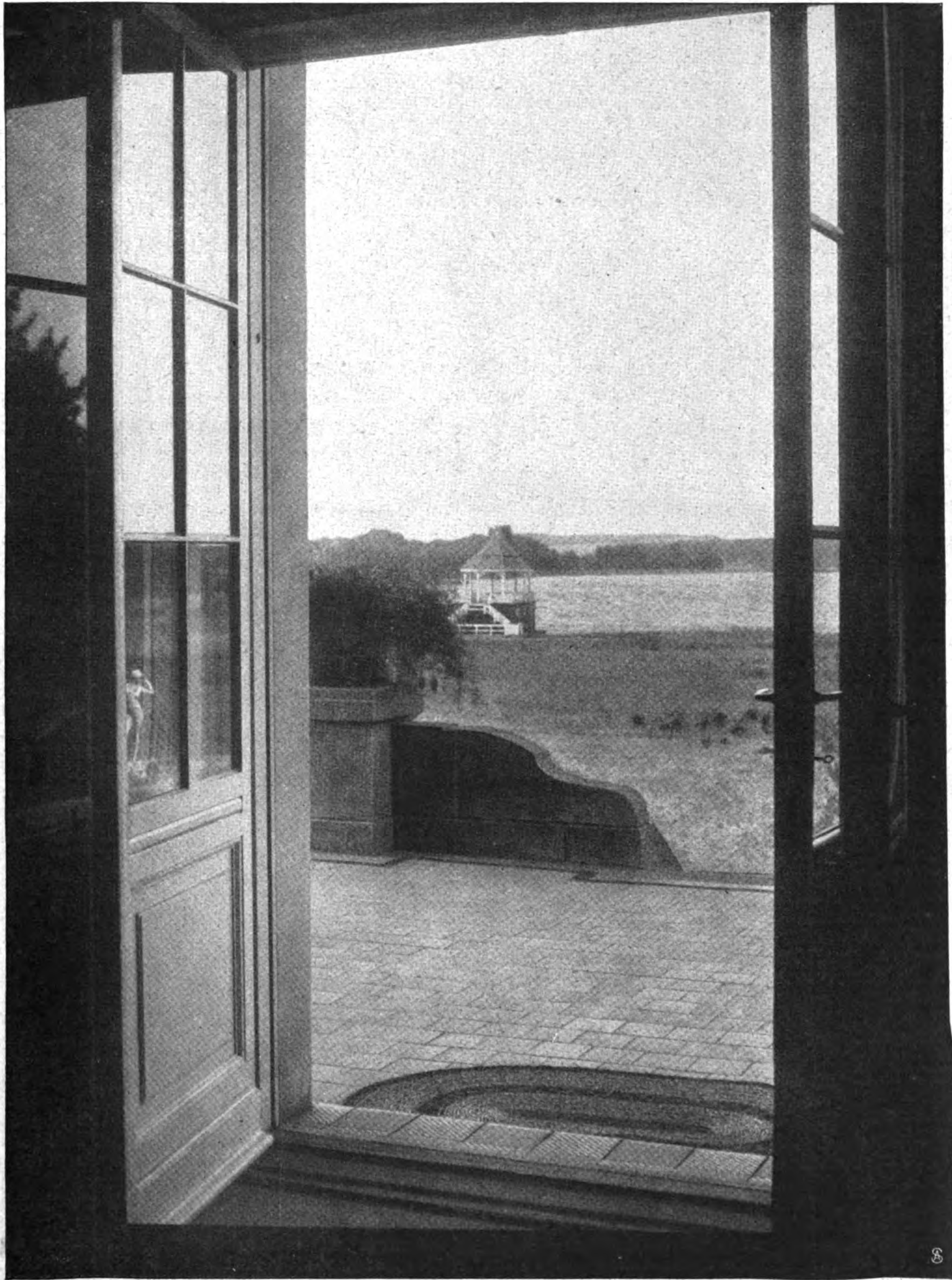


Schloß von der Seeseite aus.

Hauptstrecke gefahren hat; eine Leistung der Pferde, die die Bewunderung des Kaisers erweckte. Man könnte noch viel erzählen von diesem Fürstensitz in der Nähe der Reichshauptstadt, aber wer sich erfreuen will an den landschaftlichen Reizen Götschendorfs und seinen stillen Seen, der wandere hinaus.



Am Krienertsee.



Blick von der Empfangshalle des Schlosses aus.

Heilende Hände . . .

Heilende Hände,
Gegen die tötenden rettend erhoben,
Gegen den Schmerz und schreckliches Ende,
Heilende Hände,
Lasset euch preisen, lasset euch loben!

Betende Hände,
Allüberall unermüdlich erhoben,
Daß sich das Schicksal löse und wende,
Betende Hände,
Lasset euch preisen, lasset euch loben!

Segnende Hände,
Gegen die fluchenden siegreich erhoben,
Gabenerfüllt mit stolzester Spende
Segnende Hände,
Lasset euch preisen, lasset euch loben!

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Noch einmal . . .

Erzählung von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Wenn sie von ihren Fenstern den Park überblickte, der sich, ein Meer unruhig wogender Wipfel, unabsehbar breitete, schien es Frau Weber in melancholischem Sinnen, als könnte sie das Rad der Zeit nach rückwärts lenken, und sie suchte wie ehemals unter den spielenden Kindern dort unten, die mit Schaufeln bewaffnet im Sand gruben oder hinter Reifen und Bälle durch die breiten Alleen sprangen, ihren eigenen Jungen. Diese Träume konnten manchmal so sehr der Wirklichkeit sich nähern, daß ihre Blicke diesem oder jenem Kinde folgten, dessen graziöse Silhouette Ähnlichkeit mit ihrem Hans aufweisen mochte, und sie sich lächelnd ganz und gar in sein Treiben versenkte. Bis dann eine Gruppe Feldgrauer, die an Stöcken durch die Laubgänge humpelten, verbundene Arme und Stirnen wiesen, dieser seligen Fata Morgana vergangener Zeiten, die zehn Jahre und mehr zurückliegen mochten, ein jähes Ende bereitete. Der Gatte saß hinter Zeitungen. Wenn er sich von seinem Platz erhob, so war es, daß er dem alten Dackel pfiff, die vielen Treppen herabkletterte, das treue Tier schnaubend und hüpfend hinter sich, um sich mit neuen Nachrichten von den Kriegsschauplätzen zu versorgen. Sie selbst tat keinen Blick in jene Blätter, und hub Herr Weber zu erzählen an, hörte sie nicht auf seine Worte und sagte: „Wenn wir unser Kind nur wieder heil zurück hätten, verzeih, ich kann nichts anderes denken.“ Der Alte beschwichtigte, tröstete. Hans schrieb auch fleißig — es waren lustige, kleine Blättchen, in denen er all das Herrliche wiedergab, was sie draußen erlebten, denn die Mühsal und Entbehrung fühlte der tapfere Junge kaum in seiner Berauschtheit, mit dabei zu sein. Zu Hause war er Mamas Hätschelkind gewesen, sie sorgte, daß er im Winter warme Strümpfe, im Sommer leichte Decken bekäme. Bei jedem Räuspern forschte sie, ob er nicht um Gottes willen Halsschmerz hätte, warnte vor einem Gläschen Wein, und rauchen dürfe er nicht, das sei ungesund und löblicherweise nicht mehr modern. Nun war Hans plötzlich, von einem Tag zum nächsten, ein Mann geworden, der andern Männern zu befehlen hatte, der für sie und sich selbst Umsicht entwickeln mußte, der jeden Augenblick bereit war, sein und ihr Leben einzusetzen. Und bei alledem war solch freudige Zuversicht in den Jungen — wußte doch ein jeder, gerade ihn würde keine Kugel treffen. Prächtig war es, trotzdem sie manchmal beinahe erfroren oder halb verhungerten. Mit ein paar Scherzen, oder mit einem wuchtigen Lied hatten sie oft schon aus den verzweifeltsten Stimmungen herausgefunden. Und an die Mutter schrieb Hans immer nur alles Schöne und Gute. Wie ein Manöverbild war es zu lesen, dabei konnte man vergessen, wie bitterernst es droben zuging, und daß unter dem schaurigen Choral der Kanonen manch stiller Schläfer zur Erde sank. Das letztemal schrieb Hans, die Eltern dürften nicht etwa leichtgläubig gleich Schlimmes ahnen, falls sie länger nicht von ihm hörten. Auch käme mancher Vermißte wieder zum Vorschein. Nur wenn vom Regimentskader die Nachricht einträfe, daß er gefallen, sei es so weit. Mutter dürfe nicht allzusehr trauern, denn, sei das jetzt das herrlichste Leben, das sich einer ausdenken könne, so würde das andere wohl auch der schönste Tod sein. . . . Also nur dem Kader Glauben schenken. Im übrigen käme er heil zurück, er ahne das schon. Einen Schnurrbart hätte er bereits im Gesicht, und wenn seine alte Kinderfrau (die noch im Haus diente) ihm dereinst einen Willkommkuß zu applizieren gedenke, so würde das Frauenzimmer aufkreischen, und toll ist's zu sagen für einen Kriegersmann — gewachsen sei er auch.

Dieser Brief trug das Datum des zweiten Mai. Seither hatten sie keine Nachricht mehr erhalten. Die Mutter wurde unruhig. Der Vater tröstete, daß der Siegeszug der Armeen Schuld an der Verspätung trüge. Wenn die Jungen mit dem Säbel in der Faust vorwärts stürmten — wer drückt ihnen eine Feder in die Hand? Ruhten sie einmal im Unterschlupf, fielen sie wie tot auf die Erde, die sie erlöst hatten. Nach wenigen Stunden ging es gleich wieder vorwärts zu neuen Taten. Keiner dachte nach zu Hause — losgelöst von allem lebten sie in einer Ekstase des Gelingens, des Vorwärtskommens, des Sieges. Gottes Segen auf die prächtigen Kerle!

Eines Morgens flatterten von allen Häusern Fahnen. Wohin Frau Weber von ihren Fenstern blickte — über den Wipfeln der Bäume, von Dächern und Kuppeln stand in krausen Zeilen die Siegesschrift im Antlitz der frohen Stadt. „Extra-Ausgabe!“ jubelte ein Konzert schriller Töne aus dem Straßengewirr empor. Plötzlich war es Frau Weber, als zöge sie jemand vom Fenster weg in das Zimmer zurück. Sie wandte den Kopf — der Gatte saß an seinem gewohnten Platz. Aber es war seltsam, er las nicht in den Blättern, hinter deren knisternde Falten er etwas zu verkramen schien. Unentwegt hielt sie den Blick auf ihn gerichtet — da sah sie, daß er mählich immer blasser wurde, wie einer, der eine

Wunde empfangen. Er lehnte den Kopf zurück in Qual und Hilflosigkeit, und Tränen begannen hemmungslos über sein Gesicht zu fließen.

„Was ist geschehen? Um Gottes willen, was ist geschehen?!" Da er nicht antwortete, und die zitternden Hände wie schützend über die Zeitungen breitete, wußte die Frau, daß sie dort suchen mußte. Bald hielt sie einen Brief in Händen, den er vor ihr hatte verbergen wollen, damit die Nachricht sie nicht unvorbereitet träfe. Es war ein Schreiben des Regiments. In klaren, unerbittlichen Worten stand zu lesen, daß Hans Weber am ersten Mai bei einer Attacke den Heldentod fürs Vaterland gefunden. Man hätte die Stelle bezeichnet, wo sein Körper ruhe — —

Die Eltern hielten sich umschlungen. Wie in den fernen Tagen der Jugend waren ihre Gesichter aneinandergepreßt. Lange lösten sie die Umarmung nicht, denn sie mochten fühlen, würden sie sich loslassen, stünde jeder für sich allein — zermalmte sie dieser Schlag. Wie Ertrinkende klammerten sie sich aneinander, und ihr leises Weinen ging auf und ab durch die Zimmer wie ein dumpfer Geigenstrich.

Sie konnten viele Nächte nicht schlafen und mochten keine Nahrung zu sich nehmen. Besuche wiesen sie ab. Die Fenster hielten sie geschlossen und verhängt, denn die strahlende Aussicht nach dem großen Frühlingsgarten, der Duft von Linden und Akazien, der emporstieg, das Spiel der fröhlichen Fahnen taten ihren Blicken zu weh. Jeder Laut, der in ihre Einsamkeit drang, erschreckte und verwirrte sie. Herr Weber las keine Zeitungen mehr — manchmal, wie traumverloren, streckte sich die Hand nach den sauberen, glatten Blättern, die hochgestapelt lagen, aber er und die Frau waren gleichsam aus dem Gefüge des Daseins herausgestoßen, seit das Schicksal sie getroffen — es lohnte sich nicht, die Mühe zu erfahren, wie das Leben da draußen weiterging. Im Banne ihres Schmerzes lebten sie wie auf einem weltfernen Eiland. Herr Weber hätte sich zurückgefunden, manch Schifflein wäre schon wieder nach dem vertrauten Strand abgestoßen, aber die Gattin hatte ihn stets beherrscht, gelenkt — nun stand auch er im Schatten ihrer Schwermut, mochte sich nicht befreien, denn seine Güte hätte es gescheut, die Gefährtin ihrem Schmerze zu überlassen. Oft berieten sie miteinander, wie es denn käme, daß Hans am ersten Mai gefallen sei, wo sie doch vom zweiten einen Brief von ihm in Händen hatten. Es mochte eben ein Irrtum sein, Hoffnung ließ sich keine daran knüpfen, hatte er doch im letztes Schreiben, das nun wie eine seltsame Ahnung, wie ein Vermächtnis zu ihnen sprach — die unbedingte Glaubwürdigkeit des Regimentskaders hervorgehoben. Weil die starke Frau völlig vernichtet schien und auf keinen Trost hörte — war er es, der einen Ausweg wies. Zuerst bloß sachte, von ferne — als eine vage Möglichkeit, an die man denken könne, wenn es unerträglich wäre. Die Frau horchte hoch auf. Lechzend trank sie seine Worte. Er hatte nicht unrecht — eins bot Befreiung von den Qualen, die Tag und Nacht an ihr fraßen: die Flucht. Sie würde dieses martervolle Leben irgendwann und irgendwo von sich werfen wie ein Hemmnis, dessen man sich befreien kann. Man mußte nicht so unsinnig leiden — schon der Gedanke allein, daß all das Toben und Brennen in Herz und Hirn jeden Augenblick, den man wählte, aufhören würde — beschwichtigte. Seither war alles viel erträglicher. Daß der Gatte, der stets im Leben an ihrer Seite war, auch diesen Weg gemeinschaftlich mit ihr zu gehen wünschte, war Trost und Wohltat. Dadurch schien ihrem Entschluß die Besonderheit genommen und wurde beinahe zu etwas, das sich in natürlicher Weise ergab. Was sollten sie beide Alten im Leben noch suchen, wenn die zukunftsfrohe Jugend aus ihren Armen gerissen war? Sie vereinbarten, wie alles zu geschehen hätte. Denn es mußte ein ruhiger, tadelloser Abgang sein, die Leute sollten nichts zu reden haben. Es sollte nach einem Unfall aussehen. Vorerst aber mußten sie ihr Haus bestellen, denn sie waren reich, und ihr Geld durfte nicht in unrechte Hände kommen.

So wurden eines Tages die Fenster geöffnet, ungehemmt strömte die Helle des Lichts, der Balsam der Luft durch ihre Zimmer. Fast wie ehemals saß Frau Weber am Schreibtisch, während der Gatte mit am Rücken gekreuzten Händen hinter ihr auf und nieder spazierte — so berieten sie, was mit diesem Hausanteil, jenem Wertobjekt zu geschehen hätte. Sie beriefen ihren Rechtsfreund, und nach und nach wurde alles untadelig festgelegt, zu großen, schönen Stiftungen, die der Menschheit nach ihnen frommen sollten. Es gab mancherlei Verhandlungen — Frau Weber, die ihren eigenen Willen hatte, stimmte mit den andern nicht immer, oder besser gesagt — selten — überein. Da konnte sie in der Leidenschaft der Auseinandersetzungen blitzende Augen und rote Wangen bekommen, und manche Leute wunderten sich, wie rasch sie sich mit dem Schicksal abgefunden habe . . .

Als die Geldangelegenheiten geordnet waren, ging Frau Weber daran, die Möbel zu verteilen. All die vertrauten Gegenstände, die sie ein Menschenleben lang umgeben hatten, sollten in fremde Hände gelangen, die sie ehren würden. Aber damit wurde sie nie fertig. Der Gatte war lange schon wieder zu seiner gewohnten Zeitungslektüre, Spaziergängen und sonstigen Beschäftigungen zurückgekehrt, während sie vor langen Zetteln und Katalogen saß, zu jedem der hübschen Dinge Namen schrieb, wieder ausstrich und sich selbst keinen Rat wußte. „Ich wollte, man könnte mit dem Wohnraum, der einem am liebsten ist, in die Erde versinken," sagte sie, „weißt du, mit allen, allen Anhänglichkeiten und Erinnerungen, wie durch Zauber. Daß wir alles zurücklassen, arm und eng in eine schmale Grube unterschlüpfen — es ist eine trostlose Vorstellung. Den Tod zu suchen, mag anders sein, als wenn er auf einen zukommt, da macht man sich offenbar nicht so viel unnütze Gedanken. Bis jetzt habe ich selbst nicht gewußt, daß ich an meinem Schreibtisch, an einem Bild, einem schönen Fächer, einem Alt-Wiener Biskuit oder einer Gläsersammlung so unbändig hänge, daß ich sie keinem meiner Erben gönne —"

„Ich glaube, daß, wenn wir vor der Entscheidung stehen, auch diese Bedenken von dir abfallen werden — im rechten Augenblick wird alles gering und gleichgültig scheinen."

„Wann aber wird dieser Augenblick kommen?" entgegnete sie beklommen, „ich werde hier nie fertig —" „Ich glaube, wir sollten wohl auch noch warten, bis wir unsern Hans heimholen können."

„Natürlich. Ich muß mich bekümmern, ein entsprechendes Monument auf sein und unser Grab aufführen zu lassen. Es muß schlicht bürgerlich sein, aber dennoch den Heldentod zum Ausdruck bringen."

Nun fuhren sie kreuz und quer nach allen Friedhöfen, um einen recht lieblichen Ort zu wählen und anzukaufen. Es sollte nicht mitten unter den Helden-

gräbern sein, aber doch nicht zu weit abseits, keine Südlage, damit die Blumenbeete nicht verdorrten, und auch windgeschützt. Sie vergaßen, daß es sich um ein Grab handelte, es war beinahe, als wählten sie ein trautes Wohnhaus. Frau Weber besuchte die Ateliers der Bildhauer. Ein Photograph hatte Hansens Bild nach vorhandenen Blättern zusammengestellt, und dieses sollte dem Künstler als Vorlage dienen. Pläne und Zeichnungen liefen täglich ein, und hinter seinen Zeitungen beobachtete Herr Weber lächelnd die Gattin. Er wußte, er hatte das Rechte getan — hätte sie es gewünscht, wäre er ruhig mit ihr in den Tod gegangen — aber ihre energische Natur fand sich nun auch so zurecht. Er hatte versucht, ihr ein Feld der Tätigkeit zu weisen. Damit hatte er sachte den Becher von ihr entfernt. —

Eines Tages fand sich unter den großen, rekommandierten Schreiben von Steinmetzen und Bildhauern ein kleiner Feldpostbrief. . . .

Frau Weber schrie auf: „Ein verlorenes, verspätetes Schreiben von unserm Hans — so lange nach seinem Tod — —" Mit zitternden Fingern riß sie das Kuvert auseinander. Aber da stand am Kopfende ein Datum, das nur wenige Tage zurückreichte. Die Worte trogen nicht. Sie wichen und wankten nicht. Hans lebte!

Ein rasender Schwindel drehte alle Dinge in der Stube und riß die Frau zu Boden. Viele Stunden verharrte sie in völliger Bewußtlosigkeit. Erst nach Tagen vermochte sie sich von ihrem Lager zu erheben. Aber immer noch war ihr, als bewegte sie sich auf einem schwankenden Schiff, und tastend griff sie von einem Möbelstück zum nächsten. Als sie so ihren gewohnten Fenstersitz erreichte, seufzte sie auf wie nach schwerer Mühe. Sie blickte hinab in das Wipfelmeer, das sich schon ein wenig lichtete, die Fassade eines Barockschlößchens freigab. Wie ein haarscharfes Schwert sprang eine Fontäne in die Höhe, hinterher wölbte sich die blaßgrüne Rotunde einer Kirchenkuppel. Eintönig plätscherte der Springbrunnen, und der Wind trug das Abendlied der Glocken in sachten Schwingungen heran. Und immer mehr Stimmen waren es, die fern und nahe von den Kirchen klangen. Aber Frau Weber schien nicht zu hören und nicht zu sehen. Völlig teilnahmlos saß sie in ihrem Stuhl versunken. Besuche kamen, beglückwünschten sie zu der wunderbaren Fügung, die ihr den Totgeglaubten wieder in ihre Arme legen würde. Sie antwortete nicht und schüttelte nur hilflos das Haupt. Es war vergeblich, diesen Fremden klarzumachen, welch doppelte Angst, welch erneute Glutwelle des Bangens nach der Stille des Verzichtes ihr Herz nun verzehrte. Sie ließ die andern sprechen — schüttelte nur immer kindisch den Kopf.

Jeder Tag, der so kam und ging, bleichte ihr Haar, grub tieferes Stabwerk in ihr Antlitz, das matt und sanft wurde wie welkende Blumen. Denn seit die Mutter wußte, daß ihr Sohn lebte, das Schicksal ihr ihn — noch einmal — rauben konnte, war sie zur Greisin geworden. Verloren lächelte sie vor sich hin, aber über diesem zitternden, angstvollen Lächeln brannten die Augen in Leid.

Schluß des redaktionellen Teils

DIE·WOCHE

Nummer 32. | Berlin, den 7. August 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 32.



Die sieben Tage der Woche.

27. Juli.

Die Russen versuchen ohne jeden Erfolg die über den Narew vorgedrungenen deutschen Truppen durch einen großen, einheitlich aus der Linie Goworowo (östlich von Rozan) — Wyszkow — Serock (südlich von Pultusk) angesetzten Angriff zurückzudrängen; östlich und südöstlich von Rozan dringen die deutschen Truppen hinter dem geworfenen Feinde nach Osten vor.

Ein mit verstärkter Kraft und Artilleriemassenfeuer unternommener Angriff der Italiener auf das Plateau von Doberdo scheiterte unter größeren Verlusten denn je.

Oesterreichische leichte Kreuzer- und Torpedoeinheiten unternehmen einen erfolgreichen Angriff auf die Eisenbahnstrecke von Ancona bis Pesaro und beschießen die Stationsanlagen, Bahnhofsmagazine, Wachthäuser und Eisenbahnbrücken mit gutem Erfolge.

28. Juli.

In den Vogesen finden in der Linie Lingekopf — Barrenkopf erbitterte Kämpfe statt. Französische Angriffe werden nach mehrstündigem Nahkampf zurückgeschlagen.

Vor Warschau wird westlich von Blonie der Ort Pierunow erstürmt. Truppen der Armee des Generaloberſten v. Woyrsch erzwingen den Weichselübergang zwischen Pilica-Mündung und Kozienice an mehreren Stellen.

Die zweite Schlacht im Görzischen endet mit einem vollständigen Mißerfolg der Italiener. Die Gesamtverluste der Italiener sind auf 100000 Mann einzuschätzen.

29. Juli.

Nordöstlich von Suwalki, beiderseits der nach Olita führenden Bahn, besetzen deutsche Truppen einen Teil der feindlichen Stellungen; sie machen dabei 2910 Gefangene und erbeuten 2 Maschinengewehre.

Alle Angriffe der Russen gegen die deutsche Front südlich des Narew und südlich von Nasielsk scheitern unter schweren feindlichen Verlusten.

Im Vorfelde des Brückenkopfes von Görz räumen die Italiener ihre Sturmstellungen und gehen in jene Linie zurück, die sie vor der Schlacht innehatten.

30. Juli.

Die letzten Häuser von Hooge sowie ein Stützpunkt südlich der Straße nach Ypern werden den Engländern entrissen.

Im Priesterwalde bricht ein französischer Angriff beiderseits Croix des Carmes im Feuer der Infanterie und Artillerie vor den deutschen Hindernissen zusammen.

Westlich des Wieprz durchbrechen deutsche Truppen der Armee Mackensen die russische Stellung, sie erreichen die Linie Piaski—Bislupice und die Bahn östlich davon. Dieser Erfolg und Vorstöße österreichisch-ungarischer und deutscher Truppen dicht östlich der Weichsel haben die russische Front zwischen Weichsel und Bug ins Wanken gebracht. Die Russen räumen ihre Stellungen auf der ganzen Linie

Die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand nimmt Lublin.

31. Juli.

Die erbitterten Kämpfe um die Linie Lingekopf—Barrenkopf in den Vogesen sind zu einem Stillstand gekommen. Die Franzosen halten einen Teil unserer Stellung am Lingekopf noch besetzt.

Als Vergeltung für die mehrfachen Bombenabwürfe der Franzosen auf Chauny, Tergnier und andere Orte hinter unserer Aisne-Front wird der Bahnhof Compiègne beschossen.

1. August.

Die Oberste Heeresleitung veröffentlicht Angaben über die Kriegsbeute der letzten Kämpfe. Danach nahmen wir in den Argonnenkämpfen vom 20. Juni bis 20. Juli 125 Offiziere, 6610 Mann gefangen und erbeuteten 52 Maschinengewehre sowie sehr zahlreiches sonstiges Material.

Zwischen Ostsee und Pilica wurden 95,023 Russen gefangengenommen, 41 Geschütze (darunter zwei schwere), 4 Minenwerfer und 230 Maschinengewehre erbeutet.

Auf dem südöstlichen Kriegschauplatz fielen im Juli in die Hände der deutschen Truppen: 323 Offiziere, 75,719 Mann, 10 Geschütze, 126 Maschinengewehre.

2. August.

Mitau wird von den deutschen Truppen erobert; nordöstlich von Suwalki erstürmen sie Höhe 185.

Am Bug erreichen deutsche Truppen die Gegend nördlich Dubienka. Oesterreichisch-ungarische Truppen dringen südwestlich von Wladimir-Wolinsk über den Bug vor.

Westlich von Iwangorod entreißen siebenbürgische Regimenter den Russen acht betonierte Stützpunkte und nehmen 15 Offiziere und über 2300 Mann gefangen. 29 Geschütze, darunter 21 schwere, wurden hierbei erbeutet.

o o o

Flandern nach dem Kriege.

Seit mehreren Monaten ist der alte Streit zwischen Vlamen und Wallonen wieder losgebrochen; in deutschen Blättern ist darüber mehrfach berichtet worden. Die Vlamen sind sich jedoch nicht einig über den Weg, den sie unter den heutigen Umständen einschlagen sollen. Manche halten sich aus Furcht und Vorsicht ganz zurück. Andere, vorwiegend die sich außerhalb Belgiens aufhaltenden Vlamenführer, fühlen sich als Belgier und betonen die Notwendigkeit eines belgischen Staates; sie hoffen und verlangen in einem freien Belgien als freie Belgier die Gleichberechtigung mit den Wallonen als Preis für ihre Verteidigung des belgischen Staates. Bei ihnen findet sich kein neuer Gedanke. Es ist die alte Forderung, die jahrzehntelang schon erhoben worden ist, ohne daß sie Erfolge von durchgreifender Wirkung erzielt hätte. Die Furcht, daß die deutsche Kultur durch ihre Größe und infolge der engen Verwandtschaft der deutschen und vlamischen Sprache eine selbständige Kulturentwicklung Flanderns unterbinden würde, hat manche vlamische Intellektuelle ergriffen, die infolgedessen den alten Zustand herbeisehnen, wo sie im Kampf

gegen Franzosentum und französische Kultur sich behaupten zu können glauben. Keiner von diesen überschaut mit klarem Blick die staatsrechtlichen Zusammenhänge und Notwendigkeiten.

Daneben steht nun eine Gruppe junger Vlamen, die diese Zusammenhänge erkennt. Unter ihnen ist ein Hauptführer ein junger Historiker, Leo Picard. Dieser hat vor kurzem in Holland eine Broschüre erscheinen lassen, die den Titel trägt: „Flandern nach dem Kriege" und die größte Aufmerksamkeit verdient. Staatsinteresse und Volksinteresse werden klar unterschieden, ihr inniger Zusammenhang betrachtet und daraus Schlußfolgerungen gezogen, die in dieser Bestimmtheit zum erstenmal unter den Vlamen ausgesprochen werden. Dieses Buch ist geeignet, vielen Vlamen ihre Lage mit einem Schlag zu beleuchten.

Der belgische Staat von 1830 war als neutraler Staat gedacht. Ein Gemeinwesen aber, das wirklich Staat sein will, muß eigenes Leben atmen, muß sich durchzusetzen suchen nach innen wie nach außen. Sobald im belgischen Staat der Drang nach wirklicher staatlicher Selbständigkeit aufgetaucht war, mußte er sich notwendigerweise eine innere Einheit schaffen. Es kommt dies deutlich darin zum Ausdruck, daß trotz der in der Verfassung ausdrücklich anerkannten Sprachfreiheit die offizielle Staatssprache eine einzige wurde, das Französische. Die staatliche Einheitsidee zwang selbst Vlamenführer, früher gestellte Forderungen zu mäßigen und im Sinne der zentralen Einheit das Französische zu bevorzugen, sobald sie in ein Ministerium eingetreten waren. Je stärker sich die zentralisierende Macht des Staates äußerte, um so größer wurde aber auch der Widerstand der Volksteile, die sich durch diese Entwicklung benachteiligt sahen. Die Hoffnung, daß allmählich das Vlamische verschwinden würde und Belgien ein Einheitstaat mit einheitlicher Sprache werden würde, erfüllte sich nicht. Diese Entwicklung erkennt Picard deutlich. Die Vlamen empfanden mit Bitterkeit, daß der werdende belgische Einheitstaat durch „anders fühlende und denkende Menschen" geleitet wurde, sie fühlten sich „als Fremdlinge in ihrem eigenen Land"; voll Wehmut ruft Picard aus: „Der Flamingant mit niederländischer Sprache und niederländischer Kultur fühlt sich als Fremdling in Belgien, und da er doch auf belgischem Boden geboren ist und kein anderes Land sein eigen nennen kann, so ist der Flamingantismus für ihn in erster Linie: Heimweh nach einem Vaterland." Man stellte sich den Einheitsbestrebungen entgegen, suchte Reformen zu erlangen, sah aber nicht ein, daß im Wesen des belgischen Staats die Ohnmacht der Vlamen begründet war. Diesen Staat „in seiner Gesamtheit einer durchgreifenden Kritik zu unterwerfen, das wagte niemand". Dieser Mangel an Kritik und Einsicht über das Wesen des Staates war es auch, der weite Kreise in dem Glauben einer Neutralität gefangen hielt, wie sie die Großmächte 1830 sich gedacht hatten. Als über Antwerpens Befestigung verhandelt wurde, sprach man: „Es kann uns gleichgültig sein, wer der große Herr ist, wenn wir nur eigene Einrichtungen und alte Freiheiten bewahren können." Der Staatsminister Woeste äußerte: „Das Schicksal Belgiens hängt von den Verträgen ab. Das belgische Heer soll nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung dienen, und um im Fall eines Krieges der mächtigen Nachbarn zufällige Neutralitätsverletzungen zu verhindern. Wenn aber eine der Parteien den Streit auf belgisches Gebiet hinüberleiten will, ist die andere Partei gezwungen, so schnell wie möglich diesen Boden zu befreien; und das belgische Heer kann sich zurückziehen." So dachte das Volk noch im August 1914. „Doch die belgische Regierung dachte anders. Sie wollte, daß der belgische Staat durch eigene Kraft seinen Mann stehen könne. Deshalb baute sie Festungen, führte Heeresverstärkungen durch, suchte das Volk einheitlich zu gestalten und führte auswärtige Politik. So wurde Belgien ein wirklich souveräner und sogar Kolonialpolitik treibender Staat. Ein Staat mit eigenem Leben kann aber niemals unter fremder Garantie stehen. Picard erkennt dies richtig, wenn er sagt: „Wer die Frage des Neutralitätsbruches einer genauen Untersuchung unterzieht, muß nicht so sehr zu beweisen suchen, daß die belgische Regierung in dem einen oder andern Punkt den Verträgen untreu geworden ist, sondern vielmehr, daß die Neutralität in Wirklichkeit niemals bestanden hat."

Was wird nun nach dem Krieg werden? Kehrt die belgische Regierung zurück, so wird Belgien notwendig wieder als Einheitstaat zu wirken versuchen müssen. Denn „als neutral wird sie wohl niemals zurückkehren können". England und Frankreich werden militärisch und finanziell das Land in Abhängigkeit halten. Das bedeutet aber notwendigerweise die Vernichtung aller germanischen und damit auch der vlamischen Elemente. Ob in Abhängigkeit von Frankreich oder ob selbständig als Staat mit eigenem Leben — Flandern hat dann ausgespielt. Was aber, wenn die belgische Regierung nicht zurückkehrt? Hierzu schreibt Picard: „Die deutsche Regierung wird sicherlich nicht so unvorsichtig sein, noch vier Millionen Fremde assimilieren zu wollen. Es werden nur militärische und ökonomische Verpflichtungen auferlegt werden. In diesem Fall hat Deutschland auch allen Grund, den Einfluß der vlamisch Gesinnten nach Möglichkeit zu vergrößern und sogar zu versuchen, eine Hälfte des Landes dem Einfluß einer neuen Revanchepolitik möglichst zu entziehen." Das ist die Auffassung einer rührigen Gruppe von Vlamen, ihr Organ ist „De Vlaamsche Post" in Gent, deren Redakteur Picard ist.

Picard berührt eine dritte Möglichkeit der Zukunft Flanderns: einen Anschluß an die Niederlande. Dieser Gedanke liegt nahe bei der scharfen Betonung der Vlamen, nur mit Hilfe der niederländischen Sprache und der niederländischen Kultur Anteil an der modernen Kultur zu gewinnen.

Hier nun spricht sich Picard klar aus, frei von allen sentimentalen Schwärmereien und politischen Verschwommenheiten. An eine politische Vereinigung Flanderns mit Holland ist ganz und gar nicht zu denken. „Wenn etwas den Niederlanden zugefügt werden würde, dann würde dies Reich auch Verpflichtungen auf sich nehmen müssen, wobei es mit großer Heftigkeit von Franzosen und französisch Gesinnten angegriffen werden würde. . . Durch Hinzufügung von 4½ Millionen Vlamen zu 6 Millionen Niederländern würde man die Niederlande nicht verstärken, wohl aber Nordniederland in einem neuen Staat aufgehen lassen." Ganz anders könnte dagegen ein unverändertes und unvergrößertes Holland die niederländische Kultur weiter fördern und in einem neugeborenen Flandern zur Entfaltung bringen. Am Schluß seines Buches faßt Picard seine Wünsche folgendermaßen zusammen:

„1. Die Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse möge sich nicht der unbedingten Forderung entgegenstellen, in den belgischen Gebieten eine unitaristische Regierung für immer unmöglich zu machen.

2. Das vlamische Land wünscht seine alten Einrichtungen zu behalten und will sich langsam dem zu großen französischen Einfluß entziehen, ebenso aber seine Individualität gegenüber dem mächtigen Germanenvolk behaupten.

3. Die Landesregierung soll nur dafür zu sorgen haben, daß sich das eigene Volksleben in Freiheit entwickeln kann.

4. Zu diesem Zweck soll die Verwaltungstrennung durchgeführt werden, so daß Flandern ganz und gar vlamisch werden kann."

Das sind die Wünsche der jungen Vlamen, die sich um die „Vlaamsche Post" scharen; mit ihnen stimmen viele der älteren Vlamen überein, wenn sie sich auch nicht öffentlich äußern. Für Deutschland ist es wichtig, diese Stimmen zu hören und verstehen zu lernen. P. O.

Deutsche Geselligkeit.

Von Hans von Kahlenberg.

Bei der Nachprüfung aller Kulturwerte, die der Weltkrieg auch für den wenig Nachdenklichen mit sich brachte, als wir rings um uns herum Freundschaften zerreißen, Verträge zerbrechen, Bindungen, die wir für untrennbar und ewig gehalten, sich lösen sahen, fand im läuternden Feuer der Leidenschaft, der Begeisterung und des Zorns eine Scheidung der Schlacke vom Metall statt. Vieles, was uns unentbehrlich gedünkt hatte — so unentbehrlich, daß sein Mangel kein „menschenwürdiges Dasein" mehr darstellte, technisch und ästhetisch, an Komfort und an Reizen — erschien plötzlich bloß überflüssiger Tand, ein Zierat oder Verschnörkelung des Daseins, die uns nur allzuoft das Auge für die klare Linie verdarben, über Bedürfnis und Wahrhaftigkeit Verwirrung schufen. Ja, war es denn überhaupt möglich, daß wir z. B. ohne Pariser Parfüms und Korsetts, daß wir ohne Roben von Paquin und Poiret, ohne unseren Virot-Hut im Frühjahr auskamen? Schmeckte unser deutsches Ochsenfleisch bloß als Beefsteak oder Entrekote, vom Grill? Amerikanische und englische Teufelsgetränke aller Arten wurden uns an der Bar ausgeschenkt, wir genossen nur noch Exzentriks — solche körperlicher und geistiger Art — Clowns, Nippers, Oskar Wilde und Bernard Shaw, englische Barmaids und japanische Flowergirls, russische Tänzer und Tänzerinnen, Kaviar, Krüppelbäumchen, King Charles und Pekingese, Ostende, Biarritz, Cowes, Assuan und Monte Carlo. Dergleichen Dinge für den Kulturmenschen bedeuteten doch einfach Unentbehrlichkeiten! Für den biederen Hinterweltler, der ohne Tub und Schampun, ohne Lafcadio Hearn und Kipling, ohne Globetrott und ohne französische Impressionisten auskam, hatten wir vollwertige, gebildete „Europäer" nur ein mitleidiges Achselzucken. Zum Eingedrilltwerden, zur Kinderaufzucht und zum Kartoffelbau war der gut!

Nun, heute stehen unsere Feldgrauen in West und Ost, am Nordmeer und an den Dardanellen; wir brauchen wieder Kinder und nochmals Kinder, zahlreiche und gesunde Kinder, und wir alle, selbst Ladies und Gentlemen, höhere Töchter und höhere Schüler, bauen Kartoffeln. Zur Mutter Erde sind wir zurückgekehrt, Snobs, Ästheten und Abgewanderte — mit der Notwendigkeit, die Scholle zu schützen, begriffen wir die unendliche Heiligkeit und erhabene Wichtigkeit dieser braunen, kargen Scholle. Sicher soll sie uns von außen niemand wieder zertreten und verwüsten; ebenso unerschütterlich sieghaft wie diese Zuversicht steigt eine andere in uns auf: dem deutschen Volk das deutsche Land, jedem einzelnen der schaffenden, fürsorgenden und wahrhaften Volksgenossen für sich und für seine Kinder der Anteil am Boden, Wurzel- und Herdstätte am pulsenden und tiefen Herzen des Vaterlandes selbst! In keinem übertragenen Sinn mehr, sondern im allertatsächlichsten.

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund"

heißt es von uns heute in Deutschland und im deutschen Volk, und mit diesem rüstigen Sichregen zum nützlichen Werk vergaßen wir den zwanzigknöpfigen Handschuh, die Stöckelschuh, Schlitzrock und Reiherstutz, unsere „Indispensables", wir vernachlässigten unser Bridge, sogar unser Tennis- und Golfspiel und ließen die unvermeidliche russische Zigarette neben der Tulaschale bisweilen ausruhen.

Deutsch sind wir heute, und wenn uns der beste, persönlichste Gewinn dieser schweren Tage Verbrüderung und Verinnerlichung bedeutet, so haben wir Großes und Dauerndes gewonnen. Den eignen Reichtum prüfen und staunend seine unerschöpfliche Fülle und Spannkraft gewahr werden — gibt es herrlichere Einkehr für ein Volk in Waffen, dessen wehrfreudige Angehörige aus allen vier Weltteilen zusammenströmten, um Gut und Blut gegen das Fremde, gegen den Eindringling zu verteidigen? Unsere alten Sitten, unsere tiefsinnig trauten Volkslieder, unsere Geschichte — wie rückte sie uns nah, trostreich und kraftspendend, uns zur Seite und hinter uns in den Tagen der Bedrängnis von außen! Die Väter — spöttelnd halb vergessen für uns, die wir uns vor andern Geschlechtern selbstherrlich, erdgeboren und weltbezwingend dünkten — in kernhafter Art und Treue waren plötzlich Lebendigkeiten wieder. Wie taten und dachten sie damals, um mannhaft, ausdauernd und heldisch zu sein? Fichtes Reden, Kants hohes Vermächtnis, Schillers und Körners Verse begleiteten den Jüngling, den Enkel ins Feld. Den Frauen wurde die edle Königin Luise, wurden Johanna von Bismarck und Lützowsche Bräute nahegerückte Vorbilder. Gold gab ich für Eisen, hieß es damals in eiserner Zeit. Auch unsere Frauen und Mädchen brachten Gold, brachten ihres Fleißes Früchte und die Wärme ihres in Mitleid und Dankbarkeit glühenden Herzens.

Aus unseren Straßen sind die Schilder verschwunden, die uns nach Piccadilly, zum Gentleman oder zum Jockei, ins Carlton oder zu Maxim luden. Mit einer Eile, die manchmal die Aufrichtigkeit der Wandlung in Zweifel setzen konnte, wandelten sich Pariser und Londoner Erzeugnisse in solche aus Berlin oder aus Glauchau. Sollten die teuren und geschmackvollen „Nouveautés" diesen Ursprungsorten auch früher so ganz ferngestanden sein? Nur vorher wollten wir den Betrug, wollten wir die heimatlich prosaische Herkunft vergessen. Der Five-o-clock-Tea machte dem braven deutschen Familienkaffee wieder Platz, der Salon wird

die Wohnstube, wo geschneidert, gestrickt und gepackt wird, statt des Jours haben wir Stricknachmittage, haben Wolltage oder Kochtage.

Und wir machten die Entdeckung, daß auf keinem anderen Gebiet, daß nirgends so tief wie in unsere Geselligkeit, in Form und Art unseres Verkehrs mit Bekannten und Gleichgestellten — ach, Freunde hatten wir schon längst nicht mehr! — die Ausländerei und Nachäffung fremder Sitte eingedrungen war. Denn unser Reichtum, in wenigen Jahrzehnten angehäuft, kam zu schnell. Das Mittagessen, noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Mahlzeit, dem heutigen Gabelfrühstück vergleichbar, der sogenannte „Löffel Suppe“ (übrigens ein unausstehlicher und im Grunde bei aller Bescheidenheit anspruchsvoller Ausdruck!) rückte zu rasch zum Diner oder, noch vornehmer, zum late dinner um 7 und ½8 bis 9 Uhr auf. Noch Schiller und Goethe vereinigten ihre Freunde zu einfachen Hausessen, es gab bei Schillers — quelle horreur noch vor einem Jahr! — Blutwurst und Rotkohl neben einem kleinen Landwein. Als hochwillkommene Angebinde schickte man einander Eßwaren und Speisen zu — wer denkt nicht an Goethes entzückende Billettchen „mit Spargels“, der Frau von Stein gewidmet? Gerade solche zwanglose Vereinigung der Getreuen und Freunde um den täglichen, den Familienmittagstisch, kennzeichnete das Deutsche, herzliche Innerlichkeit des Verkehrs. Wir alle haben die Last, die Kosten und die Steifheit der modernen Eß- und Trinkgeselligkeit (um keinen kräftigeren Ausdruck zu gebrauchen!) aufs peinlichste empfunden. Es war Sitte geworden, über sein Vermögen hinaus — sehr oft im krassesten Gegensatz zur eigentlichen Wirtschaftslage — kostspielige und weitläufige Gastereien zu veranstalten, mit Lohnbediensteten, mit geborgtem Geschirr und Silberzeug, mit einem Blumenschmuck „auf Stunden“ oder mit Toiletten, die ins „Atelier“ zurückwanderten, und Juwelen, deren Originale im besseren Fall im Kassenschrank der Bank lagen, die im schlechteren gar nicht existierten. Die Sucht zu s c h e i n e n, aufzutreten, des Protzentums machte sich in erster Linie in unserer Geselligkeit breit. Wahllos wurde zusammengeladen, was brillierte, ambitionierte, flirtete. Wahrscheinlich wäre es richtiger zu sagen, daß es überhaupt keine deutsche, heimatliche oder gewordene Form der Geselligkeit gab. Von den Franzosen, einst Lehrmeistern der feinen Sitte für Europa, für den Großen Fritz und die Fürstenhöfe war die Anordnung der Festlichkeiten, war Speisenfolge und Begrüßungsform übernommen, sogar der Begriff des Salons, eines intellektuellen, unter dem Zepter der Dame vom Haus stehenden Sammelpunkts auseinanderstrebender und wertvoller geistiger Kräfte, war undeutsch. In Deutschland machte zur Zeit der Damen von Rambouillet und von Epinay der Mann die Kultur, der einsame Gelehrte, der freudlose Dichter, der Soldat auf dem Schlachtfeld und der königliche Verwalter mit dem Krückstock. Die „Dame“ selbst, in ihrer Stellung als Preziöse oder als Bestimmerin der Mode, eine Stellung, die ihr im Grunde wohl nur Verliebtheit einräumte — war eingeführte Ware. Daheim umsorgte die Hausfrau den Hausherrn und seine Gäste, sie freute sich, „wenn kluge Männer sprechen“, versah die Lampe, stickte und schwieg. Doch welche Tiefen, welcher sprudelfrische Brunnenquell von Witz und Verstand in dieser „Hausfrau“, in Frau Rat Goethe, in der Liselotte! Ich stehe nicht an, rundweg zu erklären, daß die hübschesten und delikatesten Frauenbriefe, wahre Feinschmeckerbissen, aus jener Zeit der unverbildeten, der nicht salonbeherrschenden Frauen stammen. Die ersten Welt- und Salondamen in unserem Sinn werden dann Rahel Varnhagen, Henriette Herz, Johanna Schopenhauer, — aber sind nicht sie schon ein wenig Abklatsch und „Literatur“?

Die ästhetischen Tees, von Heine so artig-unartig verspottet, kamen in Berlin, in Weimar und in Königsberg auf. Man sprach von sinnlich-übersinnlichen Dingen, klatschte, seufzte und äugelte. Wenigstens geschah das damals noch im eigenen Hause, nicht im Hotelwintergarten oder im Tearoom des Warenhauses. Kuchen und Kaffee waren jedem Geldbeutel erschwinglich, selbst wenn man den sehr gesunden Appetit und die ausgesprochene Vorliebe für das Süße auf den von Goethe für seine Freundinnen eigenhändig zusammengestellten Beschaffungzetteln bewundert. Mit Vergnügen entsinnen sich ältere Leute, sogar Weltleute, der nachmärzlichen Einfachheit der Berliner Geselligkeit, des kalten Aufschnitts, des Moselweins und des Kartoffelsalats. Dazu kam in der Theaterpause — weil ein provinziell früher Anfang der Vorstellung angemessene Versorgung daheim unmöglich machte — das unvermeidliche, duftende Gulasch. Der Magen war eben bescheidener und das Gehirn aufnahmedurstiger. Ja, damals gab es noch Leute, die sprechen und sich mitteilen konnten, die Freude an der Ausübung von Gastlichkeit hatten und diesem Genuß sogar Opfer brachten — man nahm einen gescheiten Einfall, einen feinen oder klugen Gedanken, den Widerhall einer lieben Stimme, eines Musikstückes oder eines Gedichts mit heim. Damals. Bis 70. Bis das viele Geld ins Land kam und das Protzentum und die kostspielige, auffrisierte Langweile!

Die Unfähigkeit zur Unterhaltung, zur Abgabe eines Persönlichen steigerte sich so weit, daß es Mode wurde, bezahlte Kräfte, Musiker, Rezitatoren, Tänzerinnen, einzustellen. Wer Luther zum Beispiel in seiner schlichten Häuslichkeit aufsuchte, der nahm teil am Tischgespräch und am Tischgebet und am gebotenen guten Gericht, an der Gans oder am Schafsbraten. Das Zufällige, der Hauptreiz des geselligen Zusammentreffens, wurde der vielbeschäftigten Mondäne zu unbequem. Sie richtete ihren Tee-, ihren Bridge- oder Empfangstag ein. Vielbegehrte Salonlöwen und -löwinnen brachten es fertig, drei bis vier Empfänge an einem Nachmittag abzuleisten, den Aufwand an Geist in immer gleichen Begrüßungsformeln, in Fingerantippen und Schmeicheleien bestritt die bescheidenste Anstrengung. Verräterisch immer wieder drängte sich dem Beobachter die Erinnerung an bunte, prächtige Vögel und an ihr nicht unmelodisches, aber sinnloses Gezwitscher auf. Die wahre Wirkung beruhte auf den Aigretten, auf Zobel- und Chinchillapelzen, auf Toiletten, Puder und Goldhaar und auf den Muffen.

In dies wenig Gehaltreiche, in Teenippen und Küchleinzerbröckeln brachte uns England die Klubgeselligkeit. Im Grunde bedeutete auch diese Form menschlicher Wechselbeziehungen ein Versagen des Persönlichen, Ablagerung individueller Pflichten auf Seelenloses, auf den Maschinenbetrieb. Gab es etwas Bequemeres als den Klub? Männlicher Egoismus, die britische Rücksichtslosigkeit hatte den Mechanismus, hatte Klingelknopf, Ledersessel, Whiskyglas und Zeitungshalter einst erfunden. Jetzt brauchte man ja kaum eine Wohnung, brauchte das Heim nicht mehr! Man stieg im Boardinghouse oder im Hotel ab und traf einander

Im Wald von Kowno.

Von Rudolf Herzog.

Litauisch Land. . . Der Wald von Kowno lauscht
Wie ein Geheimnis hütend ins Revier.
Kein Laut im Holz, kein Laub im Wipfel rauscht.
Die kargen Weidegründe reglos schier.
Und in die Stille stumm hineingepreßt
Ein Regiment. Berittne Führer vor.
Den Blick gespannt — als läg ein fernes Fest
Mit leiser Lockung geigensüß im Ohr.

Der General! — Sein Gaul jagt hügelan.
Und „Stillgestanden" gellt's. „Die Augen — rechts!"
Das Schweigen selbst hält noch den Atem an.
Die Uhr rückt vor. Die Stunde des Gefechts. —
Der General — —. Der ferne Geigenklang
Schwillt an und lockt wie heißer Jugendlenz . .
Der graue Führer jagt die Front entlang:
„Guten Tag, Regiment!" —
„Guten Tag, Euer Exzellenz!"

Sein Auge grüßt wie Blitz die graue Schar.
Wie viele sah er schon zum Sturm bereit,
Und sah wie sie nichts als den Zollernaar,
Wenn Sieg das Horn und Sieg die Trommel schreit,
Und sah wie sie nicht Blut, nicht Not noch Tod,
Den Sonnenaufgang nur nach schwerer Nacht —
„Warum ich komm?" — Wie wild das Wort ihm loht —
„Weil ihr mein Herz vor Freude lachen macht!"

„Weil ich glückselig bin in eurem Geist,
Daß ihr für Deutschland dies erleben dürft!
Und wenn die Heimat euch als Helden preist,
Was liegt daran, wo man das Grab uns schürft,
Was liegt zum Teufel dran, wie lang uns rollt
Der Lebensfaden aus des Herrgotts Hand,
Wenn eine ganze Garbe Sonnengold
Aus unsrem Blut sprießt — für das Vaterland!

„He, Jungen, wie? Und vor uns das Gedröhn,
Haubitzen wären's? Unsinn. Orgelklang!
Für Weib und Kind klingt nichts so engelschön
Wie ein Gewehrchoral und Säbelsang.
So denkt mir dran, wenn ihr die Waffen hebt:
Für jeden Schuft, den ihr zu Tode rennt,
Euch Weib und Kind, euch Reich und Kaiser — lebt!
Zum deutschen Gottesdienst: vorwärts, Regiment."

im Klub. Der Klub stellte die Räumlichkeiten, stellte das geschulte Personal. Er verpflichtete zu nichts. Im Klub, im Hotelspeisesaal kann ich mich mit allerhand Menschen, mit „Gesindel" zu Tisch setzen, das ich innerhalb meiner vier Wände, vor meinem Mann und vor meinen Kindern nicht kennen möchte. Bedeutet es Gewinn, dergleichen Leute — oh, nette und hochamüsante Leute — überhaupt zu kennen? Indem sie sich immer zuchtlos ungebundener außerhalb des Hauses gestaltete, verletzte die Geselligkeit das erste Grundgebot der Gastlichkeit, fruchtbaren und vornehmen Austausches, der in der Abgabe von Eigenem besteht, für Rückempfang des Fremden, der Dankbarkeit und des Persönlichkeitsgehalts. Das soll die Geselligkeit sein, ein Austausch der Wesenheiten, der Meinungen und der Gefühle, wo jeder nimmt, und wo jeder bringt und gibt! Ein Sammelpunkt, wo Wärme und Leben abgegeben wird, Adern durchfließt, Blut und Impuls in ferne Winkel und Öden trägt. Die Seele dieses feurigen und hellen Kreises, das Herzrund der Flamme ist die Frau, die deutsche Frau, die mütterliche Frau.

Ein Spruch wie der herrlichste: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" sollte über der Schwelle jedes rechtgearteten und liebevollen Hauswesens stehen, denn nur die Liebe im Grunde, spannende Hingabe kann rechte Gastlichkeit erweisen, kann eine Heim- und Herdstätte auch dem Herd- und Heimatlosen, den Unsteten und den Fahrenden bieten.

Herzliche Geschlossenheit bei gemüt- und humorvoller, scharf geprägter Sonderung ist immer eine Eigenheit, ist Stärke und Stolz des deutschen Wesens gewesen. Bei uns erfror und verdorrte nicht zugunsten einer einzigen überheizten und ausgeklügelten Treibhausanlage das ganze weite Land, wir haben uns Heimstätten außerhalb des Klubs und der Boardinghäuser bewahrt. Vielleicht ist es dort nicht überall elegant, es könnte gemütlich, eigenwüchsig, fest eingezäunt dort sein; dahin müßten wir den uns wahlverwandten Menschen, der unser Freund werden soll, bitten. Die Begabung zur Freundschaft, Gebefreudigkeit scheint mir eine der feinsten und edelsten Eigenschaften germanischer Blutmischung. Welche andere Nation durfte einem Paar, wie Goethe und Schiller, die Doppelbildsäule stellen? Briefwechsel ausgezeichneter Männer untereinander, die Gestalt unseres alten Kaisers im Kreis seiner Paladine gehören bei uns zum unveräußerlichen Besitzstand eines jeden. Brauchen wir wirklich — werden wir in gesegneten und tapferen Friedenzeiten einen „Kreis", werden wir Bekannte, Verpflichtungen und Konnexionen brauchen?

Freunde brauchen wir, denen unser Heim weit offen steht. Auch ihrer Not, ihrem Schmerz soll es offen stehen, nicht nur ihren geselligen Talenten, ihrem gewandten

oder anmaßenden Auftreten. Unsere neue, unsere deutsche Geselligkeit soll die Pflanzschule deutscher Tugend, der Treue, der Dankbarkeit und Biederkeit werden. Vom Herd ihrer Mutter — warum brauchte sie Dienstjahr oder Wirtschaftschule? — holt sich der junge Mann wieder die Braut, die Hausfrau. Haben wir vergessen, wie lieblich Lotte das Brot schnitt, Lili die Küchlein fütterte oder Gretchen am Spinnrad den Faden zog? Den jungen Freiheitstürmern setzt Frau Rat, die kluge, würzig rotes Tyrannenblut vor, oder zu den Füßen der Großmutter, „auf der Schawel“, lauscht Bettina, das Kind. Unsere ganze Literatur ist solcher und ähnlicher traulich zauberhafter Bilder voll. Brauchen wir Klub und Salon, Fife-o-clock, Routs, Kabarett und Bar?

Der Krieg im Markenbilde.

Von Walter Tiedemann.

Es sind jetzt gerade 75 Jahre seit dem Erscheinen der ersten Briefmarke vergangen, der schwarzen englischen Einpennymarke von 1840 mit dem Bildnis der damals jugendschönen Königin Viktoria; seitdem ist die Gesamtzahl der verschiedenen Marken der ganzen Erde auf ungefähr 30 000 angewachsen. So mancher will wohl den Briefmarkensport nur als ein Vorrecht munterer Knaben gelten lassen und schüttelt den Kopf, wenn er hört und sieht, daß auch beträchtlich angejahrte Männer von allerlei Verdiensten das Sammeln der kleinen bunten Stückchen Papier nicht verschmähen, ja in Mußestunden vielleicht sogar sich recht eingehend mit ihrem Album befassen. Aber gar so töricht ist diese Liebhaberei nun wirklich nicht, jedenfalls gibt es bedenklichere Leidenschaften. Es kommt eben auch beim Briefmarkensammeln, wie bei einigen anderen Dingen der Welt, ganz auf das Wie an. Der echte Philatelist — wofern es erlaubt ist, heute noch dieses feierlich gespreizte Fremdwort zu gebrauchen — muß über ein keineswegs unerhebliches Maß von Kenntnissen verfügen, wenn er mit seiner Liebhaberei etwas Höheres anstrebt, als einen spielerischen Zeitvertreib. Abgesehen vom Zauber des Seltenen und Kostbaren, der zahlreichen Marken anhaftet, gewährt das Sammeln dieser in Zeichnung und Farbe oft sehr reizvollen Erzeugnisse graphischer Kleinkunst auch eine gewisse ästhetische Befriedigung. Und zu welchen Betrachtungen regen die Markenbilder an, wieviel Erinnerungen an die Tragödien und kleinen Komödien der Geschichte sind damit verknüpft! Was auch die Welt bewegen mag: das Werden und Vergehen der Staaten, das Kommen und Scheiden der Großen der Erde, Kriege, Revolutionen und andere Ereignisse, alles spiegelt sich in den farbigen Zettelchen, in ihren Bildnissen, Darstellungen und Sinnbildern wider. So wird das Markenalbum für den, der mit Verständnis darin zu lesen versteht, zu einer Art von fesselnder Bilderchronik, einem Abglanz des Weltgetriebes im kleinen, einem förmlichen Mikrokosmos.

Wie zu erwarten war, ist auch der gegenwärtige Krieg am Markenbilde nicht spurlos vorübergegangen, ja es gibt bereits eine so erhebliche Anzahl der verschiedensten, durch den Krieg oder eigens für Kriegzwecke geschaffenen Marken, daß der Sammler Mühe hätte, sie alle zusammenzubringen, und daß ihr lückenloser Erwerb mit Einschluß der großen Seltenheiten — denn auch an solchen fehlt es schon jetzt nicht — ein Vorrecht sehr leistungsfähiger Börsen bleibt. Der deutsche Sammler muß sich einstweilen auf die Kriegsmarken Deutschlands und der verbündeten Staaten beschränken. Denn abgesehen davon, daß der Handel mit Postwertzeichen des feindlichen Auslandes unter das allgemeine Verbot des Abschließens von Geschäften mit unseren Gegnern fällt, also strafbar ist, verbieten es auch Gefühlsgründe, vor Beendigung des Krieges dem Absatz der feindlichen Marken irgendwie Vorschub zu leisten oder sie gar zum Gegenstand der Spekulation zu machen.

Beachten wir nun an einer Reihe von Beispielen, in welcher Weise die kriegführenden Staaten das Postwertzeichen in den Dienst des Feldpostwesens, der Kriegsfürsorge und anderer durch den Krieg bedingten Zwecke gestellt haben.

Die deutsche Reichspost ist unter den Kriegsmarken nur mit Okkupationsmarken für Belgien und Polen vertreten. Es kommen dafür die gewöhnlichen Wertzeichen und Postkarten zur Verwendung, mit dem schwarzen Überdruck „Belgien“ bzw. „Russisch-Polen“ und bei Belgien außerdem mit dem entsprechenden Wertaufdruck der Marke in belgischer Währung. Besondere Briefmarken zum Besten der Kriegsfürsorge hat die deutsche Reichspost bisher hier ebensowenig verausgabt wie die bayrische Post, obwohl es an Anregungen dazu nicht fehlte. Es ist eigentlich nicht recht verständlich, weshalb sich der Staat eine so gute Gelegenheit zur Förderung der Wohltätigkeit entgehen läßt. Wenn die deutsche Reichspost es stets verschmäht hat, dem Beispiel vieler anderer Postverwaltungen zu folgen und bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen aus spekulativen Gründen, nur zur Bereicherung des Postsäckels, Gelegenheitsmarken herauszugeben, so hat sie damit eine vornehme Zurückhaltung bekundet, die den Beifall verdient. Aber im Kriegsfall ist das doch etwas anderes, da sollte doch, möchte man wenigstens meinen, jedes lautere Mittel zur Förderung der Liebeswerke willkommen sein und angewandt werden, und zweifellos würden Wohltätigkeitsmarken, mit einem kleinen Aufschlag verkauft, sehr beträchtliche Summen zusammenbringen. Eine Art von halbamtlicher „Ganzsache“ (wie der Sammler es nennt), zu Zwecken der Kriegsfürsorge gibt es übrigens doch, nämlich die auf Befehl des Kaisers zugunsten des Roten Kreuzes hergestellte, mit eingedruckter Marke versehene „Deutsche Kriegskarte 1914“, deren Rückseite das Bildnis des Kaisers und den von ihm niedergeschriebenen faksimilierten Ausspruch trägt: „Ich kenne keine Parteien mehr, kenne nur noch Deutsche“. Die Karte wird an Postschaltern zu 15 Pfennig verkauft, wovon 10 Pfennig dem Roten Kreuz zufallen.

Bayern hat eine ähnliche Kriegskarte mit dem Bildnis des Königs herausgegeben, desgleichen der Württembergische Landesverein des Roten Kreuzes eine Bildkarte in drei verschiedenen Wertstufen.

Im Gegensatz zum Deutschen Reich haben unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen die Briefmarke in umfangreicher Weise zu Wohlfahrtzwecken herangezogen. Österreich ließ zuerst zwei Kriegsmarken großen Formats, dann vier weitere von Koloman Moser sehr hübsch gezeichnete Marken in Querformat mit Darstellungen aus dem Krieg erscheinen. Auch Ungarn hat schon zwei Reihen Kriegsmarken zu je 17 Wertstufen veraus-

gabt. Die bosnische Post schloß sich dem Beispiel mit zwei Überdruckmarken an. Dann wären noch zwei Reihen österreichisch-ungarischer Feldpostmarken von je 18 Wertstufen von 1 Heller bis zu 10 Kronen zu erwähnen — ein etwas reichlicher philatelistischer Segen. Man hat dabei um des guten Zweckes willen wohl weniger an die praktische Verwendbarkeit so hochwertiger Marken. als vielmehr an den patriotischen Eifer und die Kauffreudigkeit der Sammler gedacht.

Was Schönheit des Entwurfs betrifft, so steht Rußland mit einer Reihe von vier Kriegshilfsmarken seltsamerweise an erster Stelle, allerdings machen diese bunten Postwertzeichen durch übertrieben großes Format mehr den Eindruck von Reklamemarken. Frankreich begnügt sich mit einer einzigen Kriegsmarke, die in zwei Abarten erschienen ist, einmal als Überdruckmarke, dann in neuer Zeichnung. Auch fast alle französischen Kolonien mit Einschluß von Marokko und Tunis haben Rote-Kreuz-Marken erscheinen lassen, so daß es schon einigermaßen schwer fällt, sich in der Menge zurechtzufinden. Selbstverständlich glaubte das kleine Fürstentum Monako hinter dem großen französischen Nachbar nicht zurückbleiben zu dürfen und legte sich ebenfalls eine Kriegsmarke zu. Die englische Post hat darauf verzichtet, auch auf italienischer Seite ist in dieser Hinsicht noch nichts erfolgt. England hat aber für die in Frankreich kämpfenden indischen Truppen eine ganze Reihe indischer Postwertzeichen mit einem Ueberdruck verausgabt; welchem wirklich vorhandenen Bedürfnis damit entsprochen werden soll, ist nicht recht klar.

Den seltsamsten Eindruck unter allen Kriegshilfsmarken der feindlichen Staaten machen die belgischen. Man sollte meinen, daß Belgien, dessen noch nicht besetzter Teil nur aus einem kleinen Stück Westflanderns mit einigen Ortschaften besteht, schwerlich einen wirklichen Bedarf an neuen Postwertzeichen hat. Trotzdem sind in Le Havre, dem einstweiligen Sitz der belgischen Regierung, schnell hintereinander drei verschiedene Reihen von Wohltätigkeitsmarken zu je drei Werten erschienen, und die Ausgabe einer vierten Reihe soll bevorstehen. Man schätzt diese in höchst mittelmäßiger Technik ausgeführten Marken wohl richtig ein, wenn man sie als Spekulationserzeugnisse zur Erleichterung der Sammlertaschen bezeichnet; immerhin werden sie in postalisch einwandfreier Weise benutzt und von dem Postamt in Le Havre abgestempelt. Das seltsamste europäische Kriegspostwertzeichen ist eine Notmarke, die von der Handelskammer der französischen Stadt Valenciennes für den Ortsverkehr ausgegeben wurde, als die deutschen Truppen die Stadt besetzt hatten und französische Marken nicht mehr vorhanden waren. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Sache sich so verhält, wie sie dargestellt wird, oder ob ein pfiffiger Geschäftsmann hinter der Geschichte steckt; jedenfalls ist die Marke postalisch richtig verwendet und auch mit deutschen Feldpoststempeln abgestempelt worden, und da die Auflage nur klein war, wird schon jetzt von den Markenhändlern der neutralen Staaten die entsprechende Kleinigkeit von 100 bis 150 Mark für das Stück verlangt.

Die tollste Spekulation aber macht sich im Ausland auf dem Gebiete der deutschen Kolonialmarken bemerkbar. Die Engländer und Franzosen haben nämlich nach der Besetzung unserer Kolonien in der Südsee und in Westafrika die dort vorgefundenen Bestände an deutschen Kolonialmarken mit einem Ueberdruck versehen, und da einige Wertstufen nur in sehr geringer Anzahl vorhanden waren, so werden für diese Seltenheiten phantastische Preise nicht nur gefordert, sondern auch wirklich gezahlt, hauptsächlich von reichen englischen Sammlern. Und das, obwohl diese Herren schon bald nach Kriegsausbruch eine vom Berliner Philatelisten-Klub einst verliehene Ehrenmedaille zurücksandten, unter Bezugnahme auf „die Unmöglichkeit eines künftigen Zusammenwirkens mit den Vertretern einer Nation, deren Kriegführung durch ihre abscheulichen und unmenschlichen Methoden aller Zivilisation Hohn spricht“. So schrieben damals die Herren, und nun reißen sie sich um die Kolonialmarken der „Unmenschen“.

Nun, wir können diesem Treiben mit Ruhe zusehen. Wir wissen recht gut, daß die Frage unserer Kolonien auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden wird, und wir haben in dieser Hinsicht nicht den geringsten Anlaß zur Schwarzseherei. Wenn die ausländischen Sammler sich einbilden, daß es in Zukunft keine deutschen Kolonialmarken mehr gäbe, so ist das ihre Sache; wahrscheinlich täuschen sie sich. Die liebenswürdigen Erwartungen, die bei Kriegsbeginn in den Sammlerfachblättern des feindlichen und auch des neutralen Auslands zum Ausdruck kamen, nämlich daß die deutschen Philatelisten wohl bald genötigt sein würden, ihre Markenschätze um jeden Preis loszuschlagen — sie sind nicht in Erfüllung gegangen. Unsere Sammler denken gar nicht daran, sich von ihren Marken zu trennen; es ist im Gegenteil eine beträchtliche Preissteigerung aller besseren Werte eingetreten. Und wenn der Krieg zu Ende geht und ein gesegneter Friede uns blüht, dann erfreut uns die deutsche Reichspost vielleicht auch endlich einmal mit einer neuen Reihe schöner Briefmarken. Über den Geschmack läßt sich nicht streiten, aber daß diese Germaniamarken, die nun seit 15 Jahren im Gebrauch sind, in Zeichnung und Farbe wenig befriedigen, darüber kann wohl kein Zweifel herrschen. Es ist doch schließlich nicht ganz gleichgültig, ob Briefmarken, die zu den Hoheitzeichen des Staates gehören und Millionen Menschen vor Augen kommen, schön und geschmackvoll sind oder das Gegenteil. Deutschland erfreut sich so hervorragender Meister der Griffelkunst, daß ein Wettbewerb auf diesem Gebiet zweifellos das günstigste Ergebnis hätte.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

In unvergeßlichen Worten sprach vor einem Jahre die Stimme des Kaisers das aus, was die Seele des deutschen Volkes empfand, als die zu gemeinsamer Übermacht vereinigten Feinde über Deutschland herfielen. Jetzt bei Beginn des zweiten Kriegsjahres vernehmen wir abermals die Stimme unseres Kaisers. In eindringlicher Klarheit bekräftigt unser oberster Kriegsherr den festen Entschluß des Volkes, ohne Wanken auszuhalten bis zu einem Frieden, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet. Diesmal wird seine Stimme in den Ohren der Ausländer kaum übertäubt werden durch die falschen Töne der Lügenpresse. Die Tatsachen sprechen eine zu wuchtige Sprache, und sie bezeugen, was im Laufe dieses ersten Jahres deutscher Ingrimm in der Notwehr und deutsche Kriegskunst vermögen.

Auch der Zar spricht in diesem Zeitpunkt zu seinem Volke. Seine Worte sind abgefaßt, als ob Rußlands Zuversicht nicht zu erschüttern sei. Warten wir ab, welche Stimmen sonst noch aus Rußland herüberklingen werden, wenn erst die Duma zu Worte kommt! Die Duma hat es durchgesetzt, daß sie einberufen wird. Es ist ja vieles in Rußland möglich, was außerhalb seiner Grenzen nicht möglich wäre; es könnte ja auch diesmal der Regierung und den Machthabern des heiligen russischen Reiches gelingen, mit den unbedenklichen Mitteln der Willkür und der Vergewaltigung den Männern der Volksvertretung so zuzusetzen, daß das Ergebnis der Beratungen und Beschlüsse der Duma unfrei bliebe. Ganz aber kann das Licht der Wahrheit nicht unterdrückt werden, es wird doch durchschimmern.

Heute haben wir Cholm und Lublin, wir haben die wichtigsten Eisenbahnverbindungen, die Armee Woyrsch hält die Stellungen zwischen den Festungen Iwangorod und Warschau, die Armee Below hält die Narew-Linie. Diese Lage ist zunächst einmal Tatsache. Schritt für Schritt in einem Tempo, das die schärfste Bedrohung der russischen Gesamtmacht in sich birgt, dringen unsere siegreichen Armeen vor. Enger und enger zieht sich die Einklammerung der russischen Streitkräfte durch die verbündeten deutschen und österreichischen zusammen. Warschau und Iwangorod sind vom Westen her umfaßt. Alle noch so hartnäckigen russischen Versuche, aufzuhalten oder abzulenken, bleiben ohne Einfluß auf die Schnelligkeit und zugleich die ruhige Sicherheit, mit der unsere Truppen die Züge ausführen, die ihnen von unseren in genialem Zusammenwirken arbeitenden Heeresleitungen vorgezeichnet werden.

Die in dieser Woche der Öffentlichkeit bekanntgegebenen Dokumente aus Brüsseler Archiven wirken wie der Strahl eines Scheinwerfers, der die künstlich erzeugte Finsternis über Ursache und Anlässe zum Kriege erleuchtet. Die Berichte der belgischen Gesandten, die jetzt in ihrem Originaltext aller Welt vor Augen liegen, beweisen, daß der Krieg von langer Hand vorbereitet war, daß Belgien nichts weniger als ein neutraler Staat war. Dieser Indizienbeweis ist durch kein Leugnen mehr zu erschüttern. Es bedarf der Versicherung nicht mehr, daß Deutschland, daß unser Kaiser den Krieg nicht gewollt hat.

Der Rückblick, den wir, auf dem heutigen Punkte angelangt, auf die bisher zurückgelegte Strecke werfen, bedeutet für uns keinen Aufenthalt. Mit unverminderter Kraft und der gleichen Entschlossenheit wie zu Anfang gehen wir auf dem beschrittenen Wege weiter. Mahnt auch der Papst aufs neue zum Frieden — ehe die Ereignisse ausgereift sind, kann von einem Frieden nicht die Rede sein. Auf halbem Wege bleiben wir nicht stehen!

In unserm Rücken oder vielmehr im Rücken unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten hat noch die ganze Woche hindurch das wütende Kriegsgeschrei getobt, mit dem die italienischen Intriganten ihren hinterlistigen Überfall durchzuführen versuchen. Erfolglos wie alles, was diese Nation gegen uns unternommen hat, bleiben ihre fanatischen Einbruchsversuche. Noch haben die blutigen Massenopfer, mit denen sie ihren Zweck zu erreichen trachteten, nicht aufgehört. Daß aber die Kämpfe am Isonzo diesmal wie schon das erstemal vollkommen erfolglos bleiben, zeigt sich bereits in dem Abflauen der italienischen Offensive. Mit Seelenruhe kann aus Wien gemeldet werden, daß die italienischen Truppen nicht einen Schritt österreichischen Bodens erkämpft haben, daß sie heute an derselben Front stehen wie zu Beginn des Krieges.

An dieser Tatsache ändert die dreiste Behauptung des englischen Ministerpräsidenten nichts, der im englischen Parlament den Italiener als neuen Verbündeten lobt und ihm andichtet, er gewinne durch umsichtige Bewegungen stetig Boden und bahne sich den Weg vorwärts zum Ziel, das er wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit erreichen werde.

Die Zahl der Kriegsgefangenen, die wir gemacht haben, beträgt nach der letzten Zählung, die in den Lazaretten und Gefangenenlagern vorgenommen worden ist, 898,869. Dazu kommen 40,000 Kriegsgefangene, die als Arbeiter in den Etappengebieten beschäftigt werden, und 120,000 Kriegsgefangene der letzten Wochen, die noch auf dem Abtransport begriffen sind, insgesamt also 1,058,869.

In Österreich-Ungarn sind 636,534 Kriegsgefangene untergebracht. Fast 1,700,000 kämpfende Feinde also sind von Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen gefangengenommen worden. Von diesen Gefangenen entfällt der Hauptteil auf die Russen, 5600 russische Offiziere und 720,000 russische Unteroffiziere und Mannschaften sind in den deutschen Lagern, 3190 russische Offiziere und 610,000 Unteroffiziere und Mannschaften sind in österreichisch-ungarischen untergebracht.

Über die Kriegsbeute berichtet die Statistik: In den deutschen Arsenalen sind 5834 erbeutete Geschütze und 1556 Maschinengewehre untergebracht. Die Zahl der eroberten Geschütze und Maschinengewehre ist aber noch bei weitem höher; sie ist auf 7000 bis 8000 Geschütze und 2000 bis 3000 Maschinengewehre zu veranschlagen, denn ein großer Teil der Beute ist von den kämpfenden Truppen wieder in Gebrauch genommen werden.

Nummer 32.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

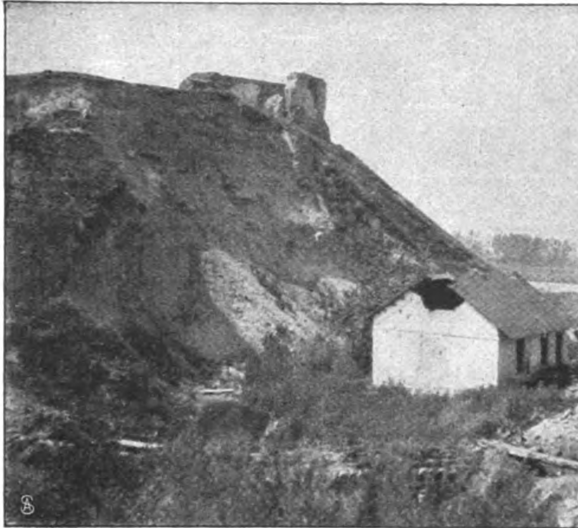
Seite 1125.



Spezialaufnahme der „Woche".

Dankgottesdienst im Berliner Dom.

An der Jahreswende des Krieges.



Die Bzura beherrschende Höhe bei Sochaczew.



Blick von der russischen Stellung auf den Bzura-Übergang.



Vor Höhe 10: Zwischen den deutschen und russischen Linien.



Major Schweitzer im Labyrinth an der Höhe 10.



Starke russische Aufnahmestellung hinter Humin.



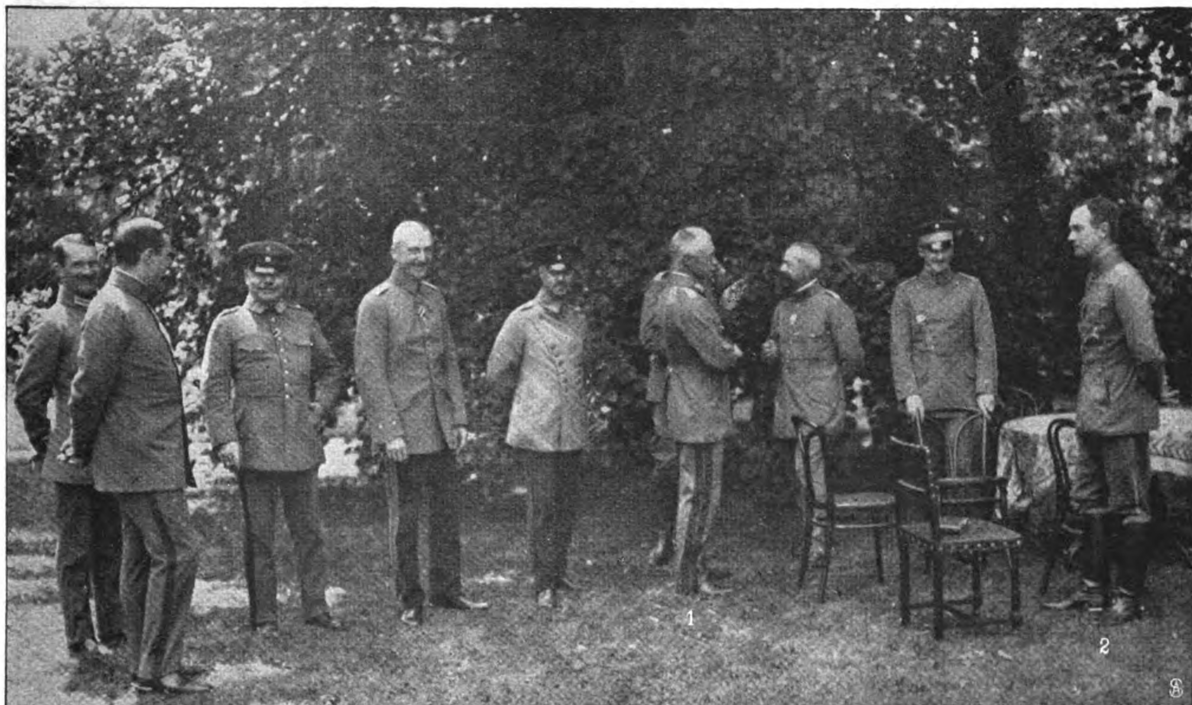
Die von den Russen zerstörte Weberei in Shirardow.

Der Vormarsch auf Warschau.



Phot. Kiehlmann.

Der Kronprinz mit General von Mudra.



Kronprinz Rupprecht von Bayern (1) und Herzog Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg (2).

Deutsche Fürsten im Felde.



Oesterreichisch-ungarischer Proviant- und Munitionstransport,
der von Bosniaken besorgt wird,
auf dem Wege zur Front.



Kleine fahrbare Feldküche,
die selbst auf steilen Gebirgswegen durch ein Pferd befördert
werden kann.



Phot. Alf. Frankl.

Lager im karstartigen Doberdo-Plateau.

Vom italienischen Kriegschauplatz



Zerstörte französische Stellung auf Höhe Ban de Sapt.



Zerschossener französischer Offizierunterstand.



Zerstörter Schützengraben.

Vom westlichen Kriegschauplatz: Die erbitterten Kämpfe um Ban de Sapt.

Von unseren Gegnern: Französische Aufnahmen vom westlichen Kriegschauplatz.

Oberes Bild: Vorderster Schützengraben bei Metzeral im Elsaß.

Unten: Französische Schützengräben 1. Linie, mit Horchposten in nächster Nähe des Feindes.



Französische Grenadiere,
die sich zu einem Angriff auf feindliche Schützengräben vorbereiten. Sie tragen einen Stahlhelm und Stahlpanzer und sind mit Handgranaten und Bomben bewaffnet. Der eine trägt eine Sense zum Durchschneiden von Hindernissen.






Major Ulrich Graf von Brockdorff.



Leutnant Kurt Menzel.



Leutnant Dieter D. v. Kleist.


Leutnant Alfred Stegner.



Hauptmann von Schmiterlöw


Flugzeugführer u. Off.-Stellv. Hopfgarten.


Gefreiter Heinrich Mumme.


Hauptm. d. L. Kurt Aug. Lehmann.



Oberstleutnant z. D. Luckwald.


Rittmeister Fürst Karl Wrede.


Leutnant d. R. Walter Hoefig.



Leutnant Friedr. von Wülcknitz.


Hauptmann d. R. Paul Mahling.



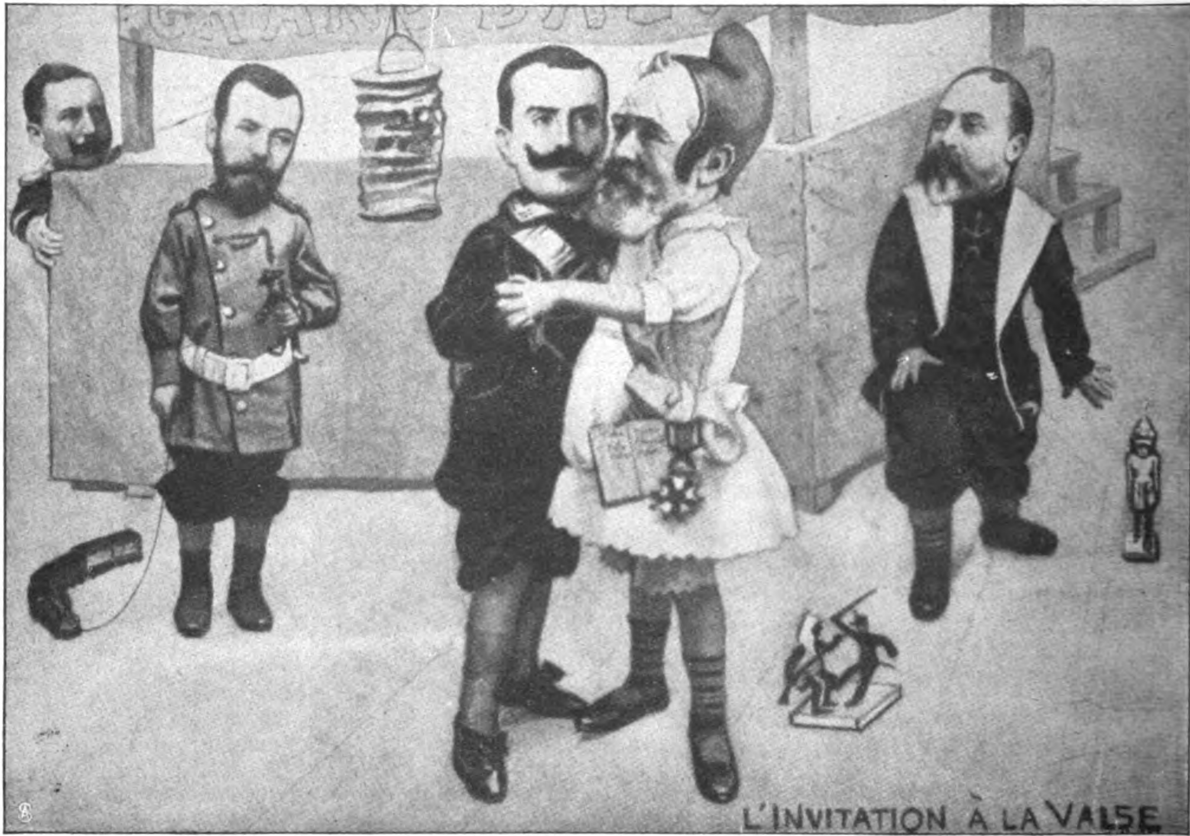
Unteroffizier Schneider.



Sergeant Schudel.


Feldwebel Garz.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Eine denkwürdige Ansichtskarte aus dem Jahre 1903.

Von befreundeter Seite wird uns die oben wiedergegebene Ansichtskarte zur Verfügung gestellt, die im Herbst 1903 als Vorzeichen der Verschwisterung der beiden lateinischen Nationen Frankreich und Italien in Paris erschien. Die politische Aktion fand ihren äußeren Abschluß in dem von den Römern mit überschwenglicher Begeisterung gefeierten Besuch, den im April 1904 der Präsident der Französischen Republik Herr Loubet dem König Viktor Emanuel abstattete. Man sieht auf dem Bild rechts im Hintergrunde König Eduard VII. von England, der im europäischen Spiel schon damals den französisch-italienischen Ball gab.



Phot. W. Gallas.

Von der schweizerischen Grenzbesetzung: Offizierspostenim Hochgebirge.

Honigernte.

Von Fritz Braun.

„Jungens, morgen wird geschleudert!“ Mit diesen Worten setzte sich der Bienenvater zum Mittagessen hin, das schon ein Weilchen auf ihn wartete. Er kam vom Bienenstand, wo er erst noch einen Schwarm hatte einfangen müssen. In den letzten acht Tagen war Prachtwetter gewesen für seine Bienen. Milde Nächte mit Taufall und heiße Tage mit Südluft! Wie emsig ging es da zum Flugloch aus und ein! Die Zeit mußte ja ausgenutzt werden, wo „Volltracht“ war, wo Ackersenf und die vielen Wiesenblumen den Immlein für reich gedeckten Tisch sorgten. Die „Bienenvölker“ waren auf der Höhe, 50,000 bis 60,000 wackere Arbeiterinnen in jedem Stocke, noch einige hundert Drohnen, die nichts arbeiten, aber fressen, und die Gebieterin, die Königin. Nicht alle Bienen fliegen auf Tracht aus. Vielleicht 10,000 bis 15,000 von jedem Volke! Ein bis zwei Stunden ist eine „Trachtbiene“ mit Sammeln beschäftigt. Dann fliegt sie zum Stock zurück und bleibt 10—15 Minuten darin. Dort speichert sie den eingesammelten „Nektar“ in den „Zellen“ auf, jenen wundervollen sechseckigen Wachskunstwerken. Wieviel Fleiß ist demnach nötig, um den Honig für ein einziges Stück Honigbrot einzutragen! Mit Vergnügen hatte der Bienenvater diesem emsigen Einsammeln öfters zugesehen. Zelle auf Zelle füllte sich mit Honig. Schon konnte man hier und da durch das Fenster, das den Stock nach hinten abschließt, den Honig in den Zellen glänzen sehen. Die Jungen, die den „großen“ Tag der Honigernte gar nicht abwarten konnten, drängten voll Ungeduld: „Wird nicht bald geschleudert?“ Aber der Bienenvater belehrte sie: „Es ist noch zu früh. Der Honig steht noch ‚offen‘ in den Zellen. Würde ich ihn schon jetzt herausnehmen und schleudern, so würde sich dieser Honig nicht halten. Er ginge in Gärung über und säuerte, wie es oft bei unbedachten Imkern vorkommt.“ Dann machte der Bienenvater einen andern Stock auf und ließ seine Jungen hineinsehen. Hier sah man nur im unteren Teil der „Wabe“ den Honig glänzen. Aber im oberen Teil waren sämtliche Zellen durch ein kleines Wachsdeckelchen geschlossen. „Dieser Honig ist ‚reif‘“, sagte der Bienenvater. „Im frisch eingetragenen Honig ist noch zuviel Wasser, das erst noch verdunsten muß. Der Honig muß ‚eindicken‘, was bei der enorm hohen Temperatur, die im Bienenstock herrscht, sehr rasch geht. Ist die Zelle voll und der Honig ‚reif‘, so wird die Wabe ‚gedeckelt‘. Dadurch wird der Honig luftdicht abgeschlossen und bekommt unbegrenzte Haltbarkeit. Im Winter und Frühjahr, wenn keine ‚Tracht‘ ist, nagen die Bienen die Wachsdeckel ab und zehren von diesen Vorräten. Aber da sie viel mehr eintragen, als sie zum Winterbedarf benötigen, so darf sich der Mensch ruhig ein gut Teil des eingetragenen Segens aneignen zum Lohn für seine Mühe.“

Der Tag des Schleuderns ist ein Festtag für die ganze Imkerfamilie. Aber alles muß fest mithelfen. Die meiste Arbeit hat freilich der Bienenvater. Aber für ihn ist die Arbeit auch eine Lust. Er weiß seine Bienen bei der Honigentnahme richtig zu behandeln. Nur sein Gesicht schützt er durch einen Bienenschleier, denn im Gesicht sind Bienenstiche sehr unangenehm. Die Hände bleiben frei. Gibt es auch mal einen Stich, wie es nicht zu vermeiden ist, so schadet das wenig. Es schmerzt ein wenig, Geschwulst gibt es bei ihm nicht mehr, denn er ist gegen Bienenstiche „immun“. Ruhig geht er bei seiner Arbeit zu Werk. Denn Klopfen, Stoßen und Hämmern können die Bienen nicht vertragen. Da werden sie wild und stechlustig. Langsam wird der Stock geöffnet und das Fenster herausgenommen. Einige Züge Rauch aus der Imkerpfeife, die nie ausgehen darf, besänftigen die Bienen und vertreiben sie nach vorn. Mit einer großen Zange wird das „Honigrähmchen“ am Oberteil gefaßt und behutsam herausgenommen. Die Bienen, welche noch darauf sitzen, werden mit einer stets feucht gehaltenen Wabenbürste abgekehrt und laufen wieder in den Stock zurück. So wird dem Stock eine Wabe nach der andern entnommen, bis er geleert ist. Dann kommen gleich wieder leere Waben hinein, die bei guter Tracht nochmals in einigen Wochen gefüllt werden. 12 bis 15 volle Waben, die zusammen bis zu 20 Pfund wiegen, kann ein gutes Bienenvolk liefern. Die vollen Waben kommen in einen Kasten oder auf den „Wabenbock“ und werden dann zur „Schleuder“ gebracht.

Die Honigschleuder wurde 1865 von Major Hruschka, geboren in Mähren, erfunden. Es ist ein drehbares Drahtgestell, worauf die „entdeckelten“ Waben gelegt werden, in einem Blechkasten. An der Seite oder unten am Blechkasten ist ein Auslauf für den Honig angebracht. Beim Drehen spritzt der Honig mittels der Zentrifugalkraft aus den Zellen heraus wider die Blechwand, sammelt sich auf dem Boden und läuft heraus. Die Arbeit des „Entdeckelns“ besorgt die Hausfrau. Die Waben kommen auf das „Entdeckelungsbrett“, wo sie mit einem langen, scharfen Messer oder meist mit der „Entdeckelungsgabel“ entdeckelt werden. Dadurch werden die Zellen geöffnet und der Wachsdeckel entfernt. Das „Entdeckelungswachs“ wird von Zeit zu Zeit von der Gabel abgestrichen. Ein Junge reicht eine Wabe nach der andern, denn die Arbeit muß rasch gehen, weil sich der Honig am besten ausschleudern läßt, solange er noch „Stocktemperatur“ besitzt. Der andere Junge dreht die Schleuder und stellt die Waben hinein und die leeren heraus. Langsam dreht er jedesmal die Schleuder an, damit die „stockwarmen“ Waben nicht ausbrechen, in welchem Falle sie für die weitere Benutzung unbrauchbar würden. Nach und nach wird schneller gedreht, so lange, bis die Waben beiderseitig entleert sind. Jedesmal kommen je nach Größe der Schleuder zwei bis vier Waben hinein. Der auslaufende Honig aber ist noch nicht ganz rein. Es sind noch Wachsteilchen darin und Pollenkörner, die entfernt werden müssen. Deshalb läuft der Honig erst durch ein Doppelsieb in den untergestellten Behälter. Dadurch sind die „groben“ Wachsteilchen entfernt. Aber ganz gereinigt ist der Honig damit noch nicht. Er muß erst noch einmal in ein „Sonnenbad“, d. h., er wird bis zu 40 Grad erwärmt. Dabei setzen sich auch die feinsten Wachs- und Pollenreste auf die Oberfläche des Honigs und können dann abgeschöpft werden. Nun ist der Honig so weit, daß er in Gläser gefüllt und dem Käufer angeboten werden kann. Dies ist der sogenannte Schleuderhonig. Kein Honigpulver oder sonstiges Kunstprodukt kann auch nur annähernd seine Güte

erreichen, weil der im echten Honig befindliche Zucker durch den Magen der Biene invertiert ist, d. h., der Zucker ist dadurch in Trauben- und Fruchtzucker zerlegt worden. Deshalb kann auch der schwächste Magen echten Honig vertragen, weil er nicht erst verdaut zu werden braucht, sondern direkt ins Blut übergeht. Ein Kilogramm Honig hat denselben Nährwert wie ungefähr 3 Kilogramm bestes Ochsenfleisch.

Dies ist die Ernte des Honigs aus Stöcken mit „beweglichen“ Waben oder wie der Imker sagt, bei Stöcken mit „Mobilbau“. Aber in vielen Gegenden, so besonders in der Lüneburger Heide, läßt man Bienenvölker einfach in einem Strohkorb oder Kasten den Wabenbau aufführen, wie sie wollen. Dabei werden die Waben fest an die Wände des Strohkorbes oder Holzkastens angebaut und können nicht einzeln entnommen werden. Dies sind Stöcke mit „Stabilbau“. Der große Vorteil des beweglichen Rähmchens im „Mobilbau“ ist nun der, daß dadurch die Bienen gezwungen werden, Waben von gleicher Größe zu bauen, und daß jede ausgeschleuderte Wabe wieder benutzt werden kann. Anders beim „Stabilbau“! Will man da den Honig ernten, so muß das Bienenvolk aus dem Kasten gewaltsam entfernt werden. Dies geschieht durch Ausräuchern, Abschwefeln und Abtrommeln, wobei oft das Volk vernichtet werden muß. Nun werden die Waben ausgebrochen. Schöne Stücke kommen auch in die Schleuder. Die kleineren werden zerschnitten und in ein großes Sieb gelegt, wobei nach und nach der Honig heraussträufelt. Dies ergibt den „Leckhonig“, der in Güte dem Schleuderhonig ziemlich nahekommt. Honig, der in den Waben fest geworden — kandiert — ist, wird erwärmt und ausgepreßt, wodurch der Preßhonig entsteht. Aber durch die hohe Erwärmung verliert der Honig sehr an seinen aromatischen Bestandteilen und der Ameisensäure. Deshalb ist dieser Honig geringwertiger. Noch geringwertiger ist der Seimhonig. Dieser wird dadurch gewonnen, daß die Honigwaben direkt erhitzt werden. Das Wachs schmilzt dabei und wird oben abgeschöpft. Der Honig, der im Topf bleibt, hat sein Aroma verloren und enthält noch viele Fremdbestandteile.

Man könnte nun einfach meinen, daß doch alle Imker zum Mobilbau übergehen sollten, wo man Bienen und Bau schont und den schönsten Schleuderhonig gewinnt. Aber es liegt in der Eigenart mancher Gegenden begründet, daß der alte Strohkorbbetrieb beibehalten wird. Es würde zu weit führen, auf diesen Punkt näher einzugehen.

Der feinste Honig ist der „Scheibenhonig“. Bei dieser Art von Honig bleibt der Honig in den Waben. Die Waben werden also mitverzehrt. Voraussetzung ist, daß die Waben, die Scheibenhonig enthalten, ganz frisch sind. Der Imker hat besondere Einrichtungen — Glasglocken, Scheibenhonigrahmen, um diesen Honig zu erzielen. Doch befassen sich die meisten Imker bei uns nicht mit dieser Art der Honiggewinnung. In Amerika dagegen spielt der Scheibenhonig eine größere Rolle.





Die Teilnehmer des ersten Rennens vor dem Start.

Links: Generalleutnant Elster von Elstermann (×) auf dem Rennplatz.



Phot. Heinrich Kuhl.

Preisrichterstand und Zuschauermenge.

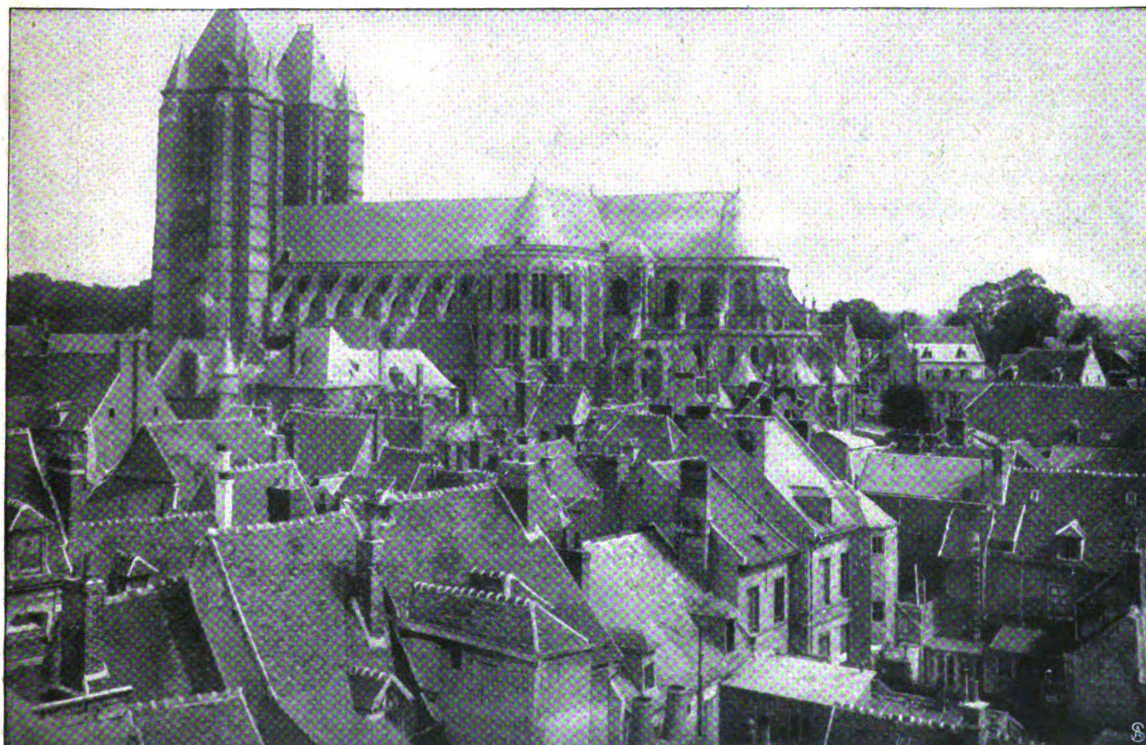
Ein deutsches Kriegsrennen in Suwalki (Rußland).



Phot. Gebr. Haeckel.

Von links: Hauptmann Walter Josephson (am Flügel), Musikdirektor in Duisburg; Unteroffizier Hans Bohnhoff, Opernsänger aus Hamburg; Professor Camille Rivière, blinder Organist an der Kathedrale; Unteroffizier Majowski, Geiger aus Berlin.

Ein Kirchenkonzert in der Kathedrale.



Phot. Gebr. Haeckel

Blick auf die berühmte Kathedrale vom Rathausturm aus.

Bilder aus Noyon.



Aus Rußland zurückgeholtes Vieh. Hofphot Kühlewindt



Das Vieh nach der Rückkehr auf der Weide. Hofphot. Kühlewindt.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Das Leben auf dem Bahnhofplatz.
Rechts:
Das erste deutsche Soldatenkino.
Unten:
Blick auf den großen Platz.

Aus dem deutschen Lille.

Phot. A. Groß.







Hofphot. Zacharias, Regensburg.

Von links: Prinz Louis Philippe von Thurn und Taxis, Prinzessin Luise von Hohenzollern, geb. Prinzessin von Thurn und Taxis, Prinz Karl Ludwig von Thurn und Taxis; Prinz Max Emanuel von Thurn und Taxis; Fürstin Margarete von Thurn und Taxis, Erzherzogin von Oesterreich; Prinz Philipp Ernst von Thurn und Taxis, Prinzessin Maria Theresia von Thurn und Taxis, geb. Herzogin von Braganza, Prinz Rafael von Thurn und Taxis, Albert Fürst von Thurn und Taxis; Prinz Karl August von Thurn und Taxis; Prinzessin Elisabeth Helene von Thurn und Taxis; Herzogin Max von Württemberg; Erbprinz Franz Josef von Thurn und Taxis.

Silberhochzeit im Fürstenhause von Thurn und Taxis.



Saal mit Kriegsverwundeten im Kronprinzlichen Schloß zu Oels i. Schl.

Das Schloß wurde bei Kriegsbeginn von Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin dem Vaterländischen Frauenverein und dem Roten Kreuz des Kreises Oels für Lazarettzwecke zur Verfügung gestellt.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

Nachdruck verboten.

11. Fortsetzung.

Babette war rot vor Erregung. „Aber wie kann man denn da lachen? Ich glaube, Sie kennen Kapitän Claasen?"

Da lachte Edith noch lauter. Und all die traurigen Gedanken waren dahingewirbelt. Ein frischer Wind blies mit vollen Backen — und da trollten sie sich in wilder Flucht. „Ah", sagte sie, glücklich, ihr eigenes, helles Lachen zu hören. „Ich mußte an Odysseus bei den Zyklopen denken."

Und wie befreit lief sie zum Ofen, um sich von allen Seiten durchwärmen zu lassen, und hörte voll Vergnügen Babettes Jammern an.

„Wenn's nicht Fite Klütenpedder wäre," sagte sie voller Verzweiflung und war aufs schwarze Ledersofa gesunken, „aber er ist für mich 'ne Gottesgeißel. Was ist er für ein infamer Bengel! Ich bin schuld, daß Kapitän Claasen ihn an Bord genommen hat, weil ich gedacht habe, der macht ihn zu einem Menschen! Und deshalb bin ich auch schuld, wenn ihm was zustößt. Mein Vater war Steuermann, und er sagte: ‚Nichts ist an Bord so gefährlich wie 'n Kapitän bei Windstille.' Und nun denken Sie doch, Frau Baronin, auf der Fregatte ist nicht nur Windstille, die sitzt auch noch im Eis fest. Man darf sich's gar nicht ausdenken, was da alles passieren kann! Und wenn der Kapitän nun schon eine Wut auf Fite hat" — —

Aber Edith hatte gar keine Angst! Sie dachte an jenen Tag, als sie über den wütenden Elbstrom sich zur Fregatte „Deutschland" rudern ließ. An die Freiwilligen dachte sie, die Dienst taten auf dem schönen Kriegschiff, an den langen Lührsen mit der Rumflasche und an den verwetterten Kapitän, der sich dröhnend gegen die Brust schlug und zu ihr sagte: Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Madame, ich bin die reine Turteltaube! Vor allem aber dachte sie, daß Dietz vier Wochen lang auf diesem selben Schiff gewesen war, und daß Claasen ihr gewiß davon erzählen würde.

„Lassen Sie uns doch gehen," sagte sie ungeduldig, „nun liegt der arme Mensch in seinen Schmerzen" —

Aber Babette hatte durchaus keine Lust, durch Eis und Schnee sich zum Grasbrook durchzuarbeiten. Erstens hatte sie Reißen, und zweitens wäre sie um nichts in der Welt auf ein Kriegschiff geklettert. Was sollten denn die Leute von ihr denken! „Sie können das, Frau Baronin, denn Sie sind eine verheiratete Frau, aber eine Jungfer wie ich kann nicht allein zu Mannsvolk gehen! Igittigitt — wenn ich nur dran denke! Ich könnte keinem wieder in die Augen sehen! Und dann noch Kapitän Claasen, der mich so viel geärgert hat. Der war immer ganz besonders eklig. Die Bibel will ich ihm schicken und will ihm sagen, daß ihn die gerechte Strafe erreicht hat. Denn womit man sündigt, damit wird man gestraft!"

„Aber er hat doch nicht mit seinem Bein gesündigt?"

„Nein, aber mit dem Rum. Damals habe ich ihm gesagt: Gott läßt nicht mit sich spotten! Und es freut mich, daß ich Recht behalten habe. Das war schlimm auf der ‚Nanni', aber auf der Fregatte muß es noch weit schlimmer sein."

Da tanzte Edith zur Tür hinaus, an der zornigen Alten vorbei, sang „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" und freute sich, daß sie den schönen Zobelpelz bei sich hatte, in dem sie dem armen Kapitän einen Besuch auf Deck machen konnte.

„Das ist ja gediegen", sagte Babette, als sie ihr nachsah, aber trotz ihrer Abneigung gegen Kapitän Claasen schade. Fite kaute mit vollen Backen, erzählte Mords- sofort aufs Kriegschiff zu gehen. Sie packte auch einen Korb mit Brot und Fleisch, legte eine Flasche Rotwein und ein großes Bündel altes Leinen hinein und oben darauf ein Gesangbuch, denn die Bibel war ihr doch zu schade. Fide kaute mit vollen Backen, erzählte Mordsgeschichten von Bord, erzählte von Kanonen und der Pulverkammer, so daß der armen Babette himmelangst wurde.

„Der Kanonier ist noch duner wie der Kapitän," sagte sie, „und wenn sie sich zanken, denke ich immer, das Schiff fliegt auf. Manchmal vertragen sie sich; dann sitzen sie ganz vergnügt in der Kabine und trinken Grog. Aber manchmal zanken sie sich, und dann ist das ganz gefährlich. An Land weiß man das gar nicht, wie gefährlich es auf einem Kriegschiff ist!"

Ein Wintermärchen war der zugefrorene Hafen. Von der weißen Schneedecke hoben sich der Kauffahrer bauchige Rümpfe; in das wilde Schneegestöber ragten die hohen, nackten Masten. Alles schien tot und ausgestorben. Es waren Männer mit Haken und Schaufeln gekommen, die für den englischen Postdampfer eine Straße in das Eis hackten, um die Einfuhr freizuhalten. Aber sie hatten die Arbeit einstellen müssen. Sie standen an die Häuser gedrückt, schweigend, fröstelnd, starrten in den Schnee und dachten an den verlorenen Tagelohn. In den Hausfluren, in engen, geschützten Gängen standen die armen Löwen, frierend, ergeben in ihr Elend, sehnsüchtig die Gefährten musternd, die eine gefüllte Flasche besaßen. Das Seevolk lungerte herum, das jede Hoffnung aufgegeben, am Hafen Arbeit zu bekommen, und das doch am Hafen blieb in der unklaren Gewißheit, daß es wohl Bestimmung war, am Hafen zu verhungern.

Ein Wintermärchen war auch die deutsche Flotte. So still, so geheimnisvoll, so verschneit lag sie noch immer am Grasbrook. Wegen des starken Frostes hatte man mit den so notwendigen Reparaturen noch nicht anfangen können. Widerwillig war sie vom Reich übernommen,

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

damit das dafür ausgegebene Geld nicht verloren ging. Widerwillig war sie vom Marinekomitee übergeben, das sich gekränkt und verletzt zurückzog, als es merkte, wie gering die „Fachmänner“ in Frankfurt die Leistungen einschätzten. Die Gründer der deutschen Flotte, die sich daran gewöhnt hatten, über ihr schönes Werk zu verfügen, waren empört über den Bremer Duckwitz, der über ihre Köpfe hinweg anordnete und befahl; waren empört, daß man mit Kommodore Strutt verhandelte anstatt mit ihnen und den Engländer Morgan für teures Geld seine Sachverständigenurteile ausarbeiten ließ. Sie waren wütend über Major Teichert, der die wenigen noch vorhandenen Marinesoldaten, die das Komitee mit Mühe und Not hatte ausbilden lassen, und die vom Reichskommissar in Reichseid genommen waren, vierzehn Tage später entlassen hatte, weil das Reich sparen mußte. Die Soldaten aber strengten Prozesse gegen das Hamburger Komitee an, das sie in Dienst gestellt. Und warum, sagte das Komitee, behält man nicht wenigstens die Matrosen? Weil sie während des Winters nicht gebraucht werden? Weil sie überflüssige Kosten verursachen? Die ganze Flotte hatte noch elf Matrosen, die kümmerlich auf die fünf Schiffe verteilt waren.

Kapitän Claasen schrieb sein Unglück allein der schlechten Bemannung seiner Fregatte zu. Es war für das Schiff nicht nötig, daß es eine Wache auf der Back hatte. Aber für Fite Klütenpedder war es nötig. Er hatte sich vorgenommen, einen Seemann aus ihm zu machen, und da er nun mal Junge an Bord war, mußte er auch in alles eingeweiht werden, was zu seinen späteren Obliegenheiten gehörte. Er mußte aufpassen, daß der Torfofen nicht ausging, weil auf ihm der Kessel mit kochendem Wasser für des Deckoffiziers Grog stand. Er mußte unter Kapitän Claasens Anleitung Labskaus kochen, denn einen Koch gab es nicht mehr in der deutschen Flotte. Er mußte des Kapitäns Kajüte auffeudeln, wobei ihn der Kapitän unverwandt zornig und drohend beobachtete, obgleich Fite das reinste Engelsgesicht aufsetzte, und das Deck mußte er schwabbern und scheuern, wobei Pull ihm auf die Finger sah. Ach, dieses Scheuern! Ach, dieser Pull! Da lag der arme Fite auf den Knien, den Holystone, die schwere, viereckige Sandfliese, hin und her schiebend, damit die Deckplanken die wundervolle Weiße erhielten, die Kapitän Claasen für so überaus notwendig und Fite für so überaus überflüssig hielt. Tagelang scheuerte er das Hinterdeck — denn das Vorderdeck zu bearbeiten war in des Deckoffiziers Augen eine besondere Belohnung; und er war überzeugt, daß er etwas Wundervolles geleistet hatte — er war ganz verliebt in sein Werk — dann stieg Pull gravitätisch von der Back herab, von wo er zugesehen, holte den Kapitän — und der sah mit einem Blick, was Fite in einem Jahr nicht gesehen: daß auf einer Planke ein Fleck war, nicht größer als ein Nagelkopf. Aber um diesen Fleck gab es ein Donnerwetter, als stände das Schiff in Flammen. Um diesen Fleck heulte der arme Fite und hielt seine großen, abstehenden Ohren, an denen der Kapitän ihn unsanft zu zerren pflegte. Diesen Fleck schien Kapitän Claasen als Ursache zu erkennen, daß es mit der deutschen Flotte so elend bestellt war. Dieser Fleck wuchs im Lauf seiner Rede zu riesengroßen Dimensionen und war die Veranlassung zu den entsetzlichsten Prophezeiungen für den armen Jungen.

Da brach Kapitän Claasen das Bein — und Fite glaubte wieder an Gott. Ja, er glaubte an ihn, als er sich überzeugt, daß der zornige Deckoffizier wirklich nicht gehen konnte und auf Fites gutes Herz angewiesen war. Denn die beiden Matrosen hatten sich für einige Tage Urlaub genommen, weil sie zur Hochzeit eines Freundes geladen waren. Und nun konnte Kapitän Claasen einmal sehen, wie wenig angenehm es ist, von andern abhängig zu sein. Fluchend und stöhnend war er in seine Kabine gekrochen, hatte sich bis auf sein Bett geschleppt, brüllte nach Fite und verfluchte die deutsche Flotte, als er begriff, daß das Bein wirklich gebrochen war.

„Fite,“ brüllte er, „infamer Schlingel“ — denn ihm gab er schuld an seinem Unglück.

Aber Fite hütete sich wohl zu kommen.

„Pack ihn, Pull — pack den verdammten Bengel!“

Und Pull lief gehorsam auf Deck und zerrte Fite am Rock mit sich nach unten. Aber in der höchsten Not gelang es Fite, Pull in die Kabine zu schieben, indem er seine Jagdlust erregte: „Ratten, Pull, Ratten“ — und als Pull begeistert auf ein dunkles Loch zustürzte, warf der brave Fite die Tür hinter ihm zu, wischte sich den Schweiß von der Stirn, steckte frech die Hände in die Hosentaschen, flötete sich eins und ging breitspurig, ohne jede Erregung, zu Kapitän Claasens Kabine.

„Hierher!“ brüllte der Deckoffizier.

„Nä, Captain“, sagte Fite grinsend.

Fast wäre der Wütende vom Bett herabgestürzt — Sakramento, was sagte Fite?

„Pull“ — schrie der Kapitän, „Pull“ —

„Den hew ik inslaten, Captain“, sagte Fite.

„Inslaten? Pull?“ Es schien, als setze ihm der Atem aus.

„Jo, Captain.“ In seinem Leben hatte Fite nicht eine solche Seelenruhe bewiesen.

„Du Snösel! Du infamer Slüngel! Du nichtswürdiger“ — —

Fite grinste.

„Reg de man ne up!“

Der Kapitän machte eine wilde Bewegung — fiel mit dumpfem Schmerzenschrei zurück, sein blaues Gesicht wurde violett, und die Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen.

„Tja,“ sagte Fite sanft, „dat's Mallür, Captain“ —

Aber der arme Kapitän hatte wirklich die Besinnung verloren und lag wie tot da. Da wurde Fite ängstlich. Die Tränen schossen ihm in die Augen. Wenn es nun hieß, daß er ihn totgeschlagen hätte? Und in seiner Not holte er die Rumflasche, nahm selbst einen tüchtigen Schluck, goß dem Kapitän verschwenderisch Rum in den geöffneten Mund und hatte die Genugtuung, daß er durch einen Erstickungsanfall wieder ins Leben zurückgeführt wurde.

„Nu wollen wir uns dat gemütlich machen, Captain“, sagte er erleichtert, zog sich des Kapitäns Lehnstuhl, den die Ohlsch auf die Fregatte gegeben, vor den Torfofen, steckte sich des Kapitäns Pfeife an, nachdem

er sie aus des Kapitäns Tabaksbeutel gestopft, setzte den Wasserkessel auf den Ofen und stellte ein Glas vor sich hin.

Der Kapitän schnappte nach Luft. Er hatte eine Empfindung, als laste ein Alpdruck auf ihm. Seine Stimme war ganz schwach.

„Komm doch mal her, mein Junge", sagte er fast zärtlich.

„Nä, Captain," sagte Fite, „ich sitze ganz gut hier."

„Ick will bloß weiten, ob du ein Traum bist" —

„Dat ist mir zu gefährlich, Captain."

Claasen tastete an seinem Schenkel herum, unterdrückte den wütenden Schmerz.

„Dat helpt nu nich, Captain," sagte Fite, „nu werden sie es wohl affniden" —

„Verfluchter Bengel!" Die Farbe wich aus seinem Gesicht.

„Und dann können Sie durch die Welt als Krüppel lopen, Captain, denn mit 'n Holzbein is das nichts an Bord."

Claasen meinte, das Herz müsse ihm stillstehen. Nicht vor Angst um sein Bein — das würde er schon zu verteidigen wissen, sondern vor Entsetzen über den Jungen. Denn der langte in Seelenruhe nach der Rumflasche, füllte das Glas zur Hälfte, nahm aus dem Schapp von dem schönen, indischen Rohrzucker —

„Jung," schrie Kapitän Claasen, „du willst doch nicht" —

„Doch, Captain", sagte Fite. Füllte das Glas mit kochendem Wasser, rührte mit des Kapitäns Teelöffel in des Kapitäns Glas, blies hinein, setzte es an die Lippen.

„Der Kuckuck soll mi tot pedden", heulte der Kapitän und blickte wild um sich, als suche er etwas, das er dem unverschämten Bengel an den Kopf werfen konnte.

Fite war zusammengefahren — lachte frech und nahm den ersten Schluck. „Wie wölt mal sehn, säd de Blinde, wie de Lahme danzt; prost, Captain!" Aber weil es ihn doch praktisch dünkte, den Mann nicht zu schwer zu reizen, mischte er ein zweites Glas, wobei er allerdings an Rum und Zucker sparte. Der Kapitän schäumte vor Wut. Aber er bezwang sich, nur seine Rechte krampfte sich. Ja, ihm war ganz leicht im Vorgefühl dessen, was kommen würde. Aber Fite ahnte das wohl auch. Denn behutsam schob er einen Schemel mit dem Fuß vor sich her, setzte das Glas auf den äußersten Rand, nahm einen Ladestock, der in der Ecke stand, und rückte es vorsichtig so nahe an des Kapitäns Lager, daß er es erreichen konnte.

„Dat 's got for'n Kranken, Captain."

Alsdann nahm er sein Glas, nickte dem Mann freundlich zu, voll Vergnügen über dessen ohnmächtige Wut, und ging dann pfeifend hinaus.

„Ich geh auf die Back, Captain," sagte er, „nun bin ich der einzige, der aufpaßt, daß uns die Fregatte nicht gestohlen wird."

Und weg war er. Nicht, um auf der Back Wachtdienst zu halten, sondern um sich in des Kommodore Kabine zum Schlaf auszustrecken.

Von St. Michael schlug es acht Uhr, als er sich seines Kapitäns wieder erinnerte. Der hatte sich, so gut es ging, selbst geholfen. Oft genug hatte er ja auf seinen Reisen Verunglückte verbinden müssen, gebrochene Glieder einrichten müssen. Er machte einen festen Verband mit seinem riesigen Schnupftuch, wickelte ein Tau darum, und die Wut und das Rachegelüst gegen Fite gaben ihm Kraft, trotz der rasenden Schmerzen aufzustehen. Er schob sich vorwärts und lachte zwischen den fest aufeinander gepreßten Zähnen hindurch, während es ihm doch schwarz vor Augen wurde. Zakramento! So was erlebt man im Hafen! So was erlebt man auf einer Fregatte, die fest und sicher wie ein Denkmal im Wasser liegt! Achtmal führte er die „Nanni" um Kap Horn! Sie ritt auf den Wellen, sie bäumte sich gegen die See an! Man wußte nicht mehr, was Luv und Lee war! In eine wütende Dünung tauchte sie und stieg triefend und taumelnd auf den Wasserberg, der sich brüllend unter sie schob. Vereist waren Masten und Rahen und glatt wie ein Spiegel das Deck. Aber man stand an der Pinne und war so voll fester Zuversicht — wir kommen durch, min Olsch! Wir müssen durch, min Olsch! Und sie kam durch, die „Nanni"! Manchmal war die Pinne rot von gefrorenem Blut der zerfetzten Hände. Manchmal mußte die Mannschaft ihren Kapitän in die Kabine tragen, weil die Beine den Dienst versagten. Und einmal sauste ihm ein Rundholz gegen die Schulter, daß der Arm herunterhing wie ein Tau. Aber war nicht zuletzt alles wieder in Ordnung? Und lachte nicht der Doktor in Rio, als er hörte, wie brav der Bootsmann und der Koch den Arm ins Gelenk zurückgebracht hatten? Und nun — Zakramento — mußte einen das Unglück im Hafen treffen!

Der eiserne Wille und die Rache machten ihn stark. Er konnte seine Pipe erreichen und den Tabak, das war das beste Mittel gegen Schmerzen. Er konnte sich der Rumflasche bemächtigen, und der Schlüssel zum Schapp. Er hatte endlich, ohnmächtig fast vor Schmerzen, den Pistolenkasten und seinen Säbel ergreifen können. Auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß, als er wieder auf seinem Bett lag, und es dauerte lange, bis er die Pfeife in Brand gesteckt.

Aber dann ging es. Wie Opium war der Tabak. Er beruhigte ihn. Wie ein böser Spuk wurde Fite zuletzt. Und die Fregatte „Deutschland" versank in Nebel und Dämmerung. Er aber war an Bord der „Nanni". Eben hatten sie die Linie hinter sich. Heilig und unermeßlich breitete sich der große Ozean aus, wölbte sich der Himmel — und im Kielwasser rauschte und sang es, die Segel blähten sich, und Bootsmann Bratwurst hockte auf dem Haufen Tau und erzählte dem Segelmacher, der doch taub war, eine Geschichte von St. Pauli. Der Segelmacher grinste und sah zu den Großmastsegeln auf. Er wurde hellhörig, wenn der Wind sich erhob. Kapitän Claasen lehnte an der Bordwand und hörte zu. Und hatte so ein eigenes Sehnen nach den Türmen von Hamburg und der Elbe und Finkenwärder Ewern — — Zakramento — —.

Aber der Dämmerzustand wich, als Fite kam, in der Hand die große Schiffslaterne.

„Wo geiht Sei dat, Captain?"

Kapitän Claasen blinzelte, erkannte den Bengel und merkte, daß seine Pfeife ausgegangen war. Da faßte er die Pistole fester.

„Wie 'ne Kirche ist die Fregatte, Captain, seitdem Sie krank sind", sagte Fite und suchte nach der Rumflasche.

Der Kapitän ließ ihn nicht aus den Augen.

„Man könnt Sie ordentlich liebhaben, Captain —" Fite war überrascht, daß die Flasche verschwunden war, „wie Mudding sind Sei, Captain — —"

Da hob Kapitän Claasen die große Schiffspistole.

„Gott bewahr mi!" schrie Fite und taumelte gegen die Wand.

Des Kapitäns Augen funkelten.

„Dauhn Sei mi nix, Captain —" jammerte Fite leichenblaß, „ich bin 'ne arme Waise — —"

Kapitän Claasen sah auf den Ofen, in dem das Feuer längst ausgelöscht war.

„Jo, Captain — —" heulend rutschte Fite auf den Knien zum Ofen hin — — „Vater unser, der du bist im Himmel — —" und wühlte mit zitternden Händen im Torf — — „können Sie denn keinen Spaß vertragen, Captain?" und zündete heulend und jammernd das Feuer an — — „nehmen Sie das Gewehr weg, Captain, es gibt 'n Unglück, wenn's losgeht — —"

„Carnalje!" murmelte Kapitän Claasen.

„Ich will Sie pflegen wie 'n leibliches Kind — —" Fite krümmte sich vor Angst vor dem Pistolenlauf und des Kapitäns funkelnden Augen. Nun konnte der aufstehen! Nun war das gar nicht so schlimm mit dem Bein! Nun brauchte bloß der Kanonier noch zu kommen, und dann schlugen sie ihn tot! „Leiwer Captain, de Pastohr seggt, man soll Böses mit Gutem vergelten! Ich will Sie auf den Händen tragen, Captain — aber nehmen Sei de Pistole weg!"

„Wo ist Pull?" fragte der Kapitän mit schrecklicher Ruhe. Pull heulte in schauerlichen Tönen, als er seines Herrn Stimme hörte.

„Inslaten, Captain" — er rutschte zur Tür hin.

„Stopp!" brüllte Claasen, und wimmernd erhob der Junge die Hände. „Hole Pull", und er machte eine Bewegung, als wollte er aufstehen, und dabei sah der entsetzte Fite auch noch den blanken Säbel. „Und wenn du in zwei Sekunden nicht wieder hier bist — —"

„Jo, Captain — jo, jo — —" wie Bäche liefen die Tränen über seine Wangen.

Er war in zwei Sekunden zurück, vor ihm her sprang heulend und bellend Pull, kroch winselnd zu seinem Herrn, leckte ihm die Hand, und als der Kapitän den zottigen Kopf klopfte, empfand er dieselbe Rührung wie früher an Bord, wenn er in Sturm und See das treue Tier neben sich sah; oder wenn er in grausigen Nächten, an die Pinne gebunden, eine letzte, unbestimmte Sehnsucht hatte und ein nasses, zottiges Tier sich enger an ihn drängte, als wollte es sagen — ich bin bei dir. Menschen versagen, und man kann sich nicht auf sie verlassen. Aber so ein Tier versagt nie. — —

Von nun an achtete Pull darauf, daß Fite seine Pflicht tat.

Am dritten Tage war das Bein trotz des Verbandes und der Schneeumschläge so angeschwollen, und der arme Kapitän stöhnte so jämmerlich, daß Fite davonlief, um Hilfe zu holen. Aber als endlich der Doktor da war, geriet er fast in Tobsucht. Der Kapitän war wirklich überzeugt, daß er es ihm abschneiden wollte, und erwartete ihn mit Säbel und Pistole. Er hatte nun einmal kein Vertrauen zu Aerzten.

„Der Deibel holt Sie, wenn Sie mir zu nahe kommen!" schrie er.

„Aber bedenken Sie doch, Herr Kapitän — —"

„Mein Bein ist's. Keiner hat etwas über mein Bein to seggen — —."

„Aber wenn es doch zu Ihrem Besten ist, Kapitän."

„Das nennen Sie Bestes? Verflucht —"

Wild sah er um sich. Zum Aeußersten entschlossen. Und zum Aeußersten entschlossen schien auch Pull, der dicht neben dem Kapitän saß. Das dumpfe Röhren klang bedrohlich, und die weißen Zähne zeigten sich unter den schwarzen Lefzen. Wenn sein Herr jetzt ein Wort rief, faßte er den Doktor bei der Gurgel.

Aber Claasen sagte das Wort nicht. Claasen sah aus weit aufgerissenen Augen auf Edith, die lieblich wie das lieblichste Wintermärchen in der offenen Kabinentür stand.

„Sakramento — —"

Noch war der Zobelpelz voll Schneeflocken; sie hingen in den goldigen Locken, die unter dem Pelzbarett sich hervordrängten; sie wirbelten umher, als sie sich lachend schüttelte. Die Augen schillerten und blitzten, und wie Rosen glühten die Wangen.

„Sakramento!"

„Nun will ich Sie gesund pflegen, Herr Kapitän", sagte Edith.

Hol's der Snappsack! Was sagt sie?

„Es tut mir natürlich schrecklich leid, daß Sie Ihr Bein gebrochen haben", sagte Edith und ging unerschrocken auf Pull und seinen Herrn zu, ohne Notiz von den vier weit aufgerissenen Augen zu nehmen, streckte ihm die Hand hin und sah verwundert auf die Waffen; lachte hell auf.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Kapitän?"

In seinem armen Schädel jagten sich die Gedanken. Sein Kopf glühte. Die Schläfen hämmerten, und die Pulse jagten. Und ein wütender Schmerz zog sich von dem kranken Bein bis zum Gehirn hinauf. Aber das schien ihn auf einmal gar nichts mehr anzugehen. Es gehörte zu ihm und war doch weit, weit von ihm weg. Sein richtiges Ich lag bewegungslos in der Koje und war verzaubert. War verzaubert durch eine weiße, kühle Hand, die sich leicht auf seine brennende Stirn legte — — ob er sie kannte?

Natürlich hatte er sie immer gekannt. Der Seewind war sie, der keck ihm entgegensprang, das blühende Meer war sie, das er von fern einmal gesehen. Etwas ganz Zartes, Unerreichbares, Liebliches war sie, nach dem er vor vielen Jahren einmal die Hände sehnsüchtig ausgestreckt, war das Glück, das er als Mann unbewußt gesucht, ohne es gefunden zu haben. So was Süßes erscheint einem mal auf der Back, wenn man in stillen Nächten träumt. So was kichert einem mal

vom Klüwer her an, daß man plötzlich die Arme ausstreckt, daß plötzlich das Herz gegen die Rippen hämmert.

„Ich wußte es, daß er mich nicht vergessen hat," sagte Edith zu Dr. Bröker und klopfte Pulls Hals „und nun müssen Sie ihn ganz schnell gesund machen! Zu Weihnachten will ich mit ihm tanzen."

Gott bewohr mi, dachte Fite.

Was ist sie für eine Schlange, dachte Dr. Bröker. Denn da hatte sie ihm Säbel und Pistole schon fortgenommen, während ihre Linke noch auf seiner Stirn lag.

„Tut das gut, Herr Kapitän?"

„Zakramento — —" und er lacht — über den Schmerz hinweg muß er lachen.

„Sagte ich nicht, daß er mich kennt?"

Ob er sie kannte! Nun wußte er ganz genau, wer sie war! Die Welle war sie, die schmeichelnd zum Bug aufleckte, die Welle, die rauschend ihm entgegenlief und mit einem Jauchzen zum Deck aufsprang, deren Kuß er spürte, und der er nachgesehen, wenn sie lachend davonglitt! Die Welle, die kosend die „Nanni" umschmeichelte und mit weißen Armen sie umspannte, die Welle, um die er sich härmte und grämte in Sehnsucht, seitdem er im Hafen war.

Er schloß die Augen. Und lachte. Wenn man sie festhalten könnte, die Welle!

„Nun wird Dr. Bröker das Bein ansehen," sagte Edith, „und wenn Sie wollen, leiste ich Ihnen nachher Gesellschaft. Komm, Pull."

Und Pull folgte ihr wirklich auf Deck, und der Doktor machte die Tür zu.

„Sie müssen recht vorsichtig mit ihm umgehen", sagte Edith zu den beiden Männern, die Dr. Bröker mitgebracht, um den armen Kapitän ins Hafenkrankenhaus zu schaffen, und dann lief sie mit trippelnden Schritten über das verschneite Deck, lachte in die wirbelnden Schneeflocken hinein und hatte zu Fites Staunen nicht die geringste Scheu, auf dem Vorderdeck herumzutrampeln. Sie hielt graziös den Pelz empor, und es machte ihr die größte Freude, durch den dicksten Schnee zu waten.

Fite empfand nicht die geringste Hochachtung gegen sie.

Das Bein wurde nicht abgeschnitten. Aber es würden viele Wochen vergehen, sagte Dr. Bröker, bis der arme Kapitän wieder laufen könnte. Er ließ ihn zur Ader, wenn das Fieber gar zu hoch stieg. Er verbot streng, die Frau Kapitän zum Kranken zu lassen, weil sie ihn in ihrer Wut über das Unglück am liebsten mit den Fäusten bearbeitet hätte und der festen Überzeugung war, daß er es sich nur aus Bosheit, um sie zu ärgern, zugefügt hätte. Er ließ ihn von den übrigen Kranken absondern, als seine Phantasien und seine Wutausbrüche gar zu heftig wurden. Immer schimpfte er mit Fite, bedrohte ihn mit Totschießen, schrie nach dem Rum und sprang fast aus dem Bett — — „min Pip — verdammter Bengel! Min Pip!" Dr. Bröker fing an, das größte Mitleid mit dem armen Fite zu haben.

Aber zwei Tage vor Weihnachten lag er ganz ruhig und vernünftig in seinem Bett, und als Edith kam, blinzelte er mit den Augen.

„Alles ist in Schnee begraben," sagte Edith, und es fiel ihr gar nicht auf, daß es wie ein zärtliches Erkennen über sein abgemagertes Gesicht glitt. „Wie eine rote Scheibe steht die Sonne am Himmel. Sie hat gar keine Schatten. Aber der Schnee leuchtet rosa. Und übermorgen ist Weihnachten!"

Dann legte sie Pelz und Kappe ab, setzte sich still neben sein Bett, faltete die Hände.

Kapitän Claasen schielte zur Seite.

Ihr Köpfchen war auf die Brust gesenkt; der süße Mund so fest geschlossen; unter den langen Wimpern schimmerte es feucht.

Uebermorgen ist Weihnachten.

„Ich glaube," sagte Edith ganz leise, „ich habe Heimweh!"

Der Kapitän hielt den Atem an.

„Und ich glaube," fuhr sie fort und preßte die Handflächen gegeneinander, „ich glaube, ich mußte es Ihnen sagen, weil Sie es verstehen werden. Ich habe manchmal gedacht, Sie haben auch Heimweh."

Ist das denn ein Traum? Und diese zitternde Stimme der Südwind? Und dieses Geschöpf ein Trugbild, das den Seemann narrt?

„Ich bin oft bei Ihnen gewesen, Herr Kapitän, wenn Sie Fieber hatten. Und der Doktor sagte, Sie wären nicht so erregt, wenn ich zu Ihnen sprach. Sie haben manchmal von der ‚Nanni' gesprochen. Ich weiß, daß es Herrn Stürkens' Schiff war, und daß Sie es sehr lieb hatten."

Und dann schwieg sie. Und die rosigen Zeigefinger legten sich fest in die Augenwinkel.

Der alte Seemann aber bewegte sich nicht. Und schielte noch immer zur Seite. Und dachte — nun snackt sie auch noch von der „Nanni". Was weiß so eine von der „Nanni"?

„Es ist schrecklich," sagte Edith, und langsam liefen die glänzenden Tropfen über die Wangen, „es ist schrecklich, wenn man zu Weihnachten Heimweh hat."

Hol's der Snappsack! Da hat sie recht. Die „Nanni" ankerte vor der Einfahrt von Sydney. So dicht war die Luft, daß man nicht wußte, wieviel Faden man von den Rocks entfernt war. Bootsmann Bratwurst tauchte aus dem Nebel, stand einen Augenblick neben dem Kapitän — und verschwand im Nebel. Pull bellte auf der Back. Es klang, als sei er meilenweit entfernt. Der Junge kam, Hein Bolten, der arme Junge, den die Haifische zwei Tage später in der Bucht aufgefressen haben, steht vor dem Kapitän und dreht die Mütze. Hat so was Eigenes in den hellen Augen. Seine erste Fahrt war's, und er war seiner Mutter einziges Kind.

„Nun?" fragt der Kapitän drohend. Ein Kapitän fragt immer drohend, wenn ein Junge so wehleidig vor ihm steht.

„Kapitän Claasen," sagt der Junge, „das ist Christabend heute", und hat was Nasses in den Augen.

Zakramento! Als ob man's nicht weiß!

„Und Mudding wollte, daß ich am Christabend die heilige Geschichte in der Bibel lese."

Ja, fromm und gottesfürchtig war die Alte. Als

er ihr's später von den Haifischen erzählte, und wie er vorher die Bibel lesen wollte, faltete sie die Hände, sagte — lieber Gott, und ist seit der Stunde wunderlich. Sie hat's sich in den Kopf gesetzt, daß ihr Hein nun eins von Mutter Carrys Vögelchen geworden ist, und sucht den ganzen Tag Brot und Abfall und Körner für die Vögel; füttert dreimal am Tage die Vögel, ist immer in Eile und Sorge, daß sie zu rechter Zeit ihre Mahlzeit bekommen, und wenn sie am Hafen sich zeigt, schwirren die Vögel in dichten Scharen um sie her.

Und Hein steht im Nebel und will die Bibel lesen

Kapitän Claasen kratzt sich den Kopf und kratzt den Arm, von der australischen Wolle war es noch zurückgeblieben. Spürt eine ganz, ganz leichte Verlegenheit.

„Denn man tau, min Jung."

Aber das war's. Die Bibel hatte der Chinese mitgenommen, als er im Hafen von Schanghai den Mannschaftsräumen unliebsamen Besuch abgestattet. Und nun bittet der dumme Junge um die Kapitänsbibel. Zakramento.

Kapitän Claasen fühlte noch jetzt etwas wie leise Beschämung vor den hellen, ernsten Augen des jungen Friesen. „Hol's der Snappsack, min Jung, aber meine Bibel hat min Ohlsch in St. Pauli am Silbersack."

„Jo, Captain. Un denn helpt dat nich."

„Nä. Denn helpt dat nich."

Und er steht noch einen Augenblick. Und dreht die Mütze. Und schluckt. Und geht zurück zu den Mannschaften, verschwindet im Nebel.

Christabend ist heute.

Was sagte die Madame? Schrecklich ist's, wenn man zu Weihnachten Heimweh hat. Kapitän Claasen erinnerte sich genau, daß er an jenem Christabend, da die „Nanni" vor der Einfahrt nach Sydney verankert lag und man durchaus die Hafenfeuer nicht sehen konnte, was Eigenes in der Brust empfand, was man nicht von sich weisen kann, und was auch der Grog nicht vertreibt. Ganz abgesehen davon, daß man im schweren Nebel keinen Grog trinkt. Christabend war.

Nach einiger Zeit sah Edith mit nassen Augen auf den Mann, der gar kein Wort hatte für ihr Weh. Vielleicht hatte er's doch nicht so verstanden. Aber da mußte sie lachen. Kapitän Claasen sah sehr lächerlich aus, wenn ihm traurig zumut war.

„Ich glaube," sagte Edith, „nun wird es schon besser. Wenn man lachen kann, ist einem viel leichter zumut. Babette sagte, ich sollte helfen Kuchen backen. Allein davon hätte man schon Weihnachtsfreude. Vielleicht käme Herr Stürkens, sagt Babette. Und er würde sich sehr freuen, wenn er hörte, ich hätte einen Kuchen für ihn gebacken. Aber warum sollte er sich darüber freuen? Wenn ihn Babette backt, wird er gut. Und wenn ich ihn backe, wird er schlecht. Ich habe Rosinen verlesen, weil ich ihr eine Freude machen wollte. Aber keinen Augenblick habe ich dabei an Weihnachten gedacht. Und die Bratäpfel, die sie mir brachte, haben mich auch nicht anders gestimmt. Aber wie ich gestern abend über den Hopfenmarkt ging, sah ich durch ein Fenster in ein großes Zimmer. Mitten drin stand ein Tannenbaum. Eine Frau stand vor ihm und strich die Zweige glatt. Ich mußte stehenbleiben. Dann hörte ich Kinder singen. Weihnachtslieder sangen sie. Dieselben, die ich auch einmal gesungen habe." Sie lachte, während Tränen aus ihren Augen tropften. „Ich wurde beim Singen immer vor die Tür gestellt, weil ma tante sagte, ich verderbe die ganze Andacht. Aber es war doch wunderschön, Herr Kapitän. Und wenn der Baum angesteckt war und alle küßten sich, lief ich in Oheims Zimmer, wo das große Ölbild von Papa hängt. Und weil ich so schrecklich klein war, rückte ich mir den ganz großen Sessel zu ihm, kletterte auf seine Lehne und küßte meinen armen Papa."

Sie lächelte und hatte wieder die Zeigefinger in den Augenwinkeln. Und Kapitän Claasen meinte, daß er lachen müsse. Aber es saß ihm etwas im Hals. Und dann war's wieder ganz still.

„Ich glaube," sagte Edith nach einiger Zeit, „heute verstehen Sie mich ganz gut, Herr Kapitän. Gesprochen haben Sie noch nichts. Und das schadet auch nichts. Aber nun müssen Sie sich auch den häßlichen Bart abschneiden lassen."

Da grinste der Kapitän. Ja, alle Muskeln des abgezehrten Gesichts bewegten sich.

„Allright", sagte er und spitzte unwillkürlich den Mund.

Edith lachte hell auf. Er sah zu komisch aus.

„Und wissen Sie nun auch, wer ich bin? Wissen Sie, daß ich einmal auf die Fregatte kam, als die Freiwilligen noch da waren? Wissen Sie, wie Sie mich da einfach sitzen ließen und sich gar nicht um mich kümmerten? Und wissen Sie, daß Sie mich jetzt immer für eine Welle angesehen haben, nach der Sie griffen, und die Sie nicht halten konnten? Sie lief über das Deck, und Sie liefen hinterher, aber Sie konnten sie nicht fassen."

Zakramento — er hätte gern etwas gesagt, aber eine so wundervolle Müdigkeit legte sich auf sein Hirn. So leicht und so befreit war ihm. Die Welle, die Welle — ja, ja, er sah sie, sie spritzte zu ihm auf, er fühlte ihren salzigen Kuß, er leckte seine Lippen — und nun kicherte es im Klüwer — und so schmeichelnd rauschte es im Kielwasser — tief tauchte die „Nanni" ihren Steven in die blaue Flut.

„Nun ist er wirklich eingeschlafen," sagte Edith seufzend, „ich hätte ihm was Hübsches erzählen sollen, damit er wach blieb! Wie ist es traurig, wenn man zu gar nichts nütze ist!"

Bewegungslos blieb sie sitzen. Und dachte an alte Geschichten. Und Jahrzehnte deuchten sie vergangen, seitdem sie mit Dietz Wendemuth unter dem Christbaum gestanden.

* * *

Peter Stürkens kämpfte umsonst gegen die tiefe Verstimmung, die er gegen Duckwitz hegte, als er erkennen mußte, wie man sein Vertrauen getäuscht. Der Engländer Morgan hatte im Namen des Reiches den Schiffskauf mit der Cunard-Linie abgeschlossen, aber nicht zu den für das deutsche Reich günstigen Bedingungen, sondern ohne jegliche Klausel, ohne Kaution oder Festlegung einer Lieferungsfrist. Man hatte keine Bürg-

schaft, daß die Schiffe rechtzeitig bei Wiederausbruch des Krieges in einem deutschen Hafen waren.

Trotz dieses großen geschäftlichen Fehlschlages hatte er alle Ursache, mit seinem Aufenthalt in Liverpool zufrieden zu sein, denn seines Vaters alter Geschäftsfreund, Mr. Clifford, hatte seine Zweigfirma in Hamburg auf Stürkens übertragen, und da er als einer der Hauptaktionäre der Cunard-Linie einen beträchtlichen Teil der Lieferungen für die deutsche Flotte übernommen hatte, war Stürkens zur Teilnehmerschaft nur zu gern bereit. Von morgens bis abends war er auf der Werft, wenn er nicht wegen der großen Abschlüsse bei den maßgebenden Firmen des Inlandes zu tun hatte. Nie hatte er mit so großer Freude und so hellem Eifer gearbeitet. Auf einmal war es ihm, als sei es seine Zukunft, an der er arbeitete, als gelte es ein Ziel, das nicht nur die deutsche Flotte betraf.

Und manchmal war ein Ausdruck auf dem ruhigen, ernsten Gesicht, daß es wie von innen heraus verklärt war. Da war jene tiefe Freude in den grauen Augen, die in ihnen aufleuchtete, wenn das Meer unermeßlich vor ihnen sich dehnte, oder wenn violette Dämmerung über die Elbe kroch, oder — wenn er auf den obersten Söller seines Hauses gestiegen war, um nach dem rostigen Kran zu sehen — und dabei das Plätzchen mit den Blicken streifte, wo er Edith an dem schrecklichen Abend ihrer Erkrankung gefunden. In dichte, farblose Nebelmassen sah er oft, aber da lugte plötzlich ein süßes Köpfchen mit goldigem Gelock hervor, dessen sinnende Augen ihn ansahen; unverwandt ansahen. Wie tief sie waren, diese gelben Augen mit den dunklen Reflexen! Und wie ernst! Wie konnte nur so viel Ernst auf einem so lieblichen Kindergesichtchen ruhen!

Es war doch nicht so einfach, aus den beiden Passagierschiffen unbemerkt Kriegschiffe zu machen. Überall schnüffelten Agenten herum, neugierig erschien der fremde Konsul auf den Werften. Englische Zeitungen machten Andeutungen, daß große Orders auf Munition und Waffen von der deutschen Regierung aufgegeben seien, und berichteten von der zornigen Interpellation in der Frankfurter Nationalversammlung; von den erbitterten Vorwürfen der Patrioten, daß das Marineministerium sich so wenig um die Flotte kümmerte. „Sie ist in Vorbereitung", sagte Senator Duckwitz, ärgerlich, daß man das laut fragte, was doch nur leise beantwortet werden konnte! Es war schon jetzt fraglich, ob die beiden gekauften Schiffe dem Spürsinn der Dänen verborgen bleiben konnten; ob die dänische Regierung ihrer Ausfahrt nicht die größten Schwierigkeiten in den Wege legen würde. Man hoffte allerdings auf die Verschwiegenheit der englischen Kaufleute, da es sich ja um ihren eigensten Vorteil handelte! Aber man kannte auch die Empörung des englischen Volkes über die deutsche Unverschämtheit, sich jetzt auch eine Kriegsflotte gründen zu wollen. England gehörte die See. Wie durften die Deutschen es wagen, an englische Privilegien zu tasten! Und trotz des beißenden Spottes der Zeitungen und trotz des grimmigen Hohns der englischen Seeleute wuchs die Erbitterung der Nation gegen deutsche Expansionsgelüste. Britannia rules the waves! Keine Konkurrenz auf See! Und zu der Ablehnung der empörten Nation gesellten sich die Deutschen in England. Auch sie wollten durchaus nichts von diesem neuen Institut wissen, drohten mit öffentlichem Protest, wenn man ihre Namen unter Aufrufe zur Unterstützung der deutschen Flotte setzen wollte, hielten dieses neue Institut für die größte Schädigung deutschen Handels. Deutschland braucht keine Kriegschiffe! Nur Ruhe braucht Deutschland! Wenn es sich in seinen eigenen Grenzen ruhig verhält, wird es niemals Ursache haben, sich über seine Nachbarn zu beklagen!

Duckwitz kannte die Stimmung in England, kannte die Gefahr, die der jungen Schöpfung drohte, noch ehe sie ins Leben gerufen wurde, aber sein zäher Wille wuchs mit der Größe der Aufgabe, und die Männer, die mit ihm an der Nation Lieblingsplan arbeiteten, standen ihm tapfer und treu zur Seite. Rastlos wurde gearbeitet; nach vielen Beratungen hatte man den Standpunkt des Prinzen Adalbert als den richtigen erkannt, daß für den Krieg mit Segelkorvetten und Fregatten Dampfschiffe am geeignetsten waren, nicht nur, weil sie bedeutend weniger Bemannung bedurften, sondern auch, weil sie rasch angreifen und rasch sich zurückziehen konnten. Bei den Weserwerften wurden zum Schutz der Nordseeküste 27 Kanonenboote bestellt, nachdem sich die Marineverwaltung die Zeichnungen dazu verschafft, revidiert und vervielfältigt hatte. Wegen großer Lieferungen von Bomben, Granaten und allen möglichen Feuerwerkskörpern hatte man sich schon am 25. Dezember an die preußische Regierung gewandt und hoffte noch immer auf eine zusagende Antwort, und zur Erlangung von Geschützen gab man sich die größte Mühe. Duckwitz wollte Kanonenfabriken ins Leben rufen, um nicht später auf das Ausland angewiesen zu sein; setzte sich mit deutschen Eisengießereien in Verbindung; verschaffte sich Zeichnungen für die Geschütze, hoffte so viel von der neuen Industrie, die dem deutschen Vaterland zum Segen werden sollte, und die Herren von der technischen Kommission reisten an der Küste umher, um einen Hafen zu suchen.

„Es ist jetzt gute Zeit für uns in Deutschland", sagte Clifford. „Aber es hängt natürlich von unseren guten Berichterstattern ab, daß wir unsere Offerten zuerst einreichen. Es ist recht eigentümlich für deutsche Verhältnisse, wie man sich um den Hafen zankt, noch ehe Grundlagen geschaffen sind. Jedes Land beansprucht den Vorteil eines Kriegshafens für sich und protestiert lebhaft gegen Bevorzugung des Nachbarstaates. Ich verstehe Ihr Vaterland nicht, Mr. Stürkens. Sie haben nun ein geeintes Deutschland geschaffen; aber die Zuschriften meiner Agenten verraten nichts davon. Sehen Sie hier: die Hamburger sind empört, daß Bremerhaven in Vorschlag kommt. Sie halten Cuxhaven oder Krautsand für viel geeigneter und wichtiger, weil ihnen die Elbe natürlich am Herzen liegt. Die Emdener Kaufleute plädieren für die Ems. Protestieren aufs heftigste gegen Hamburg, denn sie würden erhebliche geschäftliche Verluste erleiden. Aber es scheint ganz ausgeschlossen, daß Hannover gestattet, daß in dem preußischen Ostfriesland ein Hafen angelegt wird! Der König ist gut eng-

lisch und ist kein Freund der Preußen. Die Oldenburger wollen durchaus den Jadebusen berücksichtigt wissen, aber die Bremer Partei sagt, er ist verschlammt. Nun ist die Reichskommission nach der Jade gereist, um die Fährhuker Schleuse und die Einfahrt zu untersuchen. Kapitän Brommy hält Bremerhaven für gut, weil die Zufuhr aus dem Hinterland gesichert ist. Danzig stellt den Sasper See unentgeltlich zur Verfügung, Greifswald den Bodden oder die Bucht von Hiddensee. Und hier kostenlose Benutzung der Kieler Bucht; an die Dänen scheint man dabei nicht zu denken. Hier Eingabe der Stadt Wismar. Hier Travemünde. Hier Glückstadt an der Elbe. Und hier schlägt ein Patriot vor, die ganze Flotte unter die festen Wälle von Rendsburg zu legen, damit sie nicht gestohlen werden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Münchner Kriegswohlfahrt.

Von Else von Boetticher. — Hierzu 6 Aufnahmen von H. Hoffmann, München.

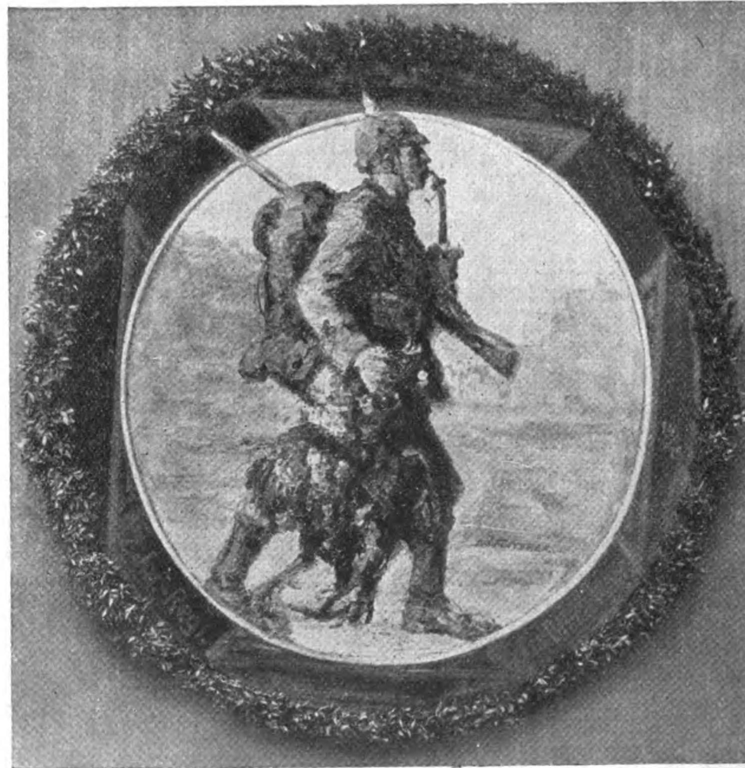
Auch München, die heitere Kunststadt, erscheint dieses Jahr im Zeichen des Krieges. Lange Züge von Feldgrauen durchschreiten täglich die weiten Bahnhofshallen. Sie nahen mit klingendem Spiel, vom hurrarufenden, tücherschwenkenden Volk geleitet. Blauweiße, schwarzweißrote und schwarzgelbe Fähnchen schmücken ihre Gewehrläufe; Rosen und Nelken werden ihnen als Helmzier gespendet. Die schnaubende Lokomotive entführt sie in weite Ferne, keiner weiß wohin.

Die Kriegslieder finden ein eigenartiges Echo in den Bräuhäusern. Es ist ratsam, beim Trinken ein gewisses Maß zu halten, denn jedes Bräuhaus darf am Abend nur eine staatlich festgesetzte Menge von Bier verzapfen. Ist der Besuch stark, so heißt es zuweilen schon um neun Uhr: „Es gibt holt koa Bier mehr." Dann hört man beim letzten Schoppen noch mit Andacht einige Militärmärsche und Soldatenweisen an, oder man läßt sich von einem Burschen in Bauerntracht mit wohlklingendem Bariton ein gefühlvolles Lied der Vaterlandsliebe vorsingen. Zuweilen gibt es auch ein Singspiel: Tiroler treten auf und singen vom Andreas Hofer und ihrem Land Tirol. Ein Kapitän erscheint bei den Bauern und sucht einen Mann, der seine Leute über den Paß führt, um den Feind zu verdrängen. Im ganzen Dorf aber ist kein Mann mehr zu finden. Die meisten sind beim Hindenburg, und der letzte hat soeben den Befehl erhalten, nach Westen zu reisen, und darf nicht fahnenflüchtig werden. Da zieht das Dirndl Bubenkleider an, führt die Truppen über die Berge und rettet so das Dorf vor dem Feind. — Das Publikum jubelt ihm zu und gibt dadurch seiner Sympathie für das Bruderland Ausdruck. Das bedrängte Land Tirol erscheint den Münchnern wie Fleisch vom eigenen Fleisch. Und in ihrer freien, impulsiven Art senden sie wenigstens durch ihre Lieder allabendlich Grüße hinüber.

Das Vaterlandsempfinden setzt sich hier allzeit in künstlerischen Ausdruck um. Es findet stets beredte, temperamentvolle Töne, mögen sie auch eine ganz persönliche Note tragen und fröhlichen Humor nicht vermissen lassen.

Darum hat hier auch eine künstlerische Kriegswohlfahrt, die kürzlich mit Hilfe der bekanntesten Münchner Maler in die Wege geleitet wurde, großes Aufsehen erregt und reichen Beifall gefunden. Es war die „Scheibenausstellung", zu der Hauptmann Ferber von der zweiten Ersatzkompagnie des 2. Infanterieregiments die Anregung gegeben hat. Auf seine Bitte haben die angesehensten Künstler Münchens sich bereiterklärt, zur Hebung der Schießausbildung der Angehörigen der 2. Kompagnie künstlerische Kriegscheiben zu stiften. Fünfundzwanzig Künstler haben sich am Unternehmen beteiligt. Ende Mai wurden ihre Spenden zum erstenmal im grünen Saal des Kunstsalons Littauer ausgestellt. Von Laubgewinden umgeben, boten sie einen festlich freudigen Anblick. Nicht nur der König und die Hofgesellschaft — ganz München erfreute sich daran.

Das Eintrittsgeld soll zur Unterstützung der Hinterbliebenen der Unteroffiziere des 2. Infanterieregiments verwandt werden, und man



Scheibe von Jos. Futterer.

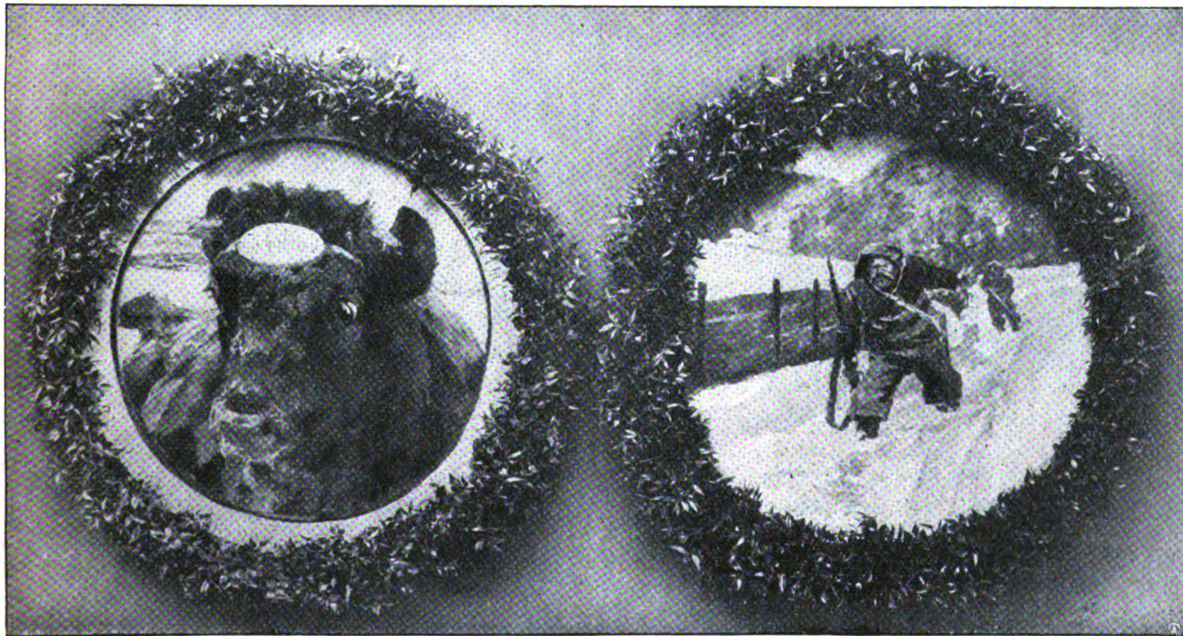


Scheiben von Joh. D. Holz und A. Jank.

will versuchen, aus der hochherzigen Stiftung der Künstler möglichst viel Kapital zu schlagen. In einer zweiten Ausstellung wurden die Scheiben bereits im Kunstsalon Doppler in München gezeigt. Vom 24. Juli an sollen sie in Berlin bei Amsler & Ruthardt ausgestellt werden.

Späterhin sollen diese Ehrenscheiben, nachdem sie von Angehörigen des Bataillons herausgeschossen sind, als Kriegserinnerung im Offizierskasino des zweiten Infanterieregiments aufgehängt werden — ein köstlicher Schmuck, den wohl manch anderes Kasino sich auch wünschen möchte. Nicht nur der künstlerische Wert der Scheiben erwirbt ihnen ein Recht auf Beachtung. Es liegt auch so viel Stimmungswert in den frisch und flott empfundenen Bildern, daß sie jeden Beschauer zu echt teutonischer Kampfstimmung veranlassen und darum jederzeit eine belebende Wirkung auf die Gäste des Kasinos ausüben werden.

Man braucht nur den behaglichen Grützner oder den schneidigen Krieger von Walter Firle anzusehen, um von einer gewissen Verachtung für alles Mißgeschick der Welt erfüllt zu werden. Schmidhammers und Heines Werke stacheln den Englandhaß zu zerstörender Macht auf; Futterers kräftig hingeworfene Malerei führt unsere Gedanken und unsere Teilnahme zu den tapferen Feldgrauen, die in Ost und West in Feindesland stehen.



Scheiben von Heinrich v. Zügel und Rudolf Sieck.

Professor Zügel wußte sogar seine Tiermalerei als Ausdruck vaterländischen Empfindens zu verwerten; Rudolf Sieck geleitet uns in die wilden Gebirgskämpfe, Defregger zu den ehrenfesten Tiroler Schützen. Karl Hartmann hat einen Scheibentoni gespendet, von Jede Scheibe ist in ihrer Art so charakteristisch, daß sie dem Kennerauge unfehlbar ihren Schöpfer verrät Gerade das Skizzenhafte, das schnell und flott Hingeworfene der Zeichnung gibt ihr oft einen ganz besonderen und unmittelbar wirkenden Reiz.



Scheiben von T. T. Heine, Arpad Schmidhammer (oben), **Ed. Grützner und Walter Firle** (unten).

Meißel ein Bild gefangener Russen, Leo Putz das eines russischen Schützengrabens. Max Feldbauer schildert farbig interessant wie immer die Ententemächte, Walter Püttner, Habermann, Messerschmidt, Gräber, Wenglein, Diez und Hoeft stellten einen „Falstaff“, „Soldat mit Gänsen“, „Deutsche Flieger über Paris“, „Sonntagsbraten“ und andere Vorgänge aus dem Kriegsleben dar.

Der Gedanke der Scheibenausstellung ist echt münchnerisch. Man sieht, daß auch die Künstler ihn mit Liebe aufgenommen haben, und freut sich der unverwüstlichen Lebensfreude, die einem aus diesen Ehrenscheiben entgegenlacht. Hoffentlich begegnen sie, wenn sie nun aus dem Land der Schützenfeste und der Kunst in unsere Reichshauptstadt wandern, dort dem gleichen Verständ-



Scheiben von Fr. Defregger und Karl Marr.

nis wie in München und erwecken schmunzelndes Behagen in manchem, den der Ernst der Zeitlage trübe und nachdenklich gestimmt hatte.

Im allgemeinen sind wir ja heute nicht aufgelegt zu Kunstgenüssen. Die Wucht der täglich auf uns einstürmenden Tatsachen raubt uns die Fähigkeit, uns in einen fremden Kunstwillen hineinzuversetzen. Wenn dieser aber gutgelaunt die Zeitereignisse widerspiegelt, kommt er unserem Empfinden auf halbem Wege entgegen und löst in uns ein Gefühl der Befreiung aus. Und so erfüllt die Kunst auch hier ihren Endzweck, uns durch ihr heiteres Spiel hinwegzuleiten über die oft so ernsten und erschütternden Ereignisse und dadurch unserem Empfinden ein gewisses Gleichgewicht zu verleihen.

Der belgische Löwe.

Skizze von Hedwig Forstreuter.

Hauptmann Reiner schlug die Augen auf und genoß — noch in der letzten süßschweren Schlafbefangenheit — die Stille um ihn her, wie täglich, seit er auf Urlaub im Land war.

Er hob sich leise vom Kissen empor, suchend, und erblickte seine Frau, den Kopf über eine Kiste gebeugt, eifrig bestrebt, den Bindfaden zu lösen. Da dies das erstemal war, daß sie in der Minute seines Erwachens nicht zu ihm eilte, erfaßte den Mann eine leise Eifersucht auf das geheimnisvolle Etwas, das ihm das Interesse seiner Frau entzog. Wie beschäftigt sie erschien, kein Blick ging zu ihm hin!

Er räusperte sich leise, und als das nichts half, etwas lauter. Da fuhr der geneigte Kopf drüben empor, und im nächsten Augenblick lagen zwei Arme zärtlich um des Mannes Hals: „Bist du wach? Und ich habe es nicht gefühlt!"

Er sah in die Augen, die in Liebe zu ihm aufgeschlagen waren, verlor sich in den schimmernden Tiefen, und das Gefühl eines übergroßen Glücks wallte in ihm auf, wenn er der Kameraden gedachte, die gleich ihm hinausgezogen und nicht wiedergekehrt waren, die nie wiederkommen konnten, auch wenn Sehnsucht sie mit den innigsten Namen rief. Wer war er, daß er ruhen durfte im eigenen Haus, bei dem Liebsten, das er besaß?

Die Frau sah den umflorten Blick, der an ihren Zügen hing, als wollte er sie nie wieder loslassen. Sie begann zu zittern und schmiegte sich fester an den Liebsten. Gleiche Gedanken durchzogen ihre Seelen wie Dankgebete.

Als die junge Frau dann den Kopf erhob und zu sprechen begann, schwankte ihre Stimme noch ein wenig, aber der Schalk leuchtete schon wieder aus ihren Augen.

„Und weißt du auch, um welcher Sache willen ich dein Erwachen versäumt habe? Hier" — sie sprang auf und lief zum Schreibtisch, „die Kiste trägt eine Aufschrift von deiner Hand. Und ‚Vorsicht! Glas!' steht darauf."

Der Bindfaden sank, und eine Kneifzange preßte sich energisch gegen den Kistenrand. Der Deckel hob sich, Seidenpapier raschelte. Dann blieb es ganz still. Die junge Frau hielt etwas Blankes, Glänzendes mit beiden Händen vor sich hin. Sie sah und bewunderte.

Dann kam sie zum Lager ihres Mannes. „Eine Laterne für die Halle? Wie lieb und klug von dir. Sie ist schön" — ihre Finger glitten liebkosend über das leuchtende Messing — „dies feine Stabwerk vor den Scheiben. Und das" — sie wies auf das Tierbild, das die Laterne krönte — „ist das nicht der belgische Löwe? Wo hast du dies Kunstwerk gefunden?"

„Heute abend," sagte der Hauptmann, „wenn die Kerzen in deinem blauen Zimmer brennen, wollen wir auch in der Laterne ein Licht entzünden; dann werde ich dir ihre Geschichte erzählen."

Er stand auf und ging, von ihrem Arm gestützt, die Stufen zum Garten hinab. Sein Gang war noch schwer von der kaum geheilten Schußwunde, aber er lächelte. „Bald kann ich wieder die Treppe herabspringen und dich in den Garten tragen" . . und seine Gedanken ergänzten: Bald kann ich wieder zu Pferde steigen!

Die junge Frau, die ihn kannte wie ihr eigenes Herz, erriet, was in ihm vorging, aber sie schob diese Schatten von sich, um den Sonnenschein nicht zu trüben, der sie umfing. . .

Die Kerzen im blauen Zimmer brannten; mit behutsamer Hand senkte die Frau den weißen Strahl eines Lichtes in den Ring der neuen Laterne, schloß die schmale Glastür und schmiegte sich in ihren Sessel.

„Willst du nicht zu mir kommen?" fragte ihr Mann vom Sofa her.

Sie ergriff seine ausgestreckte Hand und strich über die Fingerspitzen: „Nachher! Zuerst die Geschichte!"

„Es war vor Antwerpen in den ersten wilden Tagen nach dem Fall. Eine junge belgische Dame flüchtete; sie stand unter Spionageverdacht. Man hielt ihr Auto an; ich bekam den Befehl, sie zu verhören. Die Anklagen belasteten sie schwer, doch sie war so rührend in ihrem Schmerz um das besiegte Vaterland und dabei so ganz Dame, daß ich die Entscheidung aufschob, noch andere Zeugen erwartete. Die Unschuld wurde einwandfrei festgestellt, und die Dame bekam die Erlaubnis, weiterzufahren.

„Unser Heereszug stürmte vorwärts, wir erlebten Ostende, lagen im Schützengraben bei Bixschoote, Roulers. Ein belgischer Offizier geriet in unsere Gefangenschaft — todmatt, er hatte heldenmütig gekämpft. Nun floß ihm das Blut aus drei Wunden, und als wir aus dem Schützengraben in Ruhestellung zogen, nahmen wir ihn mit zurück. Wein brachte ihn zur Besinnung; er bat mich, einen Brief zu befördern, der trug als Aufschrift den Namen jener Dame vor Antwerpen. . . Sie war seine Braut, und als ich ihm erzählte, was ich wußte: von ihrem belgischen Stolz und ihrem belgischen Leid, da lächelte er ein wehes Lächeln: ‚Pauvre patrie!' denn er hatte die Erkenntnis, gegen die sich ihr Frauenherz noch wehrte, mit seinen Wunden empfangen, wußte, daß der belgische Löwe im Todeskampf lag.

„Den Brief an die Braut beförderte ich und fügte ein paar Zeilen hinzu, daß sich der Verwundete in zuverlässiger Pflege befände und ihr nach menschlichem Ermessen erhaltenbleiben würde. Als Antwort kam eine Einladung in ein Landhaus bei Antwerpen.

„Krieg und Pflicht verwischten die Erlebnisse, aber als ich die Wunde empfing, die erste, leichte, die zu einem Heimaturlaub keinen Anlaß gab, aber ein paar Tage Ausspannen angebracht scheinen ließ, schickte mich der Kommandeur in geheimer Botschaft nach Antwerpen an das deutsche Oberkommando. Drei Tage hielt man mich dort fest, und so kam ich während dieser Zeit in das Haus der Lilien und Rosen" —

Er atmete tief in der Rückerinnerung an dies Märchenbild auf fremdem Boden.

„Es war eine Insel der Stille, Kind, eingebettet in einen Kranz weißer Lilien und roter Rosen. Das kleine, sandsteingelbe Haus rokokofein mitten drin. Die Spionin trat mir als Schwester des Croix rouge entgegen; deutsche, belgische und englische Verwundete lagen in den hellen, luftigen Zimmern. Eine feine, alte Französin, Verwandte und Ehrendame der jungen Pflegerin, bewillkommnete mich, und vor ihrer Liebenswürdigkeit und dem reizenden scheuen Dankeswillen der Braut, die nicht genug über den Verlobten hören konnte, zerflog das leise Gefühl der Beklemmung, das mich, den Feind, in diesem Garten des Friedens beschleichen wollte.

„Der Schmerz um das Vaterland war bei der Belgierin der Sorge um den Geliebten gewichen, der Erleichterung, seinen Aufenthalt zu wissen, ihm schreiben zu können. Alles, was sie gern ihm getan hätte, gab sie nun den Verwundeten in ihrem Hause an Sorgfalt und Zartheit.

„Ich sah und empfand das mit Rührung — nur einmal noch brach ihr patriotisches Gefühl mit Macht hervor. Nach dem Essen nahmen wir im Salon eine Tasse Kaffee. Ich bewunderte, was es in dem kleinen Raume an Kostbarkeiten gab: alte Stiche, Fayencen, Porzellane und endlich in einem Winkel eine Laterne. Du ahnst, wie sie aussah: ein Messinggehäuse, gekreuzte Stäbe vor dem Glas, die Krönung das belgische Wappen: der Löwe.

„Man sagte mir, sie sei ein Erbstück aus glanzvollen Zeiten her — bei allen Festen des Hauses habe sie geleuchtet. Die Braut trat zu mir heran: ‚Man müßte ihn mit Flor umhüllen, den stolzen Löwen. Wie soll er es ertragen, den deutschen Adler neben sich zu dulden?'

„Ich sah sie an, ihre Nasenflügel bebten: ‚Die Gewalt ist über ihm jetzt, aber eines Tages wird er sich aufrichten und das unabhängige Belgien von diesen fremden herrischen Eroberern befreien.'

„Sie hielt inne, auch ich trug ja den feldgrauen Rock, und meine verbundene Hand erinnerte an die Kugel eines ihrer Landsleute.

„Stumm wandte sie sich ab; sie kämpfte, und als ich im Laufe des Abends noch einmal vor der Löwenlaterne stand, trat sie herzu, so hastig, daß ihre Kleider rauschten.

„‚Wollen Sie dies Stück als Geschenk von uns annehmen?' — ‚Der belgische Löwe einem Deutschen?' — ‚Ja, aber Sie waren so gut und halfen mir zweimal. Zum erstenmal, indem Sie mein Leben retteten und dann ein anderes, das mir noch teurer ist. . . . Wollen Sie nehmen? Sie müssen, denn wir können auch dankbar sein, wir Belgier.'

„Da sagte ich ihr, daß zu Hause eine Frau lebte, die ihr für diese Worte gern die Hand reichen würde. Und ich nahm das Geschenk an. Ich wollte es ja dir bringen. Vorläufig aber wanderte es mit zurück in den Schützengraben nahe dem Meere, und manche Nacht, wenn die Brandung sang und das Zischen der Geschosse verstummt war, leuchtete das Licht in dem Geschenk der Belgierin. In seinem Schein schrieb ich die Briefe an dich und die Befehle für den kommenden Tag.

„Einmal fuhr eine Granate in unseren Winkel, und meine Hütte stürzte ein. Als ich aus der Ruhestellung in den Graben zurückkehrte, fand ich den Löwen unversehrt unter den zersplitterten Glasscheiben liegen. Ich nahm es als gutes Zeichen für mich, denn nun gehörte er ja mir, wie das eroberte Belgien der deutschen Regierung.

„In Ostende bekam die Laterne neue Scheiben, und eine geschickte Hand nahm dem Messing die Beulen. Kurz darauf holte ich mir meinen Knieschuß, und da ließ ich das glänzende Ding einpacken und in die Heimat voraussenden. Denn ohne es wollte ich nicht kommen, und ich glaubte, dir nichts Besseres bringen zu können als dies Geschenk der kleinen Leidensgenossin, die so anders

denkt wie du und doch in zwei Punkten genau so tief und glühend empfindet: für ihr Vaterland und in ihrer —“ Er sah auf, da war die junge Frau schon an seiner Seite und vollendete mit leiser Stimme — „in ihrer Liebe.“ Ganz dicht sahen die dunklen Augen den Verstummten an. „Zuerst, als du erzähltest, wollte ich traurig werden, daß du kein Wort von dieser Geschichte schriebst — aber es war doch schöner, alles aus deinem Munde zu hören. Von der fremden Frau mit ihrem fremden Stolz. Ich achte ihr Geschenk sehr hoch, und weißt du, wenn du wieder fort bist“ — es war das erstemal, daß sie davon sprach, und sie tat es nur flüsternd — „dann werde ich sehr tapfer sein müssen, sehr stolz und ruhig, denn er wird mich an viel Schwereres mahnen als an bangende Liebe allein: an ein verlorenes Vaterland — der belgische Löwe.“

Bilder aus aller Welt.



Erzherzogin Isabella von Oesterreich, Gemahlin des Armeeoberkommandanten Erzherzogs Friedrich.
Nach dem Leben gezeichnet von Prof. Joseph Hein, Berlin.



Phot. Perscheid.
Johannes Gaedicke,
bekannter photogr. Fachschriftsteller, feierte seinen 80. Geburtstag.



Phot. Boedecker.
Geh. Reg.-Rat Dr.-Ing. h. c. W. v. Siemens,
Leiter des Siemens-Schuckert-Konzerns, feierte seinen 60. Geburtstag.



Vorderste Reihe von links: Otto Busch, Dr. Kuckhoff, Frau H. Kuckhoff, Frau Direktor Ebers (Rose Rubner), Direktor Fritz Ebers (in Uniform), Frau Cäcilie Henckels, Elisabeth Graf-Wolf, Richard Jürgas, Paula Henckels, Friedr. Loges. Hintere Reihe: Albert Jansen, Frau Dr. Orthmann, Theo Sprüngli, Helene Orthmann.
Sämtliche Mitglieder vor dem Stadttheater in Laon (Nordfrankreich), das am 19. Juni mit einer Aufführung von Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt" neu geweiht wurde.

Gastspiele rheinischer Künstler in Feindesland unter Leitung von Fritz Ebers.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 33. Berlin, den 14. August 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.



Die sieben Tage der Woche.

3. August.

In Richtung auf Lomza wird unter erfolgreichen Kämpfen Raum gewonnen.

Die im Osten zusammengezogenen deutschen Luftschiffe unternehmen erfolgreiche Angriffe auf die Bahnlinien östlich von Warschau.

Die Armee des Generalobersten v. Woyrsch erweitert die Brückenkopfstellung am Ostufer der Weichsel. Die österreichisch-ungarischen Truppen erreichen vor der Westfront von Iwangorod einen durchschlagenden Erfolg.

Von den Armeen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen werden die feindlichen Linien östlich von Lenczna und nördlich von Cholm durchbrochen.

Auf dem italienischen Kriegschauplatz greifen die Italiener den Plateaurand in Polazzo vergeblich an.

4. August.

Ost- und westpreußische Regimenter nehmen die noch durch Feldbefestigungen geschützten Narew-Uebergänge bei Ostrolenka nach heftigstem Widerstande.

Vor Warschau werden die Russen aus der Bloniestellung in die äußere Fortlinie geworfen. Die Armee des Prinzen Leopold von Bayern befindet sich im Angriff auf die Festung.

Die österreichisch-ungarischen Truppen der Armee des Generalobersten v. Woyrsch sind im Besitz des Westteiles der Festung Iwangorod bis zur Weichsel.

Gegenüber den verbündeten Armeen des Generalfeldmarschalls von Mackensen versucht der Feind die Verfolgung zum Stehen zu bringen; er wird bei Lenczna erneut geschlagen.

5. August.

Warschau wird durch die deutschen Truppen besetzt, nachdem die Armee des Prinzen Leopold von Bayern in der Nacht die äußere und innere Fortlinie, in der russische Nachhuten noch zähen Widerstand leisteten, durchbrochen hatte.

Iwangorod wird von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt.

Die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz bleiben unter heftigen Kämpfen im weiteren Vordringen gegen die Straße Lomza—Ostrow—Wyszkow.

Zwischen oberer Weichsel und Bug wird die Verfolgung fortgesetzt. Oestlich des Bug rückt deutsche Kavallerie in Wladimir-Wolynsk ein.

In Kurland und Samogitien schlägt unsere Kavallerie die russische bei Geraize, Birshi und Onikschty aus dem Felde.

6. August.

An der Narewfront, südlich von Lomza, machen die deutschen Armeen weitere Fortschritte. Unser Luftschiffgeschwader belegt die Bahnhofsanlagen von Bialystok mit Bomben. Die Russen haben sich von Warschau nach Praga auf das rechte Weichselufer zurückgezogen. Von dort aus beschießen sie das Stadtinnere Warschaus.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat das italienische Unterseeboot „Nereide" bei Pelagosa anlanciert und versenkt.

Das italienische Luftschiff „Citta di Jesi" wird beim Versuche, über den Hafen von Pola zu fliegen, durch Schrapnellfeuer heruntergeholt.

7. August.

Gegen die Westfront von Kowno werden Fortschritte gemacht. Die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz haben nach heftigen Kämpfen den feindlichen Widerstand zwischen Lomza und Bug-Mündung gebrochen.

Die Einschließungstruppen von Nowo-Georgiewsk dringen von Norden her bis zum Narew durch. Das Fort Dembe wird genommen. Von Süden her ist die Weichsel bei Pienkow erreicht.

Unsere Luftschiffe belegen die Bahnhöfe von Nowo-Minsk und Siedle mit Bomben.

8. August.

Die deutsche Narewgruppe nähert sich der Straße Lomza—Ostrow—Wyszkow. Serock an der Bugmündung wird besetzt. Vor Nowo-Georgiewsk nehmen unsere Einschließungstruppen die Befestigungen von Zegrze. Bei Warschau gewinnen wir das östliche Weichselufer.

Die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand setzt im Raume zwischen Weichsel und Wieprz den Angriff fort. Lubatow wird genommen. Der geworfene Gegner flüchtet in Auflösung über den Wieprz. Auch südlich und südwestlich Miechow erringen die Truppen einen vollen Erfolg.

Ein englisches U-Boot versenkt das türkische Linienschiff „Barbaroß Heireddin".

9. August.

Praga, gegenüber von Warschau, wird besetzt.

Der englische Hilfskreuzer „India" wird von einem deutschen U-Boot bei Bodoe versenkt.

○ ○ ○

Die Bedeutung des russischen Rückzuges.

Von General der Infanterie z. D. v. der Boeck.

Schneller, als nach den von maßgebenden russischen Staatsmännern gelegentlich der kürzlich erfolgten Eröffnung der Duma gemachten Andeutungen erwartet werden konnte, hat das russische Heer die Weichselfestungen Warschau und Iwangorod den Truppen der verbündeten Zentralmächte überlassen und sich zurückgezogen. Allerdings war die Eile, mit der dieser wichtigste Teil der sogenannten „Zentralposition" in Russisch-Polen geräumt wurde, durchaus keine freiwillige, sondern die Russen wurden aus ihr und besonders aus Warschau von den deutschen Truppen regelrecht hinausgeschlagen. Wenn sie bei letzterem Platz die auf dem rechten Weichselufer gelegene Vorstadt Praga noch besetzt hielten und von hier aus Warschau beschossen, so hatte das wohl hauptsächlich den Zweck, den Vormarsch der Deutschen möglichst zu verzögern, um ihren Hauptkräften den Vorsprung für ihren Rückzug zu verschaffen. Die Eroberung dieser Vorstadt ist bereits Tatsache; und die Eroberung der von

uns noch nicht besetzten befestigten Plätze an der Njemen—Bobr—Narew-Front kann nur noch eine Frage von kurzer Dauer sein.

Russischerseits wird begreiflicherweise der Auffassung in der Öffentlichkeit entgegengetreten, als wenn der Rückzug des Heeres aus der stark befestigten Weichselfront einer Niederlage gleichkomme. Davon könne keine Rede sein, so wird behauptet, vielmehr handle es sich lediglich um eine sich aus der gegenwärtigen Kriegslage ergebende Maßregel, die bezwecke, den überstarken Gegner in Gegenden zu locken, in denen die Chancen für einen siegreichen Ausgang der Entscheidungschlacht günstigere seien, als in einem Gebiet, das von jeher den schwächsten Punkt der russischen Westgrenze gebildet habe. Dieser Rückzug sei lediglich als eine vorübergehende Episode zu betrachten, denn mit Hilfe der unerschöpflichen Fülle an natürlichen Hilfsmitteln, welche dem Reiche bei seiner unermeßlichen Ausdehnung zur Verfügung ständen, würde es bald wieder in der Lage sein, siegreich vorzugehen, auch wenn die verbündeten Gegner ihnen nicht in das Innere des Landes folgen sollten.

Demgegenüber dürfte die Frage erlaubt sein, warum denn die Russen nach dem Scheitern ihrer großen Offensive gegen Deutschland monatelang an der Weichselfront still gelegen und nicht früher schon ihre Gegner dahin gelockt haben, wo sie glaubten, sie vernichtend schlagen zu können. Die Antwort auf diese Frage dürfte in dem Hinweis zu finden sein, daß sie nach der Besetzung des größeren Teils von Galizien und ihrem Fußfassen in den Karpathen der zuversichtlichen Hoffnung waren, die Österreicher schlagen und in Ungarn eindringen zu können. Diese Hoffnung ist ihnen seit der Winterschlacht in den Karpathen, besonders aber seit der mit dem Durchbruch am Dunajek anfangs Mai dieses Jahres eröffneten großen Offensive der Armeen der Zentralmächte gründlich zerstört worden. Durch diese Offensive sind die Russen nicht nur zur Räumung von fast ganz Galizien einschließlich seiner Hauptstadt gezwungen, sondern auch in ihrer Zentralposition in Russisch-Polen in eine so gefahrvolle Lage gebracht worden, daß nur ein Rückzug sie noch vor einer Katastrophe retten konnte.

Diese Tatsache scheint auch von den Verbündeten Rußlands inzwischen erkannt und — wenngleich zögernd — in deren Presse zugegeben zu werden. Besonders die englische Presse brachte in den letzten Tagen mehrfach sehr ernste darauf bezügliche Betrachtungen, indem sie es einfach als Unsinn bezeichnete, den russischen Rückzug von der leichten Seite zu nehmen oder ihn gar noch als ein Schulbeispiel überlegener strategischer Geschicklichkeit zu bezeichnen. Die Räumung Warschaus wird dabei als ein schrecklicher Schlag für Rußland, aber auch für dessen Verbündete bezeichnet, indem hierdurch die Entscheidung auf den anderen Kriegschauplätzen, vor allem auf dem westlichen, leicht ungünstig für letztere beeinflußt werden könne.

Während die Presse der neutralen Staaten, und zwar selbst solcher, die bisher in ihren Sympathien mehr zum Vierverband hinneigten, sich in ähnlicher Weise äußert, sind die offiziellen Kreise innerhalb dieses Verbandes noch bemüht, den Standpunkt Rußlands in der Rückzugsfrage zu verteidigen. Die Tatsachen dürften aber bald der Erkenntnis über die wahre Bedeutung des russischen Rückzuges allgemein Geltung verschaffen.

Diese Bedeutung liegt selbstverständlich in erster Linie auf militärischem Gebiet. Zu ihrer Beurteilung wird sich eine kurze Erörterung der Frage empfehlen, wohin der Rückzug des russischen Heeres voraussichtlich gehen wird? Sicheres hierüber ist bis jetzt nicht bekannt geworden, jedoch wird nach Presseäußerungen vielfach angenommen, daß sich die russischen Hauptkräfte zunächst hinter den Bug zurückziehen werden, um hier, an die Festung Brest-Litowsk angelehnt, dem weiteren Vordringen der Gegner erneut Widerstand zu leisten. Ich möchte mich dieser Ansicht nicht anschließen.

Das russische Heer ist nach den in der letzten Zeit fortgesetzt erlittenen großen Niederlagen und den damit verbunden gewesenen hohen Verlusten an Personal und Material (allein drei Viertel Millionen an Gefangenen in drei Monaten) zu einer Offensive großen Stils aus eigener Kraft — wenn überhaupt noch — in absehbarer Zeit keinesfalls befähigt. Seine Verbündeten scheinen denn auch zu befürchten, daß die Zentralmächte diese Zeit benutzen würden, um unter Festhaltung der eroberten Zentralposition in Russisch-Polen alle entbehrlichen Kräfte nach den Kriegschauplätzen im Westen und Süden zu werfen, um dort eine für sie günstige Enscheidung des Krieges herbeizuführen. Sollte dies tatsächlich ihre Absicht sein und deren Ausführung gelingen, dann würde das allerdings ein Ergebnis des russischen Rückzuges auf militärischem Gebiet sein, wie es bedeutungsvoller nicht gedacht werden könnte.

Aber die Bedeutung dieses Rückzuges liegt nicht allein auf militärischem, sondern auch auf politischem Gebiet. In dieser Beziehung kann die Räumung Polens und vor allem seiner Hauptstadt Warschau seitens der russischen Armee für die Zukunft dieses Landes von weittragenden Folgen werden. Trotz mancher Versprechungen, zu denen sich die russische Regierung im Laufe des Krieges Polen gegenüber bequemt hat, ist es bisher zu Taten in dieser Hinsicht nicht gekommen. Daß man aber in Petersburg wegen eines eventuellen Umschwungs in der Stimmung der polnischen Bevölkerung zugunsten Deutschlands besorgt ist, kam kürzlich in den Dumareden der russischen Minister deutlich zum Ausdruck. Der Empfang, den die Bevölkerung Warschaus soeben den einziehenden siegreichen deutschen Truppen und ihren Führern mitten im Kriegslärm hat zuteil werden lassen, zeigt, wie sehr diese Besorgnisse berechtigt waren. Die auf größere Selbständigkeit des Volkes hinzielenden Maßnahmen der deutschen Verwaltung in den von den Deutschen bereits besetzten Gebieten von Russisch-Polen sind anscheinend in der Hauptstadt nicht unbekannt geblieben. Das erweckt Hoffnungen auf endliche Erfüllung langjähriger Wünsche, gegen die sich der Zarismus bisher taub gezeigt hatte.

Schließlich darf bei Erörterung der Bedeutung des russischen Rückzuges in politischer Beziehung der moralische Eindruck nicht unerwähnt bleiben, den dieses Ereignis auf die Neutralen, insbesondere auf die neutralen Balkanstaaten machen wird; ob diese hiernach den unausgesetzten Lockungen des Vierverbandes noch weiter Gehör schenken werden, erscheint höchst zweifelhaft, nachdem dieser Verband sie mit Versprechungen auf seine Seite zu ziehen versucht hat, deren Erfüllung jetzt weniger denn je in seiner Macht liegt.

So darf denn die Tatsache des russischen Rückzuges aus der Zentralposition in Russisch-Polen als ein für die verbündeten Zentralmächte im höchsten Grade erfreuliches Anfangsergebnis des zweiten Kriegsjahres bezeichnet werden, dessen Bedeutung von Tag zu Tag mehr hervortreten dürfte.

Ein Gang durch Warschau.

Von H. v. Dickinson-Wildberg.

So ist denn die Hauptstadt Russisch-Polens nach mehr als hundert Jahren wieder in deutscher Hand! Von den drei berühmten Königstädten des alten polnischen Reiches ist Warschau die jüngste. Es erscheint in der Geschichte zuerst als Sitz der Herzöge von Masovien. Im Jahre 1550 wurde es von Sigismund August zur Residenz erhoben, und alsbald wurde es zum Ziel erbitterter Kämpfe, zum Mittelpunkt kriegerischer Bewegung.

Die Schweden besetzten Warschau einige Jahre nach dem Westfälischen Frieden. Auch Brandenburgs Name verknüpft sich hier zum erstenmal mit der Weichselstadt. Trotz schwerer Drangsale, die der Nordische Krieg über Polen brachte, gelangte die Stadt zu immer neuer Blüte und erhielt unter der Regierung der beiden prachtliebenden wettinischen Könige im wesentlichen den Charakter einer großartigen Barockresidenz, der ihm trotz aller Erweiterungen und Zusätze bis heute noch geblieben ist.

Mit den furchtbarsten Leiden hat der moskowitische Nachbar und spätere Gewalthaber Warschau heimzusuchen gewußt. Eine kurze Zwischenzeit der Ordnung und des Wohlstandes folgte auf die Vereinigung mit Preußen im Jahre 1795. Bis zum Jahre 1807 ist Warschau die Hauptstadt Südpreußens gewesen. So trat es zum zweitenmal in enge Verbindung mit Deutschland, diesmal als Glied des zur Weltgeltung emporgediehenen Hohenzollernstaates.

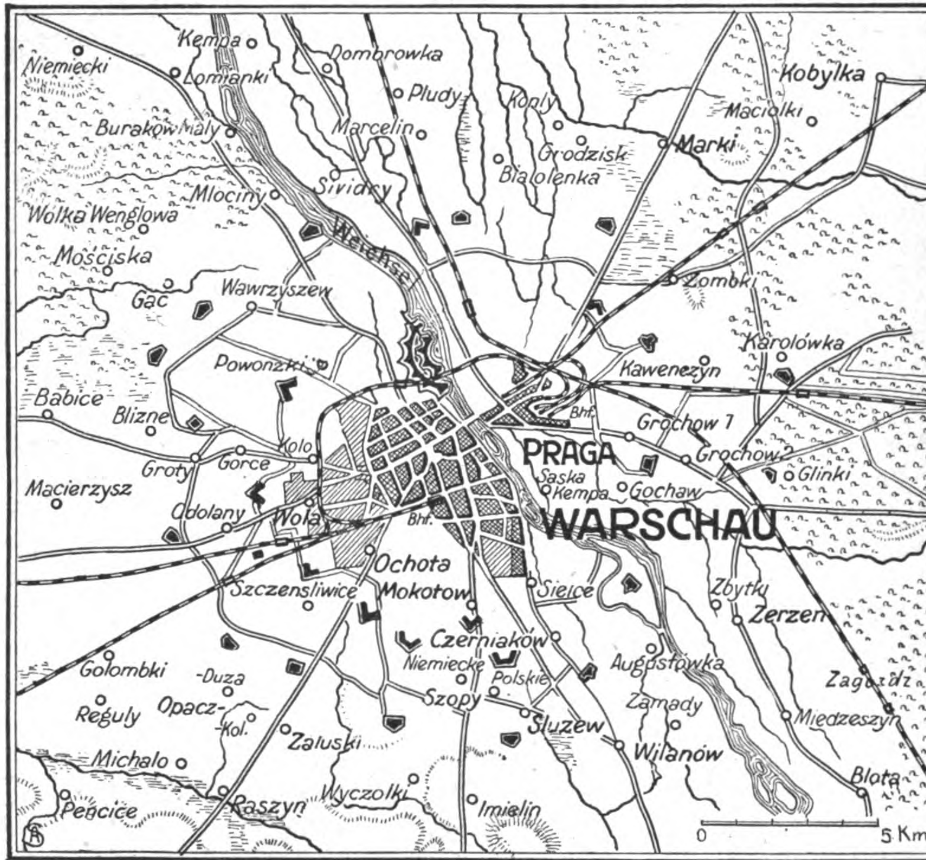
Auf dem hohen linken Ufer der Weichsel liegt Warschau hingebreitet. Man vergleiche seine Lage mit der von Krakau, von Lemberg; dies letztere in der flachen Talmulde eines kleinen Flusses, umgeben von Hügeln, eine Kesselstadt — Krakau hinwiederum die echte Burgstadt, die sich an den gewaltigen Bau des Königschlosses dort am Oberlauf des Stromes anschmiegte, der hier in behäbiger Breite zwischen Warschau und der tiefergelegenen rechtsseitigen Vorstadt Praga hindurch geht.

Warschau war ehedem die zugänglichste der drei großen polnischen Königstädte, es bedurfte noch mehr als die andern des künstlichen Schutzes. Mit einer gewissen Sorglosigkeit hatten es seine Begründer dorthin gestellt, mitten in ein nahezu ebenes Gelände, das nur nach der Weichsel zu einen starken Abfall hat. Jenseit dieses Stromes scheint Asien zu beginnen, nebelhaft und endlos. Hier ist noch ganz und gar Europa, und alle russischen Aufschriften, ja der erzwungene Bau geschmackloser Kathedralen im orthodoxen byzantinischen Stil haben das so ausgesprochen westliche und europäische Antlitz der augustischen Stadt nicht zu fälschen vermocht. Warschau ist mit Ausnahme der ältesten Teile ganz regelmäßig angelegt, nach einem Bauplan, wie wir ihn am besten aus der Berliner Friedrichs- und Dorotheenstadt kennen. Fahren wir vom „Wiener Bahnhof" durch die „Neue Welt" und die Krakauer Vorstadt zum Schloßplatz, so haben wir hier das Herz der Hauptstadt Kronpolens erreicht, einen Punkt, von dem aus wir nach allen Himmelsrichtungen unsere Vorstöße in die ungeheure Häusermasse unternehmen können.

Schon auf dem Wege hierher haben wir mit durstigen Augen Eindrücke gesammelt. Die Häuser im Innern erschienen uns seltsam vertraut. Solche Häuser, hoch und schmal und oft in Dreiecksgiebeln endend, wir kennen sie ja zur Genüge aus so vielen Städten des deutschen Ostens. Manches gemahnt uns an Breslau, an-



Gesamtansicht von Warschau. Stern u. Schiele phot.



Karte von Warschau und Umgebung.

deres an Prag. Und doch hängt über allem ein besonderer, fremdartig reizender, fast exotischer Duft.

Und Farbe ist an allem, wenngleich verwaschen, vom Alter verschleiert. Auch dies scheinbar ein halborientalischer Zug. Der Anstrich ist lauchgrün, rosenrot, zitronengelb oder milchblau. Früher allerdings war das auch bei uns nicht anders, der Osten ist nur konservativer. Auf hellrötlicher Säule mit dunklem Fuß und Kapitäl steht eine Königsgestalt — Sigismund August — Kreuz und Schwert in Händen, neigt er sich gleichsam schützend und mit huldreichem Gruß zu seiner Stadt hernieder.

Über Ziegeldächern graut eine Doppelturmkirche, halb Barock, halb gotisch. Paläste, pomphaft, stolz, vielfenstrig, Zeugen des Reichtums und der Lebensführung einer selbstsicheren Adelskaste, wachsen mitten heraus aus den Reihen engbrüstiger Bürgerhäuser. Und dort eine schwere antike Tempelfront: die Annenkirche. Und überall Bäume. Die Städte des europäischen Ostens haben viel grüne Laubinseln. So auch Warschau. Die allergrünste werden wir noch kennen lernen.

Das Schloß nimmt sich am schönsten von der Wasserseite aus; vom Platze gesehen, wirkt es trotz seiner Mächtigkeit nicht hoch und beherrschend genug. Gehen wir zunächst durch die Krakauer Vorstadt, die aus einer einzigen breiten und reichbelebten Straße besteht, zurück bis zum Sächsischen Platz, dessen einheitlicher Barockcharakter eben durch jene neue Alexander-Newski-Kathedrale wie auch durch die Umwandlung des Palastes der Auguste in ein russisches Verwaltungsgebäude zerstört worden ist.

Doch vor uns öffnen sich edle Säulenhallen, sie lassen die Wunder eines königlichen Parkes ahnen: hier rauscht der weltberühmte „Sächsische Garten", der heute, gleich dem Berliner Tiergarten, mitten in einer Großstadt liegt. Lange wölbige Alleen hoher alter Kastanien und Linden, alles so weiträumig, so wahrhaft fürstlich angelegt. Ein Durchgang für Tausende, dabei zugleich ein vornehmer Erholungsort und wiederum eine Welt geheimnisvoller Schattenwinkel, die selbst am grellen Tage gespenstig und unheimlich dämmern. Ueber allem der Riesenstrahl des großen Springbrunnens, der weiß hinaufleuchtet in den seidenweichen, silberblauen Himmel des Polenlandes.

An der Südseite des Sächsischen Gartens zieht die Königsstraße entlang. In ihr steht der Rundbau der evangelischen Kirche; von ihrem Laternenturm kann man Warschau weithin überblicken und dem Schimmerlaufe der eigenwilligen Weichsel lange mit den Blicken nachgehen. Wer alle die Adelspaläste, die Kirchen, die Villen der Vorstädte aufzählen und beschreiben wollte, der würde in einem Jahre nicht fertig.

Die Heiligkreuzkirche, eines der schönsten Gotteshäuser Warschaus, birgt in ihrer Krypta das Herz Chopins. Auch im Leben eines der vielseitigsten, genialsten deutschen Künstler hat Warschau eine Rolle gespielt: die Jahre, die Ernst Theodor Hoffmann als preußischer Beamter hier verlebte, müssen auf sein ganzes Schaffen von dauernder Wirkung gewesen sein. Die verwirrende Pracht und Phantastik der Weichselresidenz, das Rätselhafte ihres nach Westen zurückgewandten Angesichts, sie scheinen immer wieder durch das Gewebe seiner Erzählungen hindurchzudringen.

Unter August dem Starken und seinem Nachfolger haben die Baumeister, die sie in Dresden beschäftigten, auch für Warschau Ideen und Pläne geliefert. Einer der größten Vertreter des deutschen Spätbarocks, Pöppelmann, der Erbauer des Dresdener Zwingers, hat am Bilde des polnischen Königsitzes mitgeschaffen.

Wenn wir die Ujazdower Allee, eine lange, als Fortsetzung der Neuen Welt südwärts laufende Lindenstraße, die auch den Botanischen Garten samt der Sternwarte berührt, hinab nach Süden wandern, kommen wir zu einem allerliebsten Wasserschloß, das sich König Stanislaus Poniatowski Ende des achtzehnten Jahr-

hunderts erbauen ließ. Es gehört nicht der Stilsphäre des deutschen Barocks an, ist vielmehr in Anlehnung an südländische Landhäuser entworfen und offenbar schon vom Hauche des damals erwachenden Klassizismus gestreift. Lazienki, die Bäder, wird es kurzweg genannt. Der mattgelbe Bau, der mit stockhohem Säulenportikus auf eine mit Steinbildern geschmückte Teichterrasse hinaustritt, wirkt auf dem Hintergrunde des dichtlaubigen Parks gar anmutig und heiter. Im Park finden wir unter anderen Erinnerungen das Reiterdenkmal Johann Sobieskis.

Ein zweites Sommerschloß, das Belvedere, zeigt in seinen Anlagen schon den sogenannten englischen, die Architektur des Gartens in nachgeahmter Natur auflösenden Geschmack.

Wie überall ist auch in Warschau die neuere Stadt im Westen zu suchen, eine Erscheinung, die sich hier, wo die Weichsel eine scharfe Ostgrenze bildet, ganz von selbst ergeben mußte. Auf dem Krasinskiplatz steht die russisch umgebaute ehemalige Dreifaltigkeitskirche des Piaristenordens. Der stattliche Palast Krasinski war im achtzehnten Jahrhundert das Sitzungshaus des polnischen Reichstags.

Das Rathaus und das große oder alte Theater sind kühle Repräsentationsbauten des vorigen Jahrhunderts. Zu den Bauten der sächsischen Periode gehört dagegen noch der Palast Zamoyski am Bankplatz. Hinter dem Krasinskiplatz beginnt das berühmte Judenviertel. Im Südwesten wiederum, nach dem Wolaer Schlage zu, streckt sich mit endlosen Straßenzügen die eigentliche Verkehrsgegend aus.

Die ältesten Viertel Warschaus haben wir uns bis zuletzt aufgespart. Da ist im Norden die Altstadt, höchst winklig und urtümlich, erfüllt vom Gewimmel der ärmeren Bevölkerung. Sie enthält den Sankt-Johanns-Dom, den wir schon zu Anfang unseres Ganges über den Ziegeldächern erblickten. Er ist im Grundplan gotisch und mit größter Wahrscheinlichkeit einem deutschen Meister der Breslauer Schule zuzuschreiben.

Sein Inneres birgt prachtvolle Grabdenkmäler, unter anderem das Monument des Volksfreundes Stanislaus Malachowski von Thorwaldsen. Den Markt und seine schmutzig grünen, roten und grauen Zeltbuden umstehen die zumeist flachgiebligen Hausfronten, deren Dach zu höher ragenden Rückwänden anderer Häuser hinankriecht. In der Neustadt, die gleich der Prager nur eine zweite Altstadt ist, spricht das katholisch-polnische Barock des siebzehnten Jahrhunderts eine wuchtige Sprache.

Vom Schloßplatz gingen wir noch durch die „Zjazd“ zur großen Gitterbrücke und blickten erst zurück, als wir am östlichen Ufer standen. Da zeigte sich Warschau plötzlich als Höhenstadt; der Schloßturm und die Annenkirche rückten zu einer burgartigen Gruppe zusammen. Bläulich grün — denn es ist an einem klaren Sommertage — flutet die Weichsel an schmalen Sandbänken vorbei durch die Brückenpfeiler. Frisch grünt es an den Uferhängen hinauf. Weiße Dampfer harrten der Abfahrt nach Plock und Ciechocinek oder nach Willanow und Pulawy.

Auf dem niederen Ostufer breitete sich die Vorstadt Praga in eintöniger Betriebsamkeit, als hätte sie nie das grauenvolle Blutbad erlebt, das der Wüterich Suwarow am 5. November 1794 hier ins Werk setzte.

Wir schritten langsam wieder hinüber nach dem Schloßviertel, dann abermals in die Krakauer Vorstadt, um das Denkmal anzusehen, das die Polen ihrem Adam Mickiewicz errichtet haben. Zusammen mit den fünf Theatern ist dies die stärkste Kundgebung, die sie gegen die russische Gewaltherrschaft wagen durften.

Obstfruchtbrote als Volksnahrung.

Von J. Barfuß.

Die Obstfruchtbrote sind wenig im Publikum bekannt, können aber in der jetzigen Kriegzeit sehr wertvoll sein. Da man durch diese Verwertung der Obstfrüchte eine schöne Dauerware erhält, so sind Fruchtbrote auch als Volksnahrung sehr zu empfehlen. Das Kriegsbrot enthält an und für sich alle Nährstoffe, die unser Körper gebraucht. Unbedingt wird aber ein Obstfruchtbrot, aus Brotkornmehl und Obstfruchtmark gebacken, noch nahrhafter sein, weil dem Brot ein hoher Gehalt von Zucker einverleibt wird. Beispielsweise hat gebackenes Zwetschen- oder Pflaumenfleisch je nach Sorte 42—45 v. H. Zucker, Äpfel haben etwa 40 bis 42 v. H., Birnen etwa 30 v. H. Zucker.

Man kann Beerenobstbrot, Steinobst- oder Kernobstbrot für sich, d. h. ohne Mischung, herstellen. Doch lassen sich, wie wir nachher sehen werden, auch gemischte Obstfruchtbrote backen. Man nimmt hierzu namentlich Früchte, welche sich nicht lange frisch halten, aber reif sein müssen und nicht angefault sind. Es können unansehnliche Äpfel oder Birnen verwendet werden. Doch erzielt man durch recht saftige und zuckerreiche Früchte natürlich bessere Brote. Süßweinsäurehaltige Früchte sind für den gedachten Zweck sehr gut.

Freilich die Beerenobstzeit ist bald vorüber, doch möge die Herstellung von Waldbrombeeren-, Zwetschen-, Reineclauden-, Mirabellen-, Äpfel- und Birnenbroten hier noch besprochen werden. Lange gelagerte Früchte dieser Art verwende man nicht, weil sie möglicherweise schon angefault sein können und damit der reine Fruchtgeschmack beeinträchtigt wird. Ebenso vermeide man vom Meltau befallene Stachelbeeren, wenn auch nur als kleinen Zusatz, weil die Brote hiervon einen dumpfigen Geschmack bekommen. Muß man solche mit Meltau überzogene Früchte verwenden, so sollten sie vorher gewaschen werden. Am besten eignet sich geschütteltes Obst. Man soll aber unter Obstbäume, die auf hartem Boden stehen, beim Schütteln Stroh oder Holzwolle legen, damit die Früchte nicht beschädigt werden. Soll Fallobst von Stein- oder Kernobstsorten zur Verwendung kommen, so muß es gewaschen und unbedingt von faulen Stellen befreit werden.

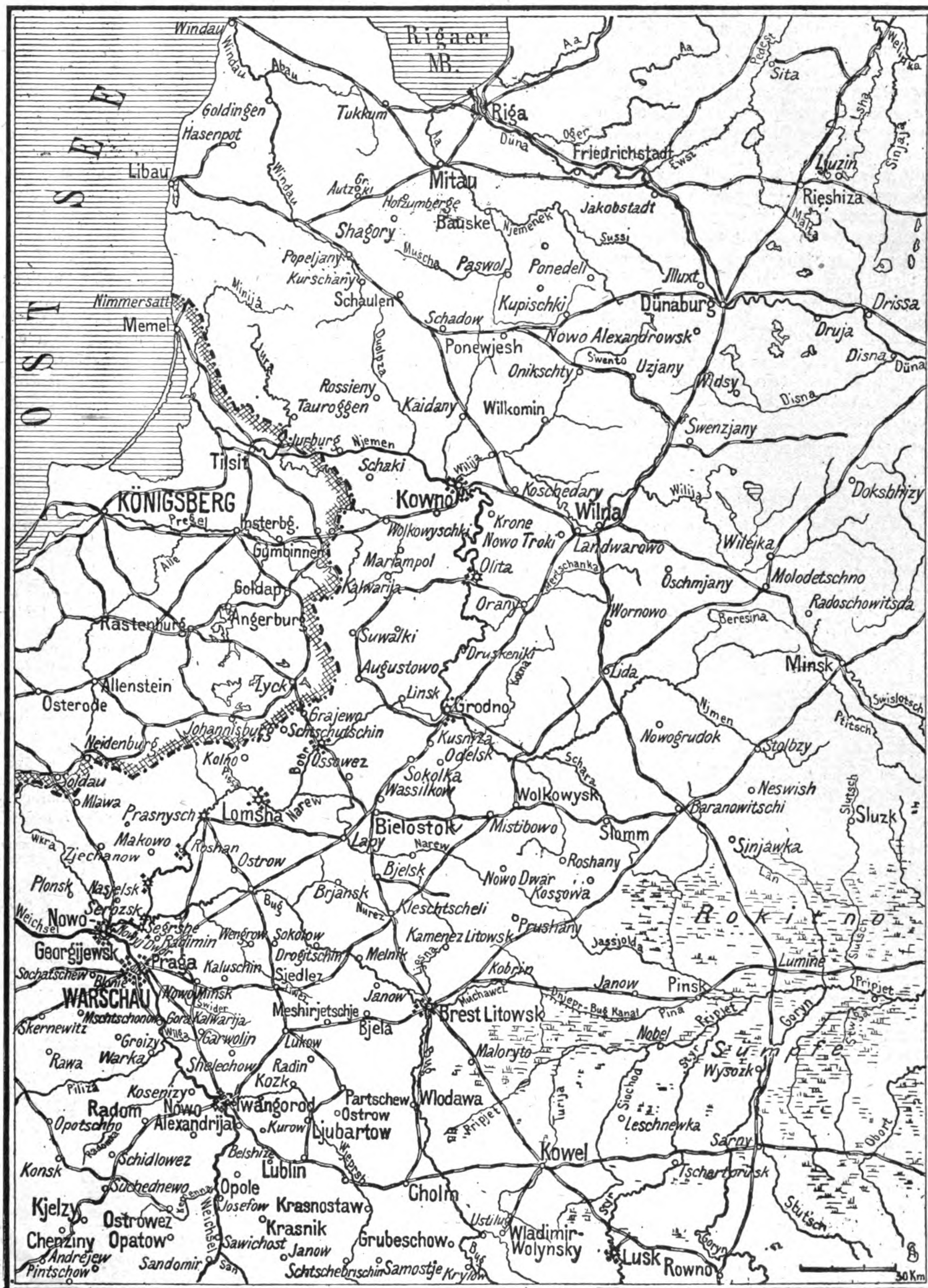
Um Zwetschenbrote herzustellen, gibt man Sommer- oder Herbstzwetschen bzw. Pflaumen in einen großen Kessel mit etwas Wasser und läßt sie leicht aufkochen. Ist dieses geschehen, so treibt man die weichen Pflaumen durch eine kleine Passiermaschine oder drückt den Saft und das Fleisch durch ein passendes Sieb. Das Trennen der Häute und der Steine geschieht schnell, sofern Passiermaschine und Sieb nicht überfüllt werden. Das gewonnene Fruchtmark kann sofort mit Mehl oder Sem-

melkrumen vermischt werden. Letzteres ist am vorteilhaftesten. Hat man viel Zwetschen oder Mirabellen zur Verfügung, kann aber das vorhandene Material nicht sofort für Brote verbacken, so tut man gut, den Brei in hermetisch zu verschließende Steinkrüge oder Dosen zu füllen. Das Zwetschenfleisch hält sich lange Zeit, wenn 1 Liter haltende Dosen oder Krüge etwa 40 Minuten in einem Dampfapparat sterilisiert werden. Die so behandelten Dosen oder Krüge stellt man kühl und kann dann das Obstmark beliebig zum Brotbacken gebrauchen. Eierpflaumen und braunfarbene Pflaumen können zur Hälfte gemischt werden. Man rechnet auf ein Pfund Zwetschenmark zweieinviertel Pfund Weizenmehl. Das Mehl wird innig mit dem Fruchtmark vermischt, so daß ein gut knetbarer Zwetschenbrotteig zustande kommt, aus dem kleine Einpfundbrote zu formen sind. Sind große Posten Zwetschenmark vorhanden, die sofort verbacken werden sollen, so verwendet man auf zwanzig Pfund Zwetschenmark zwanzig Pfund Roggenmehl und zehn Pfund Weizenmehl. Die geformten Brote werden im Hausbackofen, im Küchenherd oder in der Herddörre gebacken. Mirabellenbrote sind besonders schmackhaft, wenn man festfleischige, aromatische, schön gelb gefärbte Früchte ausgesucht hat. Je reifer diese sind, desto mehr Saft enthalten sie. Das gewonnene Mirabellenmark mischt man mit Weizen- oder Roggenmehl in einer Backmulde, und zwar nimmt man auf je zwei Pfund Mark eineinhalb Pfund Weizenmehl und zweieinhalb Pfund Roggenmehl. Mehl und Mirabellenmark werden dann unter Zusatz von Wasser zu einem elastischen Teig gerührt. Der Fruchtbrotteig sowohl für die Zwetschen-, Mirabellen- und auch Kernobstbrote soll nicht zu feucht sein, damit er längere Zeit aufbewahrt werden kann. Mirabellen allein zu Brot verarbeitet geben eine aromatische Fruchtspeise. Nicht minder aber erhält man auch ein sehr schmackhaftes Brot von einem Drittel Mirabellen und zwei Dritteln einer recht fleischigen Zwetsche, beispielsweise der Sorte Anna Schütt. Die Hauptsache ist dann, daß das Fruchtmark innig vermengt wird, damit die verschiedenen Obstsäfte gleichmäßig verarbeitet werden. Will man hintereinander verschiedenartige reine Obstbrote herstellen, so ist die Passiermaschine wie auch das Sieb zum Durchdrücken des Fruchtmarkes jedesmal zu säubern, um den jeweiligen reinen Fruchtgeschmack zu erhalten. Apfelbrote gewinnt man aus Süß- und Saueräpfeln. Erstere bedürfen keines Zuckerzusatzes, während es bei säuerlichen Äpfeln angebracht ist, dem Pfund Teigmasse 80 bis 60 Gramm klaren Zuckers hinzuzusetzen. Die sauberen Äpfel werden für diesen Zweck weich gekocht. Um ein feineres Apfelfruchtbrot herzustellen, entfernt man das Kernhaus der Frucht. Nachdem die weichen Äpfel in einem Holzbottich zerquetscht sind, siebt man die Masse durch, damit Kernhausreste, Stiele usw. ausgeschieden werden. Von Natur weiche Äpfel lassen sich auch auf einer Obstmühle mahlen; das gewonnene Fruchtmark wird ebenso, wie vorhin geschildert, behandelt. In dieser Art vorbereitete Apfelbrote läßt man etwas länger backen als jene, die aus gekochten oder gedämpften Äpfeln hergestellt sind. Man nimmt auf zehn Pfund Fruchtmark acht Pfund Weizenmehl und vier Pfund Roggenmehl. Soll der Apfelgeschmack sehr hervortreten, so rechnet man nur ein halbes Pfund Mehl auf ein Pfund Apfelmark. Da Weizenmehl nicht überall erhältlich ist, kann man für diese Fruchtbrote auch Mehl verwenden, das ohne Brotmarken käuflich ist. In Betracht kommen für unsere Zwecke Reismehl, Maismehl und Tapiokamehl. Sollen diese Mehle gebraucht werden, so sind sie sowohl allein wie auch gemischt gut zu verwerten. Handelt es sich hauptsächlich darum, verschiedene Obstarten haltbar zu verarbeiten, so mischt man z. B. ein Pfund Zwetschenmark mit einem halben Pfund Tapiokamehl, oder man nimmt zu zwei Pfund Waldbrombeerenmark dreiviertel Pfund Tapioka- und Kartoffelwalzmehl. Sind viele Waldbrombeeren im Hochsommer und Herbst zu haben, so können zur Herstellung dieser Brote auch Kartoffelpräparate, mit Roggen- oder Weizenmehl vermischt, verwendet werden. Fruchtbrote, mit Kartoffelpräparaten und Mehl gemischt, bewahre man nicht zu lange Zeit auf. Dagegen halten sich vorbenannte Obstfruchtbrote, auch reines Birnenbrot, mit irgendeinem anderen Backmehl vermengt, trocken lagernd, sehr lange. Im Winter liefern diese gebackenen Brote, in Wasser oder in Milch gelöst, vorzügliche Suppen. Die Brote weichen leicht und besitzen einen schönen Fruchtgeschmack. Auch kann man die Fruchtbrote mahlen und Kompott oder einen dicken Brei herstellen, der zu Fleisch, Kartoffeln oder Gemüse gereicht wird. Soll das Obstbrot hauptsächlich zum Frischgenuß dienen, so legt man den in Frage kommenden Obstteig auf ein leicht angewärmtes Kuchenblech, welches vorher mit Backbutter etwas ausgestrichen ist. Nachdem das Brot gar gebacken ist, wird es in Streifen von 5 Zentimeter Breite und 15 bis 20 Zentimeter Länge geschnitten, die zu verschiedenen Mahlzeiten verwendet werden können. Da in diesem Jahre das Obst in Deutschland eine gute Ernte verspricht, sollten besonders Obstbaumbesitzer diese Art der Obstverwertung ausnützen.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

„Kann sein, daß wir Warschau preisgeben, aber das macht nichts", hatte der russische Kriegsminister in der Eröffnungsitzung der Duma erklärt und jenen schiefen Vergleich mit der Preisgabe Moskaus vor hundert Jahren gezogen, dessen Bedeutungslosigkeit so leicht nachzuweisen ist.

Heute folgen eben unsern kämpfenden Truppen die Wegebauer und Schienenleger auf dem Fuß. Dicht hinter der Front ordnen die technischen Truppen pünktlich den Bahnverkehr und ziehen das Wegenetz der Marsch- und Fahrstraßen bis an die äußersten Stellungen vorwärts. Die Beförderung von Kriegsbedarf, Schlachtvieh und Lebensmitteln kennt heute keine Verzögerung. Schon vor dem Fall Warschaus hatten die deutschen Armierungstruppen die Erntearbeit auf den von den Russen in der Eile verschonten Getreidefeldern zwischen dem Bsura—Rawka-Abschnitt und Warschau angefaßt und Tausende von Morgen Roggen, Weizen, Gerste und Kartoffeln dicht hinter der Front abgeerntet. Im frischeroberten Mitau aß man bereits Brot, das zwei oder drei



Karte des östlichen Kriegschauplatzes.

Tage vorher in Schlesien gebacken war. In Radom kaum eingerückt, wurde sofort deutsches Bier gebraut, so daß Wasser überhaupt nicht getrunken zu werden braucht und die Mannschaften von drohenden Epidemien verschont bleiben — ganz abgesehen von der allgemeinen Versorgung der Feldtruppen mit einem gesundheitförderlichen Getränk. Noch wehten von den deutschen Dächern die Siegesfahnen zur Feier des Falles von Warschau und Iwangorod, da war bereits der neuernannte Polizeipräsident auf dem Wege nach der polnischen Hauptstadt. Und wenn es auch nur eine kleine Nebensache ist, bezeichnend ist auch das, daß in Polen bereits Hundesteuer erhoben wird.

Das alles konnte der Herr Kriegsminister übrigens als Fachmann nicht umhin, anzuerkennen. Er zog aus diesen und anderen Tatsachen in seiner Dumarede die Nutzanwendung: „Sehen Sie, so ist unser Feind! Wir müssen uns sehr zusammennehmen, sonst bleibt er vielleicht Sieger."

Auch der russische Generalstab äußerte sich zur Einnahme Warschaus mit einer Anspielung auf die historisch überlieferte „Rückzugsdefensive" so, als ob es sich um einen freiwilligen, ordnungsmäßig durchgeführten Uferwechsel handle. Dabei hatte seine Heeresleitung nur die Wahl zwischen aussichtsloser offener Feldschlacht oder Preisgabe des polnischen Festungsvierecks und ist einfach überwältigt.

Derselbe Generalstab sagte ferner, Warschau würde deshalb geräumt, um der Stadt die Wirkungen einer Beschießung zu ersparen. Ein schwacher Versuch zur Unterstützung des erfolglosen Liebeswerbens um die Polen seitens des Reichsrats, der von der Freiheit des polnischen Volkes deklamierte, des Volkes, dessen gegenwärtige Generation eine eherne Kette an die Gräber der Vergangenheit und die Wiegen der Zukunft fessele. Wie aufrichtig das gemeint war, beweisen die Granaten, die nach der Einnahme Warschaus in ohnmächtiger Wut von den abziehenden Russen auf die altehrwürdige Polenburg, das Schloß der Herzöge von Masovien, geworfen wurden.

Die große Festungsperre Nowo-Georgiewsk—Warschau—Iwangorod—Brest-Litowsk bildet ein Gefüge so fest, daß unsere Feinde selbst für den äußersten Notfall einen unerschütterlichen Rückhalt im Osten daran zu haben glaubten. Zugleich liegt dort der Angelpunkt des wichtigsten russischen Bahnnetzes. In den letzten Jahrzehnten ist alles daran gewendet worden, diese Eigenschaften zu verstärken.

Es hat großer Tatkraft bedurft und der vollen Hingabe unserer braven Truppen. Nun aber haben wir an dieses System den Hebel angesetzt. Jetzt soll diese starke Aufnahmestellung unseren Zwecken dienen.

Die unbeteiligten Zuschauer im Ausland halten mit der Anerkennung der Bedeutung des Ereignisses nicht zurück und werfen die Frage auf, ob die Zentralmächte, wie sie uns nennen, nun an Rußland das begonnene Werk vollenden oder sich im Osten auf den Stellungskrieg einrichten und dafür im Westen zum Avancieren blasen werden.

Mit dieser Frage mag sich auch die Konferenz beschäftigt haben, zu der England als Chef der Firma seinen westlichen Teilhaber nach Calais eingeladen hat. Die zeitgemäßen Erörterungen, die dort gepflogen wurden, mögen nicht nur dem Ultimoabschluß des vergangenen Kriegsjahres gegolten haben. Da England den Vorsitz führt, wird es Frankreich über den schlechten Stand seiner Milliardeneinlage in Rußland nicht gerade sehr ausführlich das Wort gelassen haben. Es ist anzunehmen, daß der Geist treuer Gemeinschaft sich in England nur so weit regt, als seine Stellung zu beiden Seiten des Kanals in Frage kommt, die ihm der gefällige Kompagnon durch die Einräumung von Calais blind zugestanden hat. Diese Stellung, die von weit größerer Bedeutung ist als Gibraltar und Suez! England, das die Finanzierung und die Propaganda der gesamten Feindseligkeiten gegen Deutschland in der Hand hat, wird zäh daran festhalten, Kräfte zu sammeln und aufzusparen, um sich nach althergebrachter britischer Überlieferung unter jeden Umständen ein gutes Geschäft auf aller Welt Kosten zu sichern.

Zur Zuversicht Frankreichs wird es nicht gerade beitragen, daß gerade jetzt in Flandern unter dem Druck unserer Artillerie südlich Dixmuiden ein Vorstoß stattfand. Ebensowenig, daß die deutschen Erfolge in den Argonnen nicht länger bestritten werden können.

Italien spielt mit andauernder Erfolglosigkeit seine Rolle am Kriegstheater weiter — im Nebensaal, um ein neugeprägtes Schlagwort anzuführen. X.

○ ○ ○

Unsere Feldherren.

Prinz Leopold von Bayern, der Eroberer von Warschau.

Von dem im Armeehauptquartier in jüngster Zeit aufgenommenen Bilde des Prinzen Leopold von Bayern, das wir auf S. 1161 dieses Heftes veröffentlichen, ist in unserem Verlage ein Sonderabdruck als Kunstblatt veröffentlicht. Es erscheint eine Luxus-Ausgabe in Handpressen-Kupferdruck zum Preis von 1 Mark. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftsstellen entgegen. Die früher erschienenen Bildnisse unseres Kaisers in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz, der Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg, des Großherzogs von Hessen, des Herzogs Albrecht von Württemberg, der Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der Feldmarschälle von Hindenburg, von Mackensen und von Bülow, der Generalobersten von Einem und von Heeringen und der Generale von Emmich, von Lochow, von Linsingen, Wichura und Ludendorff sind auch weiterhin erhältlich.



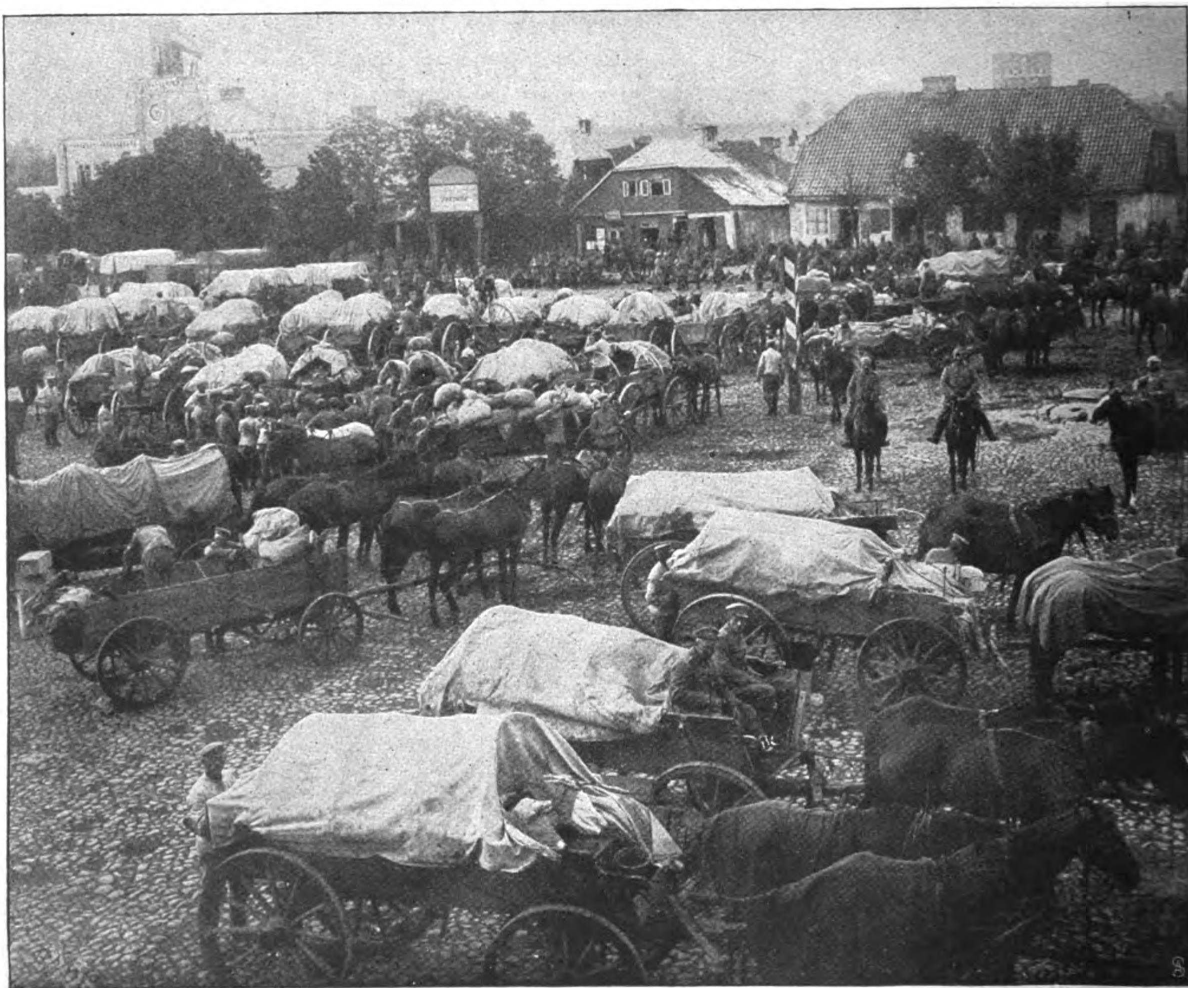
Spezialaufnahme der „Woche".

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern.

Der Eroberer von Warschau.

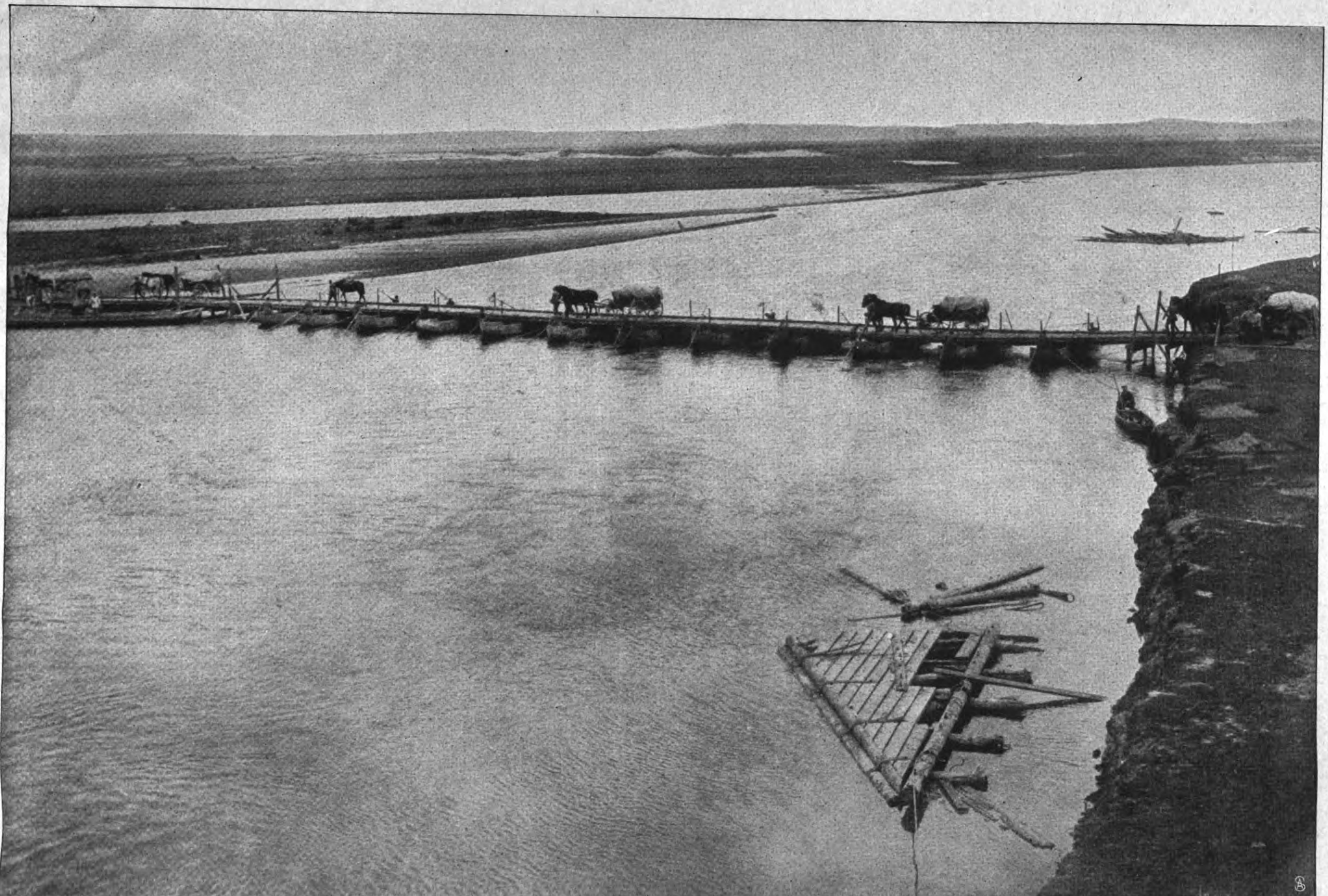


Blick auf den Marktplatz der besetzten Stadt Makow. Hofphot. Kühlewindt.



Deutsche Truppen passieren Cychanow. Im Hintergrund das Rathaus. Hofphot. Kühlewindt.

Der Durchbruch der russischen Narewlinie.



Hofphot. Kühlewindt.

Uebergang über die von den Deutschen erbaute Kriegsbrücke über den Narew.

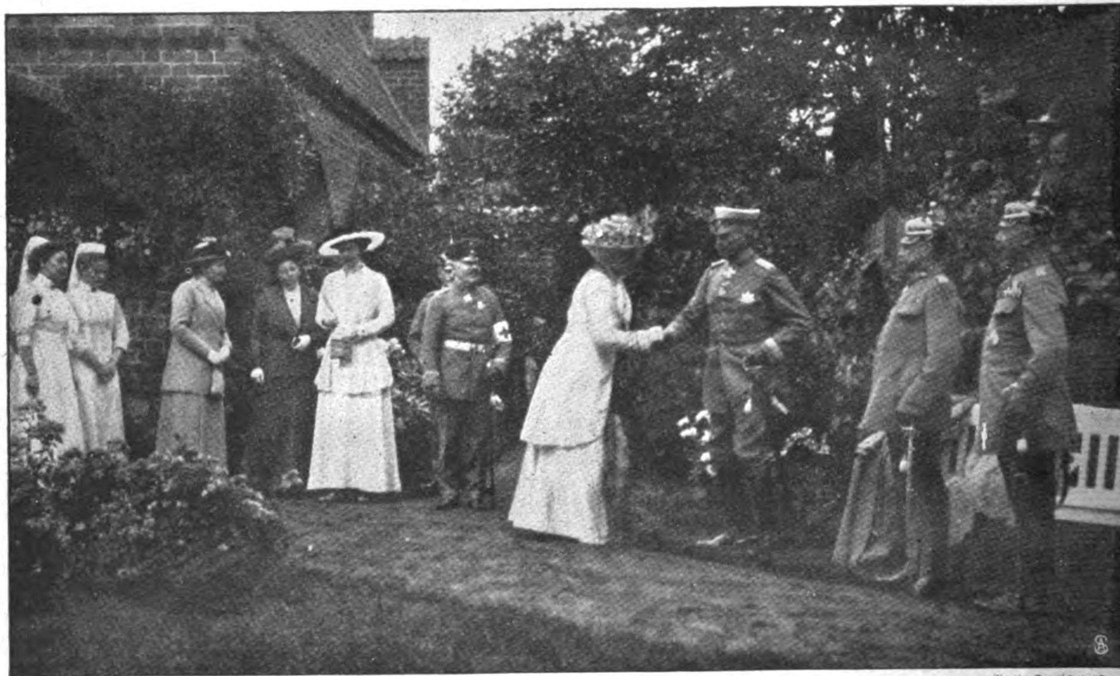
Der Durchbruch der russischen Narewlinie.



Hofphot. Kühlewindt.

Gardeulanen rasten vor der Kaserne der besetzten Stadt Cychanow.

Der Durchbruch der russischen Narewlinie.



Phot. Zenischewsky.

In Allenstein: Die Kaiserin begrüßt Exz. v. Schlieffen.

Kaiserin und Kronprinzessin in Ostpreußen.



Phot. Kiby.

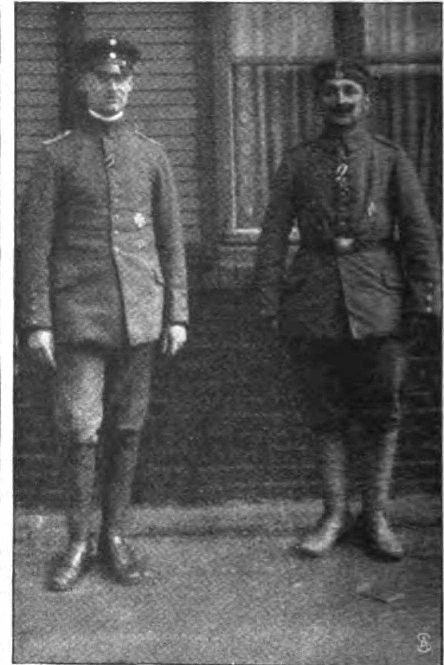
Auf dem Balkon vordere Reihe, von links: Kronprinzessin Cecilie, die Kaiserin, Prinz Joachim.

Kaiserin und Kronprinzessin bei der Aussegnungsfeier im Schloßhof in Königsberg i. Pr.



Phot. M. Rosenb.rg.

General v. Dieffenbach (1) und Major v. Carracciola (2),
beide im Besitz des Eisernen Kreuzes 1. Klasse.
General von Dieffenbach mit seinem Stab.



Phot. Gutschmann.

Leutnant Gebser und sein Bursche Türck,
erhielten gemeinsam
das Eiserne Kreuz 1. Klasse.



Von links: Vizefeldwebel d. R. Kulisch; Leutnant v. Hesler; Oberleutnant Foerster, Hauptmann Drechsel; Hauptmann Blumberg; Leutnant Candert; Vizefeldwebel d. R Hucke; Oberleutnant Surén.

Inhaber des Eisernen Kreuzes 1. Klasse.



Phot. W. Dose.

Helmut von Mücke mit seiner Braut Frl. Carla Finke.

Von der Hochzeit des Kapitänleutnants von Mücke.



Hofphot. Benſemann.

1. Generalleutnant von Ingersleben, Generalpolizeimeiſter von Metz. 2. Polizeipräſident von Bodenſtein. 3. General d. Inf. von Oven, Gouverneur von Metz. 4. Bürgermeiſter von Foret.

Gruppenbild vom Gartenfeſt.



Hofphot. Benſemann.

Die Verwundeten im Pulvergarten.

Ein Gartenfeſt für die Verwundeten in Metz.

Es ging ein Wind zu Tale —

Es ging ein Wind zu Tale,
Schlaftrunken lag das Land,
Da ich zum letzten Male
An deinen Händen stand,

Da von den Zweigen fielen
Die Blätter taub und krank,
Da sterbend von den Stielen
Die letzte Blüte sank.

Vom Winde hergetragen
Ein Schluchzen scholl im Grund,
Da deine Lippen lagen
Auf meinem bangen Mund.

Das Voneinandermüssen
Trank unsrer Worte Glut,
Lag schwer in unsern Küssen
Und rauschte uns im Blut.

Helene Brauer.

Ernte.

Lerchengezwitscher und Frauengelächter
Über dem goldenen Ährenfeld,
Liebliche Mädchen — ein strenger Wächter —
Emsige Mäher — jeder ein Held.

Blitzend schwingen die Sensen im Kreise,
Mädchen bücken sich rosig zur Saat,
Zärtliche Scherze verflattern leise,
Tief auf den Boden gleitet die Mahd

Halm an Halm und Ähren an Ähren,
Niedergeschnitten vom blinkenden Stahl,
Rings in den Lüften ein Rufen und Wehren —
Über dem Boden des Sterbens Qual.

Schwarzblaue Wolken hängen vom Himmel,
Schräg blickt die Sonne vor dunkler Wand,
Lerchengezwitscher und Mädchengetümmel —
Erntesegen über dem Land.

Maria Stona.

Auf Feldwache in Feindesland.

Hierzu 8 Aufnahmen von Paul Wagner.

Die ruhmreiche Geschichte unserer Tage erzählt meist nur von den Helden, die in mutigem Sturm den Feind bezwungen, die Mann gegen Mann kämpften und siegten und aller Uebermacht zum Trotz neue Erfolge an unsere Fahnen hefteten.

Auch von kühnen Fliegern, schneidigen Patrouillenführern ist viel die Rede, selten aber hört man etwas von den Braven, die auf einsamer Wacht vor dem Feind stehen und den nervenaufreibenden Sicherungsdienst versehen. Ihnen sollen diese Zeilen gewidmet sein.

Solange es eine Kriegführung gibt, hat der Wachtdienst eine hervorragende Rolle gespielt. In früherer Zeit zwar beschränkte er sich auf primitive Formen, indem die nachts lagernden kriegerischen Stämme besonders gewandte Leute als Horcher und Späher vorsandten.

Mit der Vergrößerung und strafferen Organisation der Heere aber erhielt auch der Sicherungsdienst andere Formen und wurde allmählich nach ganz bestimmten Grundsätzen entwickelt.

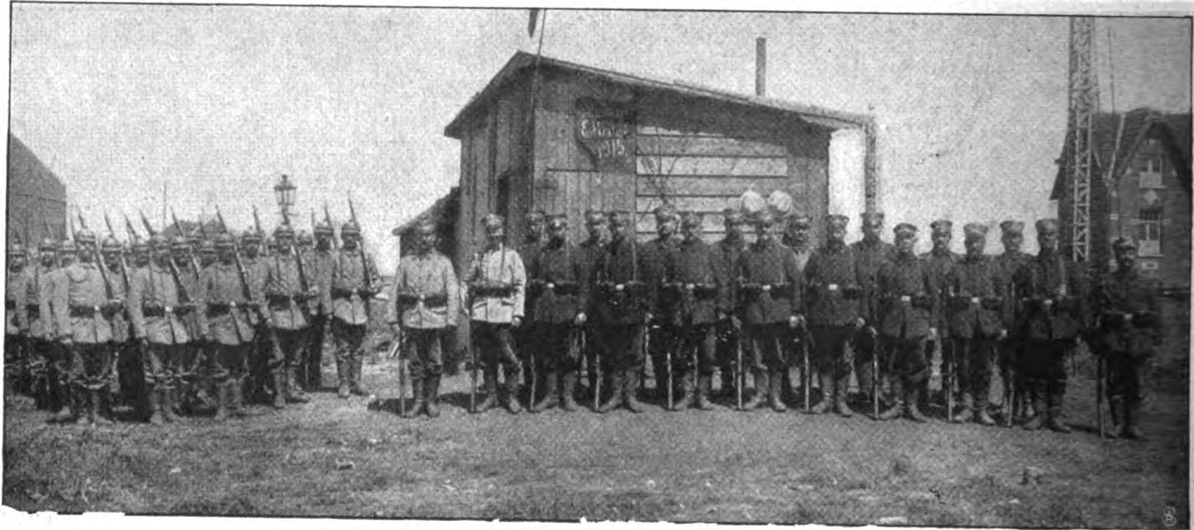
Wie außerordentlich wichtig für die gesamte Feldzugsleitung der „Wachtdienst" ist, geht schon daraus hervor, daß für Nachlässigkeiten oder gar grobe Verstöße besonders schwere Strafen vorgesehen sind. Die Sicherung der ruhenden Truppen oder die Ueberwachung eines besetzten feindlichen Landes erfordert oft sehr erhebliche Kräfte, und auf den Schultern der mit der Aufstellung der Wachen betrauten Offiziere lastet eine schwere Verantwortung.

In dem jetzigen Kriege hat besonders der Wachtdienst in Belgien, in Frankreich und Rußland ganze Korps notwendig gemacht, und selbstverständlich wurden zu diesem Dienste hauptsächlich Soldaten der älteren Jahrgänge herangezogen.

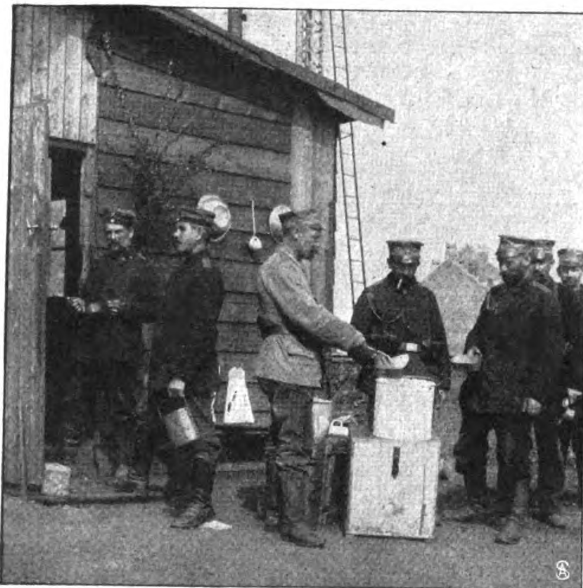
Ueberall an wichtigen Punkten der Städte, an den Bahnlinien, an Tunneln und Ueberführungen stellte man Wachen aus, die für die Sicherheit sorgen. Auf unseren Bildern sehen wir unsere braven Soldaten bei all den verschiedenen Dienstverrichtungen, die der Wachtdienst mit sich bringt. Ist er auch an sich sehr wichtig, verantwortungsvoll und auch anstrengend, so stellt er doch an die Marschleistungen keine hohen Anforderungen, so daß ihn sogar ein alter Landsturmmann versehen kann, der vierzig Kilometer Landstraße wohl nicht mehr gewachsen wäre. Aber mit dem Ernst des Dienstes wechseln heitere Stunden der Erholung, so daß das Leben auf Posten auch seine romantischen Seiten hat.

Am schlimmsten sind allerdings die Wachtmannschaften daran, die — sagen wir nach einer siegreichen Schlacht — schnell für die Nacht ausgestellt werden, um der eignen erschöpften Truppe Sicherung zu gewähren. Da fehlt es denn meist an der Zeit, irgendwelche Vorbereitungen zur Unterkunft zu treffen, und oft stehen die Kämpfer auf freiem Felde, allen Unbilden der Witterung preisgegeben. Dank diesen Helden, die dann, mit der Ermattung ringend, ausharren in eisernem Willen, ihre Pflicht zu tun!

Ist aber die Besetzung bestimmter Punkte für längere Zeit vorgesehen, wie es im Stellungskrieg häufig ist oder bei Besetzung feindlichen Landes, dann sorgen geschickte, fleißige Hände dafür, den Aufenthalt, so rasch es geht, erträglich zu machen. An Stelle der Zelte, die über die erste Verlegenheit hinweghelfen



Ablösung.



Das Mittagessen wird ausgeteilt.



„Frühmorgens, wenn die Hähne krähn".

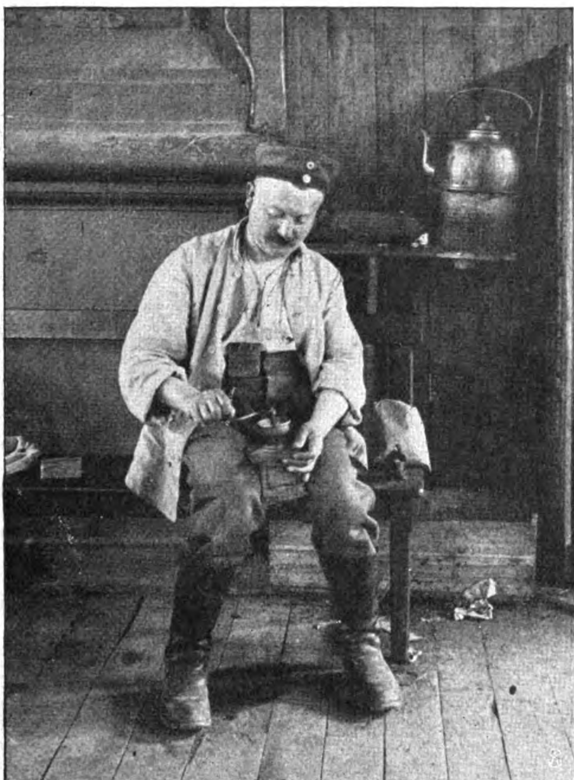


Vor dem Wachtlokal.

müssen, treten bald Unterstände oder gar wohnliche Baracken mit dem entsprechenden „Feldluxus".

Man hat nach den Mühen des Dienstes Gelegenheit, sich zu waschen, man kann unter Dach und Fach ausschlafen, und ein besonders feierlicher Augenblick ist es, wenn das sorgsam vorbereitete Essen verteilt wird. Sind aber die Verpflegungsbedingungen ausnahmsweise günstig, wie bei den weit hinter der Front, z. B. in Belgien stehenden Truppen, so wird das Wachtlokal vorübergehend zum gemütlichen Kasino, wo man sich mit Genuß der Vertilgung einer echten „Maß" hingeben kann.

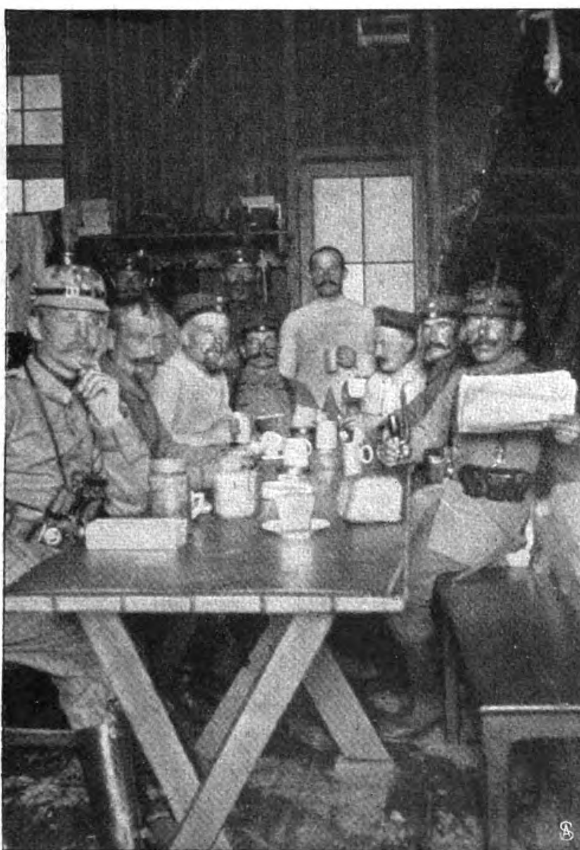
Die Bitte, nicht nur materielle Liebesgaben ins Feld zu senden, sondern auch Zeitungen und gute



Das „Mädchen für Alles“ beim Kaffeemahlen.



Der Eisschrank und sein Erbauer.



In der Wachtstube.



Der Schlafsaal.

Bücher, ist grade im Hinblick auf die im Wachtdienst stehenden Truppen besonders dringlich. Hier kann passende Lektüre über manche langsam dahinschleichende Stunde hinweghelfen und den Geist der Soldaten vom blutigen Kriegschauplatz ablenken und freundlicherer Gefilden zuführen.

Ein so erquickter Mann kehrt dann doppelt gern wieder zur Pflicht zurück. Darum: Gedenkt in der Heimat nicht nur der Kämpfer im offnen Felde oder im Schützengraben, sondern auch derer, die auf Feldwache und Posten stehen, und laßt sie nicht Mangel leiden an guter geistiger Kost. X



Franzose.



Schottländer.



Russischer Jude.



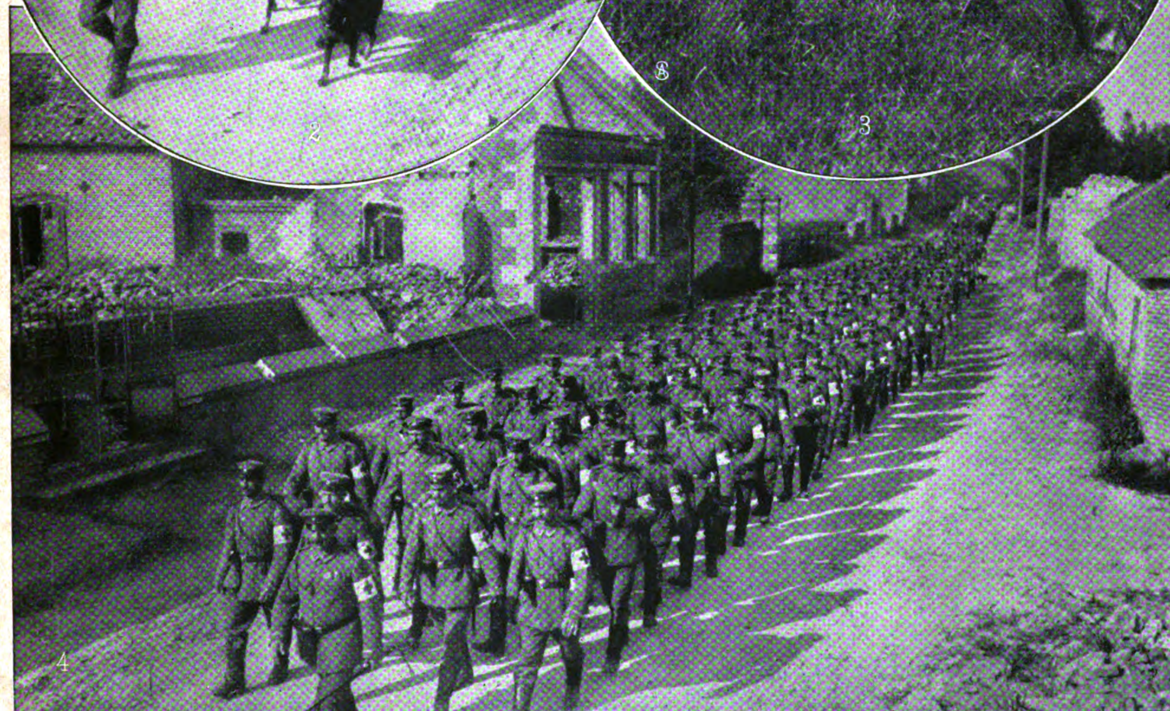
Russischer Infanterist.

Typen aus einem Gefangenenlager. Zeichnungen von Jos. Pieper.







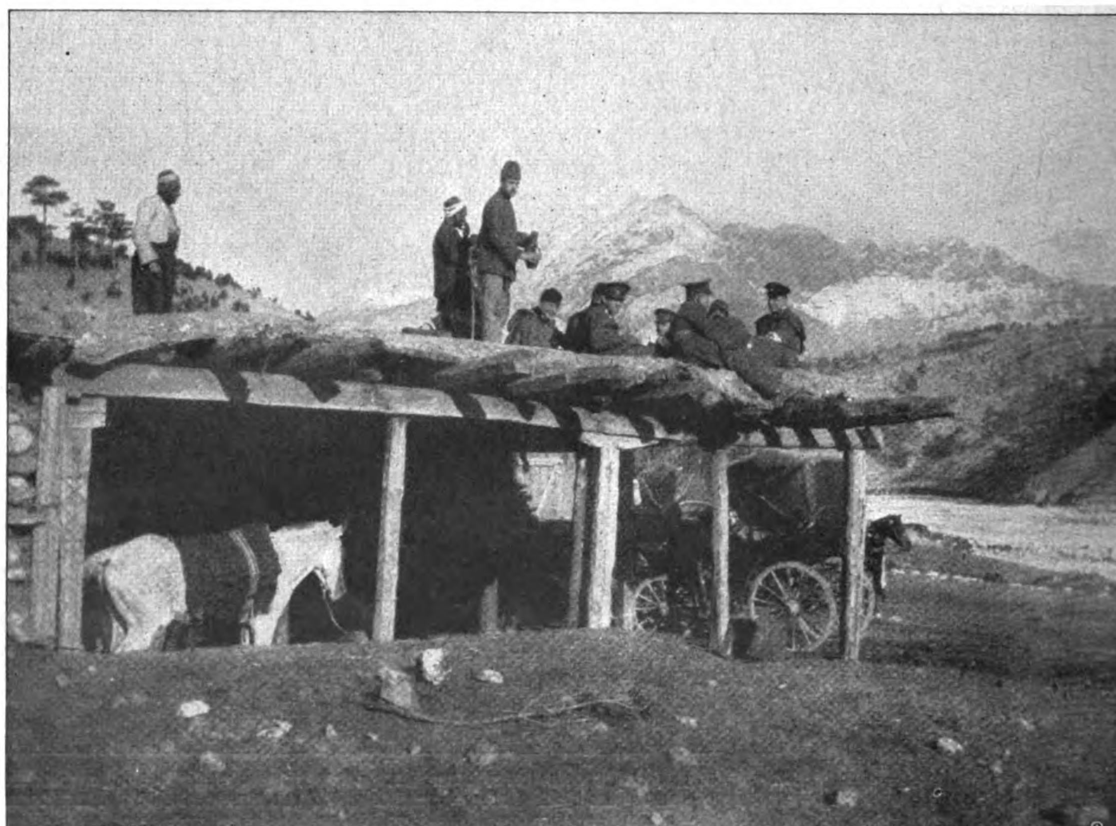


1. Schwärmen der Sanitäter auf dem Schlachtfeld nach dem Gefecht auf der Suche nach Verwundeten. 2. Sanitätsmannschaften mit ihren Hunden auf dem Wege zum Schlachtfeld. 3. Der Sanitätshundführer nimmt von dem Sanitätshund den bei dem Verwundeten aufgefundenen Gegenstand in Empfang. 4. Sanitätskompagnie passiert einen zerschossenen Ort auf dem Wege zur Front. (Phot. Gebr. Haeckel.)

Vom westlichen Kriegschauplatz: Unsere Sanitätsmannschaften im Felde.



Johanniterritter Reichsgraf Fritz v. Hochberg (×) auf der Reise durch Kleinasien nach dem südlichen türkischen Kriegschauplatz.



Rast eines deutschen Lazarettrupps auf dem Dach eines Chans im Taurus.

Deutsche Samariterhilfe in der Türkei.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

12 Fortsetzung.

Trotz seines Ärgers mußte Stürkens lachen. Er las selbst, denn er konnte sich gar nicht denken, daß dieser Vorschlag ernst gemeint sein sollte, und fand eine sarkastische Randbemerkung: „Danach könnte die Flotte wohl auch in der Lüneburger Heide liegen."

„Es wird einmal anders werden", sagte er.

Clifford legte die Mappe zurück.

„Es ist möglich", sagte er. „Aber dann werden wir nicht mehr gutmütig zusehen. Jetzt ist es ein ausgezeichnetes Vergnügen, die ‚Times' zu lesen, wie sie von den ‚lunatic professors' in Frankfurt berichtet, die eine Kriegsflotte gründen wollen. Es ist wirklich ein Spaß, Mr. Stürkens" —

„Wenn wir Erfahrung gesammelt haben", Stürkens Gesicht war rot, erregt.

„Gewiß, Mr. Stürkens. Aber nun wünschen Sie von uns unsere Erfahrungen. Aber glauben Sie mir, es ist nicht die mangelnde Erfahrung, an der die Flotte scheitern wird, sondern die merkwürdige Reichsgewalt, die Sie sich geschaffen haben, und die keine Nation verstehen kann. Mit wem verhandelt man? Mit den Professoren oder dem König von Preußen oder Österreich? Und wer befiehlt? Die Regierungen oder die Professoren? Hier, Mr. Stürkens, lesen Sie den merkwürdigen Artikel — kein Geld für die deutsche Flotte. Österreich, Sachsen, Kurhessen und Luxemburg-Limburg weigern Zahlung." Er nahm ein Zeitungsblatt, um die Zahlen zu lesen. „Es ist bestimmt worden, daß sechs Millionen Taler für die Flottengründung verausgabt werden. Aber man muß jetzt schon damit rechnen, daß nicht die Hälfte gezahlt wird. Mit vier Millionen Talern ist keine Kriegsmarine zu gründen. Wenn die Deutschen es doch tun, haben sie viel Mut und viel Illusionen."

Stürkens kannte den Artikel. In den Waffenfabriken hatte man ihn gefragt, ob man wegen der Zahlung Sicherheit habe.

„Sie wissen, Mr. Clifford," sagte er, „daß die jetzige Gründung nur ein Notbehelf ist. Aus ihr soll die künftige Flotte hervorgehen, wie sie einmal des deutschen Reiches würdig sein wird."

Mr. Clifford steckte seine Pfeife wieder in Brand, trank Whisky und griff nach den neuesten Kohlenpreisen. „Gewiß, Mr. Stürkens", sagte er.

Das war das Wunderbare: Peter Stürkens empfand keine Entmutigung. Er hatte der Marinegründung so lange mißtrauisch und wenig freundlich gegenübergestanden, als er die deutsche Flotte im Hamburger Hafen gesehen. Es kränkte den Seemann in ihm, daß eine in seinen Augen lächerliche Gründung den Spott und den Hohn der fremden Seeleute hervorrufen konnte. Es hatte ihm das Blut in die Schläfen getrieben, als er die Grimassen der Dänen, das Gelächter der Engländer beobachtet, die am Grasbrook vorüberkamen und auf die deutschen Kriegschiffe wiesen, die so kläglich vor Anker lagen. Und der Hamburger Reeder Gleichgültigkeit gegenüber dem Werk, das sie doch im Frühjahr mit so großer Begeisterung ins Leben gerufen, erfüllte ihn mit Entrüstung. Er, der die englische Marine kannte, hatte offen gesagt, daß er die Deutschen für eine Kriegsflotte nicht reif hielt. Hatte ihre unfruchtbare Begeisterung kindisch und lächerlich genannt. Mit Liedern und Hurrarufen hatten Tausende von Menschen ihren Patriotismus zu bekräftigen geglaubt, und nicht eine einzige Tat war geboren. Mit Tellern und Sammelbüchsen war man von Stadt zu Stadt gelaufen; ein Volk von 40 Millionen Seelen hatte mit all seinen Aufrufen, seinen Basaren und Lotterien an freiwilligen Beiträgen etwa 90,000 Taler zusammengebracht. Das war des deutschen Volkes unwürdig. Es hatte ihm die Schamröte ins Gesicht getrieben, als nach einem Essen im Hotel de l'Europe für die Flotte gesammelt wurde und zwei Herren aus Harburg eine Beteiligung kühl ablehnten: „Wir sind Fremde." Und noch immer konnte er Duckwitz nicht verzeihen, daß er einem Engländer mehr getraut als ihm, dem Deutschen. Aber die Schiffe liebte er. Seitdem die beiden starken, gutgebauten Schiffe dem deutschen Reich gehörten, war eine Zuneigung zu ihnen erwacht, über die er lächelte, und die er doch nicht abschütteln konnte. Viel öfter, als es nötig war, ging er auf die Werft, beobachtete die fortschreitende Arbeit, untersuchte die Kessel, kroch in den Gängen umher, klopfte und stellte Messungen an, trieb zur Eile an und war verstimmt, daß man nicht schneller vorwärts kam. Stundenlang war er Sonntags, wenn die Arbeit ruhte, auf der Werft; seine Augen leuchteten, wenn er die Dampfer betrachtete. Berühmt waren die Schiffe der Cunard-Linie, und er als Sachverständiger erkannte wohl, welchen guten Kauf man gemacht. Da war die „Britannia" von 450 Pferdekräften, hatte 180 bis 200 Fuß Länge, 35 bis 40 Fuß Breite! War so stark und stattlich gebaut! Eine Freude war es, ihre Kessel, ihre Maschinen zu sehen, die ungeheuren Zylinder, deren Durchmesser 72 Zoll betrug! Wie ein Riese mußte das Schiff auf dem Meer wirken! 45 Fuß war sein Räderkasten über der Wasserfläche, der turmartige Rauchfang hatte 60 Fuß Höhe bei einem Umfang von 25! 99mal hatte das Schiff seit seiner Erbauung im Jahre 1840 den Ozean durchkreuzt, denn ihm hatte der Postdienst zwischen Liverpool und Neuyork obgelegen; sein Körper, aus Tiek-, Eichen- und Mahagoniholz erbaut, hatte nichts an Zuverlässigkeit verloren, und seine Schnelligkeit von 10—11 Knoten bewies die Kraft seiner Maschine. Durch Spantenverstärkung und

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Verdopplung der Querbalken war das Oberdeck für eine Batterie tragfähig hergestellt, und dem Kenner lachte das Herz, wenn er die Eleganz des Maschinenhauses sah. Und fast so war die „Arkadia", das Schwesterschiff. Welch ein Genuß, diese Schiffe das Wasser durchfurchen zu sehen! Sie waren den Dänen in jeder Beziehung ebenbürtig! Würden ihnen gefährliche Gegner werden! Ihre Schonertakelage mit den mächtigen Vor- und Schratsegeln, deren sie sich bei Seitenwind bedienten, würde sie wie Schwäne über die Wogen gleiten lassen.

Peter Stürkens sah die Schiffe an, und sein Herz klopfte schneller. Manchmal war ihm, als sei sein Schicksal mit dem ihren verknüpft. Eins von ihnen sollte ihn an die deutsche Küste bringen. Er malte sich aus, daß er an Bord war und die Einfahrt zur Wesermündung beobachtete. Er malte sich aus, daß die Frau, die in dem düsteren Hause am Hamburger Flet lebte, von seiner Ankunft erfuhr und vielleicht am Hafen war, um ihn zu erwarten. Er malte sich aus, wie ihre gelben Augen mit den dunklen Reflexen suchend über das Schiff glitten, wie sie prüfend die Hand hob, wie sie trippelnd vorwärtslief.

„Stopp," sagte er, wenn er so weit war, und eine Blutwelle stieg zu seinen Schläfen; rasch strich er mit der Hand über die Augen und wandte den Schiffen den Rücken. Aber sein Antlitz behielt den Ausdruck jener tiefen Freude, die es wie von innen heraus verklärte, und um seine Lippen spielte ein Lächeln. In solcher Stimmung schrieb er lange Briefe an sie, die niemals abgeschickt wurden. Er schrieb ihr, daß er sie nicht wiedersehen dürfe, als bis ihre Scheidung ausgesprochen sei; daß ihn nichts so glücklich mache als das Bewußtsein, daß sie in dieser schweren Zeit in seinem Hause sei, und daß die Sehnsucht nach ihr ein köstliches Glück ihn dünke. Er schrieb ihr, wie dankbar er dem Schicksal war, daß es ihm harte Arbeit auferlegte in einer Zeit, da es ihn mit tausend Armen zu ihr zog; wie über alle Maßen glücklich er war, daß ernste Pflichten ihm die Heimkehr verboten. Wie hätte er mit der geliebten Frau unter einem Dach leben können, ohne daß ihr Ruf litt? Wie hätte er sie täglich sehen können, ohne ihr zu sagen, was sie ihm war! So aber blieb sie die Heilige für ihn und die Welt. Erst wenn sie eines Tages frei sein würde, wollte er sein Schicksal in ihre geliebten, kleinen Hände legen. Wenn sie frei war, sollte sie wissen, daß sie seine Königin war, daß die Sonne, die von ihr ausging, ihn ganz erfüllte und einen neuen Menschen aus ihm gemacht hatte.

Nein, er schickte die Briefe nicht ab. Aber wenn er sie schrieb, meinte er, Feierstunden seines Lebens zu genießen. Vor einem Altar opferte er; sah mit Augen, deren tiefer Glanz seiner Seele Seligkeit offenbarte, auf die heilige Flamme, die er entfachte, und betete Gott in seinem süßesten Wunder an.

Aber die Flamme erlosch, wenn Mr. Clifford ihm seine Ansichten über die deutsche Flotte auseinandersetzte.

„Ein Volk von Denkern ist nicht für Seemacht geschaffen. Wir bewundern an ihnen ihre Kenntnisse, manchmal ihre Sitten; ihre Bildungsanstalten sind prächtig, nirgends wird so viel gesungen wie in Deutschland, man sagt, in der ganzen Welt gibt es nicht so viel Sentimentalität und Gemüt wie am Rhein, und es gibt immer noch Menschen, die behaupten, Blücher war größer als Wellington. Ist das nicht genug? Sie haben Humboldt, und sein Ruhm erfüllt die Welt. Ist sein Kosmos nicht mehr wert als ein Königreich? Und ich hörte, daß es nichts so Wunderbares gibt wie einen preußischen Leutnant oder eine alte Ruine am Rhein. Ist es da nötig, noch eine Kriegsmarine zu haben, von der Sie nichts verstehen? Es ist ein falscher Ehrgeiz des deutschen Volkes, der es viel Geld kosten wird."

„Wenn der Anfang erst gemacht ist", sagte Stürkens.

„Gewiß", sagte Clifford ernst.

„Und ich bin sicher, daß die Cunard-Schiffe ausfahren werden."

Clifford neigte lächelnd den Kopf.

„Und Sie wissen nicht," sagte Stürkens und reckte sich hoch auf, „wie zähe der Deutsche ist, wenn er einen einmal gefaßten Plan durchsetzen will. Wenn wir etwas wollen, tun wir's auch."

„Viel Glück", sagte Clifford und schüttelte ihm zum Abschied herzlich die Hand.

* * *

Auf einmal kam Befehl von Frankfurt, daß die Schiffe sofort abfahren sollten. Die Arbeiten waren einzustellen. Die Zimmerleute in Bremerhaven waren angewiesen, sie zu vollenden. Die Ingenieure zuckten gleichmütig die Achseln. Zwei Monate würde man wohl noch mit all den Verbesserungen und Verstärkungen zu tun haben. Aber vielleicht war eine überraschende Ausfahrt das einzige Mittel, die Schiffe überhaupt aus dem Hafen zu bringen. Einige wollten mit an die deutsche Küste. Das günstige Angebot, das die Marineverwaltung ihnen gemacht, schmeichelte dem englischen Stolz, und immer noch hatte deutsches Geld guten Klang. Sie standen ruhig auf der Werft und beobachteten die Arbeiter, die schreiend, lärmend, lachend mit den Werkzeugen über den Schultern oder in den Händen der Eile spotteten, mit der die Deutschen plötzlich ihre Schiffe haben wollten. Sie hatten auch gesehen, wie ein Däne davongestürzt war, jedenfalls, um den Konsul zu benachrichtigen, und beobachteten jetzt die Direktoren der Cunard-Linie, die die Schiffe vor der Ausfahrt noch einer gründlichen Besichtigung unterwerfen wollten. Wie stolz und sicher sie kamen, die Herren Direktoren. Sie sprachen leise miteinander. Einige lachten. Seitdem sie in geschäftlichen Beziehungen zu der deutschen Marine standen, hielten sie die Hamburger Marinezeitung, die ihnen viel Vergnügen bereitete. Der Redakteur hatte eine ganz besondere Art, Drohungen auszustoßen. „Es ist sicher," schrieb er, „daß von nun an Deutschlands Handel nicht mehr ungeschützt ist. Das tapfere, seegewohnte Volk der Küsten bedarf nur des Anführers. Mögen die Dänen sich hüten! Vielleicht rechnen sie auch jetzt noch auf die Uneinigkeit Deutschlands! Aber diesmal dürften sie sich irren."

„Wie stolz sie sind", sagt einer. Und ein junger Sekretär unterdrückte nur mühsam ein helles Lachen.

„Und wie sie aus der Schule sprechen!“ sagte ein anderer und wies lächelnd auf einen Artikel, der der technischen Kommission bittere Vorwürfe machte. Der amerikanische Kommodore Parker sollte gesagt haben, daß es für ihn und seine Kameraden unmöglich sei, zu dieser Kommission in dienstliche Beziehung zu treten, weil sie bis auf wenige Ausnahmen aus Mitgliedern bestände, die vom Seewesen nichts verstehen und trotzdem einen bureaukratischen Dünkel zeigen, an dem alle Versuche, sie eines Besseren zu belehren, scheitern.

„Aber die Kommission hat sich aufgelöst,“ sagte Clifford, „Prinz Adalbert wird sich jetzt mit der preußischen Marine beschäftigen. Er scheint doch an der deutschen die Freude verloren zu haben. Die Mannschaften werden bei Rügen für Kanonenboote eingeübt.“

Die Ingenieure schlossen sich ihnen bei ihrem Rundgang an. Überall wurde noch gehämmert, gesägt, genietet; die Leute putzten die Messing- und Eisenteile, ölten die Maschine. Mit ungeheurem Lärm wurden Kohlen in den Kohlenraum entladen. Krane kreischten, grelle Pfiffe zerrissen die Luft; Maschinisten mit geschwärzten Gesichtern, mit öligen Jacken hantierten an den großen Zylindern, hockten auf den Kolben, krochen im Maschinenhaus umher, untersuchten Schrauben, ölten und putzten die großen Schwungräder. Manchmal riefen sie sich lustige Worte zu; grinsten und lachten — wie Teufel sahen sie aus.

Es wimmelte von Menschen am Hafen. Um jeden Verdacht zu entkräften, sollte nur ein Teil der Geschütze auf die Schiffe kommen. Aber alles, was zur Armierung gehörte, Lafetten, Kugeln, Geschütze, Handwaffen und Munition, sollte ein großer Segler an die deutsche Küste bringen. Tag und Nacht hatte Peter Stürkens gearbeitet, um die Lieferungen rechtzeitig und vor allem in mustergültiger Ordnung an Bord bringen zu lassen. Jedes Stück hatte sein Zeichen, jede Kiste trug den Namen des Schiffes, zu dem sie gehörte. Niemals hatte er sich beim Laden eines Schiffes beteiligt. Er wußte, daß die Stauer es nicht liebten, wenn die Reeder sich um ihre Arbeit kümmern. Aber bei diesen Schiffen schien ihm äußerste Vorsicht geboten. Er hörte, wie die Ingenieure ihre Meinungen tauschten, wie sie wünschten, daß die beiden deutschen Schiffe endlich Liverpool verlassen möchten, damit man von der wachsenden Nervosität erlöst würde! Er hörte ihre kräftigen Flüche und ihre wenig freundlichen Wünsche. Er fühlte die Feindseligkeit der Arbeiter, trotzdem gerade sie gewöhnt waren, Hamburger als Engländer anzusehen; er empfand ihre steigende Erregung, wenn sie davon sprachen, daß ihre schönen englischen Schiffe nun deutsche Schiffe werden sollten. Alle auf der Werft wußten, daß Namensbretter angefertigt worden waren; in goldenen Buchstaben zeigten sie die neuen Namen, die die deutsche Marineverwaltung für sie bestimmt hatte. „Barbarossa“ hieß fortan die „Britannia“. Und „Erzherzog Johann“ das Schwesterschiff. Die „Times“ hatten sofort gesagt, daß ihr die Namen als böse Omen gälten. Aber Stürkens lachte. Neidisch und boshaft waren die „Times“. Es war die wachsende Eifersucht, die sie so böse Worte für die deutsche Marine finden ließen.

Und er arbeitete, als wäre er selbst ein Stauer. Ordnete mit lauter Stimme an. Fand immer neue Wege, die Leute zur Eile anzufeuern. Faßte selbst an in zornigem Eifer. Hatte harte Worte für Saumselige. Kapitän Tomkins, der den Segler an die deutsche Küste bringen sollte, lehnte am Fockmast, rauchte seine Pfeife und tat, als gehe ihn die ganze Ladung nichts an. Wenn der Herr sich darum kümmerte — wenn der Herr alles besser wußte als der Kapitän — gut. Wenn das die neue Mode in Hamburg war, Schiffe zu laden, war das nicht nach seiner Art. Er war Kapitän Tomkins; und Mr. Stürkens war Deutscher!

Und mit unerschütterlicher Ruhe sah er in das Gewühl; hörte er gleichmütig auf den immer wilderen Lärm am Hafen; sah er Stürkens' hohe Gestalt auftauchen und verschwinden; sah er die Haufen von Gütern, die alle verstaut werden sollten. Wie wichtig Mr. Stürkens hinter den riesigen Trägern herschritt, die die großen Kisten an Bord brachten. Er hatte keine Ahnung, daß sie Munition enthielten. Aber er dachte, wenn Goldstaub darin wäre, könnte der Herr auch nicht besorgter sein. Manchmal klirrte es in großen Kasten — das waren die Enterbeile und Piken. Die Männer keuchten unter der Last der Körbe — mit Kugeln waren sie gefüllt. Geschützrohre wurden herbeigeschleppt, Lafetten wurden gebracht — Platz da! — und unsanft wurden lästige Zuschauer zur Seite gedrängt! Rücksichtslos wurde umgerissen, wer sich in den Weg stellte.

Mit dem langen Verzeichnis in der Hand stand Peter Stürkens unter den Leuten. Knapp und kurz waren seine Befehle. Die grauen, scharfen Augen schienen alles zu sehen. Sie schweiften zu Kapitän Tomkins, der so ruhig seine Pfeife rauchte. Sie musterten die Mannschaften, die faul und träge umherstanden; sie verfolgten die englischen Zollbeamten, die diesmal ihren Dienst nicht zu kennen schienen. Eine eiserne Ruhe schien von ihm auszugehen, und doch hämmerte das Herz in seiner Brust. Ihm war, als sei er verantwortlich, daß der Segler mit seiner Ladung glücklich die deutsche Küste erreichte.

Und die fieberhafte Tätigkeit hielt auch auf den Werften an. Der Befehl war so überraschend gekommen, daß man alle Anordnungen überstürzen mußte. Die Direktoren der Cunard-Linie hatten damit gerechnet, daß die Schiffe nicht vor dem 15. März ausfahren würden. Und nun kam der Befehl am letzten Februartage. Es mußte für Mannschaften gesorgt werden, man mußte den deutschen Minister verständigen, daß sein Vorschlag, deutsche Seeleute mit der Herüberbringung zu betrauen, untunlich war. Noch hatten die dänischen Behörden nicht eingegriffen; aber sicherlich mußte ihr Verdacht rege werden, wenn deutsche Seeleute eintrafen, um englische Schiffe zu führen! Und wäre es nicht eine Beleidigung der englischen Nation, wenn man ihren tüchtigen Leuten nicht vertrauen könnte. Gibt es tüchtigere Seeleute? Lernen nicht alle Nationen von ihnen? Und sind englische Lotsen weniger zuverlässig als deutsche Lotsen?

„Mitte März werden die Schiffe auf der Weser sein“, sagte Mr. Clifford.

Stürkens ging unruhig in dem behaglichen Kontor auf und ab.

„Und Kapitän Brommy reist schon in diesen Tagen nach Bremerhaven", fuhr der Engländer fort.

Stürkens achtete nicht darauf. „Wenn wir wenigstens einen deutschen Führer hätten."

Das war der Wunsch, an dem er hartnäckig festhielt, und der Mr. Clifford bedenklich schien. „Es wäre eine Beleidigung gegen englische Seeleute", sagte er. „Die ‚Times' schreiben, daß das ganze deutsche Volk der englischen Nation dankbar sein muß für diese Schiffe."

Stürkens blieb stehen. Seine tiefliegenden Augen hatten einen fieberhaften Glanz.

„Ich wünschte, Mr. Clifford, wir hätten die Schiffe auf der Weser."

„Sie sind gut versichert."

Stürkens sah ihn an, nickte mit einem gezwungenen Lächeln und eilte trotz des späten Abends wieder auf die Werft.

An einem unfreundlichen Tage stach der Segler mit dreitausend Armierungsgegenständen in See, und Kapitän Tomkins, der von großer Sensitivität war, ging sofort in seine Kabine, um die unangenehmen Eindrücke der letzten Tage in altem Whisky oder Gin zu ersticken. Er hatte keinen Blick für den Deutschen gehabt, der ihm äußerste Vorsicht empfohlen hatte — ein englischer Kapitän ist immer vorsichtig! Und er hatte keinen Dank gehabt für den heißen Wunsch zu glücklicher Ankunft — ein englischer Kapitän hat immer eine glückliche Ankunft. Er war voll Groll gegen diesen Hamburger, der ihm in einer Stunde mehr Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte als seine Gesellschaft in all den Jahren, in denen er bei ihr in Dienst stand. Und in tiefem Groll übersah er, daß auch der Steuermann und der Bootsmann ihre erregten Gemüter beruhigen mußten. Die ganze Nacht herrschte heiliger Friede an Bord; der Mann auf der Back träumte von seiner Liebsten, und die Matrosen schliefen, nachdem sie das Großsegel eingezogen hatten. Aber als sie aufwachten, war es gerade noch Zeit, das Ruder herumzureißen und an die Pumpen zu stürzen. Das Schiff war auf die Felsen gerannt, und im untersten Schiffsraum gluckste und gurgelte das Wasser. Kapitän Tomkins fluchte, und die Mannschaft arbeitete wie toll, um sich über Wasser zu halten. Einige Tage später hatte Liverpool das Glück, den Kapitän wieder im Hafen zu sehen. Die ganze Ladung mußte gelöscht werden, und Kapitän Tomkins empfand es als ein besonderes Glück, daß der lange Hamburger einen Tag früher mit der „Arkadia" abgereist war. Denn nun konnte er sich Ruhe gönnen bei der Umladung, trotzdem Herr Duckwitz immer wieder darauf aufmerksam machte, daß vor Ablauf des Waffenstillstandes die bestellten Güter an ihrem Bestimmungsort sein müßten. Unter Kapitän Tomkins Leitung wurde nun die Ladung auf drei kleine Segler gebracht, und es gelang ihm, die Zollbeamten und dänischen Agenten zu täuschen. Aber als die Schiffe endlich ausfuhren, blokkierten die Dänen bereits die deutsche Küste. Es war ein Zufall, daß eins die Weser glücklich erreichte, das zweite flüchtete unter Norderney, von wo die Ladung mit Leichterfahrzeugen über das Watt nach Bremerhaven geschifft wurde; das dritte aber floh nach England zurück, wurde von da nach Ostende geschickt, von wo aus die geladenen Gegenstände mit der Eisenbahn nach der Wesermündung geschafft wurden. Leider hatten die Stauer die Ordnung, die Peter Stürkens für so wichtig gehalten, für überflüssig angesehen. Und so kam es, daß die Lafetten auf dem ersten, die Geschützrohre auf dem zweiten und die Kugeln auf dem dritten Schiff sich befanden, daß zusammengehörende Gegenstände zur Armierung des „Barbarossa" mit allen drei Schiffen versandt waren, und daß eine heillose Verwirrung unter all den an Bord befindlichen Dingen herrschte. Niemand wußte, was für den „Barbarossa", was für den „Erzherzog Johann" bestimmt war. Kapitän Brommy konnte sehen, wie er sich zurechtfand.

Aber am 10. März wußte man davon noch nichts. Und als Peter Stürkens bei der Abfahrt des „Barbarossa", der zwölf Stunden vor dem „Erzherzog Johann" auslief, entblößten Hauptes am Kai stand, war sein Herz voll Freude, voll von Hoffnung. Er hielt den Atem an, als das Schiff so stolz und sicher seinen Kurs nahm. Seine Augen leuchteten, als die riesigen Schaufeln anfingen rauschend sich zu drehen. Noch wehte die britische Flagge an der Gaffel; wer hätte jetzt die deutsche geachtet? Aber in wenigen Tagen würde man sie hissen! Nach wenigen Tagen würden deutsche Männer Besitz ergreifen von diesem wundervollen Fahrzeug. Der Grund war gelegt zu Deutschlands Macht auf See. Wenn dieses starke, stolze Schiff armiert war, fanden die Dänen sich einem Gegner gegenüber, der ihren Fregatten wohl gefährlich werden konnte.

„Gute Fahrt!" sagte er leise und neigte leicht den Kopf. Aber die leuchtenden Augen folgten dem Rauch, der dem hohen Schornstein überreich entquoll. Und er dachte, wenn es der Herrgott und die Engländer nun ehrlich meinen, ist das Schiff in wenigen Tagen auf der Weser. Die See ist ruhig und die Luft klar, gute Fahrt.

Der Herrgott hat es gewiß ehrlich gemeint. Aber vielleicht war auch dieser englische Führer sensitiv. Vielleicht vertraute auch er zu sehr auf gutes Wetter und sichtige Luft, oder aber er fühlte, daß das Kommando eines deutschen Schiffes nicht so verantwortlich ist wie das eines englischen. Er konnte seinen Leuten vertrauen, die oft genug in schwerem Wetter die Reise über das Weltenmeer gemacht und sich brav gehalten hatten. Und dem Schiff konnte er vertrauen, dem prächtigen, tadellosen Schiff, das wie alle Cunardschiffe den Ruf genoß, „daß es nie Unglück gehabt und nie Havarie erlitten".

Um so größer war sein Erstaunen, daß das schöne Schiff ihn so bitter enttäuschte. Bei Yarmouth fuhr es fest, neigte sich, und ein Teil der bereits placierten Geschütze ging über Bord. Die Mannschaften sahen erstaunt, daß auch Cunardschiffen nicht zu trauen ist. Nachdem man sich aber überzeugt, daß der „Barbarossa" glücklicherweise nicht schwer beschädigt war, versuchte man so gut wie möglich zu bergen, was nicht verloren gegangen war, blieb einige Tage vor Anker und fuhr end-

lich mit halber Kraft weiter. Der Kapitän hoffte, wenn alles gut ging, am 18. März auf der Weser zu sein.

Auch davon wußte Peter Stürkens nichts. Er war so voll froher Zuversicht, er konnte sich gar nicht erinnern, wann sein Herz so leicht und froh geschlagen hatte.

„Sie sehen aus," sagte Mr. Clifford, „als ob Sie sich auf den deutschen Frühling freuen."

Und Stürkens lachte fast verlegen.

„Ja, Mr. Clifford, ich freue mich auf den deutschen Frühling."

„Die ‚Times' schreiben, daß es noch viel Eis und Schnee bei Ihnen gibt."

„Aber die Märzveilchen sind die schönsten", sagte Peter, und wieder war das ernste Gesicht wie von innen heraus verklärt.

„Vergessen Sie ja nicht über die Veilchen unser Geschäft."

Da lachten sie beide. „Und vergessen Sie nicht," sagte Clifford, „an unseren Beschlüssen festzuhalten. Es ist ganz ausgeschlossen, daß wir der deutschen Flotte Kredit geben."— —

Mit der Flut sollte die „Arkadia" in See gehen. Mr. Clifford brachte seinen jungen Freund selbst an Bord. Er machte ihn mit dem englischen Führer, Leutnant Jackson, bekannt und lachte, als Peter heftig fragte, warum nicht wenigstens ein deutscher Lotse an Bord war.

„Unsere Trinity-Lotsen sind sicher!" Der Leutnant zeigte eine hochmütige Miene.

Stürkens fuhr auf.

„Ich habe genug Schiffe zwischen Liverpool und Hamburg segeln lassen, um zu wissen, daß man in der Nordsee einen Nordseelotsen und keinen Trinity-Lotsen nimmt. Ich bin Hamburger, Leutnant Jackson, und ich kenne die Schiffahrt."

Mr. Clifford legte seine Hand auf den Arm des erregten Mannes.

„Ich bin überzeugt, lieber Stürkens, daß Ihre Sorge ganz überflüssig ist. Jackson ist ein tüchtiger Offizier, er kennt seine Pflicht, er weiß, welche Verantwortung auf ihm lastet, und unsere Lotsen sind zuverlässig. Es ist an die deutsche Marineverwaltung berichtet worden, daß englische Führer das Schiff nach Bremerhaven bringen werden, und Herr Duckwitz war einverstanden. Ich selbst würde keinen Augenblick zögern, mein Schiff diesen Führern anzuvertrauen."

Peter Stürkens wußte, daß er die Wahrheit sprach. Aber die Unruhe wich nicht. Er schalt sich selbst wegen seines Mißtrauens. Aber je mehr er das stolze Schiff bewunderte, desto besorgter war er um seine Sicherheit. Dieser nüchterne, kühl überlegende Friese schien wirklich von der Ueberzeugung getragen zu sein, daß sein Geschick mit dem des Schiffes irgendwie verbunden sei. Sein Herz schlug rascher, als er dachte — dieses Schiff wird mich an die deutsche Küste bringen. Als wenn eine Hoffnung damit verknüpft war. Er wagte es sich selbst nicht klarzumachen, was er erwartete. Aber immer wieder dachte er an den Brief, den er an Edith geschickt. Er berichtete darin von seinen Geschäften, hoffte, daß es ihr gut gehe und sie die große Einsamkeit seines Hauses nicht zu stark empfinde. Sprach ganz sachlich über ihre Scheidung — denn die stolzen Löwengaards zeigten eine geradezu beleidigende Bereitwilligkeit, in die Lösung der Ehe zu willigen und der jungen Baronin sogar eine kleine Rente auszusetzen und — — wie etwas Nebensächliches war der letzte Satz dieses Briefes — „Mitte März werde ich mit unserem zweiten Kriegsschiff in Bremerhaven eintreffen; vielleicht interessiert es Sie, Frau Baronin, es in Augenschein zu nehmen. Ich würde stolz sein, Ihr Führer zu sein." Vielleicht empfand sie wirklich Neugierde, das Schiff zu besichtigen? Es war nicht zu erwarten. Und trotzdem hatte sein Herz stürmisch geklopft, als er ihr scherzend die Reiseroute vorschlug: „Wir haben es dem unermüdlichen Eifer unseres Marineministers zu danken, daß die Eisenbahnlinie Hamburg-Lehrte über Bremen seit dem 1. Mai 1847 eröffnet werden konnte, wodurch eine Reise nach Bremerhaven viel von ihren früheren Schrecken verliert. Es ist natürlich nur ein Spiel meiner Phantasie. Aber was könnte man in diesem nebelumhüllten Lande sehnlicher wünschen als die Sonne?" Sie würde ganz bestimmt die beschwerliche Reise nicht machen. Und doch schien ihm Edith so eng, so lächerlich eng mit der Ankunft des Schiffes verknüpft!

Er versuchte seine Erregung zu bekämpfen. Ging neben Clifford langsam auf Deck auf und ab, hörte flüchtig auf des alten Freundes geschäftliche Ratschläge und beobachtete dabei die Mannschaft, die vom Deck herab sich lachend mit den Kameraden am Kai unterhielt. Die Leute gefielen ihm nicht. Der Bootsmann hatte ihnen zweimal einen Befehl zugerufen, ohne daß sie ihm nachgekommen wären. Die Burschen unten neckten und höhnten, daß sie auf einem deutschen Schiff Dienst tun wollten.

„Sie wissen selbst, Mr. Clifford," sagte Stürkens nochmals, „daß die Trinity-Lotsen niemals für die Nordsee genommen werden. Ich kenne die Bestimmungen so gut wie Sie und jeder englische Seemann. Sie sind nur für den Kanal und die englische Küste, von der Insel Wight bis London angestellt! Sie lotsen die Schiffe die Themse hinauf bis London Bridge — und Sie wissen selbst, was für ein gefährliches Fahrwasser die Nordseeküste ist!"

Clifford schüttelte fast ärgerlich den Kopf. „Wie eigensinnig Sie sind!" Aber er fragte den Bootsmann nach dem Lotsen.

Er war noch nicht an Bord. Aber er glaubte nicht, daß er ein Trinity-Lotse war. Man fährt mit Trinity-Lotsen nicht über die Nordsee, wenn man sein Leben liebt.

Da lachte Clifford.

„Gut, Mr. Stürkens. Das war eine gute Antwort."

Mit der Flut verließ das Schiff den Hafen. Der Kai war gedrängt voll Menschen. Es war doch in der ganzen Stadt bekannt geworden, daß das schöne, starke Cunardschiff nach Deutschland verkauft war. Mit wenig freundlichen Blicken sah man ihm nach. Die Zeitungen hatten so viel alarmierende Artikel über die Gefahr einer deutschen Seemacht und die Beeinträchtigung des englischen

Handels gebracht, daß man bereits von einer deutschen Invasion sprach. Keine freundlichen Wünsche folgten dem stattlichen Schiff. Man zürnte Lord Palmerston, daß er zu dem Verkauf Erlaubnis gegeben hatte. Man schalt auf den Prinzgemahl, dessen Deutschtum man schuld gab, daß England selbst die Hand geboten hatte zu seiner Schwächung. Man sprach von der Gefahr des deutschen Kriegshafens — und wenn Bremerhaven nur einen Teil all der Vorzüge gehabt hätte, die man ihm andichtete, hätten die Deutschen stolz darauf sein können.

Je weiter sich der „Erzherzog Johann" vom Lande entfernte, desto ruhiger wurde Stürkens. Und als der Lotse an Bord kam und so ruhig und sicher zur Brücke schritt, mußte er über seine Befürchtungen lächeln und gedachte des Bootsmanns Worte: man fährt nicht mit einem Trinity-Lotsen über die Nordsee, wenn man sein Leben liebt. Nach und nach kam auch wieder die große Freude über ihn, die er bei Betrachtung der schönen Schiffe jetzt immer empfunden. Ja, das Herz dieses ruhigen Friesen schlug stürmisch, als er dachte: die ersten Kriegschiffe hat nun die deutsche Nation! Er stieg auf die Back und hatte ein gutes Wort für den Mann, der zur englischen Küste zurückblickte, und wandte sich von ihm ab, damit er nicht das frohe Lachen seiner Augen sah! Er hätte ihn fast auf die Schönheit des Schiffes aufmerksam gemacht. Wie es vorwärts stürmte! Wie es so sicher und unentwegt Kurs hielt! Zwei weiße Wege verliefen sich von ihm weit, weit in der Ferne; es waren die tief aufgewühlten Wasser, die von den riesigen Rädern aufgepeitscht waren, die wirbelnd aufspritzten und wie Dünung zerrannen. Er war nie ein Freund der Dampfschiffe gewesen. Aber dieses liebte er! Seine Kraft und seine Sicherheit liebte er; liebte die immer gleiche, triumphierende, machtvolle Melodie seiner Maschine.

Stundenlang stand er auf der Galerie im Maschinenraum. Welch eine Gewalt in den rastlos arbeitenden Kolben, welch prachtvolle Harmonie in dem Wunder dieser Konstruktion. Wie alles ineinandergriff, all die Kurbeln und Kolben, all die Arme und Glieder. Ein gewaltiger Rhythmus war dieses Riesenwerk! War ein Zeugnis von der Schöpferkraft des Menschen und seines schaffenden Geistes stolzes Gebilde! Lautlos, unaufhörlich bewegten sich die eisernen Arme; fünfhundert Pferdekräfte waren in stiller, rastloser Tätigkeit, gespeist von den beiden gewaltigen Kesseln, die wie zwei langgestreckte Kolosse an der Rückwand des Maschinenraumes lagen. Vor ihren Türen standen halbnackte Heizer, schaufelten Kohlen in den Heizraum, und jedesmal, wenn das Feuer neu gespeist wurde, flammte es glutig auf, warf glutigen Schein auf die von Ruß und Schweiß bedeckten Körper, spiegelte sich in blitzendem Stahl, in glänzendem Messing wider. Die Männer schienen selbst Maschinen geworden zu sein. Schweigend bedienten sie die Feuerstellen, waren wie Höllengeister; waren Diener des Molochs, die ihn speisen, um seine Kraft zu beleben. —

Wenn Deutsche solche Schiffe bauen könnten, dachte Peter Stürkens und lächelte, als wenn er über einen schönen Traum lächelte. — —

Bis gegen Mitternacht blieb er auf Deck. Sah die Wache auf der Back langsam auf und ab gehen, sah die hagere, lange Gestalt Leutnant Jacksons auf der Brücke neben dem Lotsen bewegungslos stehen. Ein frischer Wind blähte die großen Segel, zerriß den Rauch, der dicht und schwarz dem hohen Schornstein entquoll. Kalt und sternenklar war die Nacht. Das Licht der roten und grünen Laternen spiegelte sich in dem unruhigen Wasser. Manchmal rollten Sturzseen über das Deck. Manchmal sprang eine See klatschend über die hohe Bordwand. Manchmal tauchte der Bug tief in die dunkle Flut und hob sich triefend aus weißem Gischt. Die riesigen Schaufeln unter dem Radkasten aber peitschten die Wogen. Ein wildes Spiel war es, immer neu und packend, wenn schäumend und rauschend und brodelnd die weißen Wasser aufwirbelten. Und Stürkens sah dem wilden Spiel zu — und dachte an Edith. Er sah über das Meer, das schwarz und unermeßlich sich dehnte — und dachte lächelnd an Sagen und Märchen längst vergangener Tage. Ein alter Maat hatte ihm von einer Meeresfrau erzählt, die wahr und wahrhaftig auf dem Klüver saß und ihn aus grünen Augen ernst ansah — — er glaubte heute an die Meerfrau! Kapitän Claasen hatte erlebt, wie ein wunderschönes, nacktes Weib plötzlich auf der Back neben ihm stand und seine weißen, kühlen Arme so fest um seinen Nacken legte, daß ihm der Atem vergangen war. Peter Stürkens glaubte ihm. Und ein junger Matrose konnte nur mit aller Macht zurückgehalten werden, über Bord zu gehen — der hörte deutlich im Kielwasser von zärtlicher Stimme seinen Namen gerufen und konnte nicht widerstehen — so packte ihn die Sehnsucht! Ach, Peter Stürkens verstand den jungen Matrosen und begriff die Sehnsucht — ihm war ja selbst, als seien es weiße Hände, die manchmal über die Bordwand sich legten. Aus den Wellen tauchte ein süßes Gesichtchen auf — und verschwand mit den Wellen. Es lachte in den Segeln, die der Wind blähte, und es drängte sich warm zu seinem Herzen — und nahm ihm die Luft und nahm ihm den Atem — und doch stand er bewegungslos, um den köstlichen Wahn nicht zu zerstören.

Er schlief nur wenige Stunden und meinte, nie köstlicher geschlafen zu haben. Kraft und Willen tönten aus dem gleichmäßigen Stampfen der Maschine. Aus dem Rauschen der Wasser aber vernahm er deutlich sehnsüchtige Stimmen. —

O — Edith! — —

Der frische Wind hielt auch am nächsten Tage an; der „Erzherzog Johann" flog vor ihm wie ein wundervoller Schwan. Manchmal tauchten die mächtigen Segel in die grüne Flut; und grüne Wogen wälzten sich ihm entgegen, zerschellten an dem starken Bug, spritzten schäumend über das Deck, und die Männer wischten sich den salzigen Wasserstaub aus den rußigen Gesichtern.

„Sind Sie jetzt zufrieden, Sir?" fragte Leutnant Jackson, als Stürkens mit ihm den Tee einnahm.

Und Stürkens lächelte „Allright".

Und vor Freude schüttelte ihm Stürkens die Hand. Ja, die Deutschen würden stolz sein können auf ihre ersten Kriegsschiffe!

Sie blieben nur kurze Zeit zusammen. Den Leutnant trieb es auf die Brücke. Die holländische Küste kam in Sicht. Die weit ausgestreckten Sandbänke von Terschelling konnten nicht mehr fern sein. Unruhig wälzte sich die See. Weiße Dünung zeigte sich am Horizont. Gleichmäßig und sicher stampfte die Maschine. Auf Deck standen die Matrosen, träge, gleichmütig, die Hände in den Taschen, kauten ihren Tabak, grinsten, wenn sie zu dem Deutschen hinübersahen, spotteten, wenn er immer wieder die Stufen zu dem Räderkasten hinauf- oder in den Maschinenraum hinabstieg — ruhelos war dieser Deutsche. Man wich gern seinem scharfen, spähenden Blick aus. Man wandte ihm den Rücken, wenn er langsam sich nahte. Noch hißte das Schiff die englische Flagge. Noch stand es unter englischem Kommando. Unter keinen Umständen hätte die Mannschaft den geringsten Befehl dieses Deutschen ausgeführt.

Und das Schiff pflügte die grünen Wogen, und der Wind sang sein jauchzendes Lied. Und unermeßlich dehnte sich das grüne, wogende Meer. Vom blauen Himmel herab sah die kalte Märzsonne. —

Stürkens lehnte an der Galerie des Maschinenraumes, als plötzlich ein furchtbares Krachen und Bersten das Schiff bis in seine Tiefen erschütterten. So ungeheuer war der Stoß, daß er weit in die Galerie zurückgeschleudert wurde; so ungeheuer, daß zwei der stärksten eisernen Balken über ihm sich aus dem Gefüge lösten und mit voller Wucht heruntersausten. Ein gellender Schrei — ein wütender Fluch — der zweite Ingenieur lag mit zerschmettertem Fuß neben der Maschine, die bebend und schütternd plötzlich stillstand. Eine weiße Dampfwolke erfüllte den mächtigen Raum — zischend, pfeifend fuhr der kochende Gischt aus dem geöffneten Ventil des großen Dampfkessels, erstickte mit heißem Brodem die grellen Angstschreie, war ein Höllenschlund, dessen prasselnder Atem Tod und Verderben bedeutete. Gleichzeitig brauste und gluckste es im Schiffskörper wie von einstürzenden Wassermassen; mit dumpfem Anprall stürmten die Wogen gegen die Schiffswand, brausten gegen die triefenden, hoch aus dem Wasser ragenden Schaufeln, rasten über das hilflose Schiff hin.

Sekundenlang stierte Peter Stürkens in den weißen, kochenden Dampf, ehe er sich taumelnd erheben konnte, ehe er begriff, daß dieser ausströmende prasselnde Gischt den Untergang des Schiffes bedeutete. Nur ein banger Gedanke kam und schwand — und verursachte ihm einen so furchtbaren Schmerz, daß er die Faust auf das plötzlich aussetzende Herz preßte — — sein Schicksal verknüpft mit des Schiffes Schicksal — — wenn gelbe Augen ihn vergebens suchten — — Es währte Sekunden.

Das Ventil wurde von einem irischen Ingenieur geschlossen, der in deutsche Dienste getreten war. Dann sprang er die gußeiserne Treppe hinunter, stieß gegen den kläglich aufragenden Kolben, taumelte gegen einen eisernen Pfosten — mit der linken Hand bedeckte er die Augen, um sie vor dem beißenden Qualm zu schützen, mit der rechten tastete er sich vorwärts durch Gischt und Brodem und heißen, kochenden Dampf.

Einmal sagte er — Edith! Und preßte die Zähne aufeinander. Und dachte an ihre gelben Augen mit den dunklen Reflexen. Deutlich, zum Greifen deutlich schwebte sie vor ihm in grünem, seidenem Kleid, das sie an den Seiten raffte, während sie sich ernst vor ihm verneigte. Gerade in dem kochenden Dampf, gerade vor dem pfeifenden Ventil schwebte sie —

Und das Wasser im Maschinenraum, das er vor den weißen Dämpfen nicht sehen konnte, gluckste und gurgelte.

Und die Wogen rannten Sturm gegen den bebenden Schiffskörper.

Und gräßlich war das Heulen, die Hilfeschreie der Verwundeten.

Und immer tiefer senkte sich das Schiff —

Es waren Sekunden vergangen, seitdem er auf der Galerie gestanden — aber ihn dünkten es Ewigkeiten. Es war nicht Zeit genug, um Atem zu schöpfen — aber für ihn lebte plötzlich die Sehnsucht vieler Monate, konzentrierte sich in diesen Sekunden zu einer Gewalt, die ihn gefühllos machte gegen Schmerz, unempfindlich gegen Gefahr! Jeder Nerv in ihm wurde Wille! Jede Fiber wurde Energie! Vielleicht galt es sein Leben — aber er wagte es für eine Hoffnung. Und während der Tod auf ihn lauerte, war sein ganzes Sein brausendes Leben! Seiner Seele jauchzende Hoffnung war nie so lebendig als in dieser Minute verzweifelter Todesnot.

Und hinein in den weißen Gischt — hinein in die brodelnden Dämpfe — —

Wie Feuer zischte ihm des Kessels kochender Atem entgegen! Er hörte ein Brüllen und Tosen wie von tausend Gebirgswässern.

So dicht waren die weißen Dämpfe, daß er zweimal umsonst den Arm nach dem Ventil ausstreckte. Von so furchtbarer Gewalt, daß er nur mit Aufwendung seiner ganzen Kraft die Öffnung schließen konnte — aber dann empfand er einen so wahnsinnigen Schmerz, daß plötzlich goldene Sonnen vor seinen Augen tanzten, die in dunkler Nacht verschwanden. Für Minuten verließ ihn das Bewußtsein.

Aber er wachte auf durch den Fußtritt eines Mannes, der an ihm vorbeihastete, um nach dem Leck zu sehen, durch das die See in den Schiffsraum strömte.

„Verdammt!“ sagte der Mann. Denn fast wäre er über ihn gestolpert. Und hastete weiter.

Auf Deck heulten die Schiffspfeifen. Da das Zischen und Brausen des Dampfes aufgehört hatte, hörte Peter deutlich das Schreien und Fluchen, das Heulen und Schreien der Mannschaft. Taumelnd vor Schmerz stieg er hinauf, unfähig, den furchtbar verbrannten Arm auch nur zu heben. Er hielt sich mit der Linken fest an dem messingnen Geländer der Schiffstreppe. Denn jetzt spülten die Seen über Deck. Es hatte sich wütende Dünung gebildet. Eilfertig kamen die grünen Wogen, Schaumkronen auf ihren Häuptern; prallten gegen den Schiffsbauch, bäumten sich hoch auf.

Hoch auf der Brücke stand Leutnant Jackson, grau und fahl, neben ihm der Lotse, der seine Befehle brüllte über den Haufen Männer hinweg, die sinnlos waren in ihrer Angst.

Lächerlich waren die Kommandos, denen niemand nachkam. Unsinnig, denn nur die Maschine konnte das

Schiff von der Bank lösen, auf der es sich festgefahren. Aber er wußte in diesen furchtbaren Minuten, was er tat! Wie toll heulten die Burschen, die vor so kurzer Zeit so träge und gleichmütig über das Wasser gesehen; liefen umher —

„Kapp die Masten!“ schrie der Bootsmann. Er sah darin die einzige Möglichkeit, das Schiff zu retten. Die schweren Segel tauchten tief in die erregten Wogen; der Wind sprang in das Leinen und drückte es nieder.

„Zu den Booten.“

„Stopp!“ brüllte Leutnant Jackson.

Aber niemand hörte in dem Schrecken. Da sprang er von der Brücke herab, gefolgt von dem Lotsen.

„Zu den Booten!“

Die Matrosen brüllten es. Schlugen mit Fäusten um sich, wenn ein anderer ihnen in den Weg kam.

Aber nur das Luv-Boot war zu erreichen. Das andere hing tief im Wasser.

„Die Beile! Die Beile!“ Der Bootsmann schrie es in den Sturm hinein.

Und stürzte weiter, als er sah, wie der Leutnant mit einigen besonneneren Leuten bereits die Taue kappte.

Ein wütender Kampf entspann sich um das Boot. Mit Messern und Fäusten verteidigten es einige Burschen vor Kameraden, die sich seiner bemächtigen wollten. In ihrer wilden Angst achteten sie nicht der tosenden Brandung, achteten nicht der Seen, die sich nun brüllend auf die Breitseite des Schiffes warfen. Unter jedem der furchtbaren Stöße erbebte es. Durch ein Leck von Mannesdicke strömte und strömte das Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Das herzogliche Kurland.

Hierzu 7 Abbildungen.

Die deutschen Truppen haben Mitau, die Hauptstadt Kurlands, genommen, und von den Zinnen des alten Herzogschlosses flattert wieder das deutsche Banner als Wahrzeichen neuauferstandener deutscher Herrschaft über die weiten Lande! Bis in die letzten Tage hinein keuchte im Schloßhof der Kraftwagen des russischen Gouverneurs, der mit seinen wenigen Getreuen Rat gehalten hatte, als die besorgniserregende Meldung eingetroffen war, deutsche Ulanen seien in Schloß Grünhof, der einstigen Sommerresidenz kurländischer Herzöge, eingezogen und ständen nur noch eine knappe Wegstunde vor der Hauptstadt. Nun hat den russischen Schergen der bereitgehaltene Kraftwagen über die schwimmende Aabrücke hinweg nach Riga und Pleskau, vielleicht auch schon nach Petersburg in Sicherheit gebracht und mit ihm auch alle die Herren vom Tschin, die einst die sarmatischen Gefilde zum Schaden dieser alten deutschen Provinz ausgespien hatten. Denn der Deutsche steht wieder im Land und hat Einlaß verlangt in sein einstiges Besitztum, das man ihm genommen hat, als sein schützender Arm nicht mehr bis an die Gestade der Düna reichte und der russische Zar den deutschen Herzog aus dem Lande jagte. Hundertundzwanzig Jahre sind es her, seit der letzte Herzog Peter Biron das Land verließ, um den Rest seiner Lebenstage auf seinem Schloße Friedrichsfelde bei Berlin und in seinem schlesischen Herzogtum Sagan zu verleben. Zwölf lange und schwere Jahrzehnte, da Kurland, zum russischen „Gouvernement“ herabgesunken, das deutsche Zepter mit der russischen Knute vertauschen mußte. Was das einstige Herzogtum seit 1795, dem Jahre der russischen Einverleibung, erlebt und geduldet, ist die Geschichte einer Leidenzeit, die ihren grausigsten Höhepunkt gerade in diesen Tagen erreicht hat, wo seine deutschen Bewohner verfolgt, gedemütigt und nach Sibirien verschleppt werden, nur weil sie Deutsche sind, wo Städte, alte Herrensitze und Bauernhöfe von Kosakenschwärmen geplündert und eingeäschert und der reiche Erntesegen zerstampft oder niedergesengt wird, nur damit sie den deutschen Truppen nicht in die Hände fallen. Sie ist aber auch die Geschichte deutscher Treue und deutschen Festhaltens an den von den Vätern überkommenen geistigen und sittlichen Kräften deutschen Volkstums. Und wie nirgends in der Welt ein Häuflein Deutschtum vom alten Mutterlande hundertundzwanzig Jahre hindurch so vergessen und seinem Schicksal preisgegeben worden ist wie in dieser ältesten deutschen Ostseekolonie, so ist sich aber auch an keinem Fleckchen Erde eine Gemeinschaft von kaum einer Viertelmillion Deutscher in Sprache, Glauben und Sitten bis auf den heutigen Tag so treu geblieben



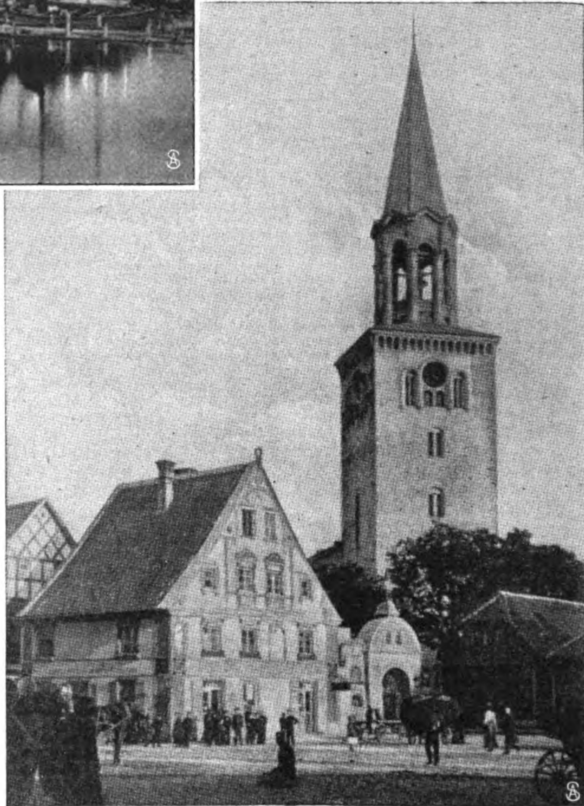
Herzog Jakob von Kurland, Schwager des Großen Kurfürsten
(1642—1682.)



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Das herzogliche Schloß von Mitau an der Aa.

Soweit das ehemalige Herzogtum Kurland in Betracht kommt, das ja zurzeit durch die Erfolge Hindenburgscher Strategie in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt ist, stellen sich seine wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten in kurzen Strichen folgendermaßen dar: Mit der 1250 erfolgten Eroberung des Gebietes durch den Deutschen Orden tritt das heutige Kurland erst eigentlich in den großen Rahmen der Weltgeschichte ein, denn mit ihr erhält die eingeborene Bevölkerung das Christentum und mit der Zeit auch die ersten Grundlagen einer halb geistlichen, halb weltlichen Verfassung. Herzogtum wird es erst 1561, als König Sigmund August von Polen den letzten livländischen Meister des Deutschen Ordens, Gotthard Kettler, mit Kurland und Semgallen als Herzog belehnt. Ihm folgen 1587 nacheinander seine Söhne Friedrich

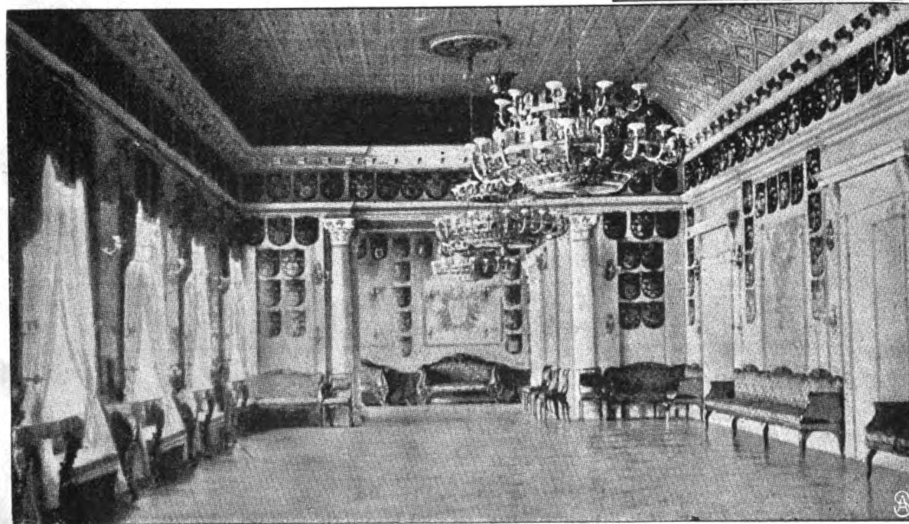


Alte deutsche Trinitatiskirche in Mitau.

wie gerade diese Nachkommen deutscher Ordensritter und Kaufleute.

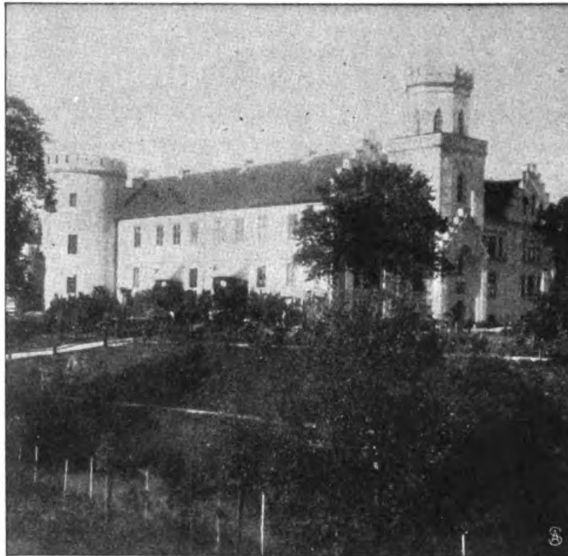
So ist es erklärlich, daß unsere siegreichen Truppen, je tiefer sie in das Herz Alt-Kurlands vordringen, sich zu ihrer freudigen Ueberraschung allenthalben von deutschem Wesen und deutscher Kultur umgeben sehen, daß seine Bewohner aber wiederum in unseren Soldaten ihre Brüder und Befreier begrüßen, von denen sie nur das eine erhoffen: sie möchten nie wieder aus dem Lande herausgehen. Denn täten sie das und räumten den russischen Horden wieder den Platz, dann hätte das letzte Stündlein aller Deutschen geschlagen, und das russische Schafott würde im ganzen Lande aufgerichtet!

Seitdem der größte Teil Kurlands im Besitz unserer tapferen Armee ist, erwacht auch bei uns wieder ein warmes Interesse für den baltischen Bruderstamm, und wir fangen an, uns in die geschichtliche Vergangenheit Liv-, Est- und Kurlands, jener Provinzen, die ja mit Recht auch von den Russen als die Perle der zarischen Krone gefeiert worden sind, zu vertiefen.



Saal im Ritterhaus in Mitau.

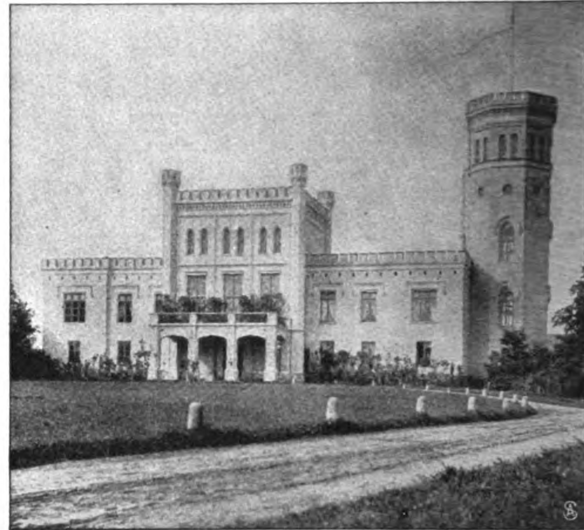
und Wilhelm, worauf im Jahre 1642 Friedrichs Neffe Jakob den kurländischen Herzogsthron besteigt. Gelangte schon unter Gotthards Regierung das Land zu reicher Blüte, so ist es ihm unter Herzog Jakobs vierzigjähriger weiser Führung beschieden gewesen, einen ungeahnten Aufschwung auf allen Gebieten staatlichen Lebens zu erringen. Jakob war es, der die Gleichstellung der protestantischen und katholischen Kirche in seinem Reiche garantierte. Bei seinem Regierungsantritt erkannte er durch die sogenannte Kompositionsakte die Ritterschaft als einzigen Landesstand an. Landesherr und Adel haben hernach in Frieden miteinander gelebt, was leider sonst nicht immer der Fall gewesen



Schloß Edwahlen bei Goldingen,
seit 1585 im Besitz des Freiherrn von Behr

war. Besonders segensreich war aber Jakob auf kaufmännisch gewerblichem Gebiet tätig. Er gründete im Lande Eisen-, Kupfer- und Stahlhäuser und förderte so die Gewinnung der reichen Bodenschätze Kurlands. Zahlreiche andere gewerbliche Anstalten verdanken ihm das Leben. Von ganz besonderem Interesse und heute eigen anmutend ist aber die Tatsache, daß Herzog Jakob sogar überseeische Kolonialpolitik betrieb. Er erwarb zu diesem Zweck nicht nur in Westafrika zwei Inseln an der Gambiamündung, sondern dehnte seinen Seehandel noch weiter aus, als er von König Jakob von England die Antilleninsel Tabago zum Geschenk erhielt. Eine beträchtliche Segelflotte, die auf der Werft von Windau erbaut war, durchquerte damals unter kurländischer Flagge die Ozeane und vermittelte den Handel zwischen der weiten Welt und dem mächtigen Herzogtum. Hierzu kam noch, daß Jakob mit einer Schwester des Großen Kurfürsten, des Gründers des preußischen Staates, vermählt war, dessen Machtreichtum in Europa auch für Kurland glückliche Folgen hatte.

Auf Herzog Jakob, der in der Silvesternacht 1681 starb, folgte sein Sohn Friedrich Kasimir, der aber schon 1698 die Regierung seinem Sohn Friedrich Wilhelm übergab. In diese Zeit fällt der Beginn des russischen Einflusses auf die Geschicke Kurlands. Peter der Große hatte schon längst sein Auge auf die drei Provinzen Livland, Estland und Kurland geworfen. Nachdem er bereits 1710 im Frieden zu Nystadt die beiden ersteren nebst Ingermanland erworben, verheiratete er noch im selben Jahr seine Nichte Anna,



Schloß Alt-Autz,
im Besitz des Reichsgrafen von Medern.

die nachmalige Kaiserin von Rußland, mit Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland und brachte so das Land in seine Botmäßigkeit. Das Unglück oder auch der mächtige Zar wollte es noch, daß Herzog Friedrich



Das aus den letzten Kämpfen bei Mitau vielgenannte Schloß Grünhof.

Wilhelm unmittelbar nach seiner Vermählung starb und seine Witwe unter Peters Schutz ihren Sitz im Schloß zu Mitau nahm. Obwohl der Oheim ihres Gemahls, Herzog Ferdinand, die Regierung übernahm, so hatte dieser nur einen sehr geringen Einfluß, weil er fast ausschließlich in Deutschland lebte.

Die kurländischen Stände erwählten nun im Jahre 1726 den Sohn des Königs von Polen, Moritz von Sachsen, zum Herzog, doch waren Rußland wie auch Polen selbst gegen diese Wahl, so daß es schließlich zum Kompromiß kam und Ferdinand 1731 von August II. mit Kurland belehnt wurde. Er starb schon 1737, und mit ihm erlosch das herzogliche Haus Kurland. Herzogin Anna, die inzwischen den Zarenthron bestiegen hatte, setzte ihren Günstling Ernst Johann von Biron als Herzog ein, den sie aber bereits nach drei Jahren nach Sibirien verbannte, so daß die Stände abermals zur Herzogswahl schritten und 1758 den Prinzen Karl von Sachsen zum Staatsoberhaupt erwählten. Die mittlerweile zur Regierung gelangte Kaiserin Katharina II. berief aber fünf Jahre später Biron aus Sibirien zurück und setzte ihn in Mitau zum Herzog ein. Er regierte auch unter russischem Oberbefehl noch mehrere Jahre das Land und trat seinen Thron sodann 1769 dem Erbprinzen Peter ab, der aber vom kurländischen Landtage 1795 wegen seiner schreienden Mißregierung abgesetzt wurde.

Damit erreichte das Herzogtum Kurland sein Ende, denn noch im selben Jahre wurde es von Rußland als russische Provinz erklärt und unter russische Verwaltung gestellt. Freilich gestand die russische Krone dem unterworfenen Lande die Beibehaltung der alten deutschen Landesrechte und Privilegien zu, wie sie Peter der Große den beiden Schwesterprovinzen Livland und Estland im Nystadter Friedensvertrag garantiert hatte. Kurlands Selbständigkeit nach außen war aber dahin, wenn auch innerlich an der alten deutschen Landesverfassung nur wenig gerüttelt wurde und es eigentlich erst Alexander III. vorbehalten blieb, die von seinen Vorgängern ausdrücklich beschworenen Rechte und Privilegien des Landes preiszugeben und der rücksichtslosesten Russifikation Tür und Tor zu öffnen.

Daß ihm und seinem Nachfolger solches äußerlich bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, weiß man ja, daß aber Kurlands Deutschtum innerlich der russischen Welle tapfer standgehalten hat und heute um nichts weniger deutsch geblieben ist in Kopf und Herz als zu den glänzendsten Zeiten des deutschen Herzogtums, ist eine ebenso unbestrittene Tatsache.

Heute aber, wo es sich um Sein oder Nichtsein des ganzen baltischen Deutschtums handelt, klingt in jedes Balten Herz mit doppelter Inbrunst der Vers aus dem alten Kurländerlied:

„Bald vielleicht schon dringt der Freiheit Licht
Auch zu uns hernieder,
Heil dann, wenn die morsche Kette bricht,
Heil dann uns, ihr Brüder!"

B.

Walter Grademanns neuer Kurs.

Erzählung von Ilse Reicke.

Krächzend drehte der Kran sich beiseite, ein paar Winden rasselten, ein Kommando erscholl, dann fing der „Rudolf" an zu stampfen und zu prusten, zischender Dampf schoß aus seiner Flanke, und langsam drehte er ab. Er legte sich bequem zurecht, gerade in der Mitte des Stromes, und glitt dann plötzlich stolz und schlank geradeaus, eine Schleppe von schaumigen Blasen hinter sich herziehend. Im Süden stand Frankfurt, über der roten Brücke, die in sieben Bogen sich über den Strom spannt, mit dem runden, spitz behelmten Turm der greisen Marienkirche, und der „Rudolf" ließ die hohen Fabrikschlote der Vorstadt links liegen und gewann bald die offene Weite des grünen Wiesenlandes, wo der starke Strom breit und blinkend dahinwallte. Möwen spazierten auf den bewachsenen Buhnen, der Sang der Lerchen und das Summen der Grillen klang von den Uferwiesen herüber, hinein in den rastlosen Pulsschlag des fahrenden Dampfers. Gleichgültig hielt der „Rudolf" von Bake zu Bake und machte zielbewußt zwischen Untiefen und Strudeln hindurch seinen Weg nach Norden.

Der Kapitän Walter Grademann stand an dem etwas erhöhten Platz und ließ die Griffe des Steuerrades durch seine großen braunen Seemannshände wandern. Er mochte die Mitte der Dreißig stark überschritten haben, war von kräftiger Gestalt und trug um sein gebräuntes Gesicht einen verschnittenen Vollbart, der rötlichblond war wie sein aufrecht stehendes Haupthaar. Jetzt legte er die Hand über die sehr hellen blauen Augen und spähte: Lebus kam in Sicht. Auf einem Hügelrücken, wie eine zierliche Krone auf einem Kissen, lag das Städtchen mit spitzen Dächern und Kirchturm in der Landschaft. Langsam kam es näher, entfaltete ein paar seiner Gehöfte und lieblichen Winkel, dann schob es sich wieder zusammen und duckte sich vor dem Blick des Zurückschauenden tief in das grüne Land. Kapitän Grademann kannte alle die Städte und Dörfer, die an seiner Fahrt lagen, er war überall dort gewesen und wußte, die ganze Oder entlang, von Frankfurt bis Stettin, womit der Boden bebaut wurde, was die Fabriken arbeiteten und welch berühmten Ereignisse sich einst an Ort und Stelle abgespielt hatten. In der Geschichte war er schon auf der Schule zu Hause gewesen.

Die Schule — ja, das war ein besonderes Kapitel in Walter Grademanns Leben. In seiner Kabine, zwischen nautischen Büchern und Reisebeschreibungen, stand das deutsche Lehrerlexikon, darin schlug er des Abends nach und unterrichtete sich, wo der und der, den er einst gekannt oder von dem er einmal gehört, jetzt steckte, an welcher Schule er wäre und so weiter. Ihn selbst verband eine getreuliche Freundschaft mit seinen alten Lehrern, und das Lexikon, von dem er immer den neuesten Jahrgang besaß, unterhielt ihn auf seinen Oderfahrten von den vielen Freunden und Bekannten im Reiche. Diese seltsame Liebhaberei des Kapitäns Grademann gründete sich wohl kaum darauf, daß er in seiner Jugend vom Küstriner Gymnasium gewiesen worden war, ein Unglück, das die höhere Laufbahn Walter Grademanns ein für allemal ausschloß. Er hatte dann seinen hellen Kopf mit allen darin steckenden Kenntnissen und Neigungen bald mit einer Schiffsjungenmütze bedeckt und war in die Welt gefahren. Ob er nun durch die Fifth Avenue in Neuyork schlenderte, sich von einem Kuli in die Spelunken Pekings führen ließ oder den Botanischen Garten in Melbourne besuchte — immer war die Aufmerksamkeit und Teilnahme an den lern- und

sehenswerten Dingen der Welt die gleiche. Bis dann eines Tages — es war schon eine ganze Weile nach seinem Steuermannsexamen — in dieses starke Dasein das giftige Unglück hineinplatzte — Kapitän Grademann wurde aufgeregt und heftig, wenn er daran dachte, und zornig packten seine Hände die Griffe des Steuerrades und rissen sie herum: es gab in diesen Tagen einen besonderen Grund, weshalb er sooft daran denken mußte!

Weiße Wolken standen flaumig über den Wiesen, das Mittagslicht brütete heiß und träge auf dem Strome. Ein Schleppzug kam oderaufwärts: der hochnäsige kleine Dampfer pfiff den „Rudolf" schon von weitem an; er stieß eine selbstgefällige Bugwelle vor sich her und zog hinten vier schwere Zillen; tief ins Wasser eingesenkt, wie dumme, geduldige Tiere kamen sie mit und hielten sich eines genau hinter dem andern; zwei waren rot angestrichen und färbten scheinbar das Wasser, das sie bespülte; die weißen Pegel leuchteten und erzählten, wie schwer belastet die armen Zillen wären.

Kapitän Grademann kannte das alles schon seit zehn Jahren. So lange war es her, daß er für den Unternehmer in Frankfurt und den anderen in Stettin Frachten die Oder hinab- und hinaufbeförderte. Wie jemand anders die Möbel in seiner Stube, so kannte er die Buhnen, Biegungen und Strudel seines Stromes, der seine Heimat und sein Heim war. Außer dem Lehrerlexikon hatte Kapitän Grademann übrigens noch eine andere Liebhaberei: das Schauspiel, insbesondere die Oper. Wo es irgend anging, reiste er hin, um eine Aufführung zu hören, und schlug sich deswegen gern eine Nacht auf der Eisenbahn um die Ohren. Mozart, Beethoven, Wagner — er kannte sie alle und schaffte sich auch sämtliche Texte an, die er gehört hatte. Neben den kleinen rosa Bändchen stand das Schauspielerlexikon, und auch hier war es ihm das größte Vergnügen, allen seinen unbekannten Freunden, die er einmal im Rampenlicht gesehen und gehört, auf ihren Lebenswegen nachzugehen.

Mit Genugtuung und Würde spielte er nun, nach dem Knacks in seiner Vergangenheit, den Philosophen auf der Oder. . . .

Allmählich kam Küstrin in Sicht: aus buschigem Grün blickte das Schloß, in dem die Zimmer des Großen Friedrich lagen. Nun erschienen auch die Befestigungswälle und Forts, die beiden Brücken spannten sich dunkel über dem Strom, und bilderbuchzart lief ein Pferdchen mit Wagen darüber hin. Auch so 'ne olle Festung, die heutzutage einpacken kann, dachte der Kapitän, als er an den Wällen vorbeifuhr.

In Küstrin wohnte Walter Grademanns Braut, Marie Rettenfelder. Er freute sich, in dem vernünftigen, tüchtigen jungen Frauenzimmer, das mit ihrer Schwester ganz allein die geerbte Gärtnerei bewirtschaftete, einen verständigen netten Menschen zu haben, mit dem man auch über allerlei reden konnte. Mittags wartete sie gewöhnlich am Bollwerk, heute aber blieb sie aus, und das verstimmte den Kapitän.

Man war bereits wieder fort von Küstrin; rechts neben den weißen Petroleumtürmen blinkte nun die Warthemündung auf. Schwere Kähne, aus dem Posenschen kommend, schwammen den Fluß hinab, vom schwachen Ostwind getrieben, der in ihren großen, gelbbraunen Segeln stand. Bald darauf erwuchs auf den Hügeln des östlichen Ufers ein feiner, senkrechter Strich am Himmel: das Denkmal der Schlacht von Zorndorf, die dort einst getobt hatte. Der Kapitän runzelte die Stirn, während sein Blick nach dem feinen Strich schweifte: ja, Zorndorf und Kunersdorf, da oben bei Frankfurt, das waren Namen, die sehr bald wieder lebendig sein konnten! Der Russe — Grademann riß heftig das Steuer um die Hälfte herum — hatte der Russe nicht schon lange genug nach unserem Osten geschielt? — Und benutzte er jetzt nicht die faule Geschichte zwischen Serbien und Oesterreich, um sich einzumischen? Es gab Krieg, Krieg mit dem Russen und dem Franzosen und dem Engelländer dazu! Er und die Engländer nicht kennen! Wozu ist man denn fünfzehn Jahre in der Welt herumgefahren und hat seine Leute draußen kennen gelernt? Er wußte ja, wie wir draußen angeschrieben waren. Er kam nun ganz bestimmt, der Krieg, ja — und wenn er nun kam? Was würde er tun?

Seine Brauen begegneten sich: was würde er tun? Seit jenem Unglück, da war es eben aus mit ihm! Würde er jemals wieder Bootsmannsmaat sein? Kein Gedanke! Ein Mann, der vierzehn Tage „gesessen" hat! Und warum? Warum entehrt und geächtet für das ganze Leben? Weil ein verwünschter leichtsinniger Kerl, als er, Grademann, unten im Kohlenraum ist, trotz seines ausdrücklichen Verbotes das Mastumlegen allein besorgen muß und vom niederstürzenden Mastbaum erschlagen wird! Seine Frau klagt, „fahrlässige Tötung" lautete das Urteil, und er, Grademann, muß sitzen! Nun, sie waren zwar ausgestrichen für ihn, diese vierzehn schwarzen Tage, einfach nicht mehr da, und die zehn Jahre, die er nun auf seinem „Rudolf" die Oder befährt — kaum einmal hat er daran zurückgedacht — aber jetzt, jetzt sind sie plötzlich wieder da, und wie ein höhnisches Fragezeichen steht sie nun vor ihm, seine nächste Zukunft: soll er sich freiwillig stellen mit seinen Kenntnissen, seinen Erfahrungen, seiner Kraft — oder wird er ruhig bleiben, wo er ist — er ist ja zum gemeinen Matrosen degradiert! — und weiter als Philosoph auf der Oder fahren, bis man sich vielleicht eines schönen Tages des alten Landsturmmannes erinnert, während draußen der Krieg, die große gewaltige Wirklichkeit sich abspielt? Nein, nein, die tausend blitzenden Augen des Abenteuers blicken ihn an . . .

Zur gewohnten Stunde wurde angelegt in Zellin, die drei Leute, die er zur Bedienung des Dampfers mithatte, gingen hinauf in die Häuser zu ihren Frauen, und Kapitän Grademann blieb, wie immer, zur Nacht auf seinem Schiff.

Als am nächsten Morgen früh um drei Uhr losgemacht wurde, merkten die verschlafenen Leute dem Kapitän nicht an, daß er eine sehr unruhige Nacht hinter sich hatte.

Im Morgennebel glitten die Flissaken auf ihren großen Flößen den Strom hinab, ein paar frühe Schleppzüge waren unterwegs, und das Tuten der Dampfer klang groß in das weite Land, das vom feuchten, herben Duft der Nacht noch erfüllt war. Der Kapitän ließ den armen Dampfer laufen wie nicht recht gescheit, die Leute wußten im Augenblick gar nicht, was plötzlich mit ihm los war.

Als die Sonne sich klar und blank aus den Frühwolken geschält hatte, sah man schon den hohen Turm von Königsberg in der Neumark über den Wiesen, und zur Linken tauchte bald darauf das Schloß von Schwedt empor, wo der „tolle Markgraf" sein unholdes Wesen getrieben. Der alte Turm von Vierraden und die Ge-

gend, wo auf den großen grünen Flächen der vielgekaufte Havannatabak wächst, zog vorbei. Nach einer Weile erkannte man schon die rote Backsteinstadt Garz a. d. Oder, als man aber an Greifenhagen vorbeifuhr, da schrie der Fährmann dem Kapitän durch die heiße Sonne wie verrückt zu: Kriegzustand — Kriegzustand erklärt!

Als Walter Grademann das hört, da läßt er, hast du nicht gesehen, so siehst du doch, einkohlen, daß dem Heizer unten die Glut auf den Augenlidern trommelt, und jagt seinen armen „Rudolf" wie besessen die Oder herunter.

Buhnen und Baken ziehen vorüber, kleine Loren laufen drüben durch die Landschaft und helfen den Berlin—Stettiner Großschiffahrtskanal bauen. Man fährt durch ganz flaches Land, nun kommen wieder niedere Hügel, und als sie vorüber sind, verlangt der Blick immer ungeduldiger nach den Türmen von Stettin am Horizont. Und als sie endlich da sind: klein, grau, zart, da fragt er sich: wozu das alles eigentlich verlassen? Die große gute Oder, den schmucken, flinken „Rudolf", wer wird denn nun die Frachten fahren und den Dampfer instand halten? Und seine Bücher alle und die schwarze Marie! Und der schöne Frieden und die Selbständigkeit! Bloß um von einem hundsföttischen Russen oder Engländer mit einem Haufen anderer kaputt geschossen zu werden und als stark beschädigte Wasserleiche die Ostsee oder meinetwegen die Nordsee zu verseuchen! Ja, wenn er wenigstens noch Bootsmannsmaat wäre und denen drüben zeigen könnte, was 'ne Harke ist! Er würde dann auch schnell Oberbootsmannsmaat werden — im Kriege ist das ja nicht anders — aber so! Wie irgend ein lumpiger grüner Bengel, der Muttern aus der Küche gelaufen ist, behandelt werden, sich anschreien lassen, als ob man von nichts eine Ahnung hätte und nie in seinem Leben eine Peilung gemacht hätte — nein, nein und tausendmal nein. Es wird auch ohne ihn schon gehen, und wenn man so'n ollen degradierten Gemeinen des Marinelandsturms einzieht — na, dann ist immer noch Zeit. Wozu denn die alte Geschichte aus dem Grab graben? Nee, Junge!

Walter Grademann steht nach einer unruhigen Stunde mit gespannten Gesichtzügen am Steuer, denn nun kommt die schwierige Einfahrt in den Stettiner Hafen; die schwarzen Schlote am Ufer verqualmen hitzig die blaugraue Luft über der Stadt, die Fabriken hämmern und schüttern wie im Fieber, ohrenzerreißend heulen die Dampfsirenen, und die großen Schlepper tuten unablässig dazwischen, die nichtsnutzigen Motorboote kreuzen mit ihrem ewigen „Tacketacke" hin und her, die großen D-Züge donnern dröhnend über die mächtigen Eisenbahnbrücken, Soldaten, in dem neuen Feldgrau, marschieren die Lastadie entlang, und in all dem Hämmern und dem Heulen, der bleischweren Hitze und dem beizenden Blitzen des Wassers steht ein Wort, ein einziges Wort: Mobil!

Walter Grademann treten die Schweißtropfen auf die Stirn, und wie er die Griffe seines Steuerrades bald rechts und bald links hinauf- und hinabwandern läßt, so jagt er seine Gedanken unaufhörlich im Kreise herum.

Als sie aber an die gewohnte Landestelle am Bollwerk kommen und die Leute sich schon schläfrig erheben wollen, um an das Tauauswerfen zu gehen, da brüllt Kapitän Grademann durchs Sprachrohr den Heizer an: „Volldampf voraus! Neuer Kurs!" — und den Teufel sich um die Konzession scherend, die betretenen Gesichter der dummen Arbeiter keines Blickes würdigend, jagt er seinen kleinen schwarzen „Rudolf" in die ihm verbotenen mächtigen Wellen des schäumenden Haffs, steuert ihn glücklich hindurch, gelangt am späten Nachmittag nach Swinemünde zum Marinekommando.

* * *

An einem der mörderischen, todbleichen Wintertage in Flandern war es, daß der Bootsmannsmaat Grademann von der 4. Division im wütenden Geschoßregen mit einem Kameraden in ein brennendes Haus stürzte, wo ein Schwerverwundeter lag, der sich nicht rühren konnte. Keine Tragbahre, nichts war da, worauf sie ihn hätten legen können, und in der großen Not packte Grademann die Marmorplatte des Waschtisches, und darauf trugen die beiden den Kameraden eine Stunde lang durch das feindliche Feuer. Wie durch ein Wunder waren sie heil davongekommen, und Grademann, der bald darauf Obermaat wurde, blieb Monate noch im Felde.

Wenn Walter Grademann zurückdachte, erschien es ihm fast lächerlich, wie sein Leben plötzlich einen neuen Kurs genommen: Zuerst als Freiwilliger in Swinemünde wieder eingestellt, dann noch rasch Kriegshochzeit mit der schwarzen Marie in Kiel, ihr alles dort gezeigt, so daß ihre grauen Augen immerfort das Blitzen bekamen, dann auf ein Kriegsschiff, sehr bald wieder Obermatrose und Bootsmannsmaat geworden und dann nach Flandern — monatelang schon. Schreiben tat er nicht — am Anfang ein paar Postkarten, das war alles, und seine Marie hielt auch nicht viel von dem Papiergekritzel, und so machten sie der Feldpost weiter keine Arbeit.

Als aber eines Julitages der große Zug mit Verwundeten über Brüssel—Aachen—Köln nach Berlin aus der Halle des Genter Bahnhofs rollte, da saß Obermaat Grademann mit einem dick umwickelten Bein darin. Nach einer langen Fahrt kamen sie in Berlin an, und er sagte sich: „Geld hast du, da bist du, also gehen wir" und humpelte am Abend in das feenhaft strahlende Opernhaus. Beinah hätte er diesmal den schönen Abend doch verwünscht: am nächsten Tage nämlich, als er am Stettiner Bollwerk sein schwimmendes Zuhause sucht, da ist es nicht zu sehen. In der „Uferglocke", wo sein Heimatplatz ist, und wo Grademann seine Mahlzeiten hält, ist überhaupt kein Mensch. „Wegen Einberufung geschlossen" steht draußen an der Tür, und nach einer ganzen Weile erst hört der Kapitän von einem Hafenarbeiter, daß der „Rudolf" gestern ganz gemütlich nach Küstrin abgefahren ist. Den Düwel ok! Grademann, es ist fast ein Witz, muß sich wahrhaftig auf die Bahn setzen und zu Lande über Jädickendorf dem Dampfer nachzuckeln. Zur Rechten fließt immer die Oder, aber zu sehen ist sie nicht vom Zuge aus und der Ausreißer darauf auch nicht. In Küstrin am Kai ist alles leer. Ja, der „Rudolf", so'n kleiner, schwarzer mit weißgelber Binde um den Schornstein, der wäre schon seit gestern durch, nach Frankfurt, verrät ihm ein herumlungernder Dreikäsehoch. Grademann humpelt in die Stadt zurück zur Gärtnerei Rettenfelder, aber auf dem Grundstück stehen jetzt Kartoffeln und Roggen statt Blumen. Das Haus ist verschlossen.

Grademann flucht innerlich seine schwersten Seemannsflüche, die er draußen im Felde wieder aufgefrischt hat. Es ist ihm aber viel zu dumm, die guten

Küstriner danach auszufragen, was aus seiner Frau geworden ist. Also wieder auf die Bahn und mit dem nächsten Zuge weiter hinterher nach Frankfurt gezottelt! Da geht's vom Bahnhof gleich mit der Elektrischen herunter zur Oderbrücke.

Und dann bietet sich den Frankfurtern ein denkwürdiges und unerhörtes Schauspiel: die Treppe zum Kai hinunter humpelt an seinem Stock ein Marinemensch und läuft unten wie besessen auf und ab, brüllt und schreit, stampft mit dem Stock und mit dem gesunden Bein auf und ballt die Fäuste nach dem kleinen schwarzen Dampfer, der sich eben bequem in der Mitte des Stromes einrichten will, um Volldampf vorauszugeben. Das junge Frauenzimmer, das an Bord sitzt und strickt, wird schließlich ganz verängstigt, es könnte jemand von der Behörde sein, und läuft zu der andern mit dem schwarzen, glatten Haar, die am Steuerruder steht, die läßt erschrocken stoppen und dreht langsam bei.

Na, nun gibt das eine gründliche Überraschung: die Marie steht einfach am Steuer und führt den „Rudolf"! Als Walter Grademann über die schwanke Planke glücklich heraufgelangt ist, geht das Fragen los, während die Leute wieder festmachen. Sie hat's halt gelernt, das Fahren, und sich ein Zeugnis ausstellen lassen! Und nun fährt sie schon bald ein Jahr, und die Schwester hilft ihr beim Kochen und Aufwaschen. Sie hat eben die Verträge mit den Unternehmern erneuert. Die Marie ist sehr verwirrt und unruhig und läuft davon. Etwas völliger und hübscher ist sie geworden, denkt Grademann und sieht ihr nach, wie sie in der Kajütentreppe untertaucht. „Ja, de Frugenslüd!" Nehmen einfach selbst das Steuer, wenn der Mann fort ist! Belustigt den Kopf schüttelnd, spuckt er in die Oder. Da kommt die Marie wieder mit einem weißen Bündel, das sie ihm in den Arm legt.

W—a—a—s? Grademanns blaue Augen weiten sich immer mehr. Nein, nein, ist es möglich! Na, das hätte er sich allerdings nicht gleich zugetraut!

„Das ist eben der lütte Rudolf", sagt Marie, und ihre hellen Augen unter dem schwarzen Scheitel bekommen wieder das Blitzen. „Du hast ja nie geschrieben . . ."

Am nächsten Tage fahren sie los. Grademann führt wieder das Steuer, aber er muß es für die längste Zeit doch der Frau überlassen, denn sein verwundetes Bein hält das Stehen nicht lange aus. Er nimmt ihr also derweil „den Kleinen" ab und sitzt mit ihm auf dem Laderaumverdeck in der Sonne. Die Buhnen und Baken ziehen vorüber, der Wind weht in den grünen Uferwiesen, und die Heckwelle läuft wie ein kläffender Hund hinter dem Wagen schäumend dem „Rudolf" nach. Die Marie hatte ganz recht: sie mußte eben das Haus, in das sie gehört, verwalten lernen, und wenn das Haus ein Frachtdampfer ist, dann heißt's eben: steuern können.

Gott, ist das schön, wieder einmal auf der guten ollen Oder zu schwimmen. Die Bücher freilich, denen hat er lange untreu sein müssen. Wir heimatlich es auf dem „Rudolf" ist, und wie der Kerl qualmt! Der „Rudolf" ist alles: das Haus, der Garten, der Ernährer der Familie — und der Pate! Der Kapitän packt das weiße Bündel und hält Rudolf Grademann stramm von sich und sieht ihm mit dem Blick eines Vorgesetzten in die Äuglein: „Opernsänger soll er werden oder Lehrer oder" — seine Arme straffen sich — „er geht zur Marine"!

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 34. Berlin, den 21. August 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.



Die sieben Tage der Woche.

10. August.

Truppen der Armee des Generals v. Scholz durchbrechen die Fortlinie von Lomscha und nehmen die Festung.

Oestlich von Warschau ist die Armee des Prinzen Leopold von Bayern bis nahe an die Straße von Stanislawow — Nowo-Minsk gelangt.

Die Armee des Generalobersten v. Woyrsch erreicht in der Verfolgung die Gegend nördlich und östlich von Zelechow; sie nimmt Anschluß an den von Süden vordringenden linken Flügel der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.

11. August.

Ein Angriff starker russischer Kräfte aus Kowno heraus scheitert. Oestlich von Lomscha dringen unsere Truppen gegen die Bobr-Narew-Linie vor. Der Gegner hält noch den Brückenkopf bei Wizna.

Südlich von Lomscha weicht die ganze russische Front. Unsere verfolgenden Armeen überschreiten den Czerwony-Bor und dringen östlich desselben vor. Der Bahnknotenpunkt südöstlich von Ostrow wird genommen.

Oesterreichisch-ungarische Fahrzeuge beschießen die italienischen Küstenbahnanlagen von Molfetta bis Genosan-Giorgio.

12. August.

In den Argonnen wird nördlich von Vienne-le-Château eine französische Befestigungsgruppe, das „Martinswerk“, erobert. Der Feind erleidet große blutige Verluste.

Südlich des Njemen schlagen Truppen der Armee des Generals v. Eichhorn einen mit erheblichen Kräften am Dawina-abschnitt unternommenen Angriff blutig ab. Die Armee des Generals v. Scholtz nimmt den Brückenkopf von Wizna und wirft südlich des Narew den Feind über den Gacfluß.

Die Armee des Generals v. Gallwitz stürmt Zambrowo und dringt weiter südlich unter ständigen Kämpfen über Andrzejow in östlicher Richtung vor. — Zwischen Weichsel und Bug wird unter vielfachen Kämpfen mit feindlichen Nachhuten die Verfolgung fortgesetzt und der Muchawka-Abschnitt überschritten. Lukow ist besetzt.

13. August.

In den Argonnen werden mehrere französische Angriffe auf das von uns genommene Martinswerk abgeschlagen.

Deutsche Marineluftschiffe erneuern in der Nacht vom 12. zum 13. August ihren Angriff auf die englische Ostküste und bewerfen hierbei die militärischen Anlagen in Harwich mit gutem Erfolg.

14. August.

Das türkische Hauptquartier teilt mit, daß ein deutsches Unterseeboot im Aegäischen Meer ein 10,000 Tonnen großes Transportschiff mit Soldaten versenkt hat.

Nördlich des Njemen in der Gegend von Alesow, Kupischky, Weschinty und Kowarsk entwickeln sich neue Kämpfe. Vor Kowno nehmen unsere Angriffstruppen den befestigten Wald von Dominikanka. Zwischen Narew und Bug erreichen unsere Armeen in scharfem Nachdrängen den Slina- und Nurzec-Abschnitt.

Die verbündeten Truppen nähern sich dem Bug nordöstlich von Sokolow. Westlich der Linie Losice — Miendzyrzec versucht der Feind durch hartnäckige Gegenstöße die Verfolgung zum Stehen zu bringen; alle Angriffe werden abgeschlagen. — Ferner überschreiten die verbündeten Truppen in der Verfolgung die Straße Radzyn — Dawidy — Wlodawa.

15. August.

Ein russischer Ausfall aus Kowno wird zurückgeschlagen. Angriffstruppen arbeiten sich näher an die Festung heran. — Zwischen Narew und Bug wird der Nurzec-Uebergang von unseren Truppen erzwungen.

16. August.

Nach dem erfolgreichen Nurzec-Uebergang weichen die russischen Truppen zwischen Narew und Bug. — Der linke Flügel der Armee des Prinzen Leopold überschreitet den Bug westlich von Drohiszyn.

○ ○ ○

Afrika und die Europäer.

Von Professor Dr. K. Dove, Freiburg i. B.

Seit einem Jahr steht die Alte Welt in Flammen. All ihre Teile werden unmittelbar vom Krieg berührt, während der große westliche Kontinent nur mittelbar die Zuckungen empfindet, die augenblicklich die europäischen Länder durchzittern. Dabei lassen sich, während noch allerwärts die eherne Sprache der Geschütze jeden anderen Laut übertönt, zweifelnde Fragen vernehmen, wie nach der Beilegung des ungeheuren Streites sich das wirtschaftliche Leben der Beteiligten gestalten wird. Wie immer die Veränderungen ausfallen mögen, die die Karte unseres heimatlichen Weltteils erfahren muß, eins ist sicher: Die Völker Mittel- und Westeuropas haben nach den bereits vorliegenden Anzeichen mit einer veränderten Stellung Außereuropas zu ihrer künftigen Arbeit zu rechnen. Ihnen allen werden ehemalige Märkte verloren gehen, andere werden gewonnen werden. Die überschüssige Kraft unserer alten Kulturnationen wird so manches Feld, auf dem sie sich vordem betätigte, verschlossen oder doch zum mindesten die Tätigkeit erschwert finden. Grund genug für ängstliche, um die Weiterentwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen besorgte Gemüter, mit einigem Zagen auf die Zukunft zu blicken, die dem Weltkrieg unmittelbar folgen soll.

Glücklicherweise besteht viel weniger Grund zur Sorge, als den meisten Kreisen, selbst solchen, die in engem Zusammenhang mit Handel und Verkehr stehen, geläufig ist. Mag die geschäftslüsterne Union ihren Konkurrenten manche Erwerbsmöglichkeit in Mittel- und Südamerika abschneiden, mag der Einfluß Japans den Wettbewerb in Ostasien dem Weißen aller Länder erschweren,

so befindet sich doch das für ein zielbewußtes Schaffen der Kulturwelt wichtigste und aussichtsreichste Gebiet so gut wie ganz in den Händen der Europäer.

Was die Vereinigten Staaten anstreben, die politische und ökonomische Vormachtstellung in dem ganzen Weltteil, das ist auf diesem Felde, in dem großen Südkontinent der Alten Welt, zur Tatsache geworden, ganz Afrika untersteht bereits heute Europa und ist berufen, dieses dereinst wirtschaftlich zu ergänzen. Was drüben in der Neuen Welt noch als bloße Doktrin gelehrt wird, ist hier bereits vollzogen und bedarf nur des Friedens, um seine Bedeutung voll zu erweisen.

Freilich muß dieser Friedenschluß eine Änderung der Besitzverteilung bringen, die den Grundsätzen der Gerechtigkeit mehr entspricht als bisher. Politische Änderungen werden ja in diesem großen Neuland von den Eingeborenen meist kaum als solche empfunden, und wirtschaftliche sind selbst mit durchgreifenden Umgestaltungen des Kolonialbesitzes in dem Hauptteil Afrikas schon darum für den Verlierer erträglicher als anderwärts, weil dieser Teil der Erde eben erst in den Anfängen der Entwicklung steht. Von der Art der sicherlich eintretenden Besitzverschiebungen kann hier nicht gesprochen werden. Daß die vor dem Krieg bestehende Verteilung nicht allein durchaus ungerecht, sondern zugleich ein schwerer Nachteil für den wünschenswerten Grad dieser Entwicklung war, daß sie somit gerade den gemeinsamen Interessen der europäischen Handels- und Industrievölker zuwiderlief, das mag der Leser aus folgender Zusammenstellung entnehmen:

Größe des afrikanischen Kolonialbesitzes 1914 im Verhältnis zur Größe des Mutterlandes.*)

Deutschland 4:9	England 19:4	Portugal 23:2
	Frankreich 12:1	Spanien 0:4
	Italien 3:2	
	Belgien 79:9	

Die Unhaltbarkeit dieser Zustände wird indessen in ein noch klareres Licht gerückt, wenn man die Leistungen einzelner Staaten auf afrikanischem Gebiet miteinander vergleicht. Ich wüßte kein besseres Beispiel der großen Gegensätze zu geben als das, was die beiden jetzigen Kriegsgegner, Deutschland und Frankreich, in friedlichem Wettbewerb im afrikanischen Baumwollbau erreicht haben. Deutschland hat in seinen viel kleineren Besitzungen seine Baumwollernte in den Jahren 1905 bis 1911 von 308 auf 1598 Tonnen zu je 1000 Kilogramm gesteigert, Frankreich mit seinen ausgedehnten, für den Anbau dieser wichtigsten von allen Faserpflanzen geeigneten Kolonien dagegen nur von 19 auf 388 Tonnen. Indem einzelne der in der kleinen Tabelle aufgeführten Länder ihre Kolonien nicht genügend zu entwickeln vermochten, haben sie das gemeinschaftliche Interesse der europäischen Kulturwelt geschädigt. Ein Punkt, den unsere Gegner gefälligst auch bei Gelegenheit berücksichtigen mögen. Der Besitz übersteigt auf seiten unserer Feinde eben vielfach ihre Fähigkeit, ihn so zu entwickeln, wie das industrielle Gesamteuropa es nach dem Ende des Krieges nicht allein wünschen, sondern geradezu fordern muß. Gegen diese in der Größe des in Afrika vor uns liegenden Arbeitsfeldes und der sehr verschiedenen Leistungsfähigkeit der an seinem Besitz beteiligten Staaten und Völker begründete Tatsache hilft kein Spielen mit Worten; man muß ihr bei der kommenden Neugestaltung der Dinge ins Auge schauen und die — ich wiederhole es — für alle Europäer nützlichen Folgerungen daraus ziehen.

*) Die zur Sahara gehörenden Gebiete sind nicht eingerechnet.

Bei all diesem erscheint auffallend, daß ein Weltteil, dem wir eine so hohe Bedeutung beimessen sollen, bisher so wenig beobachtet wurde. Fehlt es doch nicht einmal an Stimmen, die nicht mehr und nicht weniger behaupten, als daß diese ungeheure, Europa an Größe dreimal übertreffende Ländermasse ziemlich wertlos sei, weil sie ja bis jetzt, etwa mit Asien oder Amerika verglichen, im Welthandel noch so sehr im Hintergrnud geblieben ist. In der Tat ist die Rolle, die wir Afrika in dieser Beziehung bis unmittelbar vor dem Weltkrieg spielen sehen, wenig geeignet, einen oberflächlichen Beurteiler von seinem Wert zu überzeugen. Noch 1911, in dem Jahr der großen britischen Zählung, sehen wir diesen Weltteil an der Einfuhr aller Länder mit nur 3,3, an der Ausfuhr mit nur 3,6 vom Hundert teilnehmen, obwohl er von der bewohnten Fläche der Erde erheblich mehr als 20 vom Hundert einnimmt. Wirklich ein scheinbarer Widerspruch zu dem, was ich vorhin über ihn als das künftige Hauptarbeitsfeld des werktätigen westlichen und mittleren Europas sagte, aber eben doch nur ein scheinbarer. Jedenfalls ist gerade jetzt für jeden über die Zukunft nachdenkenden Menschen, zumal für den Kaufmann und den Industriellen, von Wichtigkeit, sich über die Gründe dieser Rückständigkeit eines ganzen Kontinents klar zu werden.

In erster Linie waren es die fast unglaublichen Schwierigkeiten, mit denen jede Güterbeförderung zu kämpfen hatte, die fast alle Handelsware, einige wenige ausgenommen, vom Weltverkehr ausschlossen, bevor es weiter in das Innere führende Eisenbahnen gab. Hierfür nur ein Beispiel. Um die Kupfererze von Otavi in Deutsch-Südwestafrika an das Meer zu bringen, die im Jahre 1909 in Swakopmund zur Verschiffung gelangt sind, hätte es eines Parkes von mindestens 5000 Wagen mit ungefähr 70 000 Zugochsen bedurft. Unter solchen Umständen vermochte man zwar Elfenbein und Straußenfedern aus dem Innern an die Küste zu schaffen, aber weniger wertvolle Gegenstände konnten nur in großer Nähe der See noch mit Gewinn verfrachtet oder in das Innere befördert werden. Kostete doch das Verbringen einer einzigen Gewichtstonne von Daressalam nach dem Tanganjikasee in der eisenbahnlosen Zeit rund 3000 Mark. Um nur an einen so wichtigen Rohstoff wie die Baumwolle anzuknüpfen, so lagen bis vor ganz kurzer Zeit neun Zehntel von ganz Afrika jenseit der Grenzen, innerhalb deren sie noch mit einigem Nutzen in den Handel gebracht werden konnten. Eisenbahnen aber gab es bis vor ganz kurzer Zeit in völlig ungenügendem Maße, und auch heute sind ihrer unendlich viel weniger, als zur völligen Erschließung des Weltteils notwendig wäre. Im Jahre 1912 besaß er erst 43 000 Kilometer, d. i. 8000 weniger als Frankreich. Was das heißen will, ergibt ein einfacher Vergleich, denn diese Zahl bedeutet etwa dasselbe, wie wenn das Königreich Sachsen nur eine Bahnlänge von 21 Kilometer besäße.

Neben den Verkehrschwierigkeiten muß aber auch die veränderte Auffassung der europäischen Handelswelt von den wirtschaftlichen Aufgaben fremder Produktionsgebiete für die lange dauernde Unterschätzung Afrikas verantwortlich gemacht werden. Die Wertschätzung der Gegenstände, die man als Welthandelsgüter bezeichnet, hat nämlich innerhalb des letzten Menschenalters selbst eine durchgreifende Änderung erfahren. Als die Aufteilung Afrikas durch die Völker Europas einsetzte, also in der ersten Hälfte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, da sah man, wie sich die älteren Kolonial-

freunde bei uns gewiß noch erinnern werden, die Kolonien in erster Linie als die künftigen Lieferanten von Genußmitteln an. Der Bedarf an Rohstoffen war zu jener Zeit noch verhältnismäßig gering. So führte Deutschland 1880 an Rohbaumwolle erst für 148 Millionen Mark ein, an Kaffee aber schon damals für 151 Millionen Mark. Diesen Werdegang der Schätzung überseeischer Handelsgüter zeigt uns in sinnfälligster Weise der jedem von uns geläufige Sprachgebrauch. Denn er lehrte uns, gerade diese ehemals wichtigsten Gegenstände der tropischen Ausfuhr, die Genußmittel, einfach unter der Bezeichnung „Kolonialwaren" zusammenzufassen. Heute aber, seit dem ungeheuren Anwachsen unserer Industrie, haben die Rohstoffe, deren sie bedarf, und die uns dieselben Kolonien liefern sollen, eine ungleich größere Wichtigkeit erlangt. Das ergibt sich am besten aus der Nebeneinanderstellung dreier besonders wichtiger Genußmittel mit den drei für Europas Industrie wichtigsten, von auswärts bezogenen Rohstoffen. Stellen wir die in Deutschland für Kaffee, Kakao und Tabak an das Ausland abgeführten Summen den für Kupfer, Kautschuk und Baumwolle an dasselbe bezahlten gegenüber. Dann zeigt sich, daß der Wert der drei Genußmittel zu dem der drei Rohstoffe in unserer Einfuhr nach Abzug der Wiederausfuhr sich 1880 verhalten hat wie 4 : 5, 1910 stellte sich dagegen das Wertverhältnis der genannten Kolonialwaren, obwohl auch ihre Einfuhr ungemein gewachsen ist, zu dem der angeführten Rohstoffe nur noch wie 5 : 12.

So ist es gekommen, daß erst im Laufe der allerletzten Jahrzehnte das Hasten und Drängen der europäischen Nationen nach dem Erwerb des letzten verfügbaren Neulandes, also des afrikanischen Bodens, begann, mit dem der Weltteil sozusagen erst erwachte. Von dem Beginn einer wirklichen Erschließung in neuzeitigem, d. h. in wirtschaftlichem Sinn kann somit erst seit einer ganz kurzen Reihe von Jahren gesprochen werden, denn die politische Besitzergreifung bedeutete nach dem über die Schwierigkeiten dieser Erschließung Gesagten noch keineswegs den Beginn der wirklichen Kolonisation. Es dürfte manchen überraschen, daß noch vor einem Menschenalter das unabhängige Afrika 24 Millionen Quadratkilometer umfaßte, also beinahe das Zweiundeinhalbfache der Fläche Europas. Während eines Vierteljahrhunderts ist diese gewaltige Ländermasse auf etwa vier Millionen Quadratkilometer zusammengeschrumpft. Wer sich diese Größe der erst kürzlich von Europäern beschlagnahmten Gebiete vergegenwärtigt, wird ohne weiteres verstehen, daß ein Land von der doppelten Größe unseres heimischen Erdteils noch nicht über die Anfänge seiner wirtschaftlichen Leistungen heraus sein kann.

Worin beruht nun der unvergleichliche Wert dieses großen Kontinents für die europäischen Nationen, die Russen allenfalls ausgenommen? Die Frage ist leicht zu beantworten. Die ganze übrige Erde befindet sich zum größten Teil in den Händen selbständig wirtschaftender Völker, zu denen man in diesem Fall die sich selbst regierenden Siedlungskolonien Englands ebenfalls rechnen kann. Eine Ausnahme bilden nur Indien, das niederländische Südasien und allenfalls das französische Indochina. Das riesenhafte Afrika dagegen ist das größte, völlig aus Neuland bestehende Gebiet, in dem die europäische Welt nach eigenem Gutdünken und auf Grund ihrer besonderen Bedürfnisse wirtschaften kann. Selbständige Kulturen, die einen solchen Gang der Erschließung hemmen könnten, wie wir sie z. B. in Indien antreffen, gibt es hier außerhalb Nordafrikas nicht. So bildet der ganze Weltteil gewissermaßen ein riesenhaftes brachliegendes Gut, das der zielbewußten Arbeit des Besitzers harrt. Europa ist der einzige Kontinent, der den Anbau von Pflanzen wärmerer Zonen nur in verschwindendem Umfange erlaubt; für ihn bildet daher Afrika den unentbehrlichen Ersatz für das, was den andern in verschwenderischer Fülle zuteil geworden ist, es ist die notwendige Ergänzung unseres heimischen Erdteils. Mit seiner Hilfe vermögen wir, unbekümmert um das Geldbedürfnis amerikanischer Baumwoll- und Kaffeepflanzer oder australischer Schafzüchter, dereinst unsere kaufmännischen Lager und unsere Fabriken mit all den Dingen zu versorgen, die uns zur Lebenshaltung und zur Arbeit unentbehrlich geworden sind. In einer einzigen Hinsicht erfüllt die Südfeste der Alten Welt nicht die Wünsche, die man an den Erwerb außereuropäischer Besitzungen zu knüpfen pflegt. Die Scharen von Auswanderern, die alljährlich das alte Europa verlassen, würden nur zum kleinsten Teil eine neue Heimat auf afrikanischem Boden finden. Was aber die Natur auf der einen Seite versagt, gewährt sie auf der andern in üppiger Fülle, sobald der Weiße sich ernstlich an die koloniale Arbeit heranmacht. Sogar in der Ernährung der übervölkerten Landschaften unserer Industriegebiete wird es vielleicht schon in naher Zukunft einen wichtigen Platz unter den Fleisch liefernden Ländern der Erde einnehmen. Der außertropische Süden, der Nordwesten und auch die grasreichen Hochländer außerhalb der heißen Zone können ungeheure Massen von Rindern und Wollschafen ernähren. Daß sie's bis jetzt noch nicht tun, liegt eben daran, daß man eine Viehzucht im europäischen Sinne in den meisten dieser Gegenden erst seit ganz kurzer Zeit, in vielen überhaupt noch nicht kennt, und daß es dort, wo sie bereits vorhanden war, an Eisenbahnen zur Verfrachtung ihrer Erzeugnisse fehlte. Wie diese in Bälde auf die Versorgung Europas wirken können, ersieht man aus dem Plan der British South African Company. Diese wollte die in Rhodesien zu haltenden Rinderherden von Großschlächtereien verwerten und rechnete darauf, mit der Kap—Kairobahn das Fleisch um eine volle Woche schneller nach Europa liefern zu können, als das von Argentinien aus möglich ist.

Das hier angeführte Beispiel zeigt, daß nichts weiter als großzügiges Denken nötig ist, um uns Afrika in einem ganz andern als dem althergebrachten Lichte erscheinen zu lassen. Freilich muß man vorher mit der albernen, immer noch nicht erstorbenen Schulweisheit aufgeräumt haben, daß dieser Weltteil deshalb weniger produktionsfähig sei, weil er den Europäern so lange als „nicht begehrenswert galt". Ich glaube diesen Einwand durch meine Ausführungen bereits hinreichend als grundfalsch gezeichnet zu haben, möchte aber auch den positiven Beweis für seine Verkehrtheit erbringen. Jedermann weiß, daß der Verbrauch eines der wichtigsten Nähr- und Genußmittel, des Kakaos, in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen hat. So kam auf Deutschland im Jahre 1880 erst ein Kopfverbrauch an Kakao von 50 Gramm; genau dreißig Jahre später hatte er sich verzwölffacht. Die natürliche Folge dieser ungeheuren Bedarfssteigerung in allen Kulturländern war eine Einführung der Kakaokultur in anderen als den ursprünglichen Erzeugungsgebieten. In diesem besonderen Fall sprachen keine Verkehrsbedenken gegen ihre Begründung auch in klimatisch geeigneten afrikanischen Ländern, denn diese liegen unmittelbar an der Küste.

So geschah, was die eben erwähnten Neunmalweisen sich niemals hätten träumen lassen. Trotz der gleichzeitigen Verdoppelung der Welternte stieg der Anteil Afrikas an dieser von 1903 bis 1913 von 23 auf beinahe 40 vom Hundert, und eine einzige englische Besitzung, die Goldküstenkolonie, brachte es gar in der kurzen Zeit von 1897 bis 1913 von 71,000 Kilogramm Kakaobohnen auf die erstaunliche Menge von 51,200,000!

Man sieht also, Afrika kann produzieren. Freilich nicht von sich aus, wenigstens nicht in irgendwelchem größeren Umfange. Dazu sind die Eingeborenen ohne europäische Anleitung nicht imstande. Wo sie wichtige Rohstoffe lieferten, wie z. B. Palmöl und Kautschuk, da wurden diese in ganz ungeordneter Weise, teilweise sogar auf dem Wege eines wilden Raubbaus, gewonnen. Lag somit die Ausbreitung der Europäerherrschaft im Interesse des Welthandels, so kam sie doch nicht minder den farbigen Afrikanern zugute, denen so erst Gelegenheit zur Entstehung eines Dauer verheißenden Wohlstandes gegeben ist.

Es kann nicht Sache dieser Zeilen sein, eine Behandlung all der Dinge zu geben, die der große Kontinent seinen nunmehrigen Herren zu liefern vermag. Es genüge der Hinweis darauf, daß von Genußmitteln in großem Umfange Kakao, Kaffee und Tabak, von pflanzlichen Rohstoffen namentlich Kautschuk, Baumwolle und die für Europa immer größere Bedeutung gewinnenden Pflanzenfette neben mancherlei Gerbstoffen und Pflanzenfasern in Betracht kommen. Auch wertvolle Nutzhölzer gibt es in den ungeheuren Wäldern der Äquatorzone in Hülle und Fülle. An tierischen Erzeugnissen sind es neben dem Fleisch der Rinder und Schafe vor allem Wolle und Häute, die an Bedeutung die ehemals einzigen Handelsartikel des Innern, das Elfenbein und die Straußfedern, bereits überholt haben. Die für große Betriebe und für den Verkehr nötige Kraft aber werden wegen Mangels an Kohlen künftig die wenigstens in den Tropen fast unerschöpflichen Wasserkräfte liefern.

Doch nicht allein in der Gütererzeugung, sondern auch im Verbrauch europäischer Waren wird dieser Teil der Erde bald mit ganz anderen Summen erscheinen als vor dem Kriege. Es ist ein Erfahrungsatz, daß mit der höheren Gesittung der Farbigen auch ihr Verbrauch an fremden Handelsgegenständen sich hebt. Nun zählt aber Afrika in den Ländern, in denen die Einwirkung der europäischen Kultur sich bereits ganz allgemein durchgesetzt hat, bis heute erst 14 Millionen Einwohner gegen 122 Millionen, die noch wenig oder gar nicht von ihr erreicht wurden. Trotzdem entfielen auf diesen Bruchteil der afrikanischen Bevölkerung vom Einfuhrwert des Jahres 1911 nicht weniger als 43 vom Hundert. Einen besseren Beweis für das, was die Masse der Afrikaner in der kommenden Zeit als Käufer für Europa bedeuten wird, vermag man sicher nicht anzuführen.

Wie aber Afrika auf all den erwähnten Gebieten zum größten Teil noch einer rohen und unbearbeiteten Masse gleicht, aus der erst die Hand des Meisters einen Bau formt, und wie er dazu zahlreicher Helfer nicht entraten kann, so wird auch die endliche Vollendung des großen Kulturwerks an einem ganzen Kontinent ungezählten Mitarbeitern Arbeit und Brot geben. Beängstigend fast erscheint allen die eine Aufgabe, Hunderte von Strömen in Fesseln zu schlagen, um die in ihren stürzenden Gewässern aufgespeicherte Kraft dem Menschen dienstbar zu machen. Jagt doch ein einziger von ihnen, der Kongo, alljährlich etwa ebensoviel Wasser über die gewaltigen Felsriegel in seinem Unterlauf dem Meere entgegen wie alle europäischen Flüsse und Ströme zusammen. Und dennoch wird keine allzu lange Zeit vergehen, bis die Technik unserer Tage auch diese Aufgabe gelöst hat. Diese und andere Kulturwerke aber bedeuten für unsere Großindustrie in ihrer Anlage und Erhaltung ungeheuren Gewinn. Auch dafür noch ein Beispiel. Nehmen wir, recht niedrig greifend, an, daß für die Erschließung Afrikas ein Eisenbahnnetz von der Länge des in Russisch-Mittelasien vorhandenen genüge, so müßten in dem Weltteil noch mehr als 300,000 Kilometer gebaut werden. Da sich die Baukosten eines solchen bei afrikanischen Bahnen durchschnittlich auf wenigstens 80,000 Mark stellen, so ergibt das eine Anlagesumme von 24 Milliarden, von der ein sehr großer Teil als Entgelt für Lieferungen usw. unmittelbar den europäischen Kulturvölkern zugute kommen würde. Dazu kommt das rollende Material, ferner die Steigerung der Kaufkraft der farbigen Arbeiter, alles Dinge, die ebenfalls der Industrie und dem Handel große Vorteile bringen werden.

Arbeit lockt den Tüchtigen mehr als Genießen. Das gilt so gut von Völkern wie vom einzelnen. Eine ungemessene Fülle von Arbeit harrt der europäischen Welt, wenn der letzte Schuß dieses Krieges verklungen sein wird. Ein sehr großer Teil der sich aufs neue regenden Tätigkeit aber wird der Erschließung und Nutzbarmachung des Weltteils gelten, von dem hier die Rede war. Daß die Zuteilung der friedlichen Aufgaben und der Vorteile, die ihre Lösung gewährt, nach anderem als dem bisher angewandten Maß erfolgt, dafür wird, so hoffen wir, der Ausgang der kriegerischen Ereignisse sorgen. Wenn Deutschland nach Maßgabe der unabänderlichen wirtschaftlichen Notwendigkeiten, nicht wie bisher in den Hintergrund gedrängt, auch auf afrikanischer Erde sich betätigen kann, wie es seiner Stellung innerhalb Europas entspricht, dann wird, dessen dürfen wir gewiß sein, sich seine Tüchtigkeit auch auf kolonialem Gebiet als ein Segen für die Menschheit erweisen.

Das deutsche Dorf im Kriege.

Von Hans Ostwald.

Wahrlich, das deutsche Dorf hat sich gut gehalten im Kriege! Es hat gezeigt, welche Kraft, welche Festigkeit, welch unermüdlicher Wille zur Arbeitsamkeit, welche Fülle von Fleiß und Tüchtigkeit, welch Gemeinschaftssinn in ihm leben und fruchtbar sind.

Ist irgendwo in deutschen Gauen ein Stück Land unbestellt geblieben? Ist in einem Dorf ein Acker brachgeblieben, der vorher Frucht und Nahrung getragen? Nein, überall wurde die mühselige ländliche Arbeit mit der gleichen Gewissenhaftigkeit wie sonst durchgeführt.

Nachdem im vergangenen heißen Sommer die Männer von der Ernte hatten fortmüssen, nachdem die Zurückgebliebenen in größtem Eifer Roggen und Hafer, Weizen und Gerste geborgen, wobei ihnen manche in hellster Begeisterung zur Erntehilfe aufs Land geströmte städtische Kraft mit bestem Willen und Wissen geholfen

Mackensen sprach:

Es sprach Herr August Mackensen,
Gen'ralfeldmarschall im Heere:
Mir schenkte, wenn ich eins erkenn',
Der Kaiser hohe Ehre.
Das war sein fürstliches Vertraun.
Ich tat's zu einem zweiten:
Zum Hochvertraun, auf Gott zu baun,
Da ward's ein wacker Reiten.

Doch als ich ritt im Russenland
Durch Sonnenschein und Regen
Und ich mit Gott in Kaisers Hand
Durft' legen Sieg und Segen,
War's oft mir, daß beim Her und Hin
Ein Grübeln in mir wohnte:
Wofür an Ehren der Gewinn
Sich wohl am tiefsten lohnte.

Es sprach Herr August Mackensen,
Gen'ralfeldmarschall im Heere:
Ob Feind und Feste ich berenn',
Mich schützt gar seltne Wehre.
Ein dritt' Vertrauen um mich weht,
Das stärkste ist's im Bunde.
Es ist ein schlichtes Fraungebet
Aus meiner Mutter Munde.

Sie gab mir mehr als Blut und Bein
Vom eignen Blut und Beine,
Sie goß ihr ganzes Herz hinein,
Das hüt' ich wie im Schreine.
Und stand ich zag und zögernd gar,
Ihr Herz tät für mich wachen:
„Als ich in Schmerzen dich gebar,
Da tat ich es mit Lachen." —

Du meine Klinge, blink und blank,
Voraus, voraus geflogen!
Der Mutter gilt des Sohnes Dank,
Die mich zum Mann erzogen.
Und wenn ich meine Schar entbrenn',
Ruf ich: Für Mutters Ehre!!
— So sprach Herr August Mackensen,
Gen'ralfeldmarschall im Heere.

Im Osten. Rudolf Herzog.

hatte, ging das Dorf schon wieder an die Vorbereitung der neuen Ernte. Kaum waren die Halme gefallen unter der Sense oder unter der Mähmaschine, kaum hatten die Erntewagen die hochgetürmten Garben eingefahren oder zur Feldscheune und zum Dreschplatz bei der Dreschmaschine geschafft, da wurde dem Acker neue Kraft zugeführt. Dungwagen verteilten ihre schwere Last auf die Felder. Und der Pflug zog bald seine dunklen Furchen durch das Gelände.

Das ist wahrhaftig so: Die Zurückgebliebenen nahmen die Arbeit der Hinausgezogenen mit zu ihrer sonstigen Arbeitsleistung auf sich. Und nicht nur die Menschen. Auch die Tiere mußten Kriegsleistungen hergeben. Auch von ihnen waren viele mithinausgezogen. Manches Pferd mußte jetzt doppelt so lange im Geschirr gehen, mußte doppelte Last vorwärts ziehen. Und es war, wie wenn die Tiere gewußt hätten und wüßten, was auf dem Spiele steht — sie versagten nicht. Sie leisteten, was von ihnen verlangt werden mußte.

Wer jetzt hinauskommt in ein deutsches Dorf, wird den Pferden kaum anmerken, daß sie ein besonders schweres Jahr hinter sich haben. Der deutsche Bauer hat sie, trotzdem er ihnen die Haferration arg kürzen mußte, doch sehr gut über diese schwere Zeit fortgebracht, hat sie, wie immer, liebevoll gepflegt und gehegt — und fährt nun die zweite Kriegsernte wieder gewissenhaft und sorgsam ein. Und mit Pferden, die ein glattes und glänzendes Fell haben. Wo es an Pferden fehlte, sind inzwischen ja auch die Beutepferde hinzugekommen.

So merkt denn der Wanderer an den Pferden nicht oder nur ganz selten den Krieg im deutschen Dorf. Er wird ihn aber auch sonst kaum merken. Ist doch die bäuerliche Tätigkeit auch in diesen Zeiten ihren ruhigen, bestimmten Gang gegangen, ohne abzuirren, ohne von ihrem sorgenden Ziel zu lassen: Brot und alles, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, zu erzeugen. Da wurde unablässig Dung gefahren. Dann wurde er sorgsam ausgebreitet, Kunstdünger gestreut. Es wurde gepflügt, nicht minder tief und gründlich als vorher. Dann wurde sauber geeggt, auf daß die Saat einen weichen Boden zu ihrer willigen Aufnahme fände. Und dann wurde die heilige Tat vollzogen und dem Boden die Saat anvertraut, auf daß er ihr seine Kraft gebe und sie keime, ins Licht hineinwachse, blühe und gedeihe. Auch wurde gejätet, die Kartoffeln wurden gehäufelt, die Rüben gehackt, das Gemüse gereinigt vom Unkraut und nichts versäumt, was den Pflanzen nützen konnte.

So war es denn selbstverständlich, daß nicht viel Zeit für andere Dinge blieb. Vergnügungen gab es überhaupt nicht. Tanzabende wurden nicht abgehalten. Kein Verein rief seine Mitglieder zusammen zu Versammlungen und Unterhaltungen. Die Jäger, die sonst so manche lustigen Abende veranstaltet hatten, kamen fast gar nicht oder nur sehr selten aus der Stadt. Waren doch auch von ihnen die meisten eingezogen. Familienfeste — gewiß, die wurden abgehalten. Hochzeit, Begräbnis, Taufe. Aber sie wurden nicht gefeiert wie sonst. Viel, viel stiller wurden diese Tage begangen.

Nicht saß man tagelang beisammen, schmausend und übersprudelnd vor Lebenskraft. Still saßen die Frauen und Mütter am Kaffeetisch und erzählten einander von den Brüdern und Männern und Vätern, die draußen im Kampf standen. Die nicht einberufenen Männer aber hörten zu, wenn ein Urlauber erzählte — oder verfolgten auf der Landkarte den Vormarsch der deutschen Armee.

Nur ein einziger Verein tagte. Und das war der Frauenverein. Sie alle taten ja schon, was sie konnten, die Mütter und Schwestern, Frauen und Schwägerinnen der hinausgezogenen Krieger. Gern stiegen sie in die Räucherkammer und schnitten Speck und Schinken ab, holten auch eine Wurst herunter, um das alles den Männern an der Front zu schicken. Auch wurde für alle Verwandten und Bekannten, die im Felde standen, gestrickt und genäht. Aber damit begnügten sich die Frauen nicht. An den dunklen Winter- und Frühjahrsabenden versammelten sie sich im Schulhause oder bei einer Gastwirtin und strickten und nähten auch noch für die anderen, die keine Verwandten hatten, für die niemand sorgen konnte. Und mehrmals sammelten sie Kleidungstücke und Eßwaren für die Krieger, für Flüchtlinge und für andere Bedürftige. Nicht nur eine Kiste voll, nicht nur einen Wagen voll brachte das Dorf zusammen. Nein, mehrere hochbeladene Wagen voll fuhren dann mit ihrer wohltätigen Last zur nächsten Sammelstelle.

„Oh — wir werden davon nicht arm!“ sagten die Frauen und sahen den Wagen mit voller Stolz glänzenden Augen nach.

* * *

Wer in diesen verflossenen Monaten ins deutsche Dorf kam, konnte ihm nur wenig vom Krieg ansehen. Der Krieg konnte ihm nichts anhaben. Wie sonst ging das Dorf seinen Pflichten nach.

Gewiß wurden auch hier die Telegramme, die Berichte der Obersten Heeresleitung gelesen. Aber meist einen Tag später, als wir sie in den Städten bekamen. Und sie wurden mit bäuerlicher Ruhe genossen, konnten wohl ruhig eine Stunde auf dem Tisch liegen, ehe sie aufgenommen und gelesen wurden.

Erst wurde eben die Arbeit fertiggemacht, die gerade angefangen war.

Und diese Sicherheit, diese Ruhe, dieser Pflichteifer ist denn wahrlich auch die beste Grundlage für unseren schließlichen Sieg.

Morgens kommt der Schäfer wie immer, zieht von Hof zu Hof, holt seine Herde zusammen und wandert mit ihr hinaus auf die Weiden an den Hängen. Er ist schweigsam wie immer, sagt nur manchmal: „Wir könnten viel mehr abweiden. Da sind noch manche Feldränder, die kein Mensch nutzt — jetzt im Krieg müßten wir doch alles abweiden!“ Das sagt er vielleicht jetzt manchmal. Aber sonst zieht er wie immer mit seiner Herde zum Dorf hinaus.

Die Obstbäume in den Gärten sind gepflegt wie immer. Sie sind verschnitten und gedüngt. Und manch einer trägt mehr als sonst, als wüßte er, daß wir in diesem Jahr besonders viel gebrauchen.

An den Sträuchern glühen und glitzern die Beeren wie geschliffene Rubine. Alle Hände sind eifrig dabei, sie einzusammeln in Schüsseln und Töpfe und sie dann einzukochen zu köstlich duftendem Mus.

Das Gemüse steht auf den Beeten, üppig und strotzend; ein Beweis, wie keine Mühe gescheut wurde, die Gärten und die Gartenfrüchte zu züchten und zu pflegen. Wie unermüdlich und rastlos wurde immer und immer wieder gegossen und gewässert, als die Frühjahrsdürre den Garten zu zerstören drohte. Und so holen die Familien nun fast alles aus dem Garten, was sie essen. Die Kartoffeln, die Bohnen, den Salat, Kohlrabi, Mohrrüben, Gurken, Spinat, Rettiche.

Und dabei haben sie noch Zeit gefunden, auch für das Auge zu sorgen. Überall blühen die Blumen in den Vorgärten und hinter dem Hause wie sonst; die Malven oder Stockrosen mit ihren Blütenbüschen an ihren hochschließenden Stangen, die glühenden und duftenden Nelken, der blaue Rittersporn, die leuchtenden Feuerlilien, die dauerhaften Strohblumen und all das, was eben in so einem richtigen deutschen Bauerngarten wächst — wo auch fast nie einige Rosenstöcke fehlen. Ja, in manchen Fenstern stehen auch noch Feldsträuße: rötlicher Sauerampfer, weiße Kamille, hellgelbe Goldraute. Auch zum Pflücken von Feldsträußen ist noch Zeit gewesen.

* * *

Immer geht das Dorf seinen Pflichten nach. Die Kühe werden früh gemelkt, und die Milchwagen, groß und klein, mit Pferden bespannt oder auch von Kindern gezogen, hasten zur Bahn zum Milchzug. Die Männer gehen mit den Sensen auf die Wiesen. Alle, die eine Sense schwingen können, sind unterwegs. Keine Wiese bleibt ungemäht. Ist auf einem Gehöft kein Mäher, hilft ihm der Nachbar; oder der Urlauber, der zur Ernte daheim ist, springt mit zu. Und ebenso bleibt auch kein Kornfeld ungemäht. Einer hilft dem andern. Wer aber gar zu große Felder hat, der schafft sich vielleicht eine Mähmaschine an, von denen wir ja in deutschen Landen genug stehen haben.

Und so sieht es im deutschen Dorf kaum anders aus als in Friedenzeiten. Nur, daß ab und zu eine feldgraue Uniform zu sehen ist, oder daß ein Soldat im Drillichanzug auf dem Acker steht und die Sense wetzt.

Auch zieht wohl hier und da ein Trupp Gefangener einen Feldweg entlang. Sie haben die Erlaubnis erhalten, bei der Bearbeitung des deutschen Bodens und bei der Bergung der deutschen Ernte zu helfen. Und so stehen sie da in ihren lehmgelben Uniformen und mühen sich im Schweiße ihres Angesichts, bewacht von einem braven Landsturmmann, der sein Gewehr im Arm trägt und bedächtig aus seiner Pfeife qualmt.

Allerdings: in der Schmiede gibt es keine Gesellen mehr. Und manch Meister mußte auch mit hinaus. Aber die beiden Lehrlinge geben sich die größte Mühe, die Wagen, die Pflüge und die Maschinen des Dorfes in Ordnung zu halten. Sie wissen: es gilt, den Krieg zu gewinnen, die unzähligen Russen zu fangen, die Franzosen weiter zurückzudrängen und den Engländern die Macht zu verkleinern.

Ja, das Dorf lebt wie immer.

Die Radler fahren so lebhaft wie sonst die Dorfstraße entlang unter den blühenden Linden hin. Die rüstigen Alten gehen Rohr schneiden nach dem Sumpf, um reichlich Futter für das Vieh zu gewinnen oder um ein Rohrdach ausbessern zu können. Die Knaben gehen fischen und angeln, gehen auch des Abends baden... Der Ausrufer zieht durch das Dorf, irgendeine Bekanntmachung über das abzuliefernde Heu ausschellend. Die Mühlen mahlen eifrig das Korn und drehen fleißig ihre Flügel. Frauentrupps wandern in die Wälder, dort Beeren zu pflücken. Die Kinder ziehen nachmittags mit einer

Kaffeekruke und eingepackten Brotschnitten, alles verstaut auf einem kleinen Handwagen, aufs Feld zu den Mähern. Abends kommt der Erntewagen heim, vorn die Männer, hinten die behaubten Frauen und die braungebrannten Kinder. Nach dem Abendbrot spielen die Kinder fröhlich, wie eben Kinder spielen und singen; vielleicht nur einmal anstatt „Mariechen saß auf einem Stein" — irgendein Soldatenlied:

„Ach Mädchen weine nicht!
Sei nicht so traurig,
Mach deinem Burschen
Das Herz nicht schwer!"

Auch kommen vielleicht seltener als sonst Männer in den Krug oder in den Gasthof. Und wenn welche kommen, sind es wohl oft Urlauber. Manchmal auch Genesende. Sie sind nicht gar zu redselig, sie prahlen nicht mit ihren Taten. Kaum, daß sie die Geschichte ihrer Verwundung erzählen: „Ach — ein Schrapnell! Wir mußten gegen die Russen vorgehen. Die lagen am Waldrand; und uns blieb nichts übrig, als über das blanke Feld wegzustürmen. Ihre Artillerie funkte mächtig rüber. Wenn wir nicht zurück wollten, gab's bloß den Sturm. Und da kriegte ich eben ein Schrapnell!"

Sie erzählen das ohne Wichtigkeit. Sie haben eben ihre Pflicht getan. Fürs Vaterland, für ihr Dorf. Für das deutsche Dorf.

Und sie tun auch daheim ihre Pflicht. Mähen und besorgen die Ernte. Aber sie fühlen sich nur selten wohl daheim. Sie wollen hinaus, solange da draußen noch keine Ruhe ist. . . Die Pflicht, da draußen zu kämpfen, erscheint ihnen wichtiger.

Sie erfüllen trotzdem daheim ihre Pflicht. Sehen nach dem Haus, das frisch getüncht ist, freuen sich über den erneuerten Zaun beim Nachbar und über den neuen Stall des anderen Nachbars, sind zufrieden, daß neben allen Scheunen schon die Holzstapel für die kalten Wintertage stehen. Und loben es, daß vor allen Dingen für die Zukunft des Viehstandes gesorgt wurde. Auf der Pferdeweide hüpfen die jungen Fohlen; auf der Rindviehkoppel weiden die Kälber und das Jungvieh. Überall laufen Küken und Güssel umher und folgen nicht den glucksenden Hennen. Im Schweinekoben grunzen und quietschen die Ferkel. — — —

Ja, die Zurückgebliebenen haben ihre Pflicht getan. Sie haben nichts versäumt. Auch ihr Pflichtgefühl wird dazu beitragen, daß wir siegen.

Das Dorf hat seine Pflicht getan.
Das deutsche Dorf!

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Lage im Osten scheint nach Nachrichten, die seit dem Fall Warschaus vorliegen, im großen und ganzen bestimmt zu werden durch das Tempo, in welchem die verschiedenen Heeresgruppen die ungeheure Aufgabe erfüllen, die in einem solchen Umfange noch niemals einer Heeresleitung durch die Kriegsereignisse vorgeschrieben wurden.

Das Schicksal von Nowo-Georgiewsk, dem dritten Stützpunkt des polnischen Festungsvierecks, kann als besiegelt betrachtet werden. Nur durch Hilfe von außen wäre es den Russen möglich, dem Verhängnis Einhalt zu gebieten. Dieser Fall ist aber ebensowenig möglich wie ein Entweichen der Besatzung. Hat es auch bei den früheren Belagerungen immer eine Lücke gegeben, welche nach der russischen Seite zu offen blieb, so ist diesmal die Einschließung vollständig. Schon ist die Meldung von dem Fall einer starken Vorstellung, die im Sturm genommen wurde, eingetroffen, und man darf aus der hohen Zahl der Gefangenen schließen, daß hierbei von unsern Truppen ganze Arbeit gemacht ist.

Die zweite wichtige Meldung aus dem Osten bringt die Fortschritte unserer Truppen vor Kowno. Dort sind ganz außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Das Gelände rings um Kowno ist, mit Benutzung der Terrainschwierigkeiten, die durch die Wälder, Sümpfe und Seen gebildet werden, zu einer ausgedehnten Feldbefestigung geworden. Immerhin hat unsere schwere Artillerie die Festung bereits bearbeitet.

Mit Lomscha ist der wesentlichste Stützpunkt der Narew—Njemen-Linie in unsere Hände gefallen. Lom-



Phot. Schaul.

Einzug der deutschen Kavallerie in das eroberte Lomscha.

scha, an sich ein unbedeutender Ort, gibt den Namen her für ein Befestigungssystem, welches von wesentlicher Bedeutung als Stützpunkt war.

Jetzt ist nur noch Brest-Litowsk von der russischen Festungssperre übrig. Wie aus den Berichten ersichtlich, überwindet sowohl die Armeegruppe des Prinzen Leopold als auch die Armeegruppe Mackensen die Schwierigkeiten, die sich einer Einschließung bieten. Auch hier ist das Gelände günstig für eine Erschwerung unserer Annäherung. Unsere in Gewaltmärschen dem abziehenden Feinde nachrückenden Bayern haben sich, seitdem sie die Stadt Siedlce, halbwegs nach Brest-Litowsk, genommen haben, bereits so weit vorgearbeitet, daß sie in gleicher Entfernung vor Brest-Litowsk angelangt sind und zum gleichen Zeitpunkte wie ihrerseits die Gruppe Mackensen. Die Frontbreite ist derart, daß die verbündeten Truppen die Festung in einem Halbkreise umfassen, der von Tag zu Tag enger wird. Zu Beginn dieser Woche waren wir etwa bis auf 40 Kilometer herangerückt.

Bemerkenswert ist, mit welcher ruhigen Objektivität England die militärische Lage in Rußland offen bespricht, und charakteristisch ist, daß ein Regierungsverbot die Wetten auf den Fall Petersburgs einzuschränken sucht. Wie berichtet wird, neigt man in letzter Zeit in England dazu, Petersburg verloren zu geben, und die zahlreichen daraus sich ergebenden Wetteinsätze für den Fall Petersburgs scheinen der Regierung Anlaß zu geben, eine solche Beeinflussung der öffentlichen Meinung zuungunsten ihrer östlichen Verbündeten zu unterdrücken.

Ebenso offen aber bespricht man im britischen Reich diejenigen Befürchtungen, aus denen die alte Invasionsidee immer wieder neue Nahrung schöpft. Hat doch der Sprecher des englischen Unterhauses die Schrecknisse einer feindlichen Landung in England vor aller Öffentlichkeit ausgemalt, die nach seiner Meinung durchaus im Bereich der Möglichkeit stände.

Unterstützt werden diese Befürchtungen durch die verschiedenen Luftangriffe der letzten Woche, über welche unser Admiralstab in seiner ruhigen Sachlichkeit meldet, daß es erfolgreiche Unternehmungen gewesen seien, von denen die Luftschiffe unversehrt zurückgekommen seien. Die Wirkungen der Angriffe auf britische Kriegsschiffe auf der Themse, auf die Docks von London, ferner den Torpedoboots-Stützpunkt Harwich, wichtige Anlagen am Humber usw. seien nach unseren Beobachtungen ergiebig gewesen.

Auch von den andern Kriegschauplätzen hat neuerdings die Marine Verschiedenes zu melden gehabt, wobei die andauernde Arbeit unserer U-Boote nach wie vor ihre wichtige Rolle spielt.

Gerade die Tätigkeit der U-Boote und ihre Erfolge geben unsern skrupellosen Gegnern wieder einmal Anlaß zu ungerechten Verdächtigungen, die von uns prompt widerlegt sind.

Wir haben aufgehört, uns um die öffentliche Meinung nicht zu kümmern, auf das Urteil der Welt, im Bewußtsein unserer Anständigkeit, nichts zu geben, gleichgültig zu sein gegen Beifall oder Mißbilligung, vor allem gegen das, was wir als Skandalgeschichten aus Abneigung vor allem Niedrigen verachtet haben.

Es gibt eben eine innere und eine äußere Ehre, die beide gleich sorgsam zu hüten sind. Schweigen zu ehrenrührigen Gerüchten wird als stumme Zustimmung gedeutet. Wir haben von unseren Feinden gelernt, daß Beschimpfungen hingehen zu lassen ein Fehler ist. Wir halten auf Achtung und ruhen nicht, bis uns Gerechtigkeit widerfährt.

Im Westen hatten die Franzosen besondere Unternehmungen in den Argonnen angekündigt. Es ist abzuwarten, ob etwas daraus wird und welches Ergebnis diesen Unternehmungen beschieden sein wird. Einige Abwechslung an der westlichen Front gab es durch lebhaftere Gefechte in den Vogesen, ohne daß indessen etwas besonders Bemerkenswertes zu berichten wäre.

X.

Unsere Feldherren.

Kronprinz Wilhelm.

Unser Bild „Kronprinz Wilhelm im Felde" wird gewiß in weitesten Kreisen den Wunsch erwecken, diese neuste Aufnahme in künstlerischer Ausführung zu besitzen. Unser Verlag hat daher von dem Bild Sonderabdrucke als Kunstblätter veröffentlicht. Es erscheint eine Volksausgabe, Bildgröße 40:28 cm, zum Preise von 1 Mark. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftsstellen entgegen. Die früher erschienenen Bildnisse unseres Kaisers in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz, der Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg, des Großherzogs von Hessen, des Herzogs Albrecht von Württemberg, des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der Feldmarschälle Prinz Leopold von Bayern, von Hindenburg, von Mackensen und von Bülow, der Generaloberften von Einem und von Heeringen und der Generale von Emmich, von Lochow, von Linsingen, Wichura und Ludendorff sind auch weiterhin erhältlich.



Hofphot. Berger.

Zusammentreffen des Kaiserpaares im Felde.





Phot. Bönki.

Ankunft des ersten Austauschtransportes der Schwerverwundeten aus Rußland in Saßnitz.



Phot. Schaul.

General von Scholtz (×), der Eroberer von Lomscha, in der Stadt.

Die Eroberung von Lomscha.



Phot. Schaul.

Die Eroberung von Lomscha: Unsere siegreichen Truppen in der Stadt.



Hofphot. E. Bieber.

Kaiser Franz Joseph.

Zu seinem 85. Geburtstag.



Hofphot. Kühlewindt.

Prinz Leopold von Bayern reitet die Front der Ehrenkompagnie ab.



Hofphot. Kühlewindt.

Deutsche Infanterie rückt in die polnische Hauptstadt ein.

Die Eroberung von Warschau.



Kronprinz Wilhelm im Felde.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Phot. Boedecker.

Trümmer und Sprengungen im Innenfort.



Phot. Sennecke.

Ein Promenadenkonzert in der Stadt.

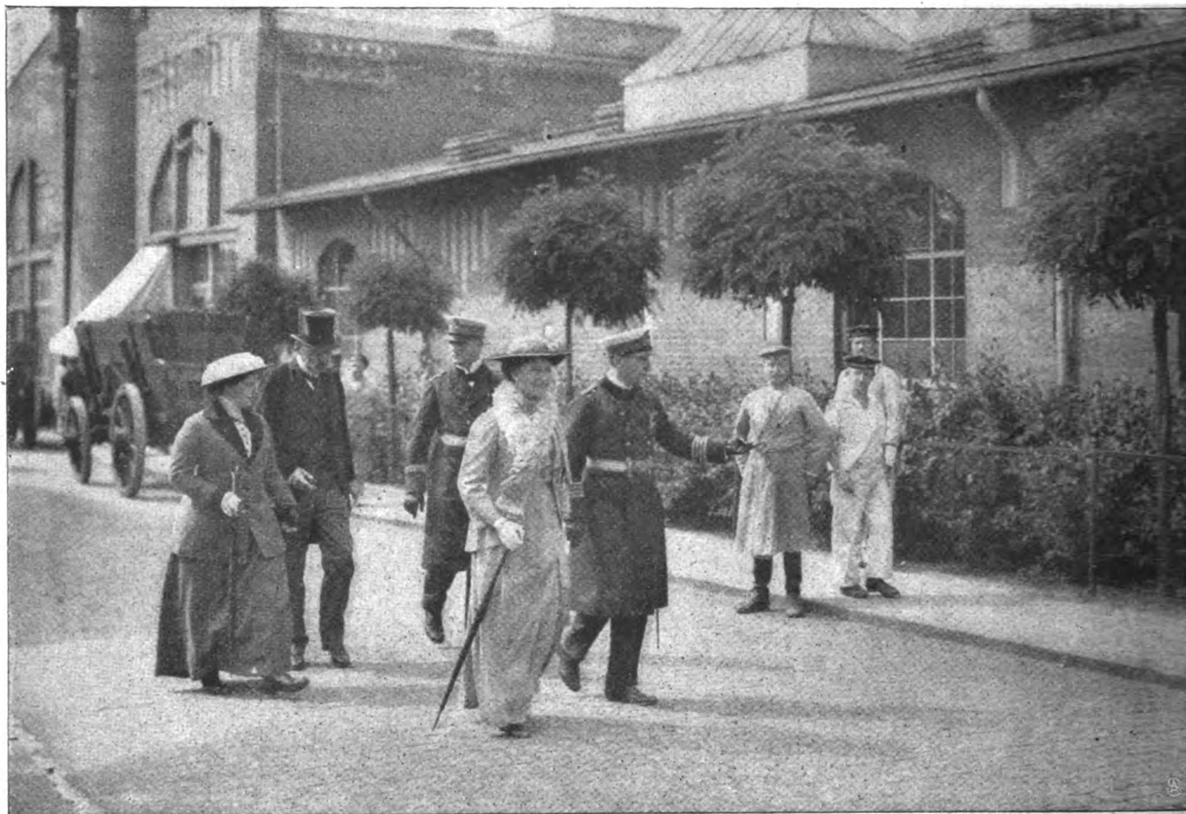
Im eroberten Warschau.



Kilophot

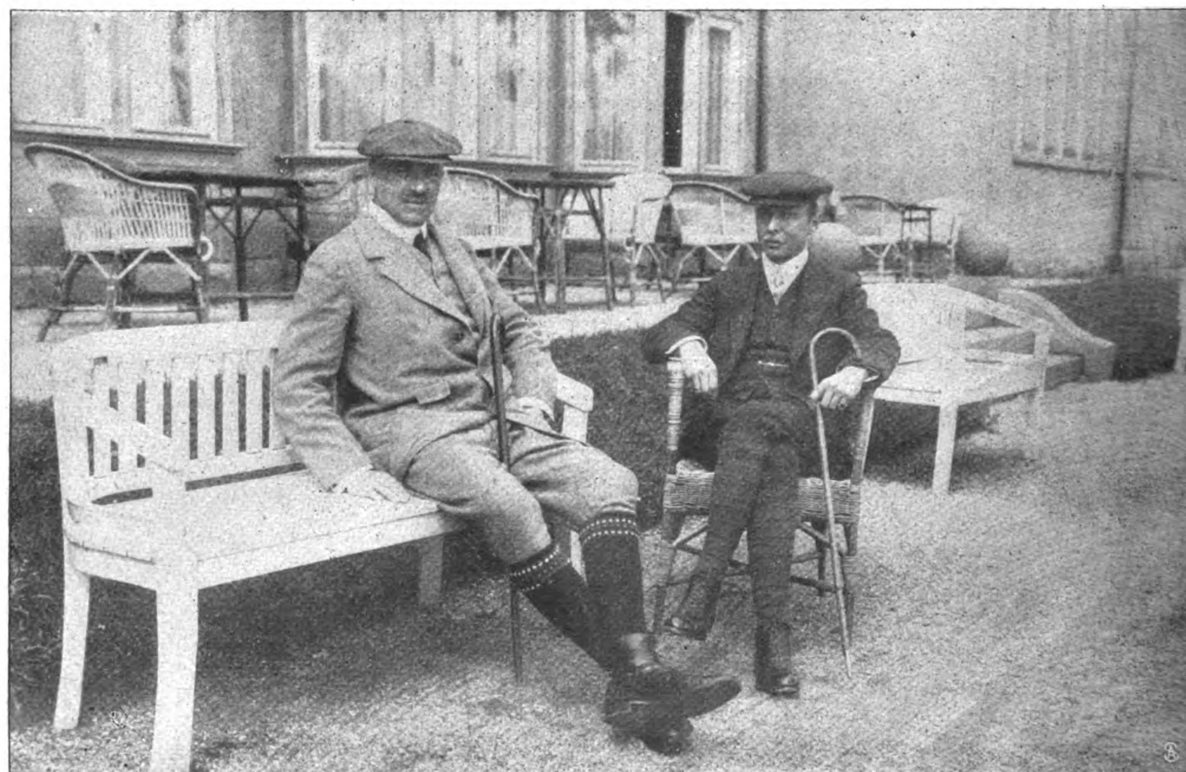
Ulanen passieren einen Hohlweg.

Oesterreichisch-ungarische Kavallerie in Russisch-Polen.



Phot. Schaul.

Besuch der Prinzessin Heinrich im Marine-Lazarett in Hamburg.



Phot. A. Hohlwein.

Herr von Wangenheim (links) und Herr von Flotow (rechts) in Oberhof.
Deutsche Diplomaten auf Urlaub.

Seidenbau in Deutschland.

Von Professor Dr. Udo Dammer.

Mit dem Eintritt Italiens in die Reihe unserer Feinde ist uns die letzte Möglichkeit genommen, aus dem Ausland Rohseide einzuführen. Denn die Rohseide, die in Österreich und Ungarn gewonnen wird, brauchen diese Länder selbst. So entsteht die Frage, ob es möglich ist, daß Deutschland seinen Bedarf an Rohseide oder wenigstens einen nennenswerten Teil in der Zukunft wird selbst erzeugen können.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörte Deutschland mit zu denjenigen Staaten, die Seide in einigermaßen nennenswerter Menge erzeugten. Dann brach nicht nur in Deutschland, sondern in allen seidenbautreibenden Ländern Europas eine Krankheit der Seidenraupen aus, die den europäischen Seidenbau zu vernichten drohte. Ein winziger Pilz war die Ursache der Seuche, der die unangenehme Eigenschaft hatte, von den Elterntieren auf die Eier übertragen werden zu können. Es war das Verdienst des französischen Forschers Pasteur, die Mittel und Wege ausfindig gemacht zu haben, wie man der Krankheit Herr werden konnte, nämlich dadurch, daß man die Elternschmetterlinge darauf hin untersucht, ob sie den Pilz enthalten, und nur solche Eier zur Weiterzucht benutzt, von denen man durch mikroskopische Untersuchung der Eltern weiß, daß sie pilzfrei sind. Solche Eier werden seitdem als pasteurisiert bezeichnet. Die Untersuchung der Schmetterlinge ist, nebenbei bemerkt, so einfach, daß sie z. B. in Ungarn von jungen Mädchen, die natürlich dazu angelernt worden sind, ausgeführt wird.

Während in Frankreich und in Italien der Seidenbau von jeher eine sehr große Rolle spielte, war er bei uns in Deutschland stets nur von untergeordneter Bedeutung. Damit ist es wohl allein zu erklären, daß man von der Entdeckung Pasteurs bei uns keinen Gebrauch machte, sondern lieber den ganzen Seidenbau einschlafen ließ, während das Pasteurisieren der Eier in Italien und Frankreich schnell Aufnahme fand und es ermöglichte, daß der Seidenbau dort auch weiterhin ein lohnender Erwerbzweig namentlich der Frauen und Kinder wurde. Nur in Ungarn wurde das Pasteurisieren auch eingeführt, und zwar obligatorisch, so daß sich auch dort ein lohnender Seidenbau entwickeln konnte, der jetzt nahezu auf der gleichen Höhe steht wie der französische, während beide allerdings weit von dem italienischen übertroffen werden.

Daß der Seidenbau bei uns niemals zu großer Blüte kommen wollte, hatte wohl zwei Gründe: die höhere Wertschätzung der Arbeit einerseits, die Unsicherheit der Futterpflanze anderseits. Der Italiener wie auch der Franzose schätzen einen Nebenerwerb von etwa 60 Mark im Jahre höher ein als der Deutsche, zumal dann, wenn er durch die Frauen und Kinder in einer etwa vierwöchentlichen Arbeit gewonnen werden kann. Bei den Südländern ist allerdings dieser Nebenerwerb, wenn sich jemand auf ihn legt, ziemlich gesichert, während er bei uns in Deutschland bisher keineswegs ganz gesichert war wegen der Unsicherheit der Futterpflanze. Letztere nämlich, der weißfrüchtige Maulbeerbaum, treibt seine Blätter so spät im Jahre aus, daß die Gefahr besteht, daß die Blätter von einem Spätfrost zerstört werden, wodurch die ganze Zucht der Seidenraupen in Frage gestellt ist. Dazu kommt dann noch, daß die Seidenraupe als ein Kind wärmerer Länder gegen niedere Temperaturen etwas empfindlich ist.

Diese Überlegungen veranlaßten den verstorbenen Botaniker Harz in München, Versuche anzustellen mit einer anderen Futterpflanze, die weniger empfindlich ist als der Maulbeerbaum, eine Seidenraupenrasse zu züchten, die gegen niedrige Temperaturen widerstandsfähig ist. Aus der Literatur hatte Harz ersehen, daß man sich in früheren Jahren, wenn einmal die Maulbeerblätter erfroren waren, mit anderen Blättern als Futter beholfen hatte. Unter diesen Pflanzen wählte Harz nun die Schwarzwurzel, Scorzonera hispanica, aus. Anfänglich waren seine Versuche wenig ermutigend. Statt nach etwa 28 bis 30 Tagen verpuppten sich die Raupen unter den neuen Verhältnissen erst nach etwa 52 Tagen. Aber im Laufe der Jahre gelang es ihm doch, die Entwicklungzeit auf 42 Tage herabzudrücken. Leider mußte Harz damals aus rein privaten Gründen seine Versuche abbrechen. Ihre Ergebnisse legte er in einer besonderen Schrift nieder.

Diese Schrift, die im Jahre 1900 erschien, kam einer Russin, Frau Tichomirowa, in die Hände. Ihr weiblicher Instinkt ließ sie sofort den Kardinalfehler, den Harz gemacht hate, erkennen. Harz hatte die jungen Raupen bei einer hohen Temperatur aus den Eiern ausschlüpfen lassen und dann die Jungen sofort einer kühlen Temperatur ausgesetzt. Das vertrugen die jungen Tierchen nicht, sie waren gleich von Anfang an geschwächt. Frau Tichomirowa brachte die jungen Raupen in eine etwas niedrigere Temperatur und hatte die Freude, zu beobachten, daß sich die jungen Raupen ganz regelrecht in der normalen Zeit ausbildeten. Sie arbeitete nun in Gemeinschaft mit Werderewski in Petersburg das Verfahren aus. Die russische Regierung unterstützte die Versuche und sorgte dafür, daß die Dorfschullehrer aus den verschiedensten Teilen des großen Reiches die Aufzucht der Seidenraupe nach dem neuen Verfahren lernten und in ihren Dörfern einführten. Nebenbei sei bemerkt, daß es auf diese Weise gelang, sogar in Archangelsk den Seidenbau zu treiben!

Als ich im Jahr 1896 in Petersburg war, lernte ich bei Werderewski das Verfahren kennen. Wenige Jahre später wurden dann bei Potsdam Versuche aufgenommen, die feststellen sollten, ob sich der Seidenbau bei uns auf der neuen Grundlage ausführen ließ. Diese Versuche, die später in Krefeld weitergeführt wurden, hatten das Ergebnis, daß der Seidenbau bei uns sehr wohl mit der Schwarzwurzel ausführbar ist. Außerdem lehrten Versuche aber noch, daß mit der neuen Futterpflanze nicht nur eine Zucht im Lauf eines Jahres ausgeführt werden kann, sondern mehrere Zuchten hintereinander. Ja, es stellte sich heraus, daß unter besonderen Bedingungen die Eier der ersten Generation nach einer bestimmten Zeit noch in dem selben Jahr zur Entwicklung gebracht werden können. Damit war der Beweis erbracht, daß es mit der Schwarzwurzel möglich ist, bei uns in Deutschland von Frühjahrsbeginn bis zum Herbst Seidenraupen zu züchten. Das ist volkswirtschaftlich von außerordentlicher Bedeutung, weil dadurch die Möglichkeit geboten wird, von einer beschränkten Anzahl Züchter eine große Menge Seide zu erhalten. Mit der Maulbeerpflanze ist das nicht möglich, weil die Blätter des

Maulbeerbaumes bald so hart werden, daß die Raupen sie nicht mehr als Futter annehmen. So hat also die Schwarzwurzel vor dem Maulbeerbaum einen doppelten Vorzug.

Es sind von anderer Seite Mitteilungen eingegangen, daß man mit der Schwarzwurzel keine guten Erfahrungen gemacht habe. Diese Mitteilungen mögen an sich richtig sein. Aber die Mißerfolge können nach meinen eigenen Versuchen nur darauf beruhen, daß bei der Zucht selbst etwas versehen worden ist. Wird genau gearbeitet, werden vor allen Dingen die nötigen Temperaturen innegehalten und wird dafür gesorgt, daß das Futter nicht zu kalt und stets trocken ist, d. h. frei von anhaftender Feuchtigkeit, dann ist ein Mißerfolg ausgeschlossen.

Eine andere Frage von grundlegender Bedeutung ist die, ob die mit Schwarzwurzelfütterung erzielte Seide auch ebenso gut ist wie diejenige, welche man mit Maulbeerblattfütterung erzielt. Die ersten Versuche, die ich ausführte, ergaben, daß die Kokons wesentlich leichter waren als die der Maulbeerzuchten. Indessen hat es sich herausgestellt, daß hieran nur die Auswahl der Rasse die Schuld trug. Als andere Rassen zur Zucht genommen wurden, erhöhte sich das Gewicht der Kokons auf das normale von 500 Stück auf ein Kilo. Das geringere Gewicht war nicht auf einen kürzeren Faden, sondern auf einen dünneren Faden zurückzuführen. Das wäre ja an sich kein Fehler, weil es dadurch möglich ist, eine feinere Seide zu erhalten, zumal dieser dünnere Faden eine größere Festigkeit und einen höheren Seidenglanz besaß. Ein so feiner Faden ist natürlich höher zu bewerten als ein dickerer, weniger fester und weniger glänzender.

Es ist nun die Frage aufgeworfen worden, ob sich der Seidenbau für unsere Kriegsbeschädigten als ein Nebenerwerb eignet. Die Frage ist im vorhinein ohne weiteres zu bejahen. Ich lege dabei aber den Hauptton auf Nebenerwerb. Erste Vorbedingung ist, daß der Kriegsbeschädigte ein Stück Land hat, auf dem er die Pflanzen kultivieren kann. Die Fläche an sich braucht gar nicht groß zu sein. Daraus ergibt sich, daß der Seidenbau vor allem in Kleinsiedelungen auszuführen ist, in denen der Kriegsbeschädigte seinen Haupterwerbzweig findet und der Seidenbau im wesentlichen dazu berufen ist, ihm bares Geld in die Hand zu bringen. Die Summe, die er durch den Seidenbau nebenbei erwerben kann, wird voraussichtlich bei Schwarzwurzelkultur sich auf etwa 2- bis 300 Mark belaufen, die also groß genug ist, um in einem solchen Haushalt eine bedeutende Rolle zu spielen. Gelingt es, eine größere Anzahl Kriegsbeschädigter zum Seidenbau zu veranlassen, so ist es sehr wohl möglich, daß wir einen bedeutenden Teil der Rohseide, die wir bisher aus dem Ausland bezogen, im Inlande erzeugen können. Aber es ist meines Erachtens unbedingt notwendig, daß wie in Ungarn bei uns das Pasteurisieren der Eier obligatorisch gemacht wird, weil nur dadurch die Sicherheit geboten wird, daß der neu ins Leben tretenden Industrie nicht wieder dieselben Gefahren drohen, die sie einst bei uns vernichtet haben. Aus ebendemselben Grunde bin ich auch unbedingt der Ansicht, daß die von einigen Seiten angestrebte Einführung der nordchinesischen Seidenraupe bei uns zu verhindern ist. Es scheint auf den ersten Blick sehr verlockend, daß man mit dieser eine Raupe hat, die im Freien auf Eichen gezüchtet werden kann. Aber gerade diese Freilandzüchtung trägt die Gefahr in sich, daß dadurch jede Kontrolle über die Raupen verloren geht und Herde sich bilden können, von denen aus unsere übrige Seidenzucht auf das ärgste gefährdet werden kann. Gegen die Einführung dieses Seidenspinners, der fälschlich auch unter dem Namen Tussaseidenspinner geht, spricht auch der Umstand, daß die Raupen dieser Art Gesellschaftstiere sind, die sich in Nestern verpuppen, so daß sehr häufig die so gefürchteten Doppelkokons entstehen, die nur schwer abzuhaspeln sind, ganz abgesehen davon, daß die Seide an sich sehr viel gröber und braun gefärbt ist. Wollen wir nun schon einmal den Seidenbau bei uns wieder ins Leben rufen, so muß dies unbedingt mit einer Raupe geschehen, die ein Produkt liefert, das auf dem Weltmarkt voll konkurrieren kann und nur allerbeste Seide liefert. Das ist aber mit dem nordchinesischen oder falschen Tussaseidenspinner niemals zu erreichen.

Es ist jetzt eine Bewegung in die Wege geleitet worden, die darauf hinzielt, den Seidenbau bei uns in großem Maßstab einzuführen. Es ist zu hoffen, daß dies gelingen wird, und so wird der Krieg auch hier das Gegenteil von dem erreichen, was er erreichen sollte: statt uns zu vernichten, wird er uns weiter unabhängig vom Ausland machen, und zwar auf Kosten derjenigen, die uns vernichten wollten. An sich ist der Seidenbau so einfach, daß es ganz gut möglich ist, daß sich unsere Damen die Seide zu einem seidenen Kleide selbst heranziehen können.

Bau eines Schützengrabens vorm Feinde.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

Wer vor einem Jahr den Ausspruch getan hätte, daß sich der frische, fröhliche Feldkrieg auf einer Front von vielen hundert Kilometern zum zähen, monatelangen Stellungskrieg mit Bajonettangriffen und Werfen von Handgranaten auswachsen würde, der wäre einfach ausgelacht worden. Man rechnete wohl damit, daß bei der verheerenden Wirkung des Artillerie- und Infanteriefeuers das „Eingraben“ zu Ehren kommen werde, und hatte dementsprechend im Frieden schon die Truppen darauf vorbereitet, aber das sollte doch nur ein vorübergehendes Behelfmittel sein, nicht aber zur Hauptverteidigungswaffe werden.

Während wir im Osten zusammen mit den Österreichern die russischen Heere vor uns hertreiben, führen wir seit einem halben Jahr im Westen einen hinhaltenden Festungskrieg. Denn was wir da auf ungeheuren Strecken von Flandern bis zu den Vogesen an Feldbefestigungen aufgeführt haben, geht weit über das hinaus, was man im landläufigen Sinne unter „Schützengräben“ versteht. — Zuerst handelte es sich natürlich nur um flüchtig aufgeworfene Erddeckungen, um unsere Soldaten vor Feuer und Sicht zu schützen. Je länger wir aber in den Stellungen blieben und die Gewißheit wuchs, daß wir vielleicht Monate drin ausharren müßten, um so gründlicher erweiterte man das Geschaffene und mühte sich, neben dem unbedingt Notwendigen und Praktischen auch das Angenehme zur Geltung zu bringen, soweit das die Verhältnisse zuließen.



Heranschaffen von Baustoffen.

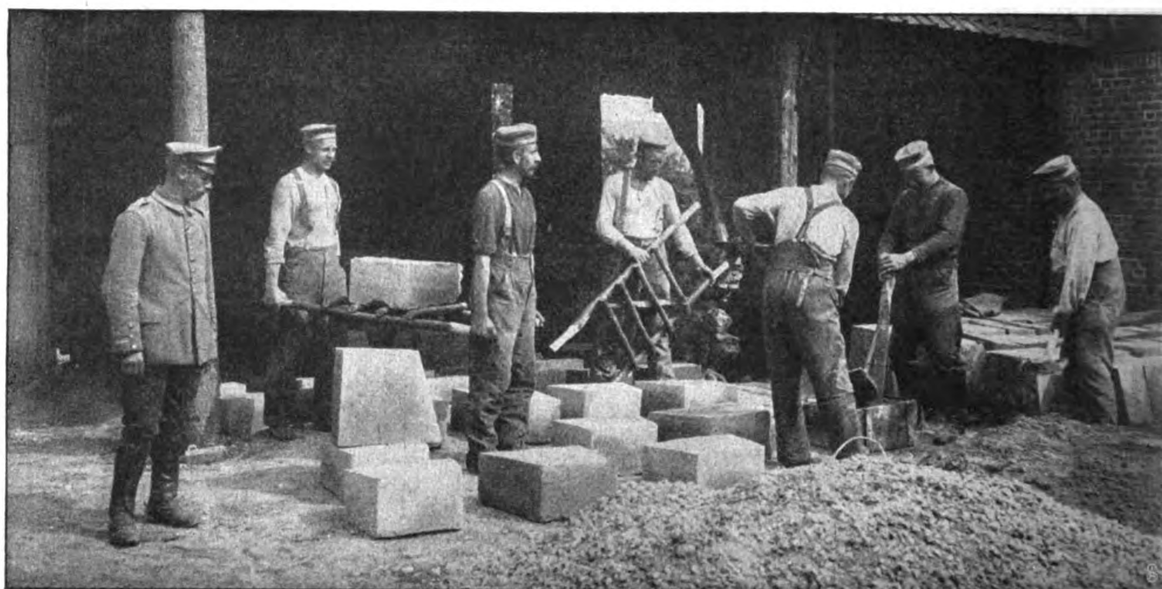
Die ursprünglich roh in den gewachsenen Boden gebauten Stellungen wurden allmählich vertieft, die Erdränder geglättet, mit Grassoden, später sogar mit Holz verkleidet und Auflagen für die Gewehre hergestellt. Dann ging man so schnell wie möglich an die Errichtung von Unterständen zum Schutz der Mannschaften, die in der Bereitschaft blieben. Zunächst genügten einige Balken und Bretter, die über Erdhöhlen gelegt und mit Sand beworfen wurden, später schaffte man Baumstämme und Eisenschienen herbei, und bald war man so weit, Unterstände zu haben, die sogar Volltreffer auszuhalten imstande waren. Wo Wälder in der Nähe waren, mußten die Baumbestände herhalten, sonst nahm man aus den Dörfern das notwendige Material. Erhebliche Arbeitskräfte nahm auch der Faschinenbau in Anspruch. An vielen Stellen machte es der Boden not=



Armierungssoldaten beim Beginn des Baues.



Wie Faschinen hergestellt werden.



Anfertigung von Schießscharten.

wendig, die Grabenränder mit Flechtwerk zu bekleiden, um ein Nachstürzen der Erdmassen zu verhindern. Wo Lehmboden war und der Abfluß des Regenwassers erschwert wurde, ging man sogar so weit, die Grabensohlen mit Ziegelsteinen auszupflastern oder Holzroste anzulegen. Kurz und gut, der allmähliche Ausbau unserer uneinnehmbaren Festung von Ypern bis zum Hartmannsweilerkopf wurde mit einer Planmäßigkeit und Umsicht betrieben, die ein glänzendes Zeugnis für deutsche Tüchtigkeit und Gründlichkeit ablegen.

Zu Anfang mußten unsere Feldtruppen, mit teilweiser Unterstützung durch die Pioniere, ihre Arbeiten selbst verrichten, und wenn man bedenkt, daß sie sich oft unmittelbar an schwere Schlachten und Märsche anschlossen, so ist die Tatkraft unserer wackeren Kämpfer zu bewundern. Es ist wahrlich kein Vergnügen, nach acht bis zehn Stunden Marsches oder Gefechts in glühendem Sonnenbrand noch zum Spaten zu greifen. Aber die Notwendigkeit erforderte es zu Beginn des Krieges, so daß viele fechtende Truppen

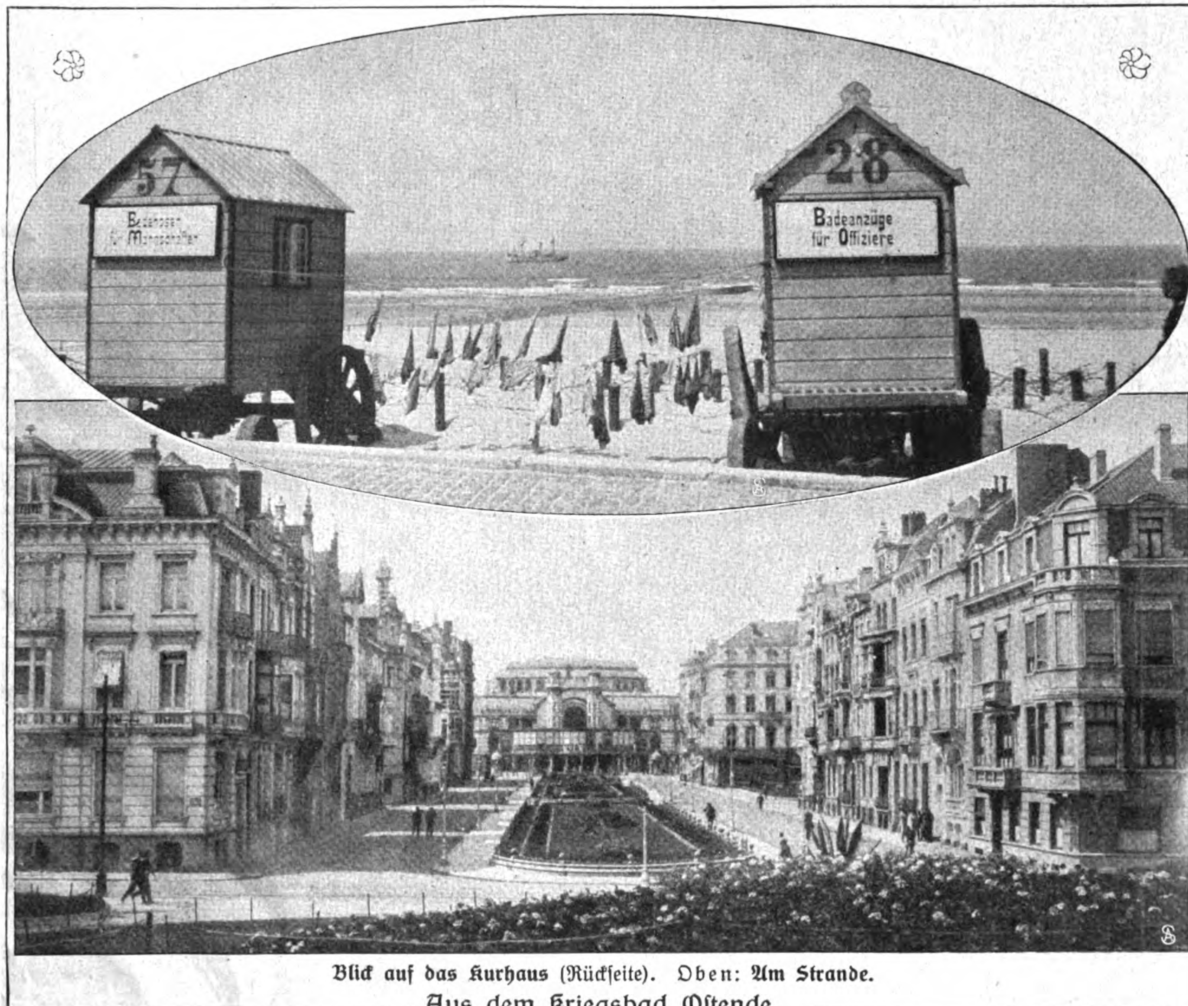


Der Ausbau des Grabens.



Ein stark befestigter Schützengraben.

mit Schanzarbeiten beschäftigt werden mußten. Mit dem weiteren Voranschreiten der Mobilisation und der erhöhten Ausnutzung der Volkskraft trat natürlich ein Wandel ein. Es wurden besondere Armierungstruppen gebildet, die zu Tausenden nach dem Osten und Westen zogen und mit Hacke und Spaten dem Vaterland ebenso unschätzbare Dienste leisteten wie das kämpfende Heer. Man verulkte wohl die „Schipperbataillone" in gutmütigem Spott, aber man achtete ihre Tätigkeit hoch, und sogar Eiserne Kreuze wurden an Armierungsoldaten verliehen, die im feindlichen Feuer tapfer weiter geschanzt hatten. Das Vollkommenste auf dem Gebiet des Schützengrabenbaus aber stellten zuletzt wohl die Wohnräume dar, in denen wir sogar den ganzen Winter zubrachten. Ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten und mit Heizeinrichtungen, boten sie den Truppen Unterkunft, die sie vor Krankheit gut bewahrte. Wenn einst am Friedenschluß Eichen und Lorbeer verteilt werden, dann vergesse man die braven Armierungstruppen nicht, deren Schützengrabenbau mit dazu beitrug, uns den Sieg zu sichern. X.



Blick auf das Kurhaus (Rückseite). Oben: Am Strande.

Aus dem Kriegsbad Ostende.



Phot. Hohlwein & Girke.

Soldaten, die von der Front kommen, um für die Kompagnie einzukaufen.



Phot. Hohlwein & Girke.

Die „Place Ducale" während des Marktes.

Vom westlichen Kriegschauplatz: Ein Markttag in Charleville.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

13. Fortsetzung.

Der zweite Leutnant rief den Männern etwas zu — eine Warnung war es. Das Boot mußte zertrümmern, sobald es von den Tauen los kam! Es war doch unmöglich, das schwache Fahrzeug in diese wütende See hinunterzulassen — hatten sie denn den Verstand verloren?

„Zurück!" schrie er.

Ein Bursche mit verzerrtem, von Wut und Angst entstelltem Gesicht machte Miene, sich auf ihn zu stürzen.

Aber der Leutnant hatte keine Zeit und keine Lust, dem Wahnsinn dieser Menschen auch nur eine Minute zu opfern. Mit den Ingenieuren lief er in den Maschinenraum, zu den Pumpen — wenn die Maschine imstande war, noch zu arbeiten, konnte an Rettung gedacht werden. Und sie stürmten an Peter Stürkens vorbei.

Er hielt sich noch an dem Geländer der Treppe; sah aus den tiefliegenden Augen über das Chaos hinweg. Die wilde Verzweiflung seines Herzens war so groß, daß sie den furchtbaren Schmerz betäubte! So groß war sie, daß sie jetzt sogar seine Energie lähmte. Er war unfähig, sich von der Stelle zu bewegen, sich vor den Sturzseen zu bergen, die nun in wildem Lauf über das Deck stürmten. Aus flackernden Augen sah er die sinnlose Verwirrung um sich her — und wußte plötzlich, daß er das Unglück geahnt hatte. Er wußte, warum er ruhelos gewesen — aber was nutzte ihm das jetzt? Lachte er in das Brüllen und Toben? Sein Kiefer zuckte. Das fahle Gesicht war entstellt — er dachte — zum Narren hieltest du mich diesmal, Herrgott — und lachte wirklich laut in die Schrecken hinein. Eine Gotteslästerung war dieses Lachen.

Und dieses schreckliche Lachen mischte sich mit dem grellen, wahnsinnigen Geschrei, das das Brüllen und Heulen des Elementes noch übertönte. Es war sechs Burschen gelungen, die Taue des Sicherheitsbootes zu lösen. Die Messer zwischen den Zähnen hatten sie sich über den Schiffsbord geschwungen, um sich des nur noch lose hängenden, heftig hin und her schaukelnden Bootes zu bemächtigen — da stürmte eine schwere See heulend vorwärts, warf sich brüllend auf das Schiff — hob das schwere Boot hoch auf und schleuderte es gegen die Bordwand, daß es krachend aufschlug, daß es mit furchtbarer Wucht die Unglücklichen zermalmte, die in ihm ihre Rettung finden wollten.

„Gott helfe euch!" schrie einer. Der sah, wie der Gischt sich rötete.

Der Steuermann brüllte ihnen einen Fluch nach —

Die Mannschaft starrte wie geistesabwesend in die Dünung. Und auf einmal kehrte die Disziplin zurück, die so völlig verloren gegangen war. Auf einmal erinnerten sie sich ihrer Pflichten. Sie gehorchten den Kommandos des Leutnants Jackson wie zitternde, erschreckte Kinder! Im Nu waren die Taue gekappt — da flatterten die großen Schrattsegel, vom Winde gepackt, lustig davon. Da fing das Schiff an, zitternd sich zu heben — ja, die ersten keuchenden Stöße der Maschine waren das Zeichen des wiedererwachenden Lebens. Stöhnend arbeiteten die Pumpen — die mächtigen Räder erbebten.

Der Leutnant stand wieder auf der Brücke. Seine Hände bluteten.

„Steuerbord!" befahl er.

Der Mann am Ruder atmete auf. Es gehorchte seinen Fäusten. Langsam und rhythmisch stampfte die Maschine — die Pumpen fingen an, das durch das Leck einströmende Wasser auszuwerfen. Wie toll arbeiteten die Männer an den Handpumpen. Scharf und laut tönten die Kommandos von der Brücke.

Und der Koloß gehorchte. Kreischend, stöhnend, stoßend schob er sich von der Bank — hob sich langsam — die riesige Schaufel auf Steuerbord ragte nicht länger trostlos in die Lüfte.

Der zweite Ingenieur meldete, daß die Maschine mit halber Kraft sicher arbeiten konnte.

„Ich glaube, wir können mit eigener Kraft die Weser erreichen." Der Ingenieur war seiner Sache sicher.

„Danke", sagte Leutnant Jackson. Und sah auf Peter Stürkens. Wollte der Hamburger etwas? Nein. Der hatte nur eine so merkwürdige Bewegung mit der Linken zum Herzen gemacht und war wie leblos nach vorn gestürzt. Der Bootsmann, der gerade vorüberging, beugte sich über ihn.

„Alles wieder in Ordnung, Sir", und packte ihn an der Schulter, um ihn aufzurichten. Da stieß Peter einen gellenden Schmerzenschrei aus. Der erste Maat lief zu ihm, sah den verbrannten Ärmel, sah das zusammengeschrumpfte Fleisch seiner Hand und wußte plötzlich, was man diesem Mann zu verdanken hatte.

„Ich glaube, Sir," sagte er zu Leutnant Jackson und legte die Hand an den Lackhut, „daß er das Ventil schloß. Er hat seinen Arm dabei verbrannt, armer Bursche —"

Leutnant Jackson nahm schweigend die Meldung an. Zu einer Erwiderung war keine Zeit. Er achtete auf das Keuchen der Maschine. Aus dem hohen Schornstein quoll schwarzer, stinkender Atem. Langsam und schwerfällig schob sich das Schiff aus der Dünung, arbeitete sich in das offene Wasser zurück. Unheimlich war das Gurgeln und Plätschern im Schiffsraum; unheimlich das leise Stöhnen und Ächzen im Holz — ungeduldig wartete der Leutnant auf den Zimmermann, der ihm Meldung über das Leck machen sollte.

Eine halbe Stunde lang wartete er. Dann kam der Mann, halb erstarrt in den durchnäßten Kleidern. In

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

dem eisigen Wasser hatte er wohl das Leck gefunden, aber auch gesehen, daß man des einströmenden Wassers nur durch ununterbrochenes Pumpen Herr werden konnte.

Es war nicht alles in Ordnung. Der Zimmermann hatte eine außerordentlich unangenehme Entdeckung gemacht.

„Ich will gehängt sein, Herr," sagte er, „wenn ich nicht recht habe. Vergebung, Sir — aber ich glaube, der Kiel ist gebrochen —"

„Well", sagte der Leutnant und fuhr mit der Hand über die Stirn. Kalter Schweiß bedeckte sie.

Gleichmütig sah der Lotse über die unendlich sich dehnende See.

Krank, gebrochen, todesmatt kam das Schiff, das Deutschlands Hoffnung sein sollte, auf der Weser an, wenige Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes, da die dänischen Korvetten wieder klargemacht wurden, um die Blockade der deutschen Küste von neuem aufzunehmen. Ein Weserlotse fuhr ihm entgegen, um es in das schwierige Fahrwasser zu pilotieren, denn schon waren die Zeichen und Tonnen von der Küste entfernt worden. Und einige Stunden später meldete der optische Telegraph an der Hafeneinfahrt, daß ein großes Dampfschiff unter englischer Flagge langsam sich nähere.

Seit Tagen hatte man in Bremerhaven in wachsender Erregung das Schiff erwartet. Man wollte die umlaufenden Gerüchte von einer Strandung nicht glauben, die von England herüberkamen. Soviel Hoffnung, soviel Freude herrschte in der kleinen Hafenstadt, seitdem der Fregattenkapitän Brommy erschienen war und man endlich erkannte, daß es mit der deutschen Flotte Ernst sei. Man wollte sich durchaus die Freude durch schlechte Nachrichten nicht verderben lassen. Als der „Barbarossa" kam und man von seinem Unfall gehört, hatte man ungläubig die Köpfe geschüttelt und Fremden gegenüber die Havarie geleugnet. In einem Freudentaumel war die ganze Stadt; alles lief auf den Deich, um das Wunder zu sehen, um Deutschlands erstes Kriegsschiff zu sehen; die alten Geschütze von „Fort Wilhelm" gaben Salut, Brommy ließ sich unter dem Jubel und Hurrageschrei der Bevölkerung langseits des Schiffes rudern, um im Namen des deutschen Reiches Besitz von ihm zu ergreifen, und als plötzlich die englische Flagge sank und schwarzrotgold langsam geheißt wurde, da rissen die Männer die Mützen von den Köpfen! Da schluchzten die Frauen, und das deutsche Lied erscholl, pflanzte sich fort von Mund zu Mund, den ganzen Deich entlang.

„Deutschland, Deutschland über alles."

Aber nun lag der „Barbarossa" in Brake in Reparatur. Die Maschine mußte in mehreren ihrer wesentlichsten Teile ersetzt werden; das Verdeck war aufgebrochen. Die in England unterbrochenen Arbeiten an der inneren Einrichtung wurden fortgesetzt, und die Schanzbekleidung erhielt eine neue Konstruktion, welche gestattete, daß sie für den Gebrauch der Kanonen überall stückweise ausgehoben werden konnte. Bis Ende Mai hofften die Ingenieure, mit den Arbeiten fertig zu sein.

Es war eine bittere Enttäuschung für die Bürger. Wie bitter sie für den Kapitän war, erfuhr man nicht.

Da kam das zweite Kriegsschiff, und wieder raunte man sich von Havarie zu? Man wollte es nicht glauben! Man wollte es durchaus nicht glauben! Und als die Kunde von der Ankunft des englischen Dampfers wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilte, da stürzte alles in toller Eile zum Deich, zu den neu aufgeworfenen Schanzen, zur Hafeneinfahrt. Die Männer ließen ihre Arbeit, die Frauen liefen vorwärts mit den Kindern auf den Armen. Der Schiffbauer Rickmers aus Helgoland verließ ruhig und bedächtig seine kleine Werft. Von der Insel her hatte er noch seine langsamen Bewegungen, den schiebenden Gang beibehalten. Er steckte ein Plümchen in den Mund, versenkte die Hände in den Taschen und dachte an den „Falm", von dem sein Falkenauge so oft sehnsüchtig nach gestrandeten Schiffen ausgesehen. Bremerhaven hatte keinen Falm. Und merkwürdigerweise wußten seine Einwohner den Wert gestrandeter Schiffe nicht zu schätzen. Nur aus alter Gewohnheit stieg er auf den Deich, wenn es verlautete, daß ein Schiff in Seenot war.

Ja, die ganze Stadt war in Erregung. Wer aber in der Nähe des Hafens war, lief rasch zum Kanonenplatz, um Kapitän Brommy die Nachricht zuzurufen. In den letzten Tagen waren dort die Lafetten eingetroffen, die man in Hamburg für die Kanonenboote gebaut hatte, und wurden nach seinen Angaben aufgestellt, während die von Preußen gelieferten Kanonenkugeln rot angestrichen und zu Pyramiden aufgestapelt wurden! Dabei achtete der Kapitän scharf auf die Kommandos, die der belgische Leutnant Du Colombier durch seine 24 Mann ausüben ließ. Es waren angeworbene Leute, die zu Marinesoldaten ausgebildet werden sollten, denn die Regierungen waren durchaus nicht geneigt, ihre gedrillten Mannschaften der Flotte zu überweisen. Oldenburg hatte versprochen, 37 wehrpflichtige Seeleute zu stellen — aber vorläufig hatte man sie noch nicht. Allerdings war der Leutnant ganz zufrieden. Denn es standen nur sechs Gewehre zur Verfügung, so daß er das Exerzitium umgehen lassen mußte, bis weitere Gewehre eingetroffen waren. Aber Brommy war weniger geduldig. Und er hatte es mit Freuden begrüßt, als das Kriegsministerium eine Kompagnie des bremischen Kontingents bis auf weiteres zum Dienst auf den Schiffen kommandierte.

Aber die Bürger, die ihn auf dem Kanonenplatz vermuteten, täuschten sich diesmal. Er war den Deich hinuntergegangen, um die fortschreitenden Arbeiten am hölzernen Pulverturm und am Laboratorium in Augenschein zu nehmen, wo man etwa 1000 Faß Pulver unterbringen wollte. Er wußte, daß die Arbeit noch einmal so schnell vorwärts ging, wenn sie unter seiner persönlichen Kontrolle stand. Wenn die Leute von weitem sahen, wie er mit seinem raschen, leicht wiegenden Gang den Deich entlang kam, flog ein Funke von seiner Energie zu ihnen hinüber. „De Ohl kömmt!" sagte ein Zimmermann und begann zu laufen, wenn es auch gar nicht nötig war. Und einen zweiten, der eben noch wehmütig über den breit und

stolz sich wälzenden Weserstrom geblickt, durchfuhr es wie ein Schlag. Auf einmal sausten die Äxte, wurde gehämmert, gesägt, gehobelt — — „de Ohl kömmt!" Hellschen falsch wird de Ohl, wenn er sieht, daß man nur mit halber Kraft schafft. Er macht nicht viel Worte, de Ohl. Sieht einen nur aus den dunklen, blitzenden Augen an, daß es einem heiß und kalt über den Rücken läuft. Ganz was Eigenes hat er in den Augen. Und wenn er kurz und scharf sagt: „Ich liebe das nicht" — „Ich wünsche, daß das nicht wieder vorkommt", dann war das schlimmer als die ganze Rede vom hannoverschen Korporal, der die Militäroberhoheit auf Fort William war und genau wie seine Regierung den neuen Schanzen sehr skeptisch gegenüberstand. Der Korporal kam vom hannoverschen Fort bis zum Reichspulverturm, und wenn er sich da mit einer Faust auf seinen ungeheuren Degen stützte, die gewaltige Pickelhaube aus der Stirn rückte, aus dem Frackschniepel sein rotes Taschentuch zog — — der Korporal war entschieden gegen die Neuerung des einreihigen Waffenrockes — dann liefen alle Arbeiter zusammen und hörten seine Reden an und sagten beistimmend: „Dat's wohr!" Der Korporal lachte über die Neuerung, daß es ein Deutsches Reich geben sollte. Wie kam er als Hannoveraner dazu, sich deutsch schimpfen zu lassen? — „Dat 's wohr", sagte der Zimmermann. Der Korporal sagte, er kannte viele Länder. Wolfenbüttel kannte er und Kniephausen und Lippe-Detmold und Waldeck — in der ganzen Welt waren sie bekannt. Aber wer in der Welt kannte Deutschland? — „Dat 's wohr!" sagte ein anderer Zimmermann. „Aber wenn das kein Deutschland gibt," sagte der Korporal und streckte seinen Bauch vor, dessen Rundung aus dem Ausschnitt des Frackes plastisch sich hervordrängte, „wenn das kein Deutschland gibt, dann ist es lächerlich mit der deutschen Flotte." In seinen Augen blieben englische Schiffe — englische Schiffe und ein griechischer Kapitän — ein griechischer Kapitän, und wenn er zehnmal Brommy hieß. — „Dat 's wohr", sagte ein dritter Zimmermann und legte den Hammer hin, um den Fall zu erörtern. „Dat 's nich wohr", sagte der zweite und legte auch den Hammer hin. Und der erste vergaß den Balken zu behauen, der seiner wartete, und erklärte dem Korporal die Sachlage. Die englischen Schiffe waren nun Bremer Schiffe, und der griechische Kapitän war nun ein Bremer Kapitän, hol's der Teufel, und es war die reine Gutmütigkeit von den Bremern, daß sie dem hannoverschen Korporal gestatteten, an den bremischen Pulverturm zu kommen.

Aber auf einmal kam jemand den Deich entlang. Ging rasch, mit wiegenden Schritten. Was hat der Mensch für Eile! Die ganze norddeutsche Gemütlichkeit schwindet bei dieser Eile. Und wie er den Kopf dreht; rechts sieht er — links sieht er — was gibt's denn groß zu sehen? Das Marschland? Die große Pappelallee in der Ferne? Und auf der anderen Seite der Strom? Das kennt man doch! Muß man deshalb stehenbleiben und mit dem Fernglas die Gegend begucken? Nach Blexen sieht er; nach dem jenseitigen Weserufer hin, wo die Oldenburger nun auch die alte Franzosenschanze zurechtbauen, weil die Wesermündung geschützt werden muß. Es liegen noch ein paar nütliche kleine Böller da, die die Franzosen vergessen haben. „Und vielleicht", sagt der Korporal, „holen sich die Oldenburger nun auch neue Geschütze, weil sie in Brake einen Oldenburger Hafen haben. Aber was geht den griechisch-bremischen Kapitän die oldenburgisch-französische Schanze an?

„Dat 's wohr", sagt der Zimmermann und zeigt eine entsetzliche Eile, einen Nagel an ganz verkehrter Stelle in die Bohle zu schlagen.

Denn da kommt der Kapitän. Und langsam und majestätisch zieht sich die hannoversche Militäroberhoheit zurück.

„Ich liebe es nicht," sagt Kapitän Brommy trotzdem zu Hannover, „wenn meine Leute bei der Arbeit gestört werden" —

Dat 's wohr, denkt der Zimmermann.

„Und ich wünsche durchaus nicht, daß auf irgendeine Weise notwendige Arbeiten vernachlässigt werden" — und er legt grüßend die weiß behandschuhte Hand an den Quastenhut, und Hannover steht stramm und sagt kein Wort. Es ist ganz ausgeschlossen, daß man vor diesen blitzenden Augen zum Beispiel die Meinung über eine deutsche Flotte aussprechen könnte. Der Kapitän aber dreht den dichten, schwarzen Schnurrbart und geht mit raschen Schritten um den Turm herum, und ob der erste Zimmermann will oder nicht — er muß vor den kalt musternden Blicken sich entschuldigen, daß die Arbeit noch nicht weiter vorschritt: Dicker Nebel war bis um 10 Uhr, wie Dampf kam es von der Weser. Und Mudding will nicht, daß man im Nebel an den Deich geht. Und nachher hat Hansen die sechszölligen Nägel vergessen und mußte bis nach Lehe, sie zu holen. Und dann kamen die belgischen Leutnants und wollten etwas wissen, und keiner konnte verstehen, was sie wollten. Und dann kam Hannover — —

„Ich wünsche," sagte der Kapitän — und man zieht ordentlich die Schultern hoch vor Schreck über den Tonfall — „daß der Turm in acht Tagen unter Dach ist. Wenn es euch nicht möglich ist, können ja die Braker Handwerker kommen" — und seine weißen Zähne blitzen, wie er lächelt — als wenn es da etwas zu lächeln gibt. Aber das ist sicher, der Turm ist in acht Tagen unter Dach.

„Dat 's 'n Kirl!" sagt der erste Zimmermann, als der Kapitän den Bau des Laboratoriums besichtigt und auch dort Entschuldigungen anhören muß. „Kinnings, dat 's 'n Kirl" — und wie er die Leiter hinaufsteigt, spuckt er schon auf der zweiten Sprosse in die Hände, damit es schneller geht. Und nimmt sich kaum Zeit, dem Kapitän nachzusehen, als er nach Fort William zurückgeht.

Nur der hannoversche Korporal sieht ihm nach; sehr von oben herab — denn er ist gut einen Kopf größer wie er. Und sehr verächtlich sieht er ihm nach, denn er weiß, daß die Marine sich mit sechs Gewehren behilft, und kennt das Volk, das zu deutschen Matrosen gemacht werden soll. Es spricht nicht für die deutsche Flotte, daß überall Agenten umherlaufen, um Mannschaften anzuwerben.

Als Leutnant Hippolyte Tack seinen Befehl an seine Mannschaften gab, der von keinem seiner Leute verstanden wurde, war Brommy am Fort William. Das

alte, in der Form eines niedlich gebauten, halben Montalembertschen Turmes aus Stein aufgeführte Fort war wohl weniger als Schutz denn als Zeichen der hannoverschen Oberhoheit gedacht, und die alten, kleinen Geschütze wirkten mehr als Schiffsböller denn als Befestigungsgeschütze. Für das nicht unbedeutende Kriegsmaterial, das man an die Nordseeküste brachte, war der Küstenschutz von dringendster Notwendigkeit. Aber noch waren die erwarteten Geschütze nicht eingetroffen; Gerüchte schwirrten sogar umher, daß der Guß in Rönnebeck nicht befriedigend ausgefallen sei, daß es fraglich sei, ob man beim Wiederausbruch des Krieges überhaupt Geschütze haben würde. Kapitän Brommy hätte Ursache gehabt, finster und sorgenvoll dreinzuschauen. Aber war er nicht Seemann?

Dreizehn Jahre war er alt, als er in Hamburg mit der Brigg „Heinrich“ seine erste Fahrt antrat. Ein 31jähriger Kampf mit Wind und Wetter auf Land und See war seitdem sein Leben. Zürnt man im Taifun mit den Elementen? Es wird schon besser werden, denkt man noch, wenn das Wasser einem bis an den Hals geht. Und selbst auf dem Wrack denkt man nicht an den Tod, sondern an das nächste Schiff, das Rettung bringt. An Bord lernt man den Augenblick festhalten. Sorgen für den nächsten Tag? Aber vielleicht fressen einen die Fische am nächsten Tag! Reue um die Vergangenheit? Wer denkt daran, wenn der Wind jauchzt und das Schiff auf den Wogen reitet! Vorwärts! Und vergessen sind die Schrecken, wenn man in den Hafen einläuft.

Kapitän Brommy hätte wohl Ursache zu Sorgen und Ärger gehabt. Aber all das, was er hier in Bremerhaven erlebte, hatte er vordem im Piräus durchgemacht. Dort hatte er geholfen, den Fremden eine Flotte zu gründen, nachdem er in wilden Kämpfen mit räuberischen Türken, mit den Inselpiraten seine Kraft bewiesen. Hier galt es das Vaterland! Sollte er da ungeduldiger sein? Und sah er nicht täglich, daß es vorwärts ging? Am 9. März war er mit einem Sekretär nach Bremerhaven gekommen und hatte für die Gründung der Marine nichts als den guten Willen der Bevölkerung vorgefunden. Seine rastlose Tätigkeit, sein unbeugsamer Wille hatten es vermocht, Wunder zu schaffen. Bekleidungsmagazin und Arsenal, Lazarett und Kaserne waren gemietet und wurden eingerichtet; Mannschaften trafen ein; Offiziere aus Belgien und England meldeten sich; auf den Werften entstand reges Leben; der optische Telegraph über Dedesdorf nach Brake war ununterbrochen in Tätigkeit; am Hafen erhob sich der Zeitball. Verträge mit Lieferanten waren geschlossen, und trotzdem es noch herzlich wenig zu bewachen gab und Ursache zu militärischer Betätigung nicht vorhanden war, gab es bereits vor jedem Gebäude, das mit der Marine in Verbindung stand, einen Posten, wehte überall die schwarzrotgoldene Fahne; zogen die lustigen Bremer Soldaten mit Pfeifen und Trommeln durch die Straßen. Sobald man wieder einen Matrosen hatte, wurde er sofort aus dem reichlich versehenen Magazin eingekleidet; es wurde darauf gesehen, daß die Offiziere in tadelloser Uniform erschienen; daß Befehle ganz nach militärischem Muster ausgegeben und entgegengenommen wurden. Eine Gemeinschaft sollte von Anfang an unter den Marinemitgliedern herrschen, die sie schon äußerlich vor der Bevölkerung auszeichnete. Und dazu gehörte in erster Linie äußerste Sauberkeit und streng durchgeführte Disziplin. Achtung und Liebe zur Flagge sollte ihnen von Anfang an ins Herz wachsen. Und wenn auch irgendein Jochen oder Hinrich tiefsinnig grübelte, warum er durchaus am Flaggenpfahl am Deich stehen mußte, obgleich weit und breit kein Mensch zu sehen war, warum der Kapitän schreckliche Drohungen wegen dieses merkwürdigen Pfahles ausgestoßen, und warum dieser Fetzen Stoff so was Besonderes war — ganz langsam begriff dieser Jochen oder dieser Hinrich, daß er für den Fetzen verantwortlich war. Und wenn neugierige Zuschauer sich um ihn scharten, gab er acht wie ein bissiger Kettenhund, sah unwillkürlich zu ihr auf, wenn der Kapitän sie respektvoll grüßte — und grüßte mit. 14 Tage war Brommy in Bremerhaven — und hatte das Wunder vollbracht, daß das deutsche Volk in freudiger Zuversicht an die deutsche Flotte glaubte. 14 Tage war ein Mann da, der ganz erfüllt war von der stolzen, gewaltigen Mission, die man in seine Hände gelegt — und es hatte genügt, um eine nüchterne, bedächtige Bevölkerung mit sich fortzureißen. Jetzt sollten die Dänen kommen!

Aber zuerst mußten die Schiffe kommen. —

Die Leute, die in kopfloser Eile zum Deich liefen, während sie schrien und jauchzten und winkten, riefen Kapitän Brommy jubelnd die frohe Kunde zu: „Das Schiff, das Schiff!“ Und da er es längst gesehen hatte, grüßte er zurück mit lachendem Munde, mit lachenden Augen. Es war noch so weit draußen, daß es noch geraume Zeit dauern würde, bis es nach Bremerhaven kam; wie eine endlose, dunkle Fahne folgte ihm die Rauchwolke, die dem Schornstein entquoll. Hell und klar war die Luft, und weit, weit hinaus dehnte sich das grüne Meer.

Hei, was gab es zu sehen! Mund und Augen sperrten die Leute auf. Es war schon feierlich beim „Barbarossa“ gewesen. Aber diesmal wurde es großartig, denn man hatte doch schon Mannschaften und Soldaten, und Leutnant Colombier hatte seine 24 Mann trotz seiner französischen Kommandos so weit, daß sie zu gleicher Zeit stramm stehen und die Hände an die Mützen legen konnten. Auf Fort William wurden die Böller hergerichtet. An der Hafeneinfahrt schaukelte ein großes Boot, das Kapitän Brommy an den „Erzherzog Johann“ bringen sollte. Richtige Matrosen, die aus der Handelsmarine übernommen waren, saßen an schweren Riemen. Sie lachten vor Vergnügen über sich selbst, so gut gefielen sie sich in ihren blauen Jacken und Hosen, in den weißen Hemden mit blauen Kragen und Aufschlägen, mit den schwarzseidnen Halstüchern und Lackhüten auf den Köpfen. Auf den Bänken saßen zwölf Marinesoldaten unter dem Kommando des Leutnants Colombier nebst einigen Trommlern und Pfeifern des bremischen Kontingents. Am Bootsheck wehte schwarzrotgold gerade hinter dem Kapitänsitz. Die zusammengerollte deutsche Flagge, die auf dem neuen Kriegsschiff geheißt werden sollte, lag im Bootsraum.

Wie die Leute sich drängten! Wie sie ungeduldig auf

den Strom sahen! Warum fuhr das Schiff so lächerlich langsam? Die tiefe Ebbe war längst vorbei! Es kam ja nicht von der Stelle. Und die Böller auf Fort William schwiegen noch immer!

Erst drei Stunden später kam der Kapitän in großer Paradeuniform: dunkelblauer Frack mit vergoldeten Knöpfen und ebensolche Beinkleider, weiße Weste mit vergoldeten Knöpfen und schwarzseidner Binde. Die Linke hielt den an schwarzlackierter Koppel hängenden Säbel, die Rechte rührte immer wieder grüßend an den mit Quaste und deutscher Kokarde versehenen aufgestülpten Hut. In den goldenen Epauletten mit den dicken Troddeln spiegelte sich die Sonne.

Der Kapitän sah sehr ernst aus. Und in banger Erwartung blickten Hunderte zu dem Koloß hin, der so langsam, so todesmatt den Weserstrom hinaufkroch.

Rasch und gewandt sprang Brommy in sein Boot. Die Soldaten saßen stramm und legten die Hände an die Mützen, wofür der Kapitän höflich dankte. Die Ruderer legten sich in die Riemen.

„Hoch Kapitän Brommy", schrie jemand von den Zuschauern.

„Hoch die deutsche Flotte —"

Er dankte zum zweiten- und drittenmal. Aber sein Blick blieb ernst, und die Lippen unter dem buschigen Schnurrbart waren fest aufeinander gedrückt.

Er hatte längst das Unglück erkannt, das das Schiff betroffen. Als das Boot längsseits lag, meinte er einen Stich im Herzen zu fühlen, so schmerzte ihn das Kreischen und Stöhnen der Pumpen, und als Leutnant Jackson ihn an der Treppe empfing und ihm die Meldung machte von dem Unglück bei Terschelling, hatte er kein Wort des Bedauerns oder des Tadels. Aber die Hand konnte er dem Leutnant nicht reichen.

Da donnerten die Böller von Fort William, und unter Trommelwirbel sank der Union Jack. Das Kommando des Leutnants stand mit den Händen an den Mützen stramm; der Leutnant und Kapitän Brommy salutierten; rauschend stieg die deutsche Flagge am Mast empor.

„Im Namen eines hohen Reichsministeriums ergreife ich Besitz von der Fregatte Erzherzog Johann", sagte der Kapitän. Nichts weiter. Seine Stimme war heiser. Die Augen waren starr auf die Flagge gerichtet. Er salutierte zum zweitenmal. Ganz leise knirschten seine Zähne. Rasch ging er auf die Brücke. Sah schweigend zur See hin. Auf seinem offenen, kühnen Gesicht lag die furchtbare Erschütterung seiner Seele: Ein Wrack war das sehnlich erwartete Schiff. Ein Hohn auf die Hoffnung nach deutscher Macht auf See.

Der Lotse schielte auf den schweigenden Mann — mit dem möchte er nicht gern etwas zu tun haben. Er sah zu Leutnant Jackson hin, der bleich und erschöpft an der Bordwand lehnte — er konnte sich denken, daß dem nicht wohl gewesen bei seiner Meldung. Und achtete wieder auf den Strom. —

Aber Brommy blickte seewärts. Seine Faust hatte den Degenknauf umklammert. Seine Brust hob und senkte sich in tiefen Atemzügen. Das nächstemal mehr Glück! dachte er und reckte sich auf. Nun galt zu retten, was zu retten möglich war. Welcher Seemann ließe den Kopf hängen, solange noch eine Schiffsplanke unter seinen Füßen ist? Nun galt es kalte Besonnenheit, festen Kurs, um das Ziel zu erreichen. —

„Durch!" sagte Kapitän Brommy und hatte eine leise Unterredung mit seinem Herrgott.

Und salutierte zum drittenmal.

* * *

Edith hätte sich gar zu gern das neue Schiff angesehen. Aber das Wetter war so ungünstig, daß Babette von einer Reise nichts wissen wollte. Und allein, das sah die kleine Baronin ein, konnte sie wirklich nicht nach Bremerhaven reisen. Die Zeitungen entwarfen abscheuliche Bilder von der Beschaffenheit der Landstraßen. Die Wagen blieben im Schneekot stecken, die Post von Hamburg nach Cuxhaven war umgestürzt, und zwei Reisende waren schwer verletzt. Die Straßen von Bremen nach Bremerhaven waren so aufgeweicht und schadhaft geworden durch die vielen Transporte, daß man sehnlichst auf die Wiedereröffnung der Schiffahrt auf der Weser wartete. Außerdem war es aber wirklich nicht ratsam für eine vornehme Dame, so kurz vor Wiederausbruch des Krieges sich auf die Landstraße zu begeben. Babette war überzeugt, daß Peter Stürkens es auch gar nicht so ernst gemeint hatte. Und Edith war auch davon überzeugt.

„Hol's der Snappsack", hatte Kapitän Claasen gesagt, der auch um seine Meinung gefragt worden war. Und hatte sich leidenschaftlich gekratzt und hätte sich gern erboten, die Baronin nach Bremerhaven zu fahren. Am liebsten mit der Fregatte „Deutschland", denn einige Mannschaften hatte man wieder an Bord. Aber Kommodore Strutt würde es nicht erlauben, weil er jeden Tag von Herrn Duckwitz den Befehl erwartete, auszulaufen. Und die Olsch würde es nicht erlauben, weil sie auf die junge Baronin eifersüchtig war. Sakramento.

Er wäre beinah gestorben vor innerlichem Lachen, als er es gemerkt hatte. Im Hafenkrankenhaus fing es an. Nie hätte er gedacht, daß ihm sein Bein so viel Vergnügen verschaffen würde. Die Baronin saß neben seinem Bett und las ihm etwas vor. Meistens aus dem Sturmbuch, das alle Reisen mit ihm gemacht, das von Seewasser getränkt, das zerlesen und arg zerfetzt war, und das die wichtigen Lehren der Navigation enthielt. Edith sagte, daß es sehr langweilig wäre, und daß sie lieber eine Liebesgeschichte lesen würde. Sie las auch eine, gerade als die Olsch kam. Die Olsch blieb mit offenem Mund an der Tür stehen, als sie den Besuch sah, wurde rot wie ein gekochter Krebs, und die Augen funkelten in ihrem Kopf. Aber als sie hörte, daß die Dame eine Baronin war, schlug sie fast Rad vor Vergnügen und schlug immer nach hinten aus, was sie einen Kratzfuß nannte. So fing es an. Aber im Laufe der Zeit hatte sie böse Worte für Edith. Des Kapitäns Herz hüpfte vor Vergnügen, als er hörte, daß die schöne Baronin ihm Augen mache. Daß sie seinetwegen Locken trug, daß sie nur lachte, um ihm zu gefallen, und bekam fast einen Erstickungsanfall, als die Olsch auf einmal auch Locken trug und sich einen mächtigen Hut auf den Kopf stülpte und sich wütend wie ein Höllenhund neben ihn setzte und ihn anstierte. Und weil es ihm gar nicht in den Sinn kam, daß sie dasaß, um ihm zu gefallen, sagte er

auch nichts, sondern wartete ruhig ab, was sie wollte. Und da hörte er's, Zakramento. Ihr gehörte er. Sie erlaubte es nicht, daß eine andere ihn ihr wegnahm. Was? Solange er die „Nanni“ führte, war sie gut? Und seitdem er Deckoffizier war, war er sogar für eine Baronin da? Sie hatte er zu lieben, verstanden? Und sie wollte mal sehen — —

Gott bewohr mi, dachte Kapitän Claasen. Wenn sie jung sind, machen sie einem zu schaffen. Aber wenn sie alt sind, ist es noch viel schlimmer! Und er wußte, nie hätte die Olsch erlaubt, daß er seine Baronin nach Bremerhaven gebracht hätte.

Glücklicherweise hatte er nicht viel Zeit, sich mit Weiberangelegenheiten zu beschäftigen. Es galt, die Fregatte instand zu bringen. Endlich hatte er dem Kommodore Strutt seine Bedenken über die Masten mitteilen können. Und als von Frankfurt Befehl kam, nach Glückstadt auszulaufen, ließ Mr. Strutt das Schiff untersuchen, und es stellte sich heraus, daß der große Mast gesprungen, der Fockmast verfault und die Stangen unbrauchbar geworden waren. Mr. Strutt nahm es ruhig. Aber Kapitän Claasen nahm es nicht ruhig. Jetzt, da die Dänen wieder zur Blockade rüsteten, dachte man an die Reparatur! Die Hamburger Schiffahrt war auch für dieses Jahr eingestellt, und man war genau so hilflos wie bei Beginn des Krieges! Auf den Judenschruwen wurde gescheuert — sie sollten nach Bremerhaven. Die Hamburger ballten die Fäuste und hatten böse Worte für den Minister, der ihnen ihre Flotte nehmen wollte. Mr. Strutt sagte, daß Kapitän Brommy ihm gar nichts zu sagen hätte. Und seine Offiziere waren ganz seiner Meinung. Die Herren des früheren Flottenkomitees waren empört, daß die stattliche Fregatte, die nun dem Deutschen Reich gehört, nicht längst vor Cuxhaven lag, und Kapitän Claasen fluchte wie toll, weil er tatenlos an Bord zubringen mußte, während über Schleswig-Holstein zum zweitenmal die Kriegsfurie ihre glühende Fackel schwang.

„De Kuckuck soll mi totpedden“, sagte er zu Babette, als er ihr einen Brief von Peter Stürkens brachte, damit sie ihn vorlas; denn die Olsch hatte ihm die Brille weggenommen, damit er nicht Baronin Ediths Liebesgeschichten lesen konnte.

„Was soll denn nun werden? 30 000 Mann Bundestruppen in Schleswig-Holstein! Die Dänen dringen mit der Landmacht von Jütland und Alsen vor und haben ein Geschwader nach Eckernförde geschickt, um Truppen zu landen und die Stadt zu befreien. Damit schneiden sie unseren Truppen den Weg ab!“

„Snack!“ sagte Babette.

„Was? Das soll Snack sein? Und das Geschwader soll vielleicht auch Snack sein? Ist nicht die ‚Galathea‘ dabei, die er selbst hatte entern wollen? Und die ‚Gefion‘, die er auch hatte entern wollen? Und ‚Christian VIII.‘ ist dabei mit 84 Kanonen und zwei Steamer ‚Hekla‘ ‚Geyser‘, die im vorigen Jahr die Elbe blockierten.“

Babette ließ es kühl. Eckernförde war weit. Viel wichtiger war ihr Peter Stürkens' Brief.

„Und ist das Snack,“ schrie Kapitän Claasen außer sich, „daß schon siebzehn deutsche Kauffahrer von den Dänen aufgebracht sind? Überall sind ihre Kaper, und ich sitz mit meiner Fregatte im Hamburger Hafen — ist das Snack, Zakramento?“

Aber Babette hatte sich die Hornbrille aufgesetzt, saß auf der Diele in ihrem alten Lehnstuhl, entfaltete den Brief und hörte nicht auf des Kapitäns herausfordernden Gesang:

„Und die Jungfer Galathee,
Fuhr spazieren in die See“ — —

Sie las nur wenige Worte — da fingen ihre alten Hände an zu zittern. Da vermochte sie nichts mehr durch die Brille zu erkennen; da drehte sich die Diele und der Kapitän und die alten Bilder — —

„Ochott!“ sagte Babette, und es wurde ihr schwarz vor den Augen.

„Gott bewohr mi!“ sagte Kapitän Claasen und tastete unwillkürlich nach seinem Degen, machte aber eine schwungvolle Bewegung nach seinem Herzen, als Edith eintrat.

„Wissen Sie, daß der Krieg wieder ausgebrochen ist?“ fragte sie ängstlich. Sah Babette fast leblos im Stuhl liegen — nahm den Brief — las neugierig und kniete auf einmal still vor der alten Wirtschafterin. „Nun müssen wir wohl doch nach Bremerhaven fahren“, sagte sie. Und als Kapitän Claasen genauer hinsah, bemerkte er, daß ihre Augen feucht waren. Dann sagte sie ihm, was in dem Brief stand, der von fremder Hand geschrieben war. Und daß Peter Stürkens' Arm vielleicht verkrüppeln würde. Und wie traurig es war, daß so Schreckliches gerade zum Osterfest geschehen mußte.

Und wußte doch schon zwei Tage später auf der Reise nach Bremerhaven, wie gewaltig, überwältigend gerade diesmal der Osterglocken Klänge durch deutsche Lande dröhnten — da ein ganzes Volk jauchzte über den so unerhört kühnen Sieg von Eckernförde, daß man seine Möglichkeit bestritt. Die schwachen, kaum gedeckten Strandbatterien hätten einen übermächtigen Feind vernichtet? Ein Märchen schien es den Deutschen! Ein Bardengesang, dem man lauscht wie fernem Schwertergeklirr. Doch immer lauter erscholl das Lied von dem Häuflein Männer, deren Todesverachtung, deren Heldenmut eine Welt aufhorchen ließ. Von den Schanzen an der Bucht hörte man, wo eiserner Wille und berechnende Kraft herrschten und sich mit einer ganzen Nation brünstigem Hoffen verbanden. Lachend, weinend rief man sich das Wunder zu: Feindliche Schiffe vernichtet! Der Ostwind hatte sie in die Bucht getrieben, just vor die schleswig-holsteinischen Batterien. — Gottes Odem trieb sie. — Gottes Wille war es, der das Wunder schuf.

Gott wollte es! Gott wollte es! Jauchzend, jubelnd flog die Kunde durch Deutschlands Gaue.

* * *

Auf besonderen Wunsch Brommys war Stürkens in Brake in Wilkens Hotel untergebracht. Es lag am Deich, von seinem Fenster aus sah man den breit und stolz sich wälzenden Strom; durch ein kleines Fensterchen in der Giebelwand, das wie ein großes Auge wirkte, konnte man die beiden großen englischen Schiffe sehen, die etwa 50 Schritte vom Ufer entfernt im Strom lagen. Dennoch war die Stromrinne des Braker Hafens für so

große Schiffe nicht tief genug. Es wimmelte von Arbeitern, die baggerten und zimmerten, die gruben und klopften. Auf dem „Barbarossa" war reges Leben. Ingenieure und Zimmerleute, Schmiede und Schiffbauer waren bereits vollauf mit den Reparaturen beschäftigt. Wie lauter Hoffnung grüßte es von dem schönen Schiff, während der „Erzherzog Johann" tot und schweigend lag. Vorläufig dachte man nur daran, das große Leck zu stopfen. Kommandant Hippolyt Tack, der elegante belgische Leutnant, bediente sich dabei eines eigentümlichen Kunstgriffs. Er ließ eine große Menge Sägespäne ins Wasser bringen, die der Strom unter das Schiff führte, und die sich an das Leck so dicht und eng ansogen, daß man die saure Arbeit an den Pumpen wenigstens für einige Tage sparen konnte.

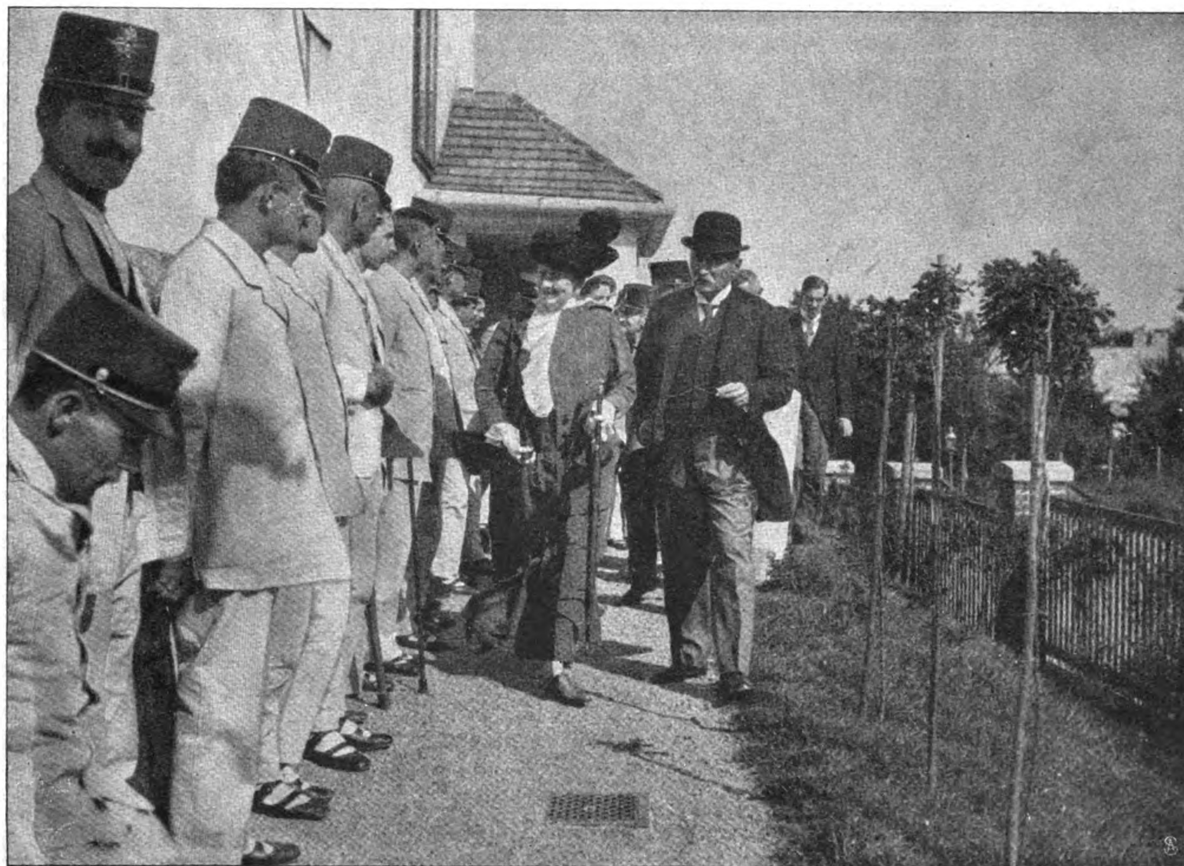
„Es wird alles heil, lieber Stürkens", sagte Brommy, wenn er zu raschem Besuch zu ihm kam. Wenn er in Brake war, fand er trotz hundert dringender Arbeiten doch einige Minuten für den Hamburger, dem die Flotte zu verdanken hatte, daß der „Erzherzog" nicht ganz verloren war. „Nur was die Haifische packen oder die chinesischen Piraten, ist in Lebensgefahr. Der ‚Erzherzog' wird heil, und Ihr Arm wird heil."

(Fortsetzung folgt.)

Fürsorge für kriegsverletzte Eisenbahner.

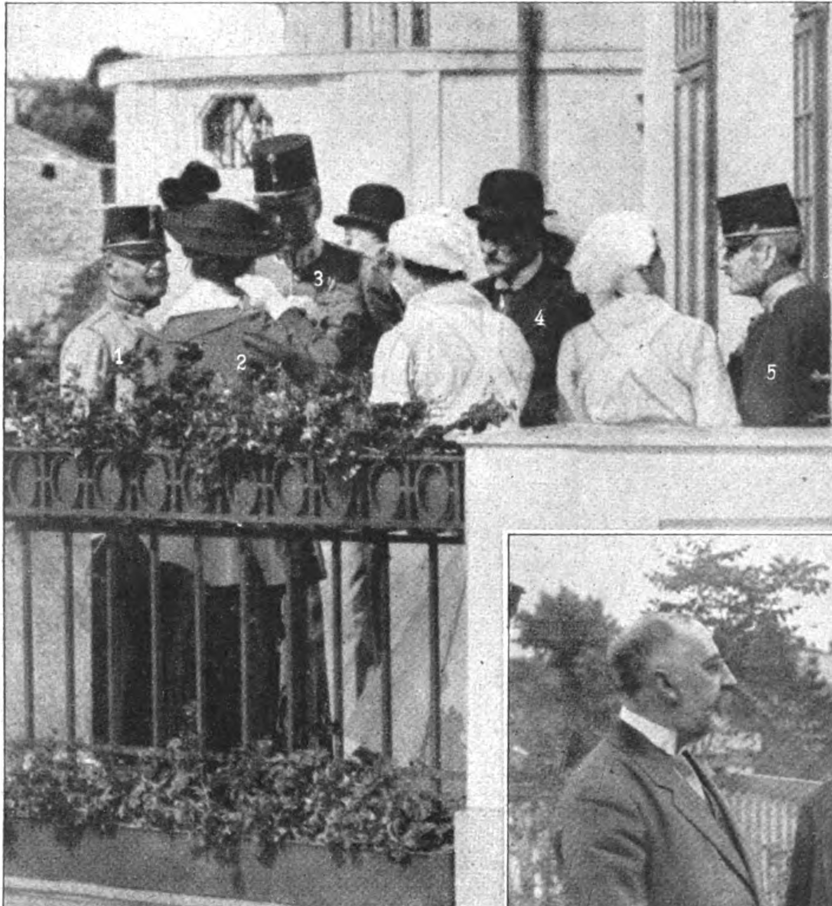
Hierzu 5 Originalaufnahmen für die „Woche".

Der österreichische Eisenbahnminister Dr. von Forster und seine Gemahlin, Baronin Forster, haben ein schönes Werk geschaffen, für das sie Hunderte von Männern, Frauen und Kindern in späten Tagen noch segnen werden. Im vergangenen Januar erließ Freiherr von Forster einen Aufruf an alle im Dienste der Staatsbahnen stehenden Eisenbahner, in dem er die Absicht ankündigte, eine Standesfürsorge zu schaffen, welche die Wiederverwendung aller kriegsverletzten Eisenbahner, einschließlich der Arbeiter, ermöglichen soll. Die Aktion sollte mit der Aufnahme der kriegsverletzten Eisenbahner in einem unter ärztlicher Aufsicht stehenden Genesungsheim beginnen, wo ihnen neben orthopädischer und physikalischer Behandlung die sachliche Ausbildung für eine neue Verwendung zuteil wird, wo sie es gut haben sollen und ihnen die Ueberzeugung beigebracht



Begrüßung der verwundeten Eisenbahner
durch die Vizepräsidentin der österr. Gesellschaft vom Roten Kreuz Palastdame Fürstin von Montenuovo.

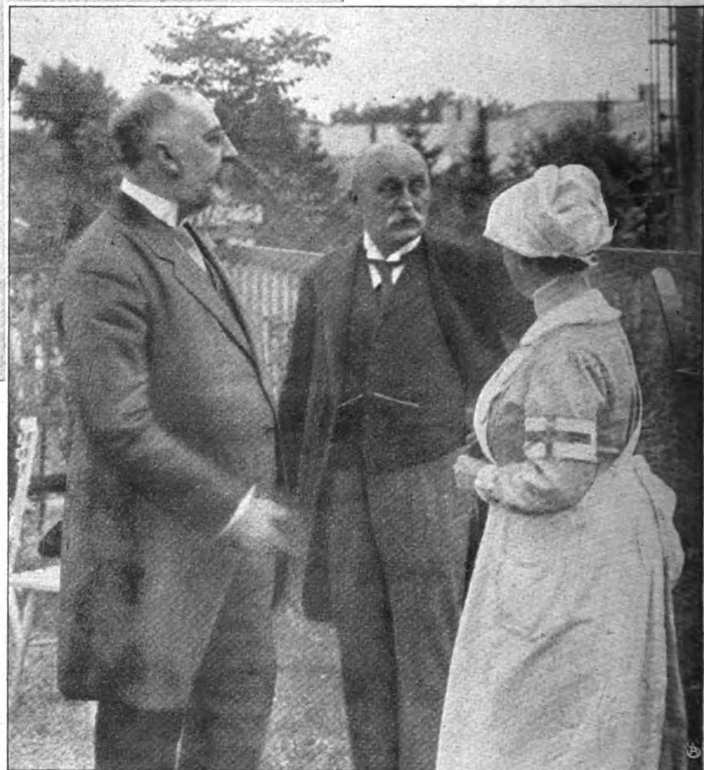
wird, daß sie nicht etwa der Zukunft als Krüppel und Invaliden entgegensehen, sondern in einem nützlichen, befriedigenden Beruf sich betätigen können. Die Mittel zur Durchführung der Fürsorge sollten durch freiwillige Widmungen der österreichischen Eisenbahnbediensteten aufgebracht werden.



1. Kriegsminister von Krobatin. 2. Fürstin Franziska von Montenuovo. 3. Graf Abensperg-Traun, Präs. des Roten Kreuzes. 4. Eisenbahnminister Dr. Freiherr von Forster. 5. General Frhr. von Bolfras, Chef der Militärkanzlei des Kaisers.

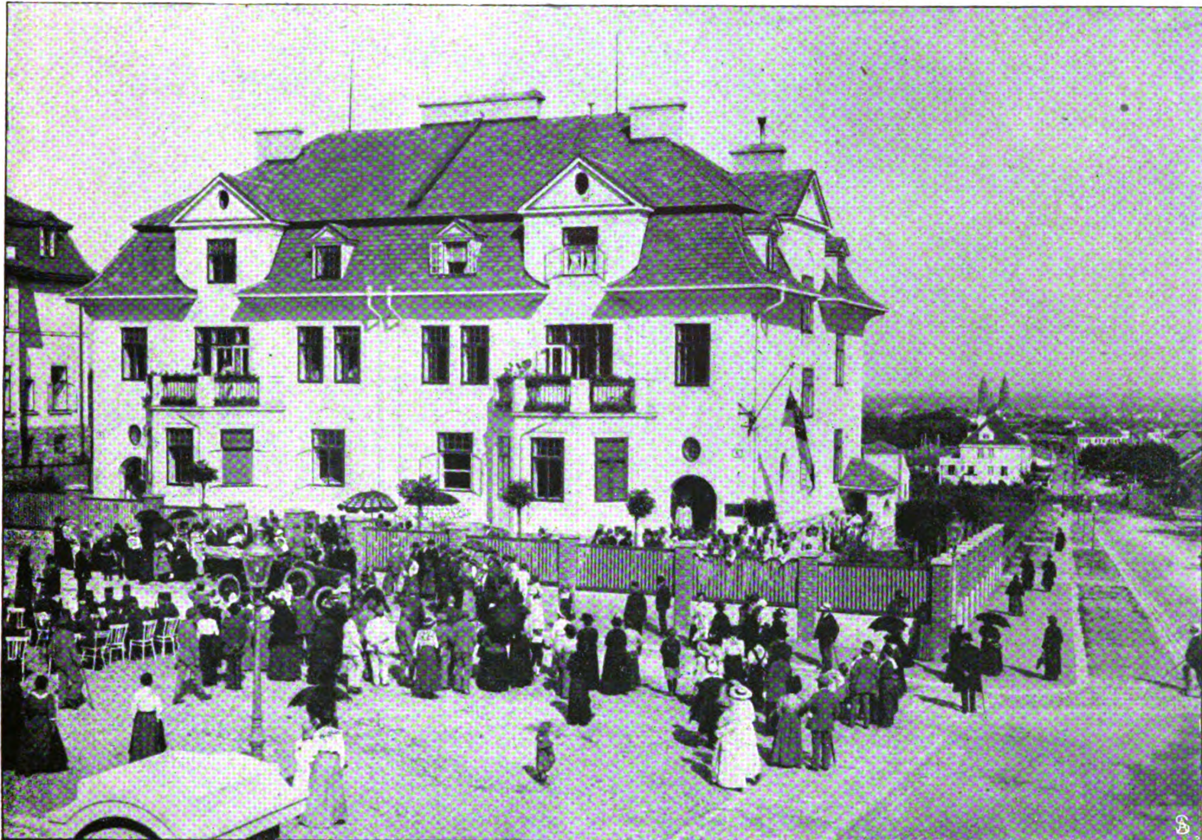
Auf der Terrasse des Genesungsheims.

Dieser schöne Plan ist vollkommen gelungen. Die Eisenbahner ganz Oesterreichs haben den Aufruf mit Begeisterung aufgenommen — kein einziger verweigert seine Beihilfe — und wenn es einem in niederer Gehaltsklasse stehenden einmal nicht gelingt, den Monatsbeitrag zu leisten, so entschuldigt er sich freiwillig und verspricht, für die Zukunft sein möglichstes zu tun. Bisher sind an freiwilligen Beiträgen 400000 Kronen zusammengekommen. Seit März ist das Genesungsheim der Eisenbahner eine schöne Wirklichkeit geworden. In der neu entstandenen Villenstadt, die ein reicher Ausländer (Esders) am Fuß des Kahlengebirges um eine zu neuem Leben erweckte Wallfahrtskirche erstehen ließ, fand sich eine eben fertig gebaute Doppelvilla mit Garten; sie bildet eine Heimstätte für die Eisenbahner, an der Gründer, Pfleger und Pfleglinge ihre Freude haben können. In zweckentsprechender Weise eingerichtet, ist das Heim ein Juwel an Ordnung und Reinlichkeit, wie es die moderne Hygiene vorschreibt. In luftigen, weiß gestrichenen Zimmern, deren breite Fenster über blumengeschmückte Altane auf ganz Wien die Aussicht öffnen, stehen immer nur fünf bis sechs weiße Bettstellen und ein weißer Schrank; die Speisezimmer mit bildergeschmückten weißen Wänden haben an den drei Seiten Tische für je zehn Mann und sind außerhalb der Mahlzeiten höchst gemütliche Gesellschafts- und Lehrräume. Hier lernen die Analphabeten schreiben, die Unglücklichen, welche den rechten Arm verloren haben, mit der Linken die Feder führen, andere stenographieren und üben sich im Maschineschreiben. Wer für einen anderen als den bisher geübten Dienst ausgebildet wird, erhält hier den notwendigen theoretischen Unterricht.



Ministerpräs. Graf Stürgkh (links). **Eisenbahnminister Dr. Frhr. v. Forster** und dessen Gemahlin, Oberin der Pflegeschwestern.

Der Kernpunkt des Unterrichts befindet sich im Garten, der das hübsche Haus des Eisenbahnerheims umgibt, dessen Anblick dem Herzen jedes Neuangekommenen wohl tut: Ein Bahnhof, allerdings im eingeengten Raum, aber doch alles in Lebensgröße, die Schablone



Ansicht des Heims mit Blick auf Wien: Konzert der Südbahner-Kapelle.



1. Erz. Baronin von Forster. 2. Kriegsminister von Krobatin. 3. Staatsbahndirektor Dr. Kolisko.

Im Stationsgarten des Eisenbahnerheims.

einer Lokomotive, die eines „letzten" Wagens, die Schienen mit den Weichenstellungen und alle Signalapparate, auch die kompliziertesten. Als Hauptstück, durch das alles andere funktioniert, ein Stellwerk, das Häuschen, in dem auf Blockapparaten und Fahrstraßenanzeigern die Züge in den Bahnhof und aus dem Bahnhof geleitet werden. In Verbindung damit durch Telephon steht die Stationskanzlei im zweiten Stock, wo auch das Telegraphieren gelehrt wird.

Im Riesenbetrieb der Staatsbahnen findet sich wohl für jeden aus dem Krieg heimkehrenden Invaliden ein der Verwundung angemessener Dienst. Wer nicht mehr auf der Strecke beschäftigt werden kann, muß deshalb noch lange nicht in eine Schreibstube oder gar in Pension gehen, er kann z. B. im Stellwerk, das heute gesunde Leute versehen, überaus nützliche Dienste verrichten, kann seine vollen Bezüge weiter beanspruchen, kann sich als vollwertiger Mann, der für seine Familie sorgt, fühlen.

Diese frohe Gewißheit sieht man den Leuten in ihren blaugestreiften, sommerlichen Anzügen, die im Garten und in den Lehrzimmern sitzen, sogar den ganz Schwerverletzten an den Augen und am Gesichtsausdruck an. Jeder ist unter seinesgleichen, hat die gleichen Lebensinteressen, die gleichen Erfahrungen, die gleichen Hoffnungen für die Zukunft, alle sind voller Vertrauen zu dem Mann und zu der Frau, die sie alle unter ihre Obhut genommen haben. Das haben sie alle auf Befragen betont, als vorige Woche das Präsidium des Roten Kreuzes in der Person der Fürstin Montenuovo und des Grafen Abensperg-Traun, der Kriegsminister und andere Persönlichkeiten das Genesungsheim der Eisenbahner besuchten. Einhundertundsechs haben bisher die Pflege des Eisenbahnerheims genossen — zweiundvierzig sind bereits wieder im Dienst. Im Auftrag des Ministers suchen zwei für diese Aufgabe besonders geeignete Beamte die Spitäler und Lazarette des Reiches nach Eisenbahnern ab, deren Verwundungen sie für die Fürsorge geeignet machen. Sobald sie entdeckt sind, werden die nötigen Schritte unternommen, um sie aus dem Spital ins Genesungsheim zu bringen.

Die Stimmung im ganzen Heim, in dem alles liebevolle Fürsorge atmet, ist die denkbar beste. Besonders freuen sich die Pfleglinge auf den Donnerstag, denn dann kommt die aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Musikkapelle der Südbahn, schart sich auf dem großen Platz vor dem Heim und vor der Wallfahrtskirche „Mariä Schmerzen" um ihren Kapellmeister und erfreut ein paar Stunden lang die Kollegen, die ihre vaterländische Pflicht unter schweren Opfern getan haben, durch schöne Weisen. Dann strömt der ganze „Kaasgraben" — so heißt die schöngelegene Gegend — auf dem Platze zusammen, und die Pfleglinge des Fürsorgeheims fühlen sich als Mittelpunkt einer populären Feier. B. W.

***

Ernte.

Skizze aus unseren Tagen von Luci Fer.

Der Morgen war voll Wiesenduft. Klee, Labkraut, Thymian. Irgendwo mußten auch wilde Rosen stehen, die wie Äpfel duften.

Eine Frau ritt den Hügel hinab. Ihre hellen Augen gingen über das Land. Wie ein Garten lag es unter ihr, grün und gelb und blau und rot, wie lange, schmale Blumenbeete.

Da der Steinbruch mit den ockergelben Abstürzen, da Racknitz mit der Mühle und Dörfer — links und rechts, tief in die Ebene hinein verkrochen. Ein paar Dächer nur, ein paar Bäume und dünne, graue Steige, die auf die breite Chaussee zu liefen. Der Fluß wie eine glitzernde Unruhe dazwischen und fern am Horizont das Gebirge wie eine blasse Wolkenwand.

Sie ritt langsam und sah den beiden Schwalben nach, die ihren Weg begleiteten.

Ein schönes Land, ein schlafendes Land.

Wo waren die Männer, die in kleinen grauen Planwagen auf der Chaussee dahinfuhren zum Markte in der Stadt? Wo waren die Frauen mit den Geflügelsäcken, den Butter- und Eierkörben? Wo waren die weißen Gestalten, die mit Hammer und Spaten im Steinbruch herumkrochen, daß es klang, als ob der Stein sänge? Wo waren sie hin? Wohin war das Peitschenknallen, das Pfeifen der Knechte und das Hühü der Viehtreiber?

Nein, man konnte es nicht vergessen. Immer mußte man daran denken. Sie sagten, daß man hier im Lande Frieden hatte. Aber den Frieden wollte man ja nicht. Die Stille nicht. Man wollte Lärm und Zorn und Pfeifen und Befehle, man wollte alle die Geräusche, die von Männern kommen.

Nicht, als ob sie selber für sich — ach nein. Matthias war mit seiner ganzen wilden Kraft da draußen und hatte kaum Zeit — und auch kaum Lust — zu mehr als drei Worten: „Gesund, vergnügt, vorwärts." Matthias, der nach Kampf gehungert hatte, Matthias, der immer weit fort von ihr war. Nein — nicht um sie . . .

Matthias würde wiederkommen und über seine Felder jagen, und die Leute würden sagen: „Der Herr, der Herr."

Aber es waren zu viele. Ganze Familien waren ausgehoben wie Vogelnester von wilden Knaben . . .

Wie war der Herbst so schön gewesen. Die Septembersonne rollte wie eine goldene Kugel von Osten nach Westen. Die Berge warfen sie empor, der Fluß fing sie auf. Wie sangen die Frauen auf den Äckern. Immer wieder läuteten die Glocken, immer wieder mußte die Fahne gezogen werden am Schloß. Sieg um Sieg. Was bedeutete ein Gefallener aus den Dörfern unten. Der Pflug warf die fette Erde um zu neuer Ernte. Die Kartoffeln häuften sich in den Gruben. Alle Scheunen waren voll.

Von früh bis abends war sie im Sattel gewesen. Querfeldein über die Stoppeln; die Erde spritzte ihr ins Gesicht. O du schöner, heiliger Boden.

Die Winde wiegten ihn ein — schlafe — schlafe.

Zu Weihnachten würden sie zurück sein, die Männer, die Helden. Drei Tage wollten sie feiern. Die Schweine waren schon fett, der Apfelwein gärte in den Kellern.

Und Weihnachten? Ein Fest in Schnee und Dunkelheit.

Zu Ostern kommen sie.

Und Ostern ging vorbei. Matthias steckte in pol-

nischen Sümpfen. „Verwünscht“, schrieb er, „langsam vorwärts.“ In der Kreisstadt war ein Lazarett. Viele Frauen kamen mit Tränen von dort zurück, „aber die Soldaten lachen“, erzählten sie.

Pfingsten?

Was ging den Krieg ein Fest an. Nichts. — Die Birkenreiser vertrockneten an den Türen. Nur ein paar Urlauber gingen daran vorbei, schritten die Felder ab, sahen in die Ställe und wollten wieder hinaus.

War es nicht, als hätte die Heimat sie losgelassen? Als verbrenne sie ein inwendiges Feuer?

Wollte Matthias nach Hause? Nein — nein. —

„Du bist jetzt Herr, Sophie“, hatte er beim Abschied gesagt. Fragte er nach der Ernte? Sie schrieb ihm wie ein treuer Verwalter. Las er das? Lobte er sie auch nur ein einziges Mal? Hatte er etwas erwidert auf ihre Klagen über die Trockenheit?

„Wir gehen vorwärts,“ oder „die Grenze ist sicher.“ Als wäre da drüben jenseit der Grenze seine Heimat. Als wäre der Krieg überhaupt sein Beruf.

Mußte man da nicht ein hartes Herz und harte Fäuste bekommen und harte Briefe schreiben — wie letzte Woche?

Da lag das Land, sein Land. Da lag die Ernte.

Sie würden auch nicht zur Ernte kommen. Ach nein. Kein Tanz, keine bunten Bänder. Die Frauen hatten das Land bestellt, die Frauen würden die Ernte einbringen. Still würde es sein.

Sie würde oben in der Halle sitzen und mit den Leuten sprechen aus den Dörfern ringsum. Sie würde raten, trösten, Saat austeilen und Listen führen. Sie würde wieder Herr sein im Lande. Und der Winter würde kommen und die Winde, die in die Fenster singen. Und dann der Frühling. Und kein Mann und kein Kind. Die Vögel würden Nester bauen, die Muttertiere würden schwer durch die Wiesen gehen. — Und draußen der Krieg ...

Sie bog in die Chaussee ein. Blumen standen am Wege. Der ganze Graben war mit Nelken und Labkraut überhängt. Blumen. Sie hatte Matthias einen großen Busch ins Feld geschickt. Kein Wort — keine Zeile. — Wer weiß, wo es vertrocknete. Ihr Gesicht wurde ganz hart.

Der Fluß war jetzt neben ihr. Über den schmalen Steg ging der Wassermüller, sein Kind an der Hand. Das rote Röckchen flatterte; so fest lag die Kinderhand in der Männerfaust, daß die beiden nackten Füßchen tanzen konnten. Auf der Wiese drüben kniete die Mutter und hielt die Arme auf. Wie sie lachte. Man hörte es über den Fluß.

Ja, sie konnte lachen, wenn der Mann hier war, und die Mühle ging Tag und Nacht. Was tat es, wenn er nur eine Hand hatte, sie zu streicheln?

Vor der Apfelweinschenke hielt der Racknitzer Wagen. Sie hörte die lärmende Stimme des alten Buchholz und ein ängstliches Frauenlachen. Der blinde Rüffert saß unter der Kastanie im Hofe und horchte und schüttelte den Kopf.

Sie ritt rasch in den Hügelweg hinein. Ihr Gesicht wurde noch härter. Der Racknitzer Steinbruch lag wie totes Land, da hatte der alte Buchholz Zeit für die Schenke. Konnte sie etwa hineingehen und mit der Faust auf den Tisch schlagen? Matthias fehlte überall.

Sie kam dicht am Pastorhaus vorbei. Die vier Kugellinden drückten ihre runden Schatten an die gelbe Hauswand. Die Tür stand offen, doch niemand war an den Fenstern. Aber dann — weiter — im Garten ging es lang und schwarz durch die Rosenbüsche.

Der Pastor kam mit einer Rose in der Hand. Sein großes, gütiges Gesicht war ein einziges Lächeln.

„Ein gesegneter Tag, Frau Gräfin.“

„Ein harter Tag. Sechs Gespanne sollten heute durchs Feld gehen. Da sind mir gestern abend die letzten Knechte eingezogen worden. Wer wird pflügen, pflanzen, ernten?“

„Und doch ein gesegneter Tag!“

„Herr Pastor!“

„Und eine gesegnete Zeit!“

„Ach so.“ Sie schlug den braunen Pferdeleib mit der Reitgerte, daß der Fuchs aufbäumte, „wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.“

„Nicht so, Frau Gräfin. Aber wußten wir denn vorher, was Frieden ist? Wußten wir, was Liebe, was Freundschaft, was Wohltun ist? Wußten wir, was Opfermut, Tapferkeit, Heldenmut sind? Wußten wir, was wahrhafte Größe ist? Ja, wußten wir überhaupt, wie stark wir sind?“

„Und um dieses Wissen — dieser Krieg? Ach, lieber Herr Pastor.“

„Nicht darum, nicht darum. Aber ist nicht jedes Ereignis zu segnen, das uns Erkenntnis bringt?“

„Nein, nein, nein. Matthias hat seine Heimat vergessen . . .“

„Er hat sie n i c h t vergessen.“ Der Pastor legte vorsichtig die Rose auf die Hecke und nahm ein Buch aus der Brusttasche, ein schmales, schwarzes Lederbüchlein. Er blätterte und zeigte auf eine Seite. „Das hat mir Matthias heute geschickt — für Sie, Frau Gräfin.“

Es war Matthias' Taschenbuch vom letzten Jahre. Die Gräfin kannte es und streckte die Hand aus. Da — der zweite August. „Sophie“ stand auf dem Blatt. Weiter nichts. Nur eine Ähre noch auf der Seite, eine volle Weizenähre, breitgepreßt, daß ein feiner Mehlstaub über dem Namen lag.

Die Gräfin sah auf dieses einzige Wort. Dann sah sie einen Tropfen in den Mehlstaub fallen und noch einen. Und dann sah sie, daß sie allein an der Hecke stand. — — —

Am Abend schrieb sie einen Brief an Matthias. Aber nur die drei Worte: „Die Ernte reift“ und legte eine Weizenähre darüber.

Die war in vollem Korn.

Märkischer Wald.

Das war im Wald, wo Fingerhut
die stillen Glocken über Stümpfe hing,
und wo vom Spiel sich zitternd ausgeruht,
dicht neben mir, der rote Schmetterling.

Aus jeder Nadel wollt mich Duft betören,
das Heidekraut fing zart zu knospen an.
Ein Taubengurren war versteckt zu hören,
der wilde Kuckuck ließ mich nah heran.

Und Stimmen hatten alle Bäume,
die grünen Wege ihrer Welt zu segnen;
mir war, als müßt das Glück, von dem ich träume,
mir dort begegnen.

E. Albrecht-Doussin.

Stockfisch, Klippfisch und K=Fisch.

Von Hans Dominik. — Hierzu 4 Aufnahmen.

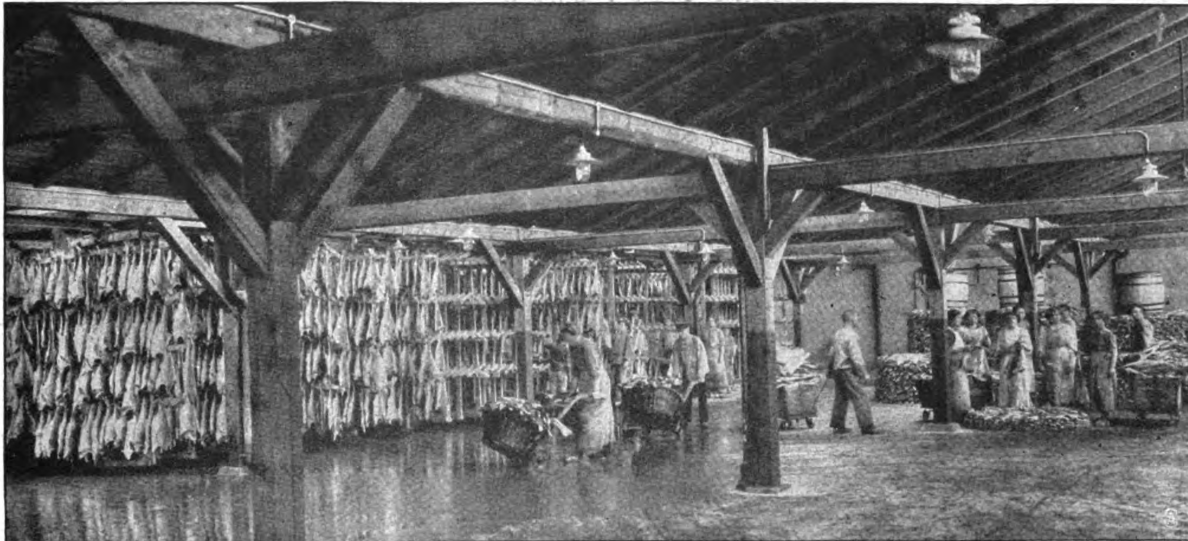
In Friedenzeiten haben wir uns in Norddeutschland wenigstens mit dem Pöckeln und Räuchern als alleinigen Fischkonservierungen begnügt. Der Salzhering galt in Verbindung mit grünen Bohnen oder neuen Kartoffeln auch in der gut bürgerlichen Küche als Delikatesse, und daneben erfreuten uns die Rauchfische, von der Kieler Sprotte und Flunder angefangen bis zum vielgepriesenen Spickaal. Dagegen fanden sich für die anderen Konservierungsmethoden, nämlich für die Trocknung im Freien und für die Trocknung in Verbindung mit scharfer Salzung, die Liebhaber mehr an anderen Orten. Der ungesalzene und unentgrätete Trockenfisch, der sogenannte Stockfisch, fand als Fastenspeise großen Absatz in Süddeutschland und den skandinavischen Ländern. Der geköpfte, ausgeweidete, aufgeklappte, gesalzene und dann getrocknete Fisch hingegen, der sogenannte Klippfisch, hatte sein Publikum in den südeuropäischen lateinischen Staaten und weiter bis tief nach Afrika hinein bei den ewig salzhungrigen Negern.



Entladen eines Fischdampfers.

Im Kriege haben sich die Verhältnisse aus triftigen Gründen sehr wesentlich geändert. Während jene eingangs genannten Räucher= und Pöckelfische doch nur eine ziemlich begrenzte Haltbarkeit besitzen, stellen Klippfisch und Stockfisch eine absolute Dauerware dar, die sich bei richtiger Lagerung und Aufbewahrung viele Monate und sogar Jahre hindurch hält. Deshalb mußten die beiden Trockenverfahren für uns Bedeutung gewinnen, sobald der Krieg uns nötigte, unseren Eingang an frischen Seefischen sofort für den eigenen Gebrauch zu konservieren und zur Streckung unserer Lebensmittel über das ganze Jahr hin mitheranzuziehen.

Im Frieden ist die Fischtrocknung ein besonders norwegisches Gewerbe. Sie erfolgt dort auf den Klippen auf besonderen Trockengerüsten, und nach diesen Klippen führt der gesalzene Trockenfisch zweifellos auch den Namen „Klippfisch". Dort an der norwegischen Küste besitzt die Luft gerade jene Temperatur und Reinheit sowie auch die Trockenheit, um eine vollkommene Austrocknung der Fische zu erreichen, ohne daß vorher ein Verderben des so sehr empfindlichen Fischfleisches eintritt. Bei uns in Norddeutschland dagegen mit seinen anderen klimatischen Bedingungen sind die Verhältnisse so, daß eine Trocknung im Freien überhaupt kaum durchzuführen ist. Hier hat nun die deutsche Technik wieder einmal ein Meisterstück geleistet. Aus der Praxis der Norweger wußte man, wie bereits gesagt, daß für eine gute, schnelle Trocknung möglichst reine und trockene Luft von einer bestimmten, nicht zu hohen und nicht zu niedrigen Temperatur notwendig ist. Das alles aber sind Dinge, die man mit verhältnismäßig einfachen technischen Mitteln erreichen kann. Man kann jede Luft durch Filterung und elektrische Behandlung durchaus rein machen. Man kann sie vollkommen vom Gehalt an Wasser oder Wasserdampf befreien, man kann sie auf einen zehntel Grad genau auf jede gewünschte Temperatur bringen und kann sie schließlich durch Ventilatoren nach Belieben in einem geschlossenen Gebäude kreisen lassen. In einem Gebäude, in dem es nicht regnen kann und in dem man auch sonst gegen alle Schädlichkeiten der Außenwelt geschützt ist. Nach diesem Rezept ist nun die deutsche Technik vorgegangen und hat an der Nordseeküste Trocknungsanstalten errichtet, die sehr viel besser als das ältere primitive norwegische Verfahren arbeiten. So nämlich,



Aufhängen der gesalzenen Fische zum Trocknen.

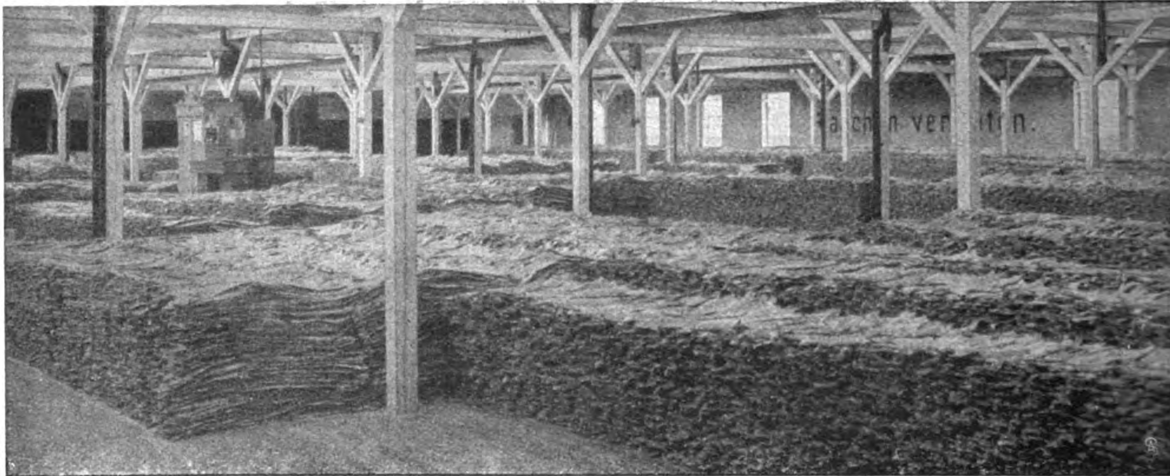
daß die Klippfische in 90—100 Stunden vollkommen getrocknet und haltbare Dauerware geworden sind. Wir haben dann einen Fisch, der noch etwa 35 Prozent Wasser, 20 Prozent Kochsalz und etwa 42 Prozent Eiweißstoffe enthält.

Der so gewonnene Klippfisch ist unbedingte Dauerware und kann, wie bereits gesagt, Jahre hindurch gelagert werden. Für den praktischen Bedarf ist es aber nicht notwendig, alle Fische in diesem Maß zu trocknen. Auch das scharfe Einsalzen, das bei der Klippfischbereitung dem Trocknen vorausgeht, bedeutet ja schon eine Konservierung, die immerhin für viele Wochen vorhält. Neben dem eigentlichen Trockenfisch bekommen wir deshalb jetzt während des Krieges auch als sogenannten K-Fisch oder Kriegsfisch diesen Salzfisch ins Binnenland hinein. Er enthält noch 57 Prozent Wasser, 26 Prozent Eiweiß und 16 Prozent Kochsalz.

Sowohl Klippfisch wie K-Fisch müssen vor dem Gebrauch gründlich und mit öfterem Wasserwechsel gewässert werden, um zunächst einmal alles Salz herauszuziehen. Beim K-Fisch wird eine Wässerung von 10—20 Stunden genügen, wobei das Fischfleisch selbst noch 10 Prozent Wasser aufnimmt und entsprechend an Gewicht gewinnt. Den Klippfisch will man dagegen nicht nur entsalzen, sondern auch wieder gehörig quellen lassen, und eine Wässerung bis zu 60 Stunden ist hier geboten. Zweifellos wird manche Hausfrau diese lange Vorbereitung als einen Uebelstand empfinden. Aber man sollte doch nicht vergessen, daß die sorgfältige Innehaltung dieser Vorschriften dann auch einen Fisch liefert, der dem frischen Seefisch vollkommen gleichwertig ist. Der Klippfisch ist nicht nur ein gutes, sondern auch



Waschen und Säubern der gesalzenen Fische.



Lagerung der getrockneten Fische.

nie billiges Nahrungsmittel. Nach den Untersuchungen von Dr. Buttenberg enthalten 500 Gramm Klippfisch, die heute etwa 0,35 Mark kosten dürften, nach der Ausführung der Wässerung in dem abfallfreien Fischfleisch dieselbe Eiweißmenge wie 740 Gramm mittelfestes knochenfreies Rindfleisch. Jede Hausfrau weiß aber wohl, daß diese Fleischmenge heute wesentlich mehr als 35 Pfennig kostet, und sollte sich daher mit diesen Fischen ein wenig anfreunden. Dabei bliebe schließlich noch zu beachten, daß das Fischeiweiß sehr leicht verdaulich ist und daher den Magen ziemlich schnell verläßt. Obwohl es reichlich nährt, tritt doch bald wieder das Gefühl der Leere im Magen ein. Es empfiehlt sich daher, für die Fischgerichte Zusammensetzungen mit schwerer verdaulichen Nahrungsmitteln zu wählen, über die ja zahlreiche Rezepte vorliegen. Besonders Kartoffeln, Steckrüben, aber auch Kohl und Kraut eignen sich dazu. So entstehen jene schmackhaften Mischgerichte, wie Klippfisch gekocht, Kartoffelsuppe mit Klippfisch, Labskaus auf norddeutsche Art, Labskaus auf portugiesische Art, Pichelsteiner von Klippfisch und Pannfisch von Klippfischresten, die nicht nur nähren, sondern auch das Gefühl der Sättigung erzeugen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 35. Berlin, den 28. August 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.



Die sieben Tage der Woche.

17. August.

Truppen der Armee des Generaloberften v. Eichhorn unter Führung des Generals Litzmann erstürmen die zwischen Njemen und Jesia gelegenen Forts der Südwestfront von Kowno.

Auf der Nordostfront von Nowo-Georgiewsk werden ein großes Fort und zwei Zwischenwerke im Sturm genommen.

18. August.

Die Festung Kowno mit allen Forts und unzähligem Material, darunter weit mehr als sechshundert Geschütze, ist in deutschem Besitz. Sie wurde trotz zähesten Widerstandes mit stürmender Hand genommen.

Die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz dringen weiter nach Osten vor. Ihre vordersten Abteilungen nähern sich der Bahn Bialystok-Bielsk. — Vor Nowo-Georgiewsk werden zwei weitere Forts der Nordostfront erstürmt. — Die Heeresgruppe Mackensen wirft ihren Gegner über den Bug und in die Vorstellungen der Festung Brest-Litowsk.

Östlich von Wlodawa dringen unsere Truppen über die Bahn Cholm—Brest-Litowsk nach Osten vor.

Fünf Boote einer unserer Torpedobootsflottillen greifen bei Horns-Riff—Feuerschiff an der jütischen Westküste einen englischen modernen kleinen Kreuzer und acht Torpedobootszerstörer an und bringen den Kreuzer und einen der englischen Zerstörer durch Torpedoschüsse zum Sinken.

In der Nacht vom 17. zum 18. August greifen unsere Marineluftschiffe wiederum London an. Es werden die City von London und wichtige Anlagen an der Themse ausgiebig mit Bomben belegt und dabei gute Wirkungen beobachtet.

19. August.

Der Reichskanzler erörtert im Reichstage die politische und militärische Lage.

Unter dem Druck der Fortnahme von Kowno räumen die Russen ihre Stellungen gegenüber Kalwarja—Suwalki. — Weiter südlich erstreiten deutsche Kräfte den Narew-Übergang westlich Tykocin.

Vor Brest-Litowsk dringen deutsche Truppen bei Rokitno (südöstlich von Janow) in die Vorstellungen der Festung ein. Östlich von Wlodawa folgen unsere Truppen dem Feinde.

Das englische Unterseeboot „E 13" wird am 19. August vormittags durch ein deutsches Torpedoboot am Südeingang des Sundes vernichtet.

20. August.

Die Festung Nowo-Georgiewsk, der letzte Halt des Feindes in Polen, ist nach hartnäckigem Widerstand genommen. Die gesamte Besatzung, sechs Generale, über 85,000 Mann, wird zu Gefangenen gemacht. Die Zahl der erbeuteten Geschütze beläuft sich auf über 700.

Der italienische Botschafter Marquis Garroni überreicht der Pforte eine Note, worin erklärt wird, daß Italien sich als mit der Türkei im Kriegszustand befindlich betrachte.

21. August.

Der deutsche Reichstag nimmt die Kriegskredite in Höhe von 10 Milliarden an.

Die Armee des Generals v. Gallwitz nimmt Bielsk und wirft südlich davon die Russen über die Biala. — Vor Brest-Litowsk und östlich Wlodawa werden weitere Fortschritte gemacht.

Deutsche Seestreitkräfte in der Ostsee dringen in den Rigaischen Meerbusen ein. Bei den hierbei sich entwickelnden Vorpostengefechten wird ein russisches Torpedoboot der „Emir-Bucharskij"-Klasse vernichtet. Beim Rückzug der Russen in den Mohnsund werden die russischen Kanonenboote „Ssiwutsch" und „Korejetz" versenkt. Drei deutsche Torpedoboote werden durch Minen beschädigt.

22. August.

Östlich und südlich Kowno und des Narew machen unsere Truppen Fortschritte. — Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold überschreitet die Eisenbahn Kleszczele—Wysoko—Litowsk. — Die Angriffe der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen an den Abschnitten der Koterka, der Pulwa, dem Bug oberhalb Ogrodniki sowie am Unterlauf der Krsna schreiten vorwärts.

23. August.

Die von den Russen geräumte Festung Ossowiecz wird besetzt.

Die türkisch-bulgarischen Verhandlungen gelangen zum Abschluß. Bulgarien erhält dadurch die Möglichkeit freier Verbindung nach Neubulgarien.

○ ○ ○

Die dritte Kriegsanleihe.

Von Leo Jolles.

Der Krieg hat das größte Einmaleins in die Praxis übertragen. Man weiß, daß es möglich ist, Milliarden aus dem Boden zu stampfen, und wundert sich nicht allzusehr, wenn man hört, daß jeden Monat in Deutschland 2000 Millionen Mark für die Kriegführung ausgegeben werden, daß der ganze europäische Krieg aber dreihundert Millionen täglich und 100 000 Millionen Mark im Jahr kostet. Wie sich die Industrie den Bedürfnissen des Krieges angepaßt hat, so hat sich das Publikum in das neue Größenmaß der Ausgabenberechnung hineingefunden. Die Folge dieser Erkenntnis ist, daß niemand die finanziellen Notwendigkeiten unterschätzt, und daß die Kriegsanleihen, mit deren Hilfe die dem Reich bewilligten Kredite zu Geld gemacht werden, sich immer mehr nach oben aufrunden. Wir wissen aus dem Mund des Schatzsekretärs Dr. Helfferich, daß die deutsche Finanzkraft ebenso zuverlässig ist wie die Leistung unserer Krieger. Das deutsche Volk hat sich mit seinen Ersparnissen in den Dienst des Reiches gestellt. Es hat dabei eine nationale Pflicht erfüllt und zugleich richtiges Verständnis für die Eigenschaften der fünfprozentigen Reichsanleihe bewiesen. Wenn deren Volkstümlichkeit unbegrenzt ist, so kann man daraus nur schließen, daß das Volk in der Erkenntnis von den schätzbaren Vorzügen einer absolut sicheren und zugleich hoch verzins-

lichen Kapitalsanlage gewachsen ist. Daß die Landwirtschaft und Industrie ihre Kriegsgewinne der fünfprozentigen Reichsanleihe zuwenden, ist weder ein Kunststück noch ein Opfer. Für keinen ist es ein Geheimnis, daß auch der Krieg eine geschäftliche Konjunktur darstellt, die sich vielen Unternehmern und Werkstätten angenehm bemerkbar macht. Eines Tages werden diese Früchte Gegenstand einer Steuerernte werden (Dr. Helfferich erwähnt in seiner eindrucksvollen Reichstagsrede auch die geplante Kriegsgewinnsteuer. Sie wird kommen, wahrscheinlich als Vermögensteuer; aber erst nach dem Krieg, da es nicht eher möglich ist, den sogen. Kriegsgewinn per Saldo festzustellen). Die Kriegsausgaben kann diese Steuer jedoch nicht ernähren, da sie erst nach Beendigung des Krieges fällig werden soll. Deshalb kommen die besonderen Überschüsse zunächst für die Kriegsanleihe in Betracht. Das ist die gebotene Gegenleistung, die den Eindruck ungleicher Verteilung der wirtschaftlichen Güter mildern kann. Die großen Einnahmen werden auch mit umfangreichen Zeichnungen vertreten sein. Hier zeigt sich am deutlichsten, wie der Austausch von Gewinn und Anleihen vor sich geht. Das Geld fließt in die Reichskasse, wird von dort aus in die Geschäftsbezirke geleitet und kommt von ihnen wieder zur Reichskasse zurück. Seine Aufgabe ist erfüllt, wenn Wirtschaftsgüter in den Bereich der Kriegführung gebracht sind, um dort praktische Verwendung zu finden. Der deutsche Reichtum an Naturprodukten und technischen Erzeugnissen ist groß genug, um die Kriegsanleihen mit dem nötigen praktischen Inhalt zu versehen. Wäre die deutsche Heeresverwaltung nicht imstande, für das Geld, das sie an sich heranzieht, Bewaffnung, Unterhalt, Bekleidung, Munition zu beschaffen, so wäre der Erfolg einer Anleihe nicht viel mehr als eine schöne Geste. Die Kraft Deutschlands besteht darin, daß die Milliarden, die das Volk aufbringt, in Übereinstimmung mit den Lebensäußerungen des Wirtschaftskörpers stehen. Es ist keine hohle Phrase wie in Frankreich und Rußland, wo Zahlen konstruiert werden, hinter denen sich eine unentwickelte, schwächliche Produktivität findet. Die märchenhaften Industrieprogramme sind im Grunde nichts anderes wie reklamehafte Verschleierungen einer Unfähigkeit, die man erkennt, aber aus Furcht vor der Laterne ableugnen muß. Deutschland führt den Krieg auch insofern ehrlicher wie die Gegner, als es sich von Anfang an nicht über die wirtschaftlichen Voraussetzungen getäuscht hat. Es mußte, wie weit es sich auf sich selbst verlassen konnte. Die Feinde aber sind, mit einer doppelten Lüge belastet, in das furchtbarste Abenteuer, das je erlebt wurde, hineingegangen. Sie haben sich, absichtlich oder aus Unkenntnis, über Deutschlands ökonomische Fähigkeiten getäuscht und haben einen gefährlichen Irrtum über das eigene Können unter die Hilfsmittel ihrer Armierung geschmuggelt. Man kann solche Rechenfehler nicht wieder ausgleichen. Das ist ebensowenig möglich, wie die lebendige Tatkraft des deutschen Volkseinkommens und die reiche Arbeitsrente auszutilgen.

Hätte das Volk allgemein darben müssen, so wäre das an den Stellen erkennbar geworden, die von jedem Wechsel des Wohlstandes zuerst betroffen werden: bei den Sparkassen. Die haben aber, trotz einer Gesamtbeteiligung von beinahe 3000 Millionen Mark an beiden Kriegsanleihen, die Staffel von zwanzig Milliarden für ihre Einlagen wieder erreicht. Die Gelder, die in Reichsanleihe angelegt wurden, sind durch Neueinzahlungen wieder ergänzt worden. Das ist ein Kennzeichen der Ergiebigkeit des deutschen Sparvermögens. Und man darf nicht vergessen, daß die Teuerung an den Haushalt viel höhere Ansprüche stellt, als in Friedenstagen erhoben werden. Nicht nur die normale Preissteigerung, sondern der Preiswucher hat an den Einkommen gezehrt, die Kaufkraft des Geldes verringert und die Grenzen der Sparmöglichkeit verengt. Trotzdem sind in den ersten sechs Monaten des Jahres 1915 rund 1500 Millionen Mark in die öffentlichen Sparkassen eingezahlt worden. Die Feinde lernen erkennen, daß der deutsche Wohlstand, von dem viel weniger Rühmens gemacht wurde als von den unerschöpflichen Reichtümern Frankreichs und Englands, eine beneidenswerte Konstitution besitzt. Alles mögliche zehrt an ihm, und er geht nicht zugrunde. Gelingt es, den Wucher mit Lebensmitteln und wichtigen Gebrauchsgütern auszurotten (die Behörden sind entschlossen, den Kampf bis zur gründlichen Abfuhr des Gegners durchzufechten), so wird sich die Spartätigkeit noch besser entfalten, und die zur Anlage bereiten Überschüsse werden in die Höhe wachsen.

An dem Erfolg der dritten Kriegsanleihe ist nicht zu zweifeln. Die Sammelbecken des Geldes sind reichlich gefüllt; und die Bestimmung des in ihnen enthaltenen Stoffes ist eine sichere und ertragreiche Anlage. Erst dann hat das Geld seine Sendung erfüllt. Die Banken sind so üppig mit Geldmitteln versehen, wie sie es nie zuvor waren; die industriellen Unternehmen haben aus der Tätigkeit für Kriegzwecke große Überschüsse gewonnen und bedeutende Bankguthaben angesammelt. An den Aufnahmestätten, die für die Kriegsanleihe in Frage kommen, herrscht kein Geldmangel. Man sieht im Gegenteil, wie sich gewisse Posten des Volksvermögens, die ein Übermaß von Temperament und spekulativer Neigung besitzen, vordrängen, um Verbindung mit Wertpapieren zu suchen. So entstand eine auffallende und zu lebhafte Tätigkeit an der Börse. Es wurde gewarnt; denn die Zeiten sind nicht dazu angetan, einer unbegrenzten Haussespekulation als Hintergrund zu dienen. Aber wesentlich ist die Folgerung, die sich für die Bereitschaft des Geldes ergibt. Sie wird mit dem Ergebnis der dritten Kriegsanleihe ein neues Dokument aufstellen.

Anleihen, von denen man sagen darf, daß sie das volkstümlichste Anlagekapital bilden, haben den Erfolg dauernd gewonnen. Die fünfprozentige deutsche Reichsanleihe bürgerte sich so schnell ein, daß die Regierung imstande war, den Ausgabepreis immer weiter zu steigern. Die erste Kriegsanleihe wurde zu 97,50, die zweite zu 98,50 angeboten, und die dritte wird wahrscheinlich zu 99 Prozent zur Zeichnung aufgelegt werden. Dieser Fortschritt ist nicht die Frucht theoretischer Erwägungen, sondern das Resultat praktischer Erfahrung. Die Anleihe wird zu einem Kurs gehandelt, der sich um 100 Prozent herum bewegt; und diese außerordentlich günstige Preissteigerung (die einzige, deren man sich wirklich freuen darf) hat es möglich gemacht, mit dem Zeichnungskurs der Kriegsanleihen immer weiter in die Höhe zu gehen. Es versteht sich von selbst, daß eine deutsche Reichsanleihe, die fünf Prozent Zinsen trägt und bei ihrem Ablauf mit einem Preiszuschlag von 1 Prozent eingelöst wird, von keiner anderen Kapitalsanlage übertroffen werden kann. Eine große Anzahl von Dividendenpapieren gewährt keine höhere Rente als 5 Prozent, bietet also für die Gefahr, die in jedem solchen Besitz liegt, nur den Vorteil eines möglichen Kursgewinnes. Der ist keineswegs sicher. Jede Änderung der geschäftlichen Konjunktur und jede Trübung in der Atmosphäre des einzelnen Unternehmens

kann die Kurschance vernichten. Derartigen Schicksalschlägen ist die fünfprozentige Reichsanleihe nicht ausgesetzt. Ihr Ertrag ist ebenso sicher wie das Kapital, das sie repräsentiert; und der Kursgewinn wird nicht nur durch die Rückzahlung der Stücke zum Paripreis gewährt, sondern auch durch den Reiz, den ein so ertragreiches Anlagepapier auf den Käufer ausübt. Niemand kann heute schon sagen, wie die gewerbliche Rente in den ersten Jahren des kommenden Friedens aussehen wird. Vielleicht ist sie im Durchschnitt höher, vielleicht niedriger als fünf Prozent. Sicher allein ist die Verzinsung der Reichsanleihe. Von der weiß man, daß sie vor dem Jahr 1924 nicht geändert werden kann. Neun Jahre sind eine lange Zeit für die Bindung an einen hohen Zinsfuß. Das Reich legt sich dieses Opfer auf, um dem Volk für die Bereitwilligkeit gegenüber den Kriegsanleihen ein besonderes Geschenk zu machen. Die fünfprozentige Reichsanleihe ist bis 1924 unkündbar. Sie kann bis zu diesem Termin in keiner Weise verändert oder getilgt werden. Das Reich ist an diese Verpflichtung, die ihm eine schwere Zinsenlast aufbürdet, gefesselt, während die Besitzer der Anleihetitel zu jeder Zeit über sie verfügen, sie verkaufen oder verpfänden können. Aber es ist nicht anzunehmen, daß jemand, der Kriegsanleihe zeichnet, die Absicht hat, sich schon nach kurzer Zeit wieder von diesem Besitz zu trennen, zumal da die Zeichnungsbedingungen (Verteilung der Einzahlungsfristen über mehrere Monate, Ermöglichung von Teilzahlungen bis zu 100 Mark, während bei den ersten beiden Anleihen Beträge bis zu 1000 Mark schon zum ersten Termin gezahlt werden mußten) die sofortige Bereitschaft des baren Geldes nicht erforderlich machen. Im übrigen besteht kein Zweifel an dem Vorhandensein einer ausgiebigen Barreserve, die die Anwendung von Aushilfen sehr einschränkt. Bei der zweiten Kriegsanleihe betrug die Beteiligung der Darlehenskassen niemals mehr als rund 8 Prozent, während sie sich zum Schluß bis auf 3½ Prozent verringert hatte. Dabei ist die Beanspruchung der Darlehenskassen ein völlig normaler Weg zum Erwerb der Kriegsanleihe. In jedem Geschäft und bei jedem Privatmann kann es vorkommen, daß vorübergehend keine überschüssigen Barmittel vorhanden sind. Soll das nun ein Grund sein, auf die Teilnahme am Erwerb der dritten Kriegsanleihe zu verzichten? Gewiß nicht. Wer sicher ist, daß er nach einigen Monaten genug bares Geld haben wird, um sich einen bestimmten Anteil der neuen Reichsanleihe zulegen zu können, der darf ohne Bedenken Wertpapiere verpfänden, um auf diese Weise die Mittel zur Zeichnung der dritten Anleihe zu gewinnen. Es handelt sich ja nur um die erleichterte Liquidierung eines erst später fälligen Kapitalanspruchs, Gewinnes oder Einkommens. Selbstverständlich kann die zweite Kriegsanleihe in diesem Sinn als Stufe für die dritte angelegt werden. Die Darlehenskassen nehmen die Stücke älterer Kriegsanleihen zum höchsten Satz von 75 Prozent des Nominalwertes als Pfand. Die Kosten betragen 5¼ Prozent fürs Jahr. Das ist eine Ausnahmebedingung zugunsten der Kriegsanleihen. Sonst sind 5½ Prozent zu zahlen. Der Schuldner hat also nur wenig mehr an Zinsen aufzubringen, als ihm die Anleihe selbst trägt. Die kleine Differenz von knapp ¼ Prozent (denn die Kriegsanleihe gibt, da sie unter 100 Prozent, dem Nominalwert, verkauft wird, mehr als 5 Prozent Zinsen) verschwindet völlig hinter dem unschätzbaren Vorteil, sich, ohne im Besitz genügender Barmittel zu sein, an dem Erwerb eines so ausgezeichneten Papiers wie der fünfprozentigen Reichsanleihe beteiligen zu können.

Die neue Anleihe muß zu einer Tat des gesamten deutschen Volkes werden. Ihre Milliarden müssen ein weithin leuchtendes Fanal sein, das den Feinden in Flammenschrift die Bereitschaft der deutschen Nation kündet. Wie die Krieger auf den Schlachtfeldern, so werden die Bürger zu Haus jedes Opfer bringen, um den Sieg an Deutschlands Fahnen zu heften. Sie werden den Gegnern zeigen, daß nicht nur deutsches Blut, sondern auch deutsches Geld mehr ist als Wasser.

Gewicht und Wage.

Von E. Grüttel.

Auf unsere Gemüse wird jetzt viel mehr Gewicht gelegt als in Friedenzeiten. Diese Behauptung ist nicht etwa nur bildlich, sondern auch rein buchstäblich aufzufassen, denn seit wenigen Tagen haben wir durch Verfügung des Oberkommandos in den Marken nur noch die Möglichkeit, Gemüse nach Gewicht kaufen zu können. Dadurch erledigte sich mit einem Schlage die Herrschaft von Schock, Mandel, Bund, Korb, Liter, Kopf und ähnlichen Maßen, und in der Markthalle, in den Ladengeschäften, beim Karrenhandel regiert in Zukunft allein das Pfund.

Ein Pfund Kohl, ein Pfund grüne Bohnen, ein Pfund Karotten . . was heute noch ungewohnt klingt, ist morgen schon jedem geläufig und übermorgen eine Selbstverständlichkeit, über die man zur Kriegstagesordnung übergegangen sein wird, ohne viel mit der Wimper zu zucken. Ja, bei einiger Ueberlegung erscheint die neue Maßnahme sogar sehr angebracht, und man begreift eigentlich nicht, warum es erst zum Weltkrieg kommen mußte, um einen allgemeinen Gemüseverkauf nach Gewicht einzuführen. Wurden doch schon seit Jahren neben sämtlichen Obstsorten beispielsweise Kartoffeln, Tomaten, Erbsen, Brechbohnen und einzelne andere Gemüse pfundweise verkauft, während die Händler für Kohl, Spinat, Wurzeln, Kohlrabi, Steckrüben immer noch die verschiedenen übrigen Maße in Anwendung brachten.

Die neue Verfügung hat sie nun, unbekümmert um Althergebrachtes, aus praktischen Gründen aus der Welt geschafft. Und mutet es nicht ganz lustig an, wenn man in der Markthalle ein Pfund vom Kraut befreite Mohrrüben in seine Markttasche purzeln sieht, oder wenn man allmählich lernt, das Gewicht eines wohlbeleibten Weißkohls abzuschätzen? Den schlanken Gurken wird man sehr bald ihr Gewicht an der zierlichen grünen Taille ablesen, während die Kohlrabi, die ja — im Gegensatz zu den Mohrrüben — mit dem dazugehörigen eßbaren Kraut gewogen werden dürfen, hinsichtlich ihrer gewichtigen Rundlichkeit beim Verkauf vielleicht zunächst noch einiges Kopfzerbrechen verursachen mögen. Jede anfängliche Unsicherheit dürfte aber durch die tägliche Übung rasch schwinden. Jetzt gibt es keinen Kopf Rotkohl, keinen Korb Sauerampfer und kein Bund Karotten mehr, und niemand wird dem eine Träne nachweinen. Es geht auch so und wahrscheinlich sogar sehr bald viel besser als zuvor.

Soldatenlied im Osten.

Wenn alle scharfen Schüsse säßen,
wenn alle schwarzen Säue*) fräßen,
wenn alle Minen explodierten,
wenn alle Schrapnells auch krepierten,
dann wär's kein Fest, Soldat zu sein —
das tun sie aber nicht — o nein!

Der Feind schießt manchmal auch daneben,
so bleibt doch der und jener leben
und kloppt vergnüglich seinen Skat
und ruht sich aus zu neuer Tat!

Und hat's auch etwas lang gedauert,
daß wir dem Russen aufgelauert,
nun kriegt er seine Dresche doch
und muß heraus aus seinem Loch!

Wir jagen ihn, und er muß laufen,
ihm bleibt kein Rasten noch Verschnaufen,
wir sitzen bissig ihm im Nacken,
wir hetzen ihn, bis wir ihn packen!
Und unsre Schützen zielen gut,
mit kaltem Grimm und harter Wut,
Maschinenfeuer spritzt ihn nieder,
Granaten haun ihm in die Glieder,
und endlich muß, Mann gegen Mann,
noch Bajonett und Kolben dran,
bis, was noch schlotternd, greinend lebt,
vor uns die dreckigen Hände hebt —
so tobt die tolle Jagd, hussa —
Weib, Kaiser, Vaterland — hurra!

Wenn alle scharfen Schüsse säßen,
wenn alle schwarzen Säue fräßen,
wenn alle Minen explodierten,
wenn alle Schrapnells auch krepierten,
Dann wär's kein Fest, Soldat zu sein —
Das tun sie aber nicht — o nein!!

In der Schlacht am Bug. **Walter Bloem.**

*) So nennt der Soldat die schweren Granaten.

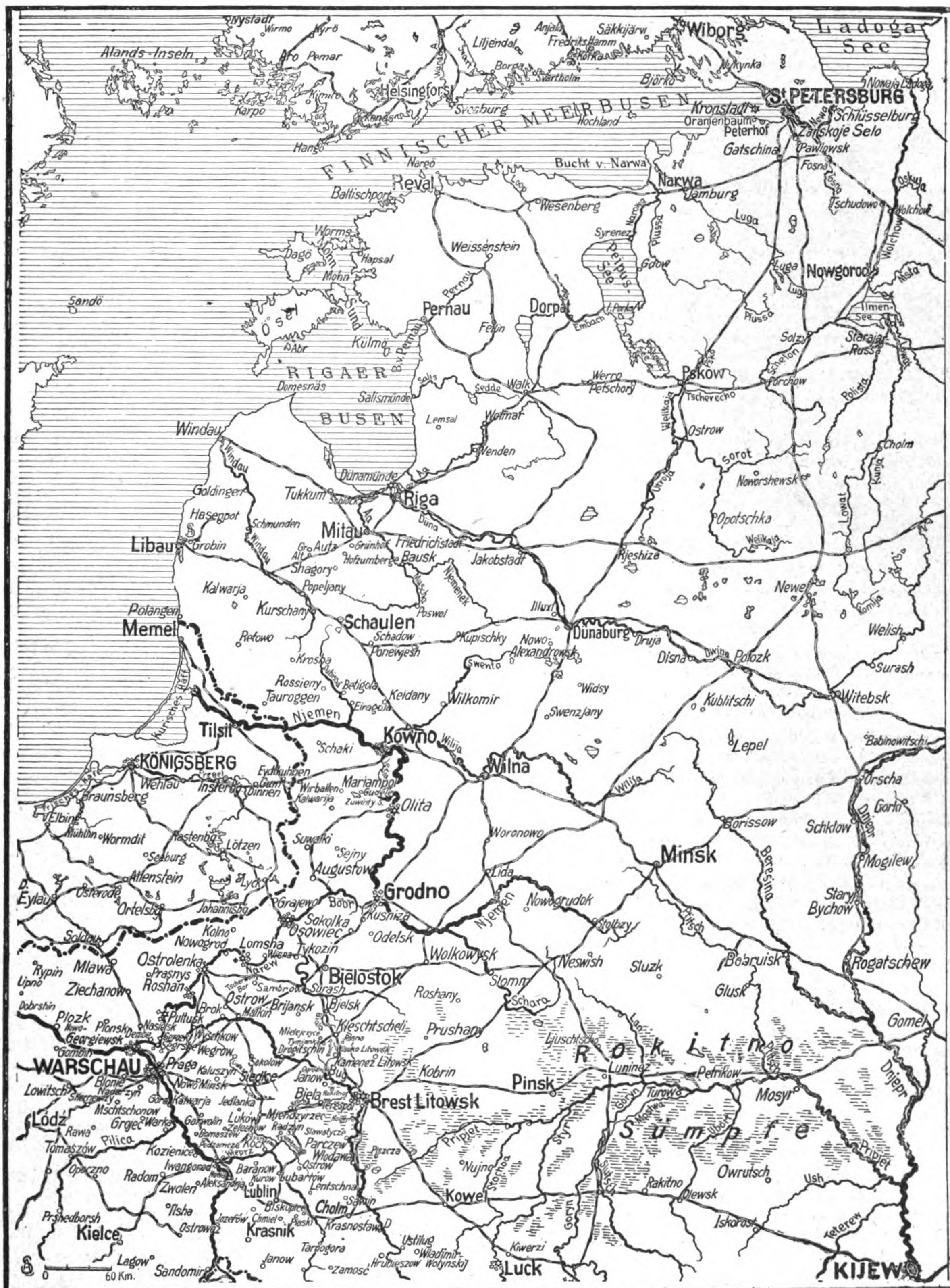
überhaupt: man spricht so viel von Hausfrauensorgen in jetziger Zeit. Die Lebensmittel sind im Preis gestiegen, und manche Dinge, die früher in keiner Vorratskammer fehlen durften, kommen für uns durch die feindlichen Absperrungsversuche heute in Wegfall. Ohne die durch diese Hemmnisse hervorgerufene erschwerte Wirtschaftsführung zu verkennen, muß aber doch zugestanden werden, daß es in bezug auf das Einkaufen verschiedene Kriegsmaßnahmen gibt, die lediglich geschaffen wurden, um die erwähnten Sorgen der Hausfrauen zu mildern und ihnen das Einkaufen von Lebensmitteln zu erleichtern.

Da wir gerade beim Gewicht sind, so denke ich zuerst an die Wage. Sie soll jetzt, laut Verordnung, im Laden sichtbar aufgestellt sein. Daß eine derartige Selbstverständlichkeit verfügt werden muß, mag überraschen. Doch können wir bei einigem Nachdenken nicht leugnen, daß man diesem wichtigsten Instrument des ganzen Ladens als Käufer bislang wohl etwas zu wenig Beachtung widmete. Und vom Händler wurde die Wage geradezu stiefmütterlich behandelt und verbrachte, irgendwo in einen dunklen Ladenwinkel gedrückt, manchmal ein wenig geachtetes Dasein. Obschon nicht recht einzusehen ist, weshalb eine blankgeputzte Messingwage mit bauchigen Schalen, blitzenden Gewichten und weiß gescheuerten Marmorplatten durchaus häßlicher sein muß als die ihr oftmals in geheimnisvoller Höhe vorgebauten Blechdosen, Suppentafelpackungen, Plakate oder Glasdosen mit Süßigkeiten. Wie wir das offene Gesicht eines Menschen lieben, so bevorzugen wir auch das offene Antlitz der Wagschale, die unseren Einkauf abschätzt. Und am allerniedlichsten ist dabei das winzige Fünfgrammgewichtstück, das nach einer alten, alten Sage als schelmischer Wildfang bekannt ist und unbarmherzig an das Zwanziggrammstück gekettet werden muß, damit es nicht — wegläuft.

Die Wage ist's aber nicht allein, die heute dem Laden ein verändertes Gesicht verleiht. Schon im Schaufenster fällt angenehm eine weitere Neuerung auf, die ebenfalls zu den Kriegsmaßnahmen gehört. Das ist die Preistafel. Sie enthält die Preise bestimmter Waren, muß polizeilich abgestempelt sein und bei jeder Preisveränderung von neuem abgestempelt werden. Manchmal besteht sie nur aus einem mit unbeholfenen Schriftzügen versehenen Zettelchen; sie kann aber auch mit der Schreibmaschine beschrieben sein; in den besseren Geschäften hängt sie gedruckt aus. Wer den Physiognomien dieser Preisaushänge nachgeht, kann auf solchen Wegen die eigenartigsten Studien machen. Mit ein wenig Menschenkenntnis läßt sich da bisweilen die ganze Kriegsgeschichte des Geschäftsinhabers ablesen. Für die Hausfrau aber bedeutet die Einführung solcher Preisangaben eine bedeutende Annehmlichkeit, weil durch sie einer gefährlichen Preistreiberei wirksam entgegengearbeitet wird. Es soll gewiß niemand sein Verdienst genommen werden: gibt aber ein Ladeninhaber auf seiner Tafel den Preis für eine Ware allzu hoch an, so wird es niemand der Hausfrau verargen, wenn sie ohne Besinnen zum nächsten Händler geht, der dieselbe Ware zu angemessenerem Preis verkauft. Da sich nicht für alle Waren Höchstpreise schaffen lassen, so muß sich eben der Verkehr auf diese Weise von selbst regeln. Jede Hausfrau kann sich dabei zwanglos nach ihrem eigenen Geldsäckel richten.

Und wenn wir nun noch flüchtig die Kriegsmaßnahmen beleuchten, die angeblich soviel Hausfrauensorgen verursachen, so werden wir ja sehen, was es mit diesen nach der Meinung unserer Feinde „fürchterlichen Anordnungen" am Ende auf sich hat.

Die einschneidendste Maßnahme bedeutet für die deutsche Hausfrau sicherlich die Brotkarte. Seit ihrer Einführung ist mehr als ein halbes Jahr verflossen, und



Karte vom östlichen Kriegschauplatz.

in dieser Zeit haben wir nicht nur gelernt, daß sich die Regelung des Verkehrs mit Brot glänzend bewährte, sondern wir haben auch zu unserer Genugtuung erfahren, daß sie den Kreisen der besser gestellten Bevölkerung eine Ersparnis noch von der gesetzlich zuerkannten Verbrauchsmenge ermöglichte, die eine Zusatzbrotkartenverteilung an die körperlich schwer arbeitenden Bevölkerungschichten dauernd gewährleistet. „Aber das Mehl" — wird manche Hausfrau hier bekümmert einwenden, „125 Gramm Mehl auf den Kopf und die Woche ist nicht viel!" Ja, müssen denn durchaus Pfannkuchen, Mehlklöße, Mehlsuppen, Geburtstags- und Sonntagskuchen gegessen werden? Es ist Krieg. Unsere Soldaten, unsere Väter, Söhne und Brüder, stehen in Polen und Frankreich und leben sozusagen nur aus der Gulaschkanone. Also genügt für uns Daheimgebliebene die vorgeschriebene Verbrauchsmenge an Mehl, zu deren Abgabe an seine Kunden übrigens jeder Händler verpflichtet ist, vollkommen. Sie reicht aus für vielköpfige Familien und für alleinstehende Frauen; für Junggesellen, die ihre Mahlzeiten außerhalb des Hauses einnehmen, ist sie sogar überflüssig. Daneben darf jetzt ausländisches Mehl, das nach dem 31. Januar 1914 nach Deutschland eingeführt wurde, oder aus solchem Getreide vermahlenes Mehl meiner Kenntnis nach im ganzen Reich ohne Brotkarte verabfolgt werden. Eine gewiß willkommene Beihilfe, die sich sowohl Händler wie Hausfrau nicht entgehen lassen sollten.

Mit der Einschränkung des Brotgenusses geht der Minderverbrauch von Butter und Fetten Hand in Hand. Zwar gibt es keine Butterkarten oder Ähnliches. Hier verbietet aber die durch den Mangel an Futtermitteln hervorgerufene Preiserhöhung einen reichlichen Genuß von selbst. Greifen wir also zu Butterersatz, wie Honig, Marmeladen, Gelees, Weichkäse. In den Kochvorführungen der Kriegshilfen werden außerdem im ganzen Land Vorschriften gegeben für das Braten ohne Fett. Das ist natürlich selbst für kundige Hausfrauen zunächst nicht ganz einfach. Aber der Krieg hat die Frauen schon Härteres gelehrt als diese küchentechnischen Geringfügigkeiten. Wer hier versagt, ist nicht zu bedauern. Und darum sollte man auch allerhöchstens ein geringschätziges Lächeln haben für die weiblichen Gemüter, die von dem schweren Schlag phantasieren, den ihnen neuerdings das süßeste, weichste unserer Genußmittel versetzte: die Schlagsahne oder, wie man in einigen Gegenden so gefühlvoll sagt, das Schneemus. Schlagsahne gibt es von jetzt an nur noch im Kuchen selbst. Als irgendwelche Zugabe zu Kaffee, Schokolade, Negerküssen und ähnlichen Genüssen wird sie nicht mehr verabreicht, denn ihr Nichtverzehr soll der Butterbereitung zugute kommen. Wahrlich, eine derartige Verfügung ist hart. Man denke! Im zweiten Kriegsjahr soll man die Siege unserer Tapferen nicht mehr mit Schlagsahne feiern dürfen. Wozu denn noch Apfel-, Kirsch- und andere Torten. . . „mit oder ohne"? Wann werden die Zeiten wiederkehren, da man diese verführerische Frage in Kaffeehäusern, Teestuben und Erfrischungsräumen hörte?... Gewiß, auch süßer und saurer Rahm ist bereits in einzelnen Großstädten verboten worden. Doch darüber ließe sich noch reden. Rahm ist nicht notwendig zum Leben, man hat ihn ja ohnedies schon häufig gemischt erhalten. Rahm ließe sich also schließlich noch entbehren, aber Schlagsahne. . . .

So gewinnt jede ernste Kriegsmaßnahme durch die Beurteilung mancher unserer lieben Frauen auch eine humorvolle Seite. Und das ist gut, denn der Humor darf nicht aussterben in Kriegzeiten, so bitterernst sie auch immer sein mögen. Wenn man zum Beispiel an die Hühner denkt. . . War es nicht beinah lächerlich, mit welcher Beharrlichkeit sich dieses sonst so friedliche Federvieh weigerte, gleich nach Kriegsausbruch Eier zu legen? Damals hatten wir noch reichlich Futter, aber die gefiederten Damen reagierten nicht. Nur spärlich brachten sie ihre Eier zur Welt, und wenn sie sich auch inzwischen eines vernünftigeren besonnen haben, so besteht doch infolge der stark verminderten Eiereinfuhr und des Mangels an geeigneten Futtermitteln schon heute in Deutschland ein Eiermangel, mit dem sich unsere Hausfrauen abfinden müssen und abfinden werden. Wohl gelangen gewaltige Mengen an Eiern durch unsere großen Organisationen in Kühlhäusern und Kalkbassins überall im Reich zur Aufspeicherung. Trotzdem werden die Eier im Winter noch teurer und seltener werden, als sie es jetzt schon sind. Hier sollte also wirklich die Hausfrau „sorgen", und zwar dafür, daß das tägliche Frühstücksei nur dem gereicht wird, dessen Gesundheitzustand es unumgänglich erfordert; daß bei der Zubereitung von Speisen so sparsam wie irgend möglich mit den Eiern umgegangen wird, und daß endlich das Ei als Schmuckstück von der Schüssel gänzlich verschwindet. Es gibt zahllose andere Hilfsmittel, um eine Speise zierlich und appetitlich anzurichten; das Ei hat im Kriege ernstere Aufgaben zu erfüllen.

Vielleicht ist es noch nicht zu spät, die Sorge der Hausfrau auch für den Hartkäse zu erbitten. Solange wie möglich sollte der Holländer, Schweizer, Tilsiter geschont und dafür der Weichkäse bevorzugt werden. Man stößt bei solchen Anregungen im Frauen- und auch Männerkreis leider immer noch auf überraschende Starrköpfigkeit: „Das Ding ist nicht verboten, folglich ist es erlaubt." „Wenn nicht ich den Käse kaufe, so kauft ihn ein anderer." Mit Worten läßt sich da schwerlich streiten, nur wunderlich, wie vorzüglich alles klappt, sobald es Gesetz wird.

Aber es gibt auch eine ungesetzliche Wirtschaftspolitik. Die wird ganz allein von der Hausfrau gemacht. Der Kriegsbestand ihrer Hausstandkasse diktiert sie ihr, und wenn diese Politik, die viel schwieriger zu erledigen ist als alles behördlich Vorgeschriebene, innerhalb des Hausstands zu außergewöhnlichen und unbequemen, gewissermaßen privaten Kriegsmaßnahmen führt, so sollte jedes Familienglied diese Anordnungen ebenso willig befolgen wie die Verfügungen des Oberkommandos. Mehr als je ist heute das Haus die Burg der Frau, und jeder in der häuslichen Gemeinschaft muß es sich zur Ehre anrechnen, der Herrin durch liebenswürdiges Entgegenkommen den Burgfrieden zu erhalten.

○ ○ ○

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Zu Beginn der verflossenen Woche bot die Karte des östlichen Kriegschauplatzes ein Bild, das sich vergleichen ließ mit der Aufzeichnung der Wirkungen einer Sturmflut. Durch die Lücken des durchbrochenen Deiches ist die Flut eingedrungen, hat dann den Deich in seiner ganzen Länge überstiegen und ist in gleichmäßiger Überschwemmung nach Osten vorgerückt. Als Insel blieb rings umschlossen der Festungsbezirk Nowo-Georgiewsk stehen, während die Flutlinie stetig vorrückte. So war die Linie am 16. August angelangt hinter Augustow, vor Grodno und Ossowiez, hinter Lomscha, vor Ostrow und



Kavalleriepatrouille in den Vogesen. Hofphot. Eberth, Cassel.

lief in südöstlicher Richtung hinter Sokolow, Siedlze, Cholm und Wladimir Wolynsk weiter. Am 17. bildete sie bereits eine gerade Linie von Ossowiez über Wziemjatitschi—Biala und östlich von Wlodawa.

So ist die Umklammerung von Brest-Litowsk über Erwarten schnell vor sich gegangen. Nördlich Bielsk wurde die Bahn Bielostok—Brest-Litowsk von der Armee des Generals von Gallwitz erreicht, und die Truppen der Mackensenschen Armee drangen fast gleichzeitig bei Rokitno in die Vorstellungen der Festung ein. Ebenso überwand die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern den hartnäckigen Widerstand der zurückgedrängten Russen.

Unaufhaltsam kämpfen sich unsere Heeresgruppen in enger Fühlung miteinander vorwärts. Der Zusammenhang der fortschreitenden Operationen und ihre Gleichmäßigkeit bieten den Eindruck eines unerbittlichen Verhängnisses, dem sich die russischen Truppen vergeblich entgegenstemmen.

Noch erörterten die Pariser Blätter die große Bedeutung der verschiedenen Stützpunkte, die noch in russischen Händen geblieben waren, setzten ausführlich auseinander, daß diese Punkte unter allen Umständen gehalten werden müßten, sollte nicht die Katastrophe über die russische Armee vollständig hereinbrechen: da kam als erster Schlag die Meldung vom Fall Kownos und fast gleichzeitig als zweiter die Nachricht von der Erstürmung von Nowo-Georgiewsk.

Kowno auf dem überhöhenden Flußufer, in dem Winkel angelegt, der von der Mündung der Wilija in



Russische Bauernmädchen reichen einer österreichisch-ungarischen Ulanenpatrouille Erfrischungen. Kilophot.

Reiterleben im Westen und Osten.

den Njemen gebildet wird, ist schon durch diese Lage ein Platz von hoher natürlicher Festigkeit. Seit Jahrhunderten war es denn auch ein starker strategischer Stützpunkt und ist als solcher von den Russen mit allen modernen Mitteln ausgebaut und mit einem Fortsgürtel umgeben mit einem Radius von fünf bis sechs Kilometer. Schon als gemeldet wurde, daß unsere schwere Artillerie, gegen die, wie dieser Feldzug von Fall zu Fall entschieden hat, auch die stärkste moderne Befestigung keinen Schutz bietet, die Festung unter Feuer genommen hat, war ihr Schicksal besiegelt.

Die Bedeutung des Besitzes von Nowo-Georgiewsk ist nicht minder hoch zu veranschlagen. Sie wird sich im weiteren Verlauf der Ereignisse ausweisen und bewähren.

Mit vollem Recht also erweckten diese beiden Siegesnachrichten das Vollgefühl entscheidender Erfolge. Verdienter Dank lebt in allen deutschen Herzen für die Generale Eichhorn und Litzmann und für den General von Beseler und für die gewaltigen Leistungen unserer tapferen Truppen.

So hat der 18. August, der Gedenktag der Schlacht bei Gravelotte, eine neue historische Bedeutung bekommen. An diesem 18. August des Jahres 1915, an dem zugleich ganz Deutschland mit dem in treuer Waffenbrüderschaft ihm verbündeten österreichischen Volk den 85. Geburtstag des Kaisers Franz Josef in feierlichem Ernst beging, wurde einmütig in stolzer Zuversicht das Treuegelöbnis unserer verbündeten, unter den Waffen stehenden Heere erneuert, das in den verflossenen zwölf Monaten so viele der Besten mit ihrem Blut besiegelt haben. Erhöht wurde die Bedeutung der Waffenerfolge unserer Armeen durch die Meldungen der Flotte.

Zunächst ist es sehr erfreulich, daß unsere Marine dem Unwesen der armierten englischen Fischdampfer an der norwegischen Küste Einhalt geboten hat. Überblickt man die Einzelheiten, die man z. B. aus den in norwegischen Blättern aufgeführten Tatsachen erfährt, so ist es dank der Wacht unserer Marine jetzt unmöglich, daß auch nur ein Schiff zwischen Norwegen und England der Aufmerksamkeit unserer Unterseeboote entgehen könnte. Überraschend war ferner die Tatsache, daß von einem deutschen Unterseeboot aus über Wasser englische befestigte Orte an der Küste von Wales erfolgreich beschossen wurden. Ferner wurde durch eine unserer Torpedobootsflottillen an der jütischen Westküste ein englischer Kreuzer und acht Torpedobootzerstörer angegriffen und der Kreuzer und ein englischer Zerstörer zum Sinken gebracht, ohne daß unsere Streitkräfte Verluste gehabt hätten.

Während dieser Ereignisse zur See und anderer, deren Bedeutung nach den bis jetzt vorliegenden Erhebungen noch nicht spruchreif ist, erlitt England einen schweren Stoß durch einen neuen Angriff unserer Marineluftschiffe auf London. Die unzweideutigen lakonischen Meldungen des Admiralstabes lassen keinen Zweifel, daß diesmal ein Bombardement der City von London von erschütternder Wirkung stattgefunden hat. Ebenso sind wichtige Anlagen an der Themse und ferner bei Woodbridge und Ipswich erfolgreich mit Bomben beworfen.

In der Ostsee rühren sich unsere Seestreitkräfte. Sie vernichteten im Vorpostengefecht ein russisches Torpedoboot, brachten zwei Kanonenboote zum Sinken und fügten der russischen Flotte weitere Schädigungen zu. Der Erfolg unserer Unternehmungen besteht in dem Eindringen unserer Flotte in die Rigaer Bucht südlich der Insel Oesel. Daß dieser Flottenvorstoß nach Riga im Zusammenhang mit dem Vorgehen unserer Armeen von weiterer Bedeutung ist, bedarf keiner besonderen Ausführungen.

Die Italiener müssen jetzt auch im Ausland auftreten. Die Gefolgschaft, in die sich diese Überläufer begeben haben, bringt es mit sich. Die Herrschaft über diesen Entschluß liegt wohl weniger in ihrer eigenen Macht als in den Händen der englischen Regie, von der die Engagementsbedingungen neutraler Kräfte nun einmal diktiert werden.

Wie nicht anders zu erwarten, brüstet sich aber Italien mit seiner Kriegserklärung an die Türkei nicht wenig vor dem eigenen Spiegel.

Was sonst noch zu erwarten ist, wird vermutlich in den künftigen Kriegsberichten entsprechende Würdigung finden.

Die Berichte von der bisherigen italienischen Front stellen nur immer wieder fest, daß bis heute durch alle Kämpfe das Kraftbewußtsein und die ruhige Sicherheit der österreichisch-ungarischen Truppen nur gestiegen sind. Dicht hinter der Grenze, gegen die sich die Bemühungen der Italiener richten, geht die Bevölkerung ruhig und fleißig wie im Frieden ihrer Arbeit nach, ohne sich im geringsten bedroht zu fühlen. Wird doch der Grenzschutz von unseren tapferen Verbündeten auf das beste versehen! Ohne den Ernst und die ruhige Sachlichkeit der österreichischen Berichte zu beeinträchtigen, die so wenig wie die deutschen je von den Ereignissen Lügen gestraft werden, kommt bei dem Kapitel Italien bezeichnenderweise bisweilen ein gewisser grimmiger Hohn zum Ausdruck, wenn gemeldet wird, daß die Italiener bald hier mit großem Aufwand einen Vorstoß versucht, der trotz des schönen Wetters ergebnislos verlief, bald dort unter brausenden „Evviva-“ und „A-basso Austria“-Rufen den Rückzug angetreten haben. X.

Nummer 35.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1233.



Hofphot. Bieber, Hamburg.

Verlag von F. Bruckmann A.-G., München.

General der Infanterie Litzmann,

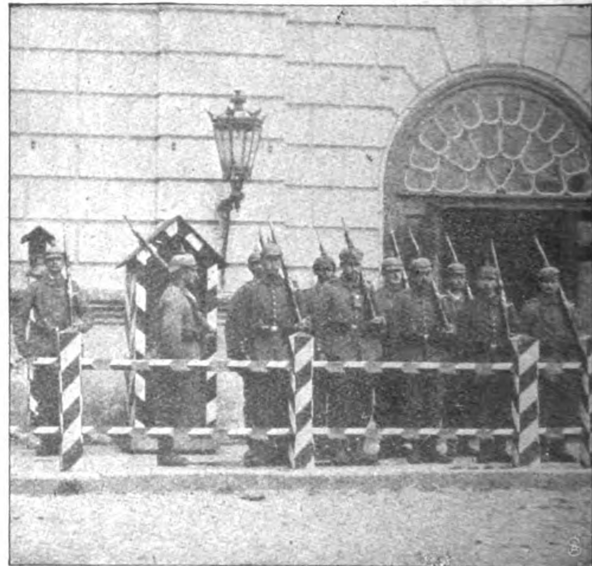
erhielt für den Sturm auf Kowno das Eichenlaub zum Orden Pour le mérite.



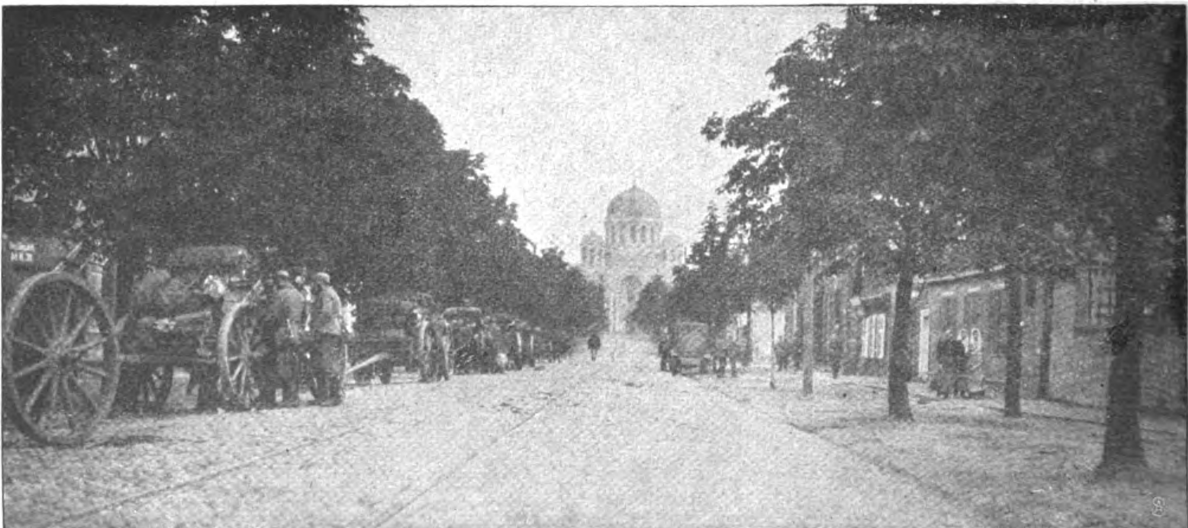
Gesamtansicht des Forts 1. Hofphot. Kühlewindt.



Blick in eine Straße
mit durchziehenden deutschen Truppen. Hofph ot. Kühlewindt.



Aufziehen der ersten deutschen Wache
vor dem Hause des früheren russ. Festungs-Kommandanten.



Straßenbild mit der Peter-Paul-Kathedrale im Hintergrund. Hofphot. Kühlewindt.

Aus dem eroberten Kowno.



Hofp ot. Kühlewindt.

Wirkung einer Granate im Fort 1 der Festung.



Hofphot Kühlewindt.

Gesamtansicht der Stadt Kowno mit der von den Russen abgebrannten Njemenbrücke.

Aus dem eroberten Kowno.



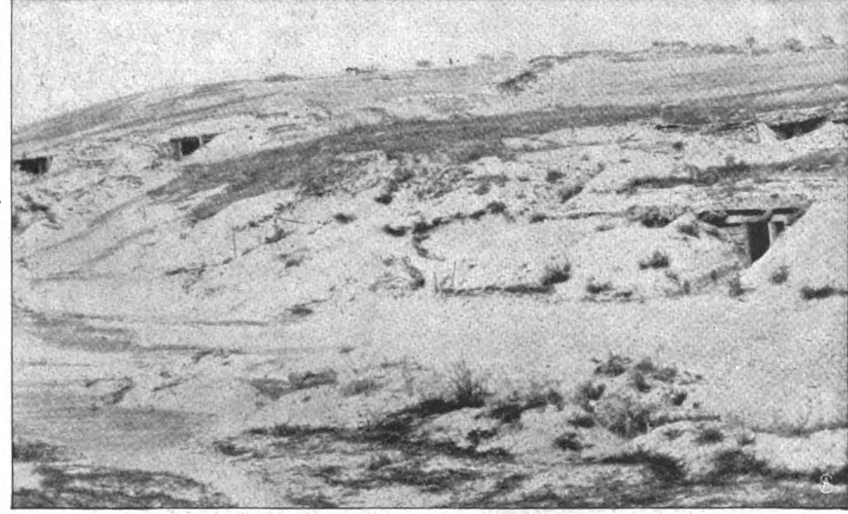
Kompagnieappell vor dem Rathaus in Warschau.



Eine deutsche Maschinengewehr-Abteilung auf dem Durchmarsch durch Warschau.



Im Zeichen der Gewaltmärsche: Eine Fuhre von Tornistern usw. wird den vorausmarschierenden Truppen nachgebracht. Phot. Sennecke.



Eine gut ausgebaute russische Stellung hinter Warschau, die von uns genommen wurde.

In Warschau und auf dem Marsch nach Osten.



Warschauer Bevölkerung auf der Promenade am Weichselufer

Im Hintergrund die gesprengte Weichselbrücke.

Phot. Sennecke.



Major Frhr. Wilh. v. Nauendorf.



Hofphot. E. Bieber.

Hauptmann Prinz Franz zu Salm-Salm.



Hofphot. W. Höffert.

Oberleutnant Berthold v. Ditfurth.



Hofphot. W. Höffert.

Oberleutnant v. Esbeck-Platen.



Leutnant Dettmer.



Oberleutnant Konopacki.



Hauptmann W. v. Humbert.



Oberstleutnant Pfahl.



Phot. Roloff.

Major von Bellier.



Phot. W. Kuntzemüller.

Hauptmann M. Susemihl.



Phot. W. Janson.

Offiziersstellvertr. A. Wolff.



Unteroffizier Hermann Weimann.



Stabsarzt Dr. Stier.



Flugzeugführer Alfred Friedrich.



Leutnant Beckmann.



Phot. Baber & Schmölz.

Gefreiter Ludwig Bach.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Vom östlichen Kriegschauplatz.

Bilder aus der vollkommen zerstörten Stadt Piaski.

Oberes Bild: Ein Straßenbild aus Piaski.

Unteres Bild: Das Trümmerfeld einer Straße in Piaski.

Phot. B. I. G.





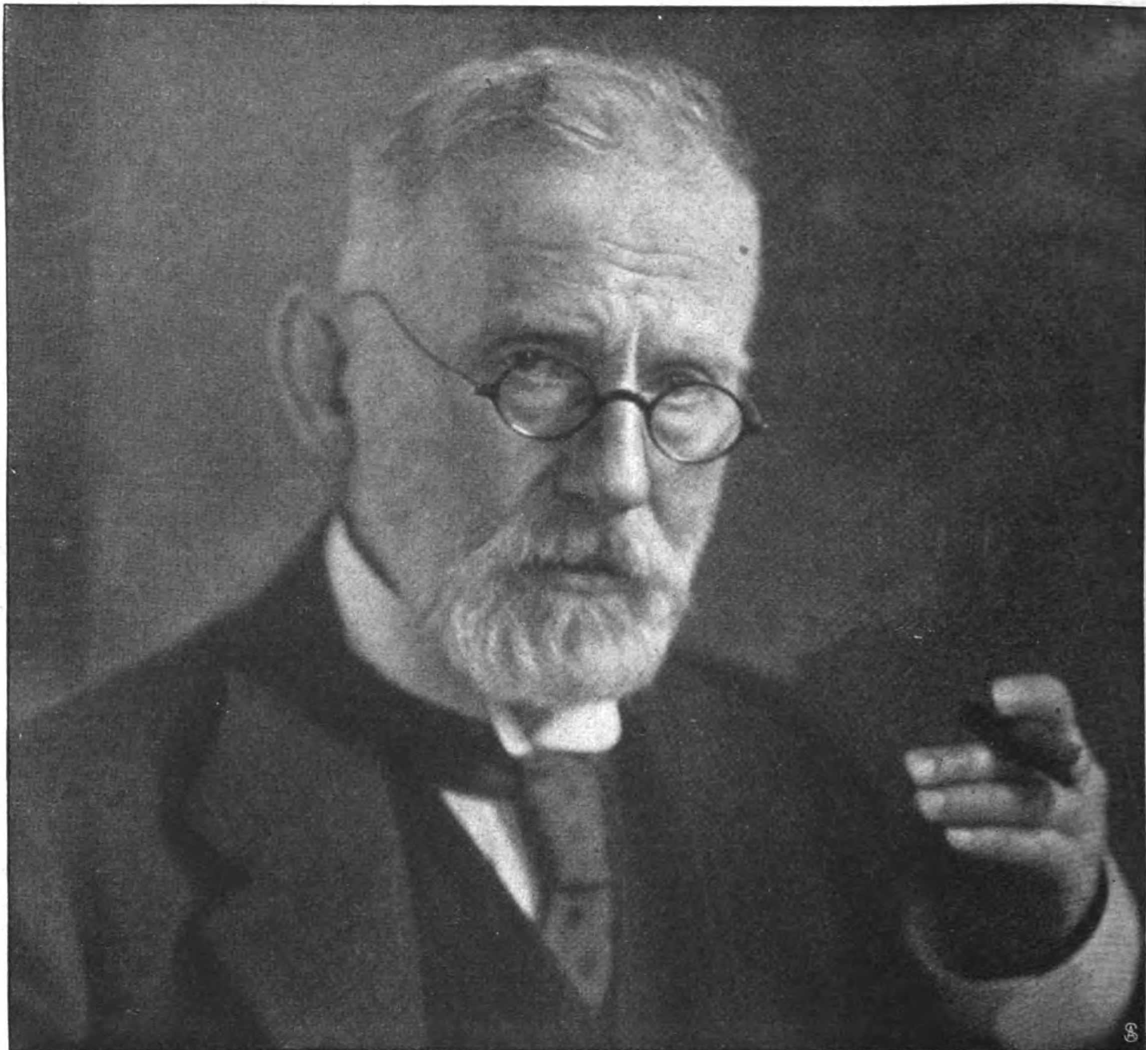
Ein Bild aus Praga:

Deutsche Offiziere im Gespräch mit einem polnischen Hufschmied, der 10 Söhne gegen uns im Felde zu stehen hat.

Phot. Tennecke







Wirkl. Geh. Rat Exz. Prof. Dr. Paul Ehrlich †, der Erfinder des Salvarsans. Phot. Perscheid.



Vom östlichen Kriegschauplatz: Munitionstransport unterwegs. Kilophot.

Das Steinobst.

Von Wilhelmine Bird.

In der Konservierung nimmt das Steinobst einen ersten Platz ein. Es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, daß jede Art geeignet ist; es ist daher wohl am Platz, einige Hinweise zur Aufklärung zu geben, um vor Enttäuschungen zu schützen. Mit einer wahren Hast suchen viele schon das erst erscheinende Steinobst zu konservieren, das meist madig und von so lockerer Struktur ist, daß es bei der Herstellung sofort seinen Saft austreten läßt und dann immer noch Fragmente des Fruchtkörpers in dem Saft schwimmen. Das Frühobst scheint von der Natur zu sofortigem Gebrauch bestimmt zu sein, während uns das Beerenobst namentlich das Material zu den Fruchtsäften gibt. — Nach Verwertung der letzten sauren Kirschen sind es erst die härteren Pflaumenarten, die Mirabellen und namentlich die Aprikose, die uns ein geeignetes Material für die Konservierung zunächst in die Hand geben. Wir haben dieses Jahr auf die importierten Aprikosen verzichten müssen, büßten damit wohl an Quantität, aber nicht an Qualität ein, denn unsere heimischen Aprikosen und unsere Spätpfirsiche stehen in der Konservierung an erster Stelle. Es erscheint als eine Notwendigkeit, daß unser Obstbau mit diesen beiden Fruchtarten sich mehr als bisher beschäftigt, damit wir nicht dazu getrieben sind, unausgereiftes Obst mit Mühen und fraglichem Erfolg zu konservieren, wie es leider vielfach geschieht.

Unsere heimische, durch die Augustsonne goldig und rot gefärbte große Aprikose kann sich, richtig behandelt, getrost der teuren, vielgepriesenen kalifornischen Frucht zur Seite stellen. Fest im Fleisch, unveränderlich in der Farbe und im Aroma, das der Zucker noch mehr auslöst, wird sie bei richtiger Behandlung immer eine Glanznummer unserer Speisekammer und des Tisches bilden. Man legt sie am besten mit der Schale ein, vorausgesetzt, daß sie in natürlicher Folge völliger Ausreifung der Frucht dünn und nicht zähe ist. Geschält löst sich die Struktur leicht und schädigt das Ansehen. Ich rate deshalb, die Haut zu belassen. Die Früchte werden dann gut gewaschen, geteilt und von den Kernen befreit. Man legt sie mit der Schnittfläche nach unten schuppenartig übereinander, nachdem man sie in ein Sieb gelegt, eine Minute in die heiße Zuckerlösung getaucht hat. Dieses soll lediglich geschehen, um eine möglichst dichte Packung zu erzielen, da das Fleisch durch die Hitze ein wenig gefügiger wird, auch die einzelnen Stücke sich besser ineinanderschieben. Kerne mit einzulegen, ist ganz Geschmacksache. Sie enthalten Blausäure, und die sollte man selbst in geringster Quantität nicht zu sich nehmen. Ich rate deshalb immer davon ab. Wenig schmeckt man nicht, und viel ist eben zuviel. Drei- bis vierhundert Gramm Zucker auf ein Liter Wasser dienen als Aufguß, und die Sterilisation geschieht bei 80 Grad Celsius 25 Minuten. Dann dürfen sie nicht länger im Wasser verbleiben, da sich sonst zuviel Saft absondert und die Frucht zu steigen beginnt. Die Aprikosen geben eine köstliche Marmelade. Je reifer die Frucht dazu, desto besser. Sogar überreif kann sie sein, da der dann reichlich entwickelte Fruchtzucker geringeren Zusatz von Rübenzucker erfordert. Gemeinhin treibt man die Marmeladen durch ein Sieb, weit vortrefflicher sind sie aber, wenn man das Fruchtfleisch zerkleinert, dann verkocht, so daß noch zusammenhängende Fruchtstückchen darin verbleiben, und dann den nötigen Zucker dazugibt.

Der Pfirsich bereitet uns mehr Schwierigkeiten als seine Vorgänger. Diese wundervolle Frucht teilt sich in zwei Arten: solche, die sich nicht vom Stein lösen, und solche, die ohne weiteres den Stein bei Öffnung abgeben. Daraus ergibt sich, daß nicht alle sich zur Konservierung eignen. Fast ohne Ausnahme sind es die frühen, die Sommerpfirsiche, die sich nicht vom Stein lösen. Überreich an Saft und von köstlichem Aroma, können sie nur zum Rohgenuß und zur Bowle dienen. Bei dem Einkauf zu Konservierungzwecken muß die Hausfrau daher sehr vorsichtig sein und sich überzeugen, ob der Stein sich löst. Der Pfirsich läßt sich nicht mit dem Stein konservieren. Der Kern ist bekanntlich sehr bitter. Auch dieser wird im Süden häufig an Stelle des bitteren Mandelkerns in den Handel gebracht. Der Geschmack dringt bei der Konservierung in die Frucht und schädigt dann das Aroma. Erst die frühestens Ende August und im September reifenden Pfirsiche sind steinablösend. Es gehören dazu der herrliche weiße Silberpfirsich, äußerlich wenig gefärbt, die große Mignon, die rote Magdalene und namentlich der Proskauer Pfirsich. Mit letzterem hat die Pfirsichzucht einen großen Zug getan, und es ist ihm und vor allen Dingen uns die größte Verbreitung zu wünschen. Das Fleisch der genannten Sorten ist gedrängter als das der Sommerpfirsiche, ausgeglichen saftig und von köstlichem Duft. Es läßt sich in schnittglatte Hälften teilen, und das Fleisch nimmt nichts von dem bitteren Kerngeschmack an.

So wenig wie mit dem Stein kann der Pfirsich mit der Schale konserviert werden. Auch diese teilt der Frucht Bitterkeit mit. Nach ihrer Teilung in glatte Hälften und Entfernung des Steins gibt man sie in ein Sieb und taucht es für eine Minute in kochendes Wasser; man kann die Haut dann mit einem Zug entfernen, nachdem man zur Kühlung etwas kaltes Wasser darübergegossen hat. Man schichtet sie wie die Aprikose gleichmäßig in das Glas so dicht wie möglich, jede Schicht etwas andrückend, übergießt sie mit einer Lösung von 300—400 Gramm Zucker auf ein Liter Wasser und sterilisiert bei 75—80 Grad Celsius genau 20 Minuten, um dann das Glas aus dem Wasser zu nehmen. All die Zuckerlösungen kocht man auf und läßt sie etwas erkalten. Ein so eingelegter Pfirsich von guter Qualität wird die höchsten Erwartungen nicht enttäuschen. Er eignet sich auch genau wie ein frischer für Bowlen und ist unbegrenzt haltbar.

Die Mirabelle von Metz ist eine beliebte Frucht und infolge ihres festen Fleisches und ihrer leichten Steinlöslichkeit zur Konserve sehr geeignet. Läßt man die Steine darin, so schmeckt man später beim Genuß leicht zu viel davon, ich rate zur Entfernung. — Die grüne Reineclaude wird meist zu unreif eingemacht, das ist ein großer Fehler; sie kann unmöglich dann ihre ganze Wesensart geben. Die Behandlung dieser genannten Früchte ist genau wie die der vorgenannten in der Sterilisation. Die ungemein große Verwendbarkeit der Zwetsche sollte ihr, namentlich in diesem Jahre, alle Liebe zuwenden. Ganz unpomologisch auch Pflaume

genannt, unterscheidet sie sich von letzterer durch festes, herzhaftes Fleisch, durch längliche gegen die mehr runde Form der Pflaume und durch einen flachgedrückten, mandelförmigen, schön gekerbten Stein. Sie feiert ihre Triumphe überhaupt erst im September und noch Anfang Oktober. Ihr gebührt volkswirtschaftlich die Palme. Äußerst selten mit Maden behaftet, da solche Früchte vor der Reife abfallen, hat sie eine Struktur, die weise den Saft zu halten versteht, eignet sich daher auch so vortrefflich zum Dörren. Die Bühler Zwetsche und die Börsumer sind einige ihrer besten Vertreter von goldgelbem, aromatischem Fleisch und kleinem, leicht löslichem Stein. Wie als unentbehrliches Mus, so ist sie im Ganzen, in Zucker oder in Zucker mit Essig eingemacht, jederzeit ein Labsal. Mögen die Hausfrauen sie zurzeit nach Möglichkeit ausnutzen. Den Höhepunkt erreicht sie, wenn sie geschält, vom Stein befreit und dann genau wie der Pfirsich behandelt wird.

Notre Dame de Lorette.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen und eine Karte. — Phot. Unteroffizier Höhlig.

Notre Dame de Lorette ist der Name eines den Franzosen heiligen Berges bei Souchez. Es ist ein Wallfahrtsort der hier streng katholischen Bevölkerung, und hieraus erklärt sich auch der unheimliche Kampf aller Franzosen, die geweihte Höhe zu behalten. Es ist unmöglich, an dieser Stelle über all die heldenmütigen Kämpfe von Loretto zu berichten — drei Tage jedoch sind der Erwähnung wert. Als erster der 4. November 1914, an welchem Tage die Kapelle gestürmt wurde. Dann kam der große Tag von Laretto! Der 3. März 1915 — der Sturm an diesem Tag sei nachfolgend geschildert. Niemals wurde dieser Berg, der am 3. März in deutsche Hände fiel, von einem Feinde bezwungen.

Jedem, der diesen denkwürdigsten Tag der Westfront überlebte, steht er mit Donner und Eisen ins Gedächtnis geschrieben. Monatelang haben prächtige badische Infanterietruppen die schwere Stellung auf dem Berge gehalten. Die Lage wurde immer schwieriger, und darum „Vorwärts“ die Losung. Die Pioniere kamen herbei, bohrten gleich einem Teufelswurm den Berg an, und nach Wochen harter Arbeit waren in Minenschächten gewaltige Ladungen verborgen. Seltsamerweise hatten die Franzosen nichts bemerkt, da ihre vordersten Gräben, durch unser Steilfeuer gefährdet, meist schwach besetzt waren.

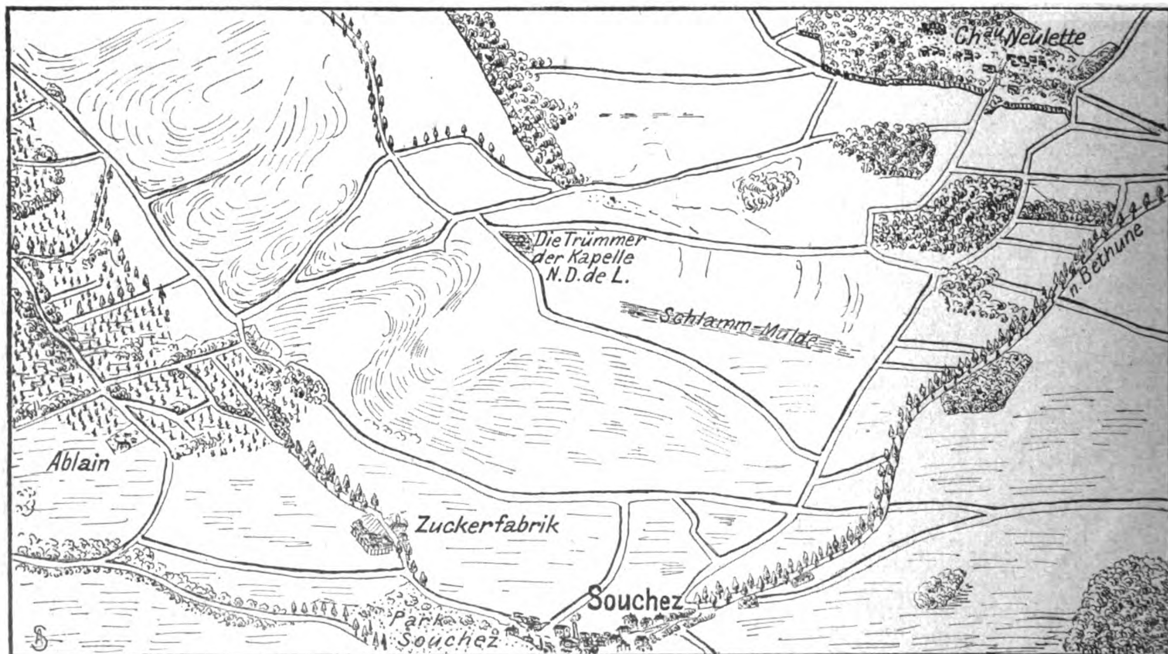
Es war am Abend des 2. März, als sich große Reservetruppen sammelten, und alle waren trotz widriger Verhältnisse guten, entschlossenen Muts. Jeder steht sehr bald auf seinem Posten, denn es ist die Nacht vor dem Sturm. Ich bin in der Zündkammer oben auf dem Berge mit Blinken und Ordnen der Drähte sowie Prüfen der Apparate und Leitungen beschäftigt und komme mir vor wie der Teufel in der Hölle.

Es ist 5 Uhr morgens. Der Hauptmann betritt die Zündkammer. Jeder ist auf seinem Posten, und so muß der Sturm gelingen.

Ein naßgrauer Morgen bricht herein, unheimliche Stille herrscht um uns, selbst die Lerchen von Loretto sind seit Tagen verstummt.

Da plötzlich 7 Uhr! „Notre Dame de Lorette“ erbebt! Aus Höllenschlünden brechen die Massen hervor und drohen uns selbst zu begraben, die Trommeln wirbeln, es bläst der Hornist, und alles stürzt vor in den Graben, der unten an der Loretto liegt — so stürmten wir vor und haben gesiegt.

Noch ehe der Feind aus dem Traume erwacht, da liegt er besiegt in unserer Macht. So wurde „Notre Dame de Lorette“ genommen und brachte ein neues Ruhmesblatt der deutschen Geschichte.



Karte Souchez-Loretto.



Die Trümmer auf dem Gipfel der „Lorettohöhe".



Gefangene Marokkaner aus dem „Marokkanerwäldchen" an der Chaussee Souchez—Aixmoulette.



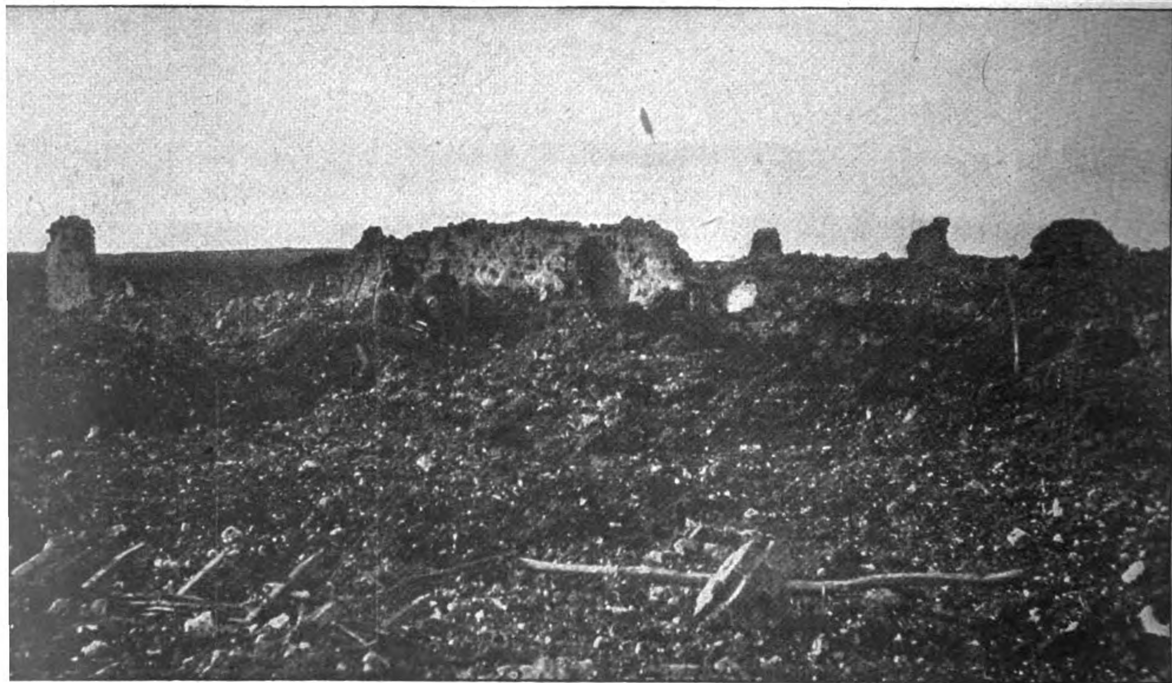
:robertes franz. Maschinengewehr unter deutscher Bedienung.

Die Blicke aller rings im Land sind nach dem heili-
en Berge gerichtet, und wen Gott liebhat, den läßt er
egen — und — Gott war mit uns! Dem stolzen
Frankreich mußte wohl nach dieser Botschaft das Herz
ebrochen sein, denn es konzentrierte ungeahnt eine Ar-
lleriemacht, wie sie die Menschheit noch nie erlebte.
)ie Ruhe nach dem Sturm war eingetreten — aber —
s mußte noch etwas kommen! Und es kam! Es ist der
. März 1915 nachmittags 4,40 Uhr. Da bricht urplötz-
ch aus den Feuerschlünden der feindlichen Artillerien
ine Gewalt hervor, und der Berg in seinen Grundfesten
egt sich. Ich befinde mich mit etwa 15 Mann in dem
Minenstollen der Sappe B, und jeder sieht das Ende
ahe. Wie eine sterbende Schlange bewegt sich der Stol-
en, die Rahmen beginnen zu klappern, und der Eingang
t bereits zerschossen. Der einzige Trost, den wir haben,
t: noch decken uns anderthalb Meter Erde. Draußen
virbeln Eisen und Steine, Leben und Tod — alles be-



Sappeure auf Loretto.

grabend. Ich ermahne zur Ruhe und Kaltblütigkeit. —
Es ist auch unheimlich, dieses Donnern und Dröhnen
— als wollte die Welt die Gottheit verhöhnen
— da endlich um 5¼ Uhr wird es wieder stumm, und
langsam nur schallt's noch — bum — bum — doch
drüben in dem Walde regt sich's, in Linie vorwärts schon
bewegt sich's, Franzmännlein denkt nach solchem Gerben,

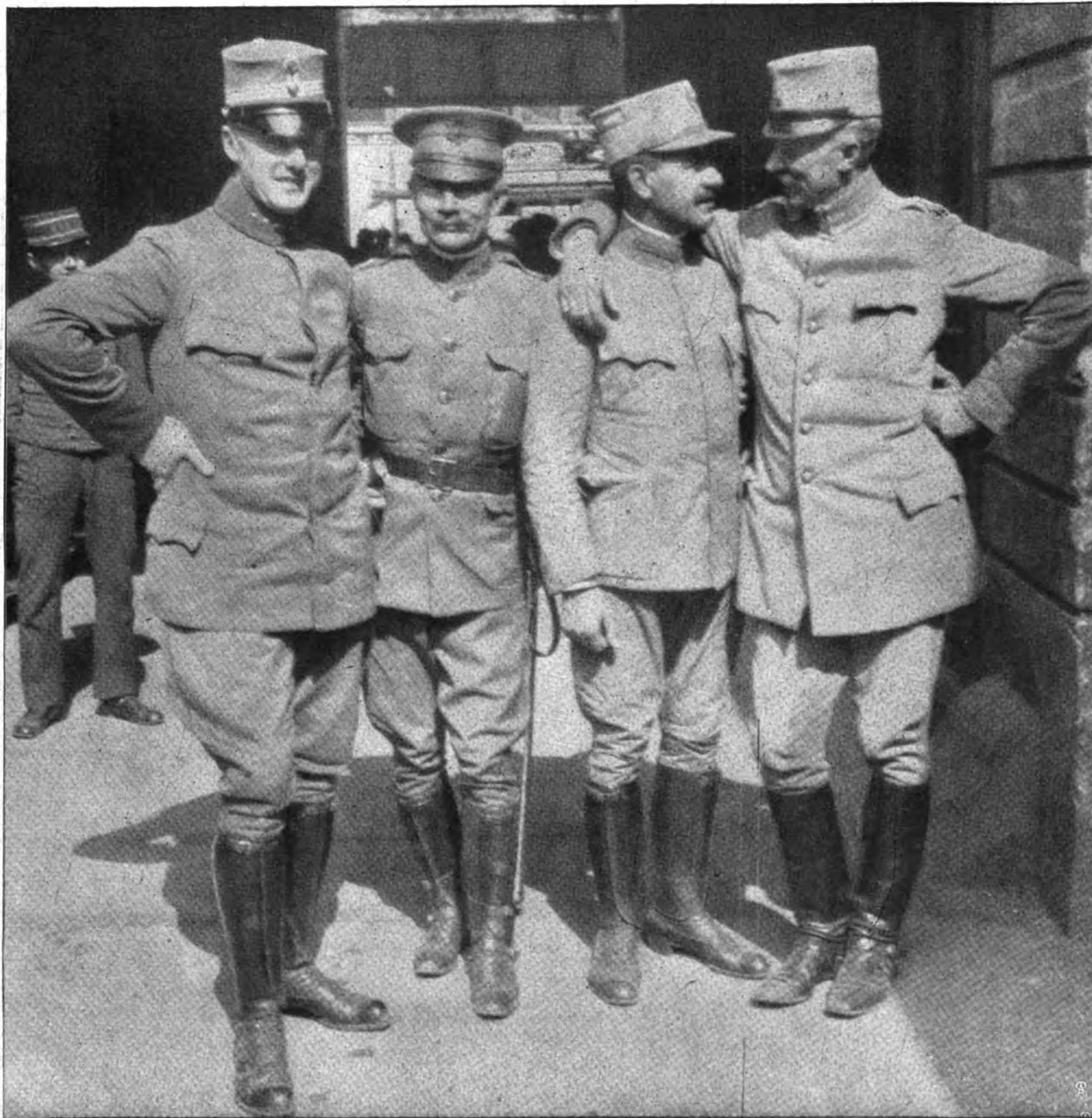


Sonnenaufgang auf der Loretto-Höhe, von der man einen malerischen Rundblick über das ganze Land hat.

da muß doch auch der Deutsche sterben! Nein, lieber Freund, hast du ausgeknallt, dann machst du auch mal wieder halt! Drum gab's gleich wieder auf die Hosen, und Finis war's mit den Franzosen. Und denkst du später in deinem Leben zurück an das Lorettoleben, dann steigen — gleich Geistern hervor aus den Gräben — die Deutschen, den Kaiser zu schützen!

Nun kam der 9. Mai mit der großen französischen Offensive, die bis auf einen örtlich beschränkten Kleinkampf vollkommen in sich zusammenbrach. In Erinnerung dieser schweren Tage bis 20. Mai muß ehrenvoll der braven Pioniere und heldenmütigen Jäger gedacht werden, die wie eine eiserne Mauer jedem Ansturm standhielten. Die Nerven der Germanen haben sich nun auch an die feindlichen Trommelfeuer gewöhnt, und eine wuchtigere Kampfesweise vermag der Feind wohl kaum zu ersinnen. Weder englisches Gold noch amerikanische Munition vermögen heute die deutsche Mauer zu durchbrechen. Was will der kleine Erfolg von Carency gegenüber ihren großen Verlusten an Menschen bedeuten? Zudem sind sie heute nicht mehr und weniger als wir: Herrscher von Loretto.

Zahllose Regimenter und Bataillone zogen hier ein und aus. Für alle, hörte man sagen, war es die schwerste Stellung ihrer Kampfzeit. Wer einmal auf der Straße von Souchez nach Ablain oder von Souchez nach Béthune in die Stellungen auf Loretto einrückte, der erkannte, daß der Weg am Tage ungangbar war.



Von links nach rechts der norwegische, rumänische, amerikanische und schwedische Attaché. Phot. Boedecker.

Die 4 Militärattachés vom Großen Hauptquartier während ihres Aufenthaltes in Warschau.

Die neutralen Militärattachés in Warschau.



Rathaus.



Alexander-Kathedrale.



Krakauer Vorstadt.



Schloßpark (Stadtgarten).



Theaterplatz.

Bilder aus Warschau.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

14. Fortsetzung.

Als Brommy einen Tag nach dem Sieg bei Eckernförde Stürkens besuchte, drückte er ihm die Linke mit beiden Händen und rief ihm freudig zu: „Ein Seesieg, Stürkens! Begreifen Sie, was das bedeutet! Ein Seesieg, der uns in den Besitz der schönsten Fregatte bringt! Kann es der Marine eine schönere Vorbedeutung sein? Sehen Sie, Stürkens, wenn ich das hätte miterleben dürfen — Mann — verstehen Sie das? Jahre meines Lebens hätte ich um den Sieg geben können!“

Und Stürkens verstand das.

Die wütenden Schmerzen der ersten Tage hatten aufgehört. Der Braker Arzt hoffte, daß die Kraft des Armes erhalten blieb. Es war durchaus keine Ursache da, so ernst in die Zukunft zu sehen.

Aber Stürkens sah nicht ernst in die Zukunft. Er sah nur auf den „Erzherzog Johann“.

„Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, hinauszugehen,“ sagte der Arzt, „die Luft ist köstlich. Es ist ein wundervoller Ostersonntag.“

Ja. Er wollte den Deich hinaufgehen.

„Denn manchmal“, sagte der Arzt, „bringt der Ostersonntag Glück.“

Peter sah auf das Wrack. „Meinen Sie, daß es heil wird?“ fragte er.

Der Arzt lachte. „Nachdem wir das Wunder von Eckernförde erlebten, glaube ich auch daran, daß das Schiff heil wird.“

„Aber es würde ein Wunder sein“, sagte Stürkens.

„Ach“ — der Arzt klappte seinen Pflasterkasten zu, rieb sich mit dem Zeigefinger die Nase, fuhr mit den gespreizten Händen durch den wuchernden weißen Bart: „Warum sollen wir keine Wunder haben? Ich habe vorhin die ersten Knospen gesehen, Herr Stürkens — die waren Wunder. In Großens Garten ist eine ganze Ecke mit Schneeglöckchen — haben Sie sich mal das Wunder angesehen? Und wie ich vorhin an der Hafenanlegestelle war, habe ich ein leibhaftiges Wunder gesehen, Herr Stürkens. Manchmal hat man Glück, auch wenn man alt ist. Und mir war es, als ob das Wunder nach Ihnen fragte. Wahrhaftig, Herr Stürkens, wenn Sie jetzt auf den Deich gingen, würden Sie das Wunder spazierengehen sehen“ ——

Er lachte gutmütig und ging.

Und Stürkens hatte plötzlich große Eile, die Schneeglöckchen in Großens Garten zu betrachten.

Aber anstatt nach rechts zu gehen, ging er nach links zur Kaje hin. Warum? Weil von Hammelwarden die Osterglocken übers Meer schallten? Weil es so köstlich war, der frischen Brise entgegenzugehen, die vom Strom heraufwehte? Oder weil da eine dicke, etwas unbeholfene Frauensperson in langem, braunem Langschal und gewaltigem braunem Bindehut stand, dessen Schleier der Wind hin und her zerrte, und die sich fortwährend schneuzte?

„Babette“, sagte Stürkens lächelnd.

„Ochott,“ sagte Babette und hielt sich am Gartenzaun, „und die Frau Baronin sitzt da unten am Wasser.“ Laut schluchzte sie auf, umklammerte seine Linke: „Ist das nun die Marine wert? Ist es die ganze Kriegsmarine wert, daß Ihnen so etwas passieren mußte? Ich habe zur Frau Baronin gesagt, ich habe mich mal am Teekessel verbrannt, weil das dumme Ding von Kleinmädchen nicht aufgepaßt hat. Ihr Herr Vater selig hat's erlebt! Igittigitt, was war's für 'n Ärger. Das ganze kochende Wasser in meinem Schoß! Wissen Sie's denn nicht mehr, Herr Peter? Und was ist ein Teekessel gegen eine Dampfmaschine, sage ich zur Frau Baronin. Und Frau Baronin hat noch gelacht und hat gesagt: ‚Und was ist Herr Stürkens gegen Babette.‘“

Und da war's doch merkwürdig, wie Stürkens trotz des kranken Armes, den er in der Binde trug, lachte! Wie die tiefliegenden, grauen Augen plötzlich einen Ausdruck hatten, der zu den Schneeglöckchen und zu den Osterglocken und zur frischen Brise paßte — wie er den gesunden Arm um der alten Haushälterin Schultern legte und wie ein Junge ihr ins Ohr lachte: „Ach, Babette, liebe, alte Babette“ —

„Ochott, Herr Peter“, schluchzte Babette und setzte sich auf die Bank vor Wilkens Hotel, um sich auszuweinen. Der Kellner kam wieder und erzählte, wie man den Herrn auf einer Tragbahre vom Schiff hierhergebracht. Sie hatten ihn fast verhungern lassen an Bord! Und wie sah der Arm aus! Kapitän Brommy war extra von Bremerhaven gekommen, um nach ihm zu sehen.

Und Babette schluchzte und weinte — nein, das war die Marine nicht wert! Das war sie ganz gewiß nicht wert! Und da konnte nichts Gutes nach kommen.

Der Arzt hatte recht. Lauter Wunder offenbarte der Ostersonntag! Ein weicher, grüner Teppich breitete sich vom Deich herab zum Strom, der die Flut sich schwellen und blähen machte. Beinahe — dachte Stürkens und sah nicht den Strom, sondern die anmutige Gestalt an seinem Ufer — beinahe ist die Weser so schön wie die Elbe. So breit und schwer wälzten sich die Wogen. Silber und Gold blitzten und glitzerten auf ihren Köpfen. Eine weite, grüne Ebene spannte sich am jenseitigen Ufer aus — tausend gierige, weiße Zungen leckten zum grünen Teppich auf.

Es ist merkwürdig, dachte Peter Stürkens, daß ich nie vorher sah, wie schön und gewaltig der Strom ist. Aber es ist möglich, daß man ihn von der Tranbrennerei aus nicht so sieht — und dabei ruhten seine Augen nicht einmal auf dem Strom! Dabei sah er doch nur die reiz-

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

volle Gestalt der Dame, die so unbeweglich, so geruhsam verharrte.

Am Deichabhang war eine Ziege angepflockt. Wie toll galoppierte sie am langen Strick um ihren Pflock, bis der Strick so kurz war, daß sie stehenbleiben mußte. Da senkte sie drohend die Hörner gegen Stürkens — als ob der nur einen Augenblick an die Ziege gedacht hätte! Und ein merkwürdiger Hund, der den Leib einer Dogge, die Beine eines Teckels und den Behang eines Schafes hatte, kläffte heiser von der Deichkuppe hinter ihm her.

Ach, dachte Peter Stürkens und beschleunigte seine Schritte nicht, um die Freude, die ihm die bewegungslose Gestalt verursachte, ja recht auszukosten — ach, wie wundervoll so ein Ostersonntag ist! Und sein Gesicht war wie von innen heraus verklärt, und um seine Lippen spielte ein Lächeln.

Da wandte sich Edith um.

Auch sie lächelte. Ihre Hände waren gefaltet. Und in diesem Augenblick hatte sie sicher vergessen, warum sie hierher gekommen war. Wie leuchtender Bernstein strahlten ihre Augen, verträumt, fast verwirrt schien das reizende Gesicht unter dem großen, dunklen Hut. Unbeschreiblich lieblich war dieses lächelnde, verträumte Geschöpf. Der Frühling und der Strom, die Osterglocken und Edith schienen Stürkens eins in diesem Augenblick. Über all dieser Herrlichkeit wölbte sich der blaue Himmel. Aus weißen Wolkenbergen erhob sich strahlend die Sonne.

„Ich wollte fragen," sagte Edith und schien ein wenig atemlos, „ich wollte fragen, ob Sie mich brauchen können?"

Barhäuptig stand Stürkens. Und ihm war, als hüpfe der Strom, als tanze die Böschung. Wie eine unendliche Welle bewegte sich der Deich. Von Hammelwarden brausten und dröhnten die Glocken. Die ganze Luft war erfüllt von ihrem dröhnenden Lobgesang.

* * *

Dietz war krank. Natürlich war er krank. Marianne war fest davon überzeugt. Wie in einem Buch verstand sie in den geliebten Zügen zu lesen. Sie beobachtete ihn, wenn er auf ihre Bitten bei ihr blieb, um ein neues Buch durchzulesen, um ein Lied zu hören, um einen Gast zu begrüßen. Sie beobachtete ihn durch einen Spiegel, durch eine angelehnte Tür, wenn er sich allein glaubte. Und sah die Qual auf seinem Antlitz, die sie nur zu oft an den schrecklichen Tag in Rendsburg erinnerte: als das Grauen vor einem furchtbaren Geschick ihn aufstöhnen ließ, als das Entsetzen vor etwas Gräßlichem sein Gesicht entstellte. So etwas kann man doch nicht vergessen! Damals strich sie über seine heißen Hände, sprach mit ihrer sanften Stimme zu ihm — immer dasselbe: „Lieber Dietz — armer, lieber Dietz!" Und manchmal wurde er ruhiger, manchmal verlor sich die Qual, und er schlief ein. Aber jetzt wagte sie nicht zu ihm zu sprechen. Tante Agnes hatte gesagt, man darf da gar nicht merken lassen, daß seine Unruhe auffällt. Vielleicht würde es ihn unsicher machen und ihm unangenehm sein, wenn man ihn fragt. Weiß man, wie Männer darüber denken? Nie konnte Dietz vertragen, wenn man ihn tröstete. Als er noch ein kleines Kind war, schämte er sich, wenn ihn jemand weinen sah. Aber eines Tages kam er selbst und sagte, was ihm auf der Seele lastete. Darauf muß man warten. Und Geduld muß man haben.

Marianne hatte so große Geduld! Aber sie bat Gott aus tiefstem Herzen, den Tag bald kommen zu lassen, da Dietz sie zu sich rief.

Er war krank. Sie fühlte es, daß er krank war. Und sie hatte ihn mit lächelndem Mund gefragt, während ihr Herz hämmerte: „Fühlst du dich nicht wohl?" Ihre Stimme klang ein ganz klein wenig neckisch, und das schmale Gesicht, von den dunklen, schweren Haarwellen umrahmt, beugte sich schnell zur Seite — wie neckisches Spiel sollte ihre Frage sein. Sollte ja nicht ihre Seelenangst verraten, sollte nicht wie bange Teilnahme klingen, durch die sie ihn vielleicht verletzte. Aber er brauste auf! War bleich vor Wut! Stand vor ihr mit geballten Fäusten! Spionierte sie hinter ihm her? Sprach sie in ihrer Mutter Auftrag? Was glaubte sie von ihm? Längst hatte er bemerkt, daß sie ihn beobachtete; an der Türritze hatte er sie gesehen! Hatte sie davonhuschen sehen, wenn er plötzlich sich umdrehte. Hatte sie an seinem Schreibtisch gesehen! Was wollte sie von ihm?

Ach, wie sie zitternd ihn angestarrt! Unfähig, ein Wort zu finden, um ihn zu beruhigen, um sich zu entschuldigen; war blutübergossen, daß er so Häßliches von ihr denken konnte! Konnte sie ihm erklären, daß es nur die Angst war um ihn, die sie unter den Papieren wühlen ließ, die dort gehäuft lagen, und in die sie ihn sooft vertieft sah? Weshalb durchsuchte er so finster die Zeitungen? Er sagte, nach den Kriegsnachrichten suche er. Aber im Januar hatte man noch nicht an den Krieg gedacht! So oft war sie morgens fest entschlossen, mit ihm zu sprechen. Aber wenn sie ihn sah, wagte sie es nicht. Sie marterte ihr Hirn, um zu ergründen, was ihn so quälen konnte — und fand nichts! Und dachte an Edith in ihrer bitteren Verzweiflung — und hätte sie anflehen mögen — laß ihn mir, meinen Dietz! Nimm ihn mir nicht — — und fühlte doch, daß schon der Argwohn ein so großes Unrecht gegen Dietz war!

Aber ihre Mutter hatte recht. Es durfte nicht so weiter gehen! Nicht ihretwegen. Aber um seiner selbst willen. Sie konnte nicht länger sein verstörtes Wesen ertragen. Sie durfte nicht länger mitansehen, wie er schlaflos die Nächte verbrachte. Wie war es fürchterlich, ihn ruhelos auf und ab schreiten zu hören! Wie war es schrecklich, seine tiefliegenden Augen zu sehen, die es vermieden, den ihrigen zu begegnen! Seit Wochen ging das so! Seit Wochen!

Heute muß ich mit ihm sprechen, dachte Marianne, als ihre Mutter gegangen war. Und wenn er noch so böse wird, ich muß mit ihm sprechen! Sie saß auf ihrem Erkerplatz, von dem aus sie die Straße überblicken konnte. Ihre Augen waren von Tränen verdunkelt, die Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß.

Und sie wartete. Stundenlang wartete sie. Es wurde Abend, und der Diener meldete, daß serviert sei; sie wollte nicht essen. Es war so traurig, allein am Tisch zu sitzen. Es wurde Nacht, und die Zofe fragte, ob sie ihrer bedürfe — nein, sie brauchte sie nicht. Und es wurde still im Haus, totenstill.

Und sie wartete.

Spät nach Mitternacht kam er. Kam mit schweren Schritten. Und sie wußte, daß er getrunken hatte. Sie preßte die Hände gegen die Schläfen — und entschuldigte ihn doch. Vielleicht war er mit lustigen Freunden zusammengewesen?

„Es wird ein deutscher Sieg gewesen sein“, sagte Marianne und preßte die Hände ineinander.

Mit schweren Schritten kam er. Pfiff Kapitän Claasens Lied:

„Und die Jungfer Galathee
Fuhr spazieren in die See —“

Dann haben sie wieder über die Flotte gesprochen, dachte Marianne.

Es war merkwürdig, wie sie die Flotte haßte. Wie etwas Persönliches. Wie etwas, das sich zwischen sie und ihr Glück gestellt hatte. Sie litt, wenn Dietz von der glücklichen Zeit erzählte, da er auf der Hamburger Flottille unter Kapitän Claasen Dienst getan; als ob ihr dadurch etwas geraubt worden sei. Sie litt, wenn er wieder, immer wieder das Gespräch auf die Schiffe brachte, die man in Brake und Bremerhaven erwartete. Papa sagte, es sind absolut keine Chancen für die deutsche Flotte vorhanden! Und Papa wußte doch gut Bescheid! Papa sagte, die Regierungen haben im Dezember unter dem Druck der Verhältnisse teilweise die erste Rate bezahlt. Aber es sei gar nicht daran zu denken, daß sie die zweite einzahlen würden! Die Flotte hätte nur so lange wenigstens eine äußere Berechtigung, als man sich im Kriegzustand mit Dänemark befand! Die preußische Regierung war durchaus nicht gesinnt, länger die schwarzrotgoldene Empfindsamkeit mitzumachen, und der König hatte am 2. April die ihm aus der Hand der Volksvertreter angebotene Kaiserkrone zurückgewiesen, mit Stolz und Entrüstung über die Zumutung, einer Volkswahl die Krone verdanken zu sollen; das war wohl das deutlichste Zeichen, daß man mit Frankfurt endlich gebrochen hatte. Ohne Preußen, sagte Papa, ist eine Flotte unmöglich. Aber in Frankfurt tut man alles, um der preußenfeindlichen Partei zum Siege zu verhelfen! So klug war Papa, aber Dietz wollte ihm nicht glauben!

Er pfiff Kapitän Claasens abscheuliches Lied und lachte. Marianne war glücklich, daß sie die Lampe gelöscht. Denn jetzt schämte sie sich für ihn. Niemals durfte er wissen, daß sie ihn so gesehen! Zitternd kauerte sie neben dem Ofen — er war längst kalt geworden, und fröstelnd hatte sie sich in eine Pelzdecke gehüllt. Aber durch die Glastür konnte sie ihn beobachten, wenn er in den Bereich der Öllampe kam. Er ging auf und ab, pfiff sein Lied, wieder, immer wieder. Der Hut saß ihm im Genick. Sein Gesicht glänzte feucht, und das Haar hing strähnig in die Stirn.

Als die Jungfer am andern Tage das Zimmer lüften wollte, fand sie Marianne mit auf die Brust gesenktem Köpfchen neben dem großen Kachelofen. Ihre Augen waren dick geschwollen, die schweren Zöpfe fielen über die Schultern nach vorn; die kleinen Hände hingen über die Stuhllene herab.

Man trug sie ins Bett; legte Wärmflaschen an ihre Füße; brachte heiße Milch —

„Aber der Herr Baron darf nichts davon wissen“, sagte Marianne ängstlich und verwirrt, „er ängstigt sich so, der Herr Baron —“

* * *

Das war es, was ihn quälte, was ihn toll machte, worüber er nie zur Ruhe kommen würde — er stierte auf die Blätter, die von dem Unglück bei Terschelling berichteten, und erinnerte sich des Abends bei Radowitz, da der Prinz ihn über Stürkens gefragt hatte.

Er erinnerte sich an den Grafen Canitz. Der hatte ihn so eigentümlich angesehen, als von der Havarie des „Erzherzog Johann“ die Rede war. Kein Wort hatte er gesprochen. Aber Dietz hatte den Blick wie einen Schlag empfunden. Er trug die in den Blättern veröffentlichte Erklärung des Ministers Duckwitz mit sich herum, daß dem Engländer Leutnant Jackson auch nicht die geringste Schuld an dem Unglück beizumessen sei, und daß man keinen Anstand nehme, ihn in das Offizierkorps der deutschen Flotte aufzunehmen. Wie eine Erlösung waren ihm die Worte — und doch fraß der Zweifel an ihm! Er konnte den Männern, die über die junge Schöpfung an der Wesermündung sprachen, nicht in die Augen sehen, meinte, ein Kainszeichen flamme auf seiner Stirn. Warum hatte Prinz Adalbert ihn so scharf angesehen, als er ihm am Ostersonntag in der Garnisonkirche gegenübersaß? Die Glocken jauchzten und jubelten von dem Seesieg bei Eckernförde, mit bebenden Worten sprach der Geistliche von der Größe und Bedeutung dieses Osterfestes für das Vaterland. Eine Auferstehung war es unzähligen aus tief-

ster Schmach. War der Nation Erwachen aus dumpfem Schlummer, war Gottes gewaltiges Zeichen, daß er mit den Deutschen sei. Schien es nicht, als stiege der Mann wie Moses auf den Berg und sah von der Höhe herab die Bilder, die Gott ihm offenbart? Die Zukunft sah er, die den Nachfahren gehörte — Herrgott, wie sprach der Mann — — niemals konnte man dies Osterfest vergessen! Niemals konnte man vergessen, wie sich plötzlich der Prinz erhob und stehend, die blitzenden Augen auf den schlichten Mann auf der Kanzel gerichtet, den Worten lauschte, die wie die Worte eines Sehers die Herzen erbeben machten. Niemals konnte man vergessen, wie die atemlos lauschenden Andächtigen des Prinzen Beispiel folgten! Gewaltig, überwältigend war des schlichten Mannes Vision, der, die Arme erhoben, die Augen zur Höhe gerichtet, aussprach, was der Geist ihm zeigte —

„Nicht das Schmerzenskind der Nation, ihr Stolz wird die Kriegsmarine sein! Und vom Krämergeist wird sie nichts mehr wissen! Wird nicht mehr abhängen von der Parteien Gunst und Gnade! Einem Hohenzollern ist es beschieden, zum erstenmal für eine deutsche Flotte einzutreten, und des Hohenzollerngeistes bedarf unser Vaterland zur Gründung und kraftvollen Fortentwicklung einer deutschen Marine. Dann wird sie geehrt und gefürchtet sein! Dann wird ihre Flagge des deutschen Volkes Größe und Herrlichkeit verkünden! Stolz und Warnung zugleich wird sie sein — wird des deutschen Volkes Einheit verkünden auf den Meeren —"

Nein, nie wird man das vergessen! Wird nie vergessen, wie ein Aufschluchzen durch die bis ins Mark erschütterten Zuhörer ging! Wird nie die stolze Zuversicht vergessen, die auf des Preußenprinzen Antlitz lag —

Die Glocken jubelten und jauchzten. Galt es dem Seesieg? Galt es der Hoffnung? Tiefernst verließ Prinz Adalbert die Kirche; kein Spötter hätte gewagt, ein höhnendes Wort zu flüstern. Die Glocken brausten das Osterlied von Eckernförde — und Dietz stand mit geballten Fäusten, aschfahl, mit hämmerndem Herzen.

Warum hatte des Prinzen Auge so durchdringend auf ihm geruht?

Wie er sich gequält und gemartert hatte über das einzige kleine „Nein", das bei Radowitz gefallen! Er hatte versucht, es zu vergessen — und wie ein Flammenzeichen stand es doch vor seiner Seele! Ruhelos war er seit jenem Abend, wenn er sich auch während der vielen Wochen darüber hinwegtäuschen wollte! Ruhelos in Erwartung dessen, was da kommen würde! Fieberhaft war die Erregung, mit der er des preußischen Gesandten von Bunsen Berichte von der englischen Freundschaft hörte, über die sein Schwiegervater so gern sprach. Er klammerte sich ja an diese Freundschaft, die ihn von bohrenden Zweifeln freisprechen sollte, sie sollte ihm bürgen, daß er nicht unrecht getan, als er der englischen Aufrichtigkeit mehr zu glauben schien als eines ernsten Friesen ehrlichem Wort —

Ach, daß dieser Friese nicht Stürkens gewesen wäre! Daß dieser Friese ihm nie gesagt hätte — Edith ist in meinem Haus!

Er war auf Wunsch seiner Mutter mit Marianne im Rosenschlößchen gewesen. Eine Marter war die Zeit im Rosenschlößchen! Jeder Weg, jeder Raum, jeder Gegenstand sprach von Edith! Aber seitdem er wußte, daß sie frei wurde, seitdem er aus dem Brief, den sie an seine Mutter geschrieben, wußte, daß sie so traurig war, weil niemand sie brauchte — seitdem war die Hölle im Rosenschlößchen! Wie er auf die Worte gestarrt hatte! Ach, er brauchte sie! Er brauchte sie! Ihren Liebreiz brauchte er und ihre flimmernden Augen! Die Sehnsucht ihrer Blicke und die Weichheit ihres Wesens! Die Sonne brauchte er, die von ihr ausging!

Welche Qual war es, mit ihrem süßen Bild vor Augen Mariannens zärtlichem Lächeln zu begegnen, ihre rührende Sorge um ihn zu beobachten! Täglich, stündlich warb sie um seine Liebe — hatte nie einen Vorwurf, war nie ungeduldig!

„Wir wollen an den See gehen," sagte sie, „du warst so gern am See —"

Ja, er war gern da, als Edith ihn unter den Weiden erwartet, als ihr Goldhaar schimmernd durch grünen Schleier leuchtete! Hatte er je so Liebliches gesehen?! Lachend stand sie zwischen Weiden und blauer Iris, weißes Brot in den hocherhobenen Händen, nach dem die Schwäne ihre stolzen Hälse reckten — es sah aus, als schmiegten sich die schönen Tiere kosend an das reizende Mädchen.

Wie konnte er jetzt mit Marianne an den See gehen?

„Wir wollen zu den Buchen gehen," bat Marianne, „einmal sagtest du, daß es nirgends so still und heilig wäre wie unter den Buchen —"

Das war, als er mit Edith über das tiefgrüne Moos geritten war! Wie eines Domes gewaltige Kuppel wölbten sich die grünen Kronen hoch über ihnen, getragen von tausend stolzen Säulen, die in den Himmel zu wachsen schienen. „Du darfst hier nicht sprechen", sagte Edith flüsternd und hielt den Fuchs zurück, der den Hals leise schnaubend vorstreckte.

„Warum nicht?" fragte Dietz und sah nicht die Säulen des Domes und die smaragdenen Moose; sah nicht den tiefblauen Himmel durch die grüne Kuppel leuchten, sah nur das ernste Mädchen an seiner Seite, in dessen Augen die ganze Andacht einer frommen Frauenseele widerspiegelte.

„Mir ist," sagte Edith und wurde blaß vor innerer Ergriffenheit, „mir ist, als ob der liebe Gott durch den Wald geht!" Und wie sie das sagte, brachen durch die Äste der Sonne Strahlen und hüllten sie in flüssiges Gold —

Spricht man da? Empfindet man nicht plötzlich des Mädchens zitternde Andacht? Geht es nicht wie heiliges Erschauern durch die Seele?

Unmöglich ist es, mit Marianne zu den Buchen zu gehen!

„Ich will dir etwas vorsingen", sagte Marianne, und er hörte an ihrer zitternden Stimme, daß sie mit Tränen kämpfte. „Ich habe so viele Noten mitgenommen —"

Aber konnte er sie am Flügel sitzen sehen? Gab es

köstlichere Abende als die Dämmerstunde, wenn Edith am Flügel saß und mit ihren weißen Fingern Akkorde anschlug? „Es tut mir leid, daß ich es nur zu Akkorden gebracht habe. Ich habe mir immer Geschichten dabei ausgedacht. Ma tante hat oft genug gesagt, daß man am Flügel nicht zu denken hat. Aber man ist so unwissend, wenn man so jung ist —"

Ach, eine Erlösung war's, als der Tag der Abreise gekommen war.

Aber als er in Berlin war, begann die Ruhelosigkeit von neuem. Bis die Unglücksbotschaft von Terschelling eintraf. Bis man erfuhr, welches schwere Unglück die Flotte heimgesucht hatte. Bis man sich zuraunte, daß man in Frankfurt sich die größte Mühe gab, den ganzen Umfang des Unglücks zu verschweigen. — —

Stundenlang saß Dietz in brütendem Schweigen vor seinem Schreibtisch, stierte auf die Berichte aus Bremerhaven und dachte: Bin ich nun schuld? Und marterte sein Hirn, und — trank, um die schrecklichen Stimmen in seiner Brust zur Ruhe zu bringen.

Alles empörte ihn. Der frohe Gleichmut, den Marianne zur Schau trug, und ihre engelhafte Geduld. Warum machte sie ihm keine Vorwürfe? Nur wenn man jemand schonen will, schweigt man zu seinen Rücksichtslosigkeiten. Aber warum schonte sie ihn? Warum schrie sie ihm ihre Empörung nicht ins Gesicht? Er sah doch, wie sie erblaßte bei einem harten Wort, wie ihre Mundwinkel zuckten und die schönen Augen sich mit Tränen füllten! Aber sie schwieg! Und sanft und zärtlich war ihre Anrede, als habe sie seine heftigen Worte nicht gehört. Warum schonte sie ihn? Warum war sie nicht ehrlich? Glaubte sie, er wäre ein Kranker? Konnte sie nicht verstehen, daß ihre ewig verzeihende Milde ihn toll machen mußte?

Aber da kamen die Siegesbotschaften. Bis ins Innerste erschütterten sie ihn. Mehr noch war er von ihnen gepackt als die Tausende, die jubelnd durch Berlins Straßen zogen. Er wußte ja, wie jammervoll man vor einem knappen Jahr den lächerlichen Streifzug gegen die „Galathea" beschlossen hatte! Nun hatten die Helden von Eckernförde deutsche Schmach getilgt!

Er dachte an die Helden von Eckernförde, wenn der Schlaf ihn floh und seine krankhaft erregte Phantasie ihm seine Schuld ins Riesenhafte wachsen machte. An die Helden von Eckernförde dachte er, wenn er den Wein mit Wasser hinunterstürzte, um zu vergessen, an die Helden von Eckernförde dachte er, als der Entschluß in ihm reifte, sich zur deutschen Flotte zu melden.

Da wurde es ihm plötzlich leicht ums Herz, als wenn ein schwerer, schwerer Alp von seiner Brust sich wälzte! Im gastlichen Keller einer Weinhandlung war ihm der Entschluß gekommen, als die Patrioten am großen runden Tisch von Eckernförde und der deutschen Flotte sprachen. Ei, wie er plötzlich lachte! Wie er lachend die Stufen des Kellers hinaufstolperte! Kühl und frisch wehte der Frühlingswind; er pfiff um die Türme der Kirchen, er jagte über den Gendarmenmarkt, er blies so lustig in die großen Laternen und machte das Licht aufflackern. Er blies dem Manne in das erhitzte Gesicht und ließ den Nachtwächter erschauern —

Dietz aber lachte und sah sich um — hatte er gelacht? Und sah neben sich eine lange, hagere Gestalt mit langem Säbel und Lackhut, mit silbernen Tressen auf der blauen Tuchjacke. „Zakramento," sagte Kapitän Claasen, „dat is ja der Freiwillige Wendemuth, hol's der Snappsack." War es der „Kapitän"? Oder war es der Wind? Auf einmal war er wieder verschwunden und lachte doch hinter der nächsten Straßenecke. „De Kuckuck soll mi tot pedden, wenn wir die ‚Gefion' nicht entern! Ganz leise fahren wir die Elbe hinunter, kein Mensch merkt das, und wir nehmen sie ins Slepp und bringen sie — Gott verdamm mich! — an den Grasbrook! Aber dat will ich di seggen, min Jung, de Ohlsch darf dat nich merken."

„Nun komm ich, Kapitän Claasen", sagte Dietrich ganz laut. Der Nachtwächter sah ihm mißbilligend nach, sein Spitz knurrte. Der Herr hatte einen sehr spoßigen Zickzackgang.

„Zakramento," sagte Kapitän Claasen und hakte sich fest in seinen Arm, „was war's für ein feines Leben mit dir, min Jung. Und die Jungfer Galathee — fuhr spazieren in die See, weißt noch? In Kiel, Junge, Junge, was war's für ein Vergnügen! Grog wie Wasser und die Admiralität Tag und Nacht duhn — eine schöne Zeit, Freiwilliger Wendemuth."

Dietrich mußte stehenbleiben. So lachte er.

„Das soll wieder so werden, Kapitän!"

Hallo, wie der Seewind blies! So frisch war die Brise, als der Morgen über das Wasser kroch! Schwer wälzten sich die Wogen in die Bucht, grau und bleiern wälzte sich das Meer, und stolz und bewegungslos lag die „Galathee" vor Friedrichsort.

„Hast du den Admiral gesehen?" fragte der Kapitän. „Ein pikfeiner Mann ist der Admiral! Immer gutgelaunt! Und sieht mal snurrig ut! Wat is't für'n Elend, Freiwilliger Wendemuth! Nu kann der Mensch knapp lopen mit seinem dicken Bauch, und dann hat he noch scheefe Beens."

„Und wenn wir auf der Fregatte sind," sagte Dietrich mit einem listigen Lächeln, „dann gehen wir zuerst gegen die Engländer."

Wie der Kapitän lachte! Man wußte es gar nicht mehr: War er es, oder war es der Wind, der in so schallendes Gelächter ausbrach?

„Zakramento."

Und Dietrich blieb stehen, um ihm seine Meinung auseinanderzusetzen, aber weil der Kapitän immer von einer Seite auf die andere torkelte, mußte er mit, ob er wollte oder nicht. Denn der Kapitän hatte ja seinen Arm gefaßt und zog ihn mit sich.

„Denn das kann ich Ihnen sagen, Kapitän," Dietrich dämpfte seine Stimme, „lieber vertrau ich einem bankerotten Hamburger als einem Engländer."

„Hohohoho", lachte der Wind.

„Aber das darf niemand wissen."

„Hohohoho!" lachte Kapitän Claasen und schlug ihm mit der flachen Hand auf den Rücken, daß er gegen den Laternenpfahl flog. Glücklicherweise hielt er sich an dem hölzernen Schaft, sonst wäre er in den tiefen Rinnstein gefallen. Aber da tauchte der Nachtwächter von der

Mohrenstraße dicht vor ihm auf und begrüßte ihn höflich, während er ihm mit der großen Laterne ins Gesicht leuchtete.

„Untertänigsten guten Abend, Herr Baron."

Von irgendwo lachte Kapitän Claasen. Von irgendwo schwenkte er den Hut.

„Eine schöne Nacht, Herr Baron", sagte der Nachtwächter und hielt Dietrich am Rockkragen.

„Deutschland, Deutschland über alles", sang Dietrich.

„Das sollen wir jetzt nicht mehr singen, Herr Baron," sagte der Nachtwächter verlegen, „jetzt sollen wir preußische Lieder singen. Das hat alles seine Zeit, Herr Baron. Und mit Deutschland muß es auch endlich mal ein Ende haben."

Hei, wie frisch es von der Elbe heraufwehte, ganz deutlich hörte man das Rasseln und Kreischen der Ankerketten vom Jonashafen. Rote und grüne Lichter tanzten lustig hin und her, von der Fregatte „Deutschland" klang das lustige Lachen und Singen der Freiwilligen herüber.

„Gehen Sie nicht so nahe an den Rinnstein, Herr Baron", warnte der Nachtwächter.

Dietz lachte hell auf. Nun hielt der Mensch die Elbe für einen Rinnstein! Er lachte so laut, daß der Hund anfing zu bellen und an den Fenstern Köpfe mit großen Nachthauben erschienen. Er lachte noch, als er die Treppe hinaufstieg. Und dann pfiff er, als wäre er an Bord der Fregatte. Pfiff Kapitän Claasens schönes Lied:

„Und die Jungfer Galathee
Fuhr spazieren in die See" — —

So, den Hut im Genick, das Gesicht rot und feucht, hatte Marianne ihn gesehen, als sie auf ihn wartete.

Mittags sagte er ihr, daß er sich für die deutsche Flotte melden wolle. Da wußte Marianne, daß sie ihn verloren hatte.

* * *

Und nun wiederholten sich die Schrecken des letzten Jahres. Vor den Strommündungen der deutschen Flüsse kreuzten die dänischen Dampfer. Waren hinter jeder Fischerbarke her, schossen aus ihren Schlupfwinkeln auf Kauffahrer, die es trotz der Blockade wagten, in See zu gehen. Jammernd, verzweifelt liefen die Frauen die Deiche entlang. Wo blieb der Mann? Wo blieb das Schiff? Weinend liefen die Kinder hinterdrein: „O Mudding, Mudding, nu kommt der Danske!"

Ach, der ganze Schrecken der Blockade war von neuem ausgebrochen! Konnte man es den Hamburgern verdenken, daß sie den Marinerat Jordan mit Vorwürfen überhäuften, der, drei Wochen nach Ausbruch des Krieges, sich auf die Reise machte, um nachzusehen, wie es mit den Küstenbatterien aussah! Lieber Gott! Küstenbatterien! In Groden bei Cuxhaven gruben einige Leute an einer Schanze, und es hieß, daß Kapitän Brommy einige Kanonen von Bremerhaven dorthin senden würde. Den Elbeschutz übernahmen vorläufig zwei Kanonenboote. Die „Deutschland" aber, die schöne Fregatte, lag als Blockadeschiff vor Krautsand. Herr Jordan sagte auf die erbitterten Vorwürfe, daß der Marineminister äußerste Sparsamkeit befohlen hätte, und daß aus Sparsamkeitsrücksichten vorläufig nur „Barbarossa", „Hamburg" und „Lübeck" ganz, „Deutschland" jedoch nur so viel als nötig bemannt werden sollte. Es waren nicht einmal so viele Leute an Bord, um die Hälfte der Kanonen zu bedienen. Wer war der Befehlshaber? Kommodore Strutt mußte im Lande herumreisen, um Mannschaften zu werben, der Minister schickte ihn nach Eckernförde, um die „Gefion" zu „besichtigen", die Kieler aber hatten sehr deutlich merken lassen, daß man sich für ihn bedanke! Leutnant Reichert war als Kommandant der „Hamburg" nach Brake abgefahren, und auf der „Deutschland" konnte nun Kapitän Claasen sehen, wie er mit seinen Leuten fertig wurde!

Nennt man das Küstenschutz? Aber wie kann der Marinerat helfen? Was kann er dafür, wenn in Rönnebeck alle Geschützrohre sprangen und die einzelnen Staaten tun, als ginge es sie nichts an! Liegt es nicht in ihrem eigensten Interesse, sich zu schützen? Wäre es nicht das beste, auch Hamburg schickte die Geschütze seiner Arsenale an die gefährdeten Stellen?

Aber die empörten Hamburger bestanden auf ihrem Recht! Wenn Bremerhaven auf Reichskosten befestigt wurde, hatte man auf der Elbe denselben Anspruch! Wozu hatte man sich ein Deutsches Reich gegründet? Wozu hatte man diese Frankfurter Marineverwaltung? Und was in aller Welt wollte Herr Jordan in Hamburg, wenn er keinen anderen Ausweg wußte? Über die Flottille sollte er berichten? Das Hamburger Offizierkorps hatte es nicht nötig, über sich von Herrn Jordan berichten zu lassen! Es war begreiflich, daß der Marinerat über die Hamburger Verhältnisse nur Worte des Tadels fand!

Aber es war nicht besser, als er nach Bremerhaven kam! Derselbe Schrecken! Dieselbe Empörung!

„Wo bleiben die Geschütze?" fragte Kapitän Brommy.

Als wenn Herr Jordan es wissen könnte!

„Ich höre," sagte er, „daß man in der Eckernförder Bucht Versuche macht, die Geschütze des ‚Christian III' zu heben. Er hatte 82 Kanonen. Ich werde beantragen, daß ein Teil hierhin kommt. Denn selbstverständlich gehört alles, was auf den Schiffen war, der Marineverwaltung!"

Da lachte Brommy.

„Das tun Sie nur, Herr Marinerat!"

„Ich weiß keinen andern Ausweg!" Für Herrn Jordan war es gewiß keine leichte Aufgabe, all die ungeduldigen Männer zur Geduld zu ermahnen. „Der Herr Minister wünscht, bis wir andere Hilfe haben, den einen Teil der für die Schiffe bestimmten englischen Kanonen für die Batterien verwendet zu sehen. Und ich bin selbst der Überzeugung, daß es jetzt wichtiger ist, die Küsten in Verteidigungzustand zu setzen, als die Schiffe zu armieren!"

Da mußte Brommy sich schnell empfehlen. Angesichts des Feindes besinnt man sich endlich auf die dringende Notwendigkeit!

Ja, auch in Bremerhaven Angst und Verzweiflung! Lautes Schreien und Jammern der Frauen. Täglich

hört man von Fischern und Seeleuten, die zum Dienst auf die Schiffe gepreßt werden! Längst sind alle Tonnen, alle Seezeichen eingezogen, aber die zitternde Angst bleibt! Wie ein Raunen geht es durch die Straßen; das Gespenst der Angst lebt in jedem Haus! Zweifelnd wird jeder Fremde beobachtet — woher kommst du? — Feindselig begegnet man den Helgoländern, die mit ihren Schniggen kommen, um die Fische zu verkaufen! Auf einmal heißt es: Wie im letzten Jahr sind es Helgolands Lotsen, die an Bord der feindlichen Kaper für 2 Taler Dienst tun! Kann man sich vor ihnen schützen, wenn sie die feindlichen Schiffe in die Weser pilotieren? Kennen sie das Fahrwasser nicht so gut, wie die Rinnen und Brunnen um ihre Insel? Und sie werden helläugig und hellhörig, die Leute von Bremerhaven. Warum geht Schiffbauer Rickmers heute zum zweitenmal an den Pulverturm? Was hat er in der Kesselschmiede von Waltjes zu tun? Die „Bremen" liegt da, die Hamburger Judenschrume. Was hat man doch für Ärger mit ihr! Als sie in das Dock sollte, mußte die Schiffsschleuse erweitert werden; als man nach vielen Mühen — denn die Arbeiter ließen immer wieder die Arbeit liegen — den Kessel fertig hatte, zeigte sich's, daß der Kessel für das Schiff viel zu groß war! Und als man die nötigen Arbeiten deshalb am Schiff vornahm, war das Kielschwein verfault! Plötzlich aber wurden auch die Kesselarbeiter, die sämtlich Preußen waren, zur Landwehr einberufen, und nur Brommys dringendem Ersuchen an den Prinzen Adalbert gelang es, die Leute wenigstens noch vier Wochen zu behalten. Ach, wie wenig Freude hatte man an diesem Dampfschiff!

Aber in Brake hatte man nur Freude! Die ältesten Leute konnten sich nicht erinnern, daß jemals so freudiges Leben geherrscht hatte! Es war lustig gewesen zur Zeit der großen Tranbrennereien, und man hatte viel verdient, als Bremerhaven noch nicht Seehafen war und die Schiffe in Brake zu Hafen gingen. Aber was war das im Vergleich zu dem fröhlichen emsigen Treiben, das alle mit sich fortriß! Da sitzt Schuster Bruhns und nagelt eine dicke Sohle unter einen ungeheuren Stiefel! Klopft und nagelt und hämmert, daß dem Lehrling die Augen übergehen! Gott bewahre, wie kann der Meister fleißig sein! Gott bewahre, im Eifer vergißt der Meister am Ende die Mittagzeit! Und der Lehrling hat so viel vor in der Mittagzeit. Da muß er zum Flaggenpfahl am Klippkamer Groden, wo die Wache abgelöst wird. Muß so nahe wie möglich zum Wrack des „Erzherzog Johann", um den Trommelwirbel zu hören und wenigstens vom Deich herab den Parademarsch der Bremer Soldaten an Bord, die Ablösung der Wache für den „Barbarossa" und die „Hamburg" mitanzusehen. Er muß hinter den Herren Offiziere herlaufen, die mit dicken, goldenen Epauletten auf den Schultern, die großen Schlepper an der Seite, den Deich hinaufgehen, um bei Restaurateur Rehme oder bei Wilkens zu speisen. Er muß zum Flügeltelegraphen, um zu sehen, ob die Flotte hinaus muß, um die Feinde zu vertreiben! Ein dicker, roter Turm ist's, auf dem der Apparat angebracht ist, der mit erstaunlicher Schnelligkeit berichtet, was man in Bremerhaven telegraphiert. Einfach durch die Stellung seiner Arme, die die Zeichen des Apparates in Dedesdorf aufnehmen und sie flink durch Apparate, die an den vorspringenden Punkten des Weserufers angebracht sind, bis nach Bremen weitergeben! Und vor allen Dingen mußte er bei den Zimmerleuten, die oft an Bord der Kriegsschiffe zu tun hatten, sich erkundigen, wie es den Gefangenen auf dem „Erzherzog Johann" ginge. Ja, richtige Gefangene waren es, zwölf Leute, die wegen Meuterei auf dem „Barbarossa" in den unteren Raum des „Erzherzog" eingesperrt waren und bei Wasser und Brot darüber nachdenken konnten, daß sie zu gehorchen hätten, auch wenn sie von der schroffen, strengen Art des englischen Leutnants durchaus nicht entzückt waren! Sie konnten sich den Arrest erleichtern und wenigstens das Tageslicht sehen, wenn sie bereit waren, an den Pumpen mitzuarbeiten. Denn noch immer mußte gepumpt werden, um das Schiff über Wasser zu halten! Die Braker hatten das größte Mitleid mit den Leuten. Aber das war sicher: wenn Kapitän Brommy es befohlen hatte, mußte es wohl in Ordnung sein; gerecht war Kapitän Brommy.

So viel hatte der Schusterjunge in der Mittagzeit vor! Und wenn er Glück hatte, traf er eine junge, schöne Dame auf dem Deich, die es genau so eilig hatte wie er, um an den Flaggenpfahl zu kommen oder die Parade des „Erzherzog" zu sehen.

„Haben sie schon angefangen?" fragte Edith, als sie den Schusterjungen schon morgens früh laufen sah, und lief sofort mit.

„Nä, Frau Baronin!" Der Schusterjunge hatte Stiefel abgeliefert und einen Umweg zur Flotte gemacht.

„Pumpen sie schon?"

„Ja, Frau Baronin. Und ein Wagen voll duhner Kirls ist auch da" — —

Wie die beiden liefen, um nur ja alles zu sehen! Und andere, die sie laufen sahen, schlossen sich ihnen vergnüglich an. Manche sahen auf die eiligen kleinen Füße der Frau Baronin und lachten! Wie sie laufen konnte! Wie ein Bachstelzlein war die kleine Baronin! Und wie sah sie reizend aus! Rot und weiß das süße Gesicht, von den goldblonden Haaren umflattert; gewöhnlich war bei ihrer großen Eile der große Hut in den Nacken gerutscht. Gewöhnlich flatterte der helle seidene Mantel hinter ihr her wie mächtiges Gefieder. Wie eine große Möwe sah sie von weitem aus!

Aber es war viel zu früh für die Ablösung am Flaggenmast. Vom „Barbarossa" ertönte der grelle Pfiff einer Pfeife, das Zeichen, daß sich die Mannschaft auf dem Deck einzufinden hatte, um ihr Maß Branntwein in Empfang zu nehmen.

„Das ist erst der Snaps!" sagte der Junge.

Das wußte Edith und schöpfte Atem von dem schnellen Laufen. Strich sich mit beiden Händen die Locken aus dem Gesicht und versuchte, sich eine würdevolle Haltung zu geben.

„Dann brauchtest du doch nicht so zu laufen!" sagte sie. „Was sollen denn die Leute denken, wenn sie uns so laufen sehen!"

Der Junge schneuzte sich mit den Fingern die Nase.

„Wenn Sie die Stäbeln wegzubringen hätten, wären Sie auch gelaufen, Frau Baronin!“

„Aber dann konntest du's mir doch sagen“ — —

„Es ist doch nicht nötig, daß Sie gleich laufen, wenn ich laufe“, sagte der Junge trotzig.

Das war richtig. Aber wenn man doch was sehen will — — und Edith sah ein wenig verlegen über den breiten Strom. Vor ihr lagen der „Barbarossa“ und die „Hamburg“. Unter dem tüchtigen Leutnant Reichert war die Hamburger Korvette nach Brake gekommen, glücklicherweise unbemerkt. Es hätte sonst böse ausgesehen für Deutschlands Kriegsschiff. Denn Kommodore Strutt war nur Brommys Befehl nachgekommen, das Schiff zu schicken. Hatte ihm aber weder ein Korn Pulver noch Zündhütchen für die Gewehre mitgegeben!

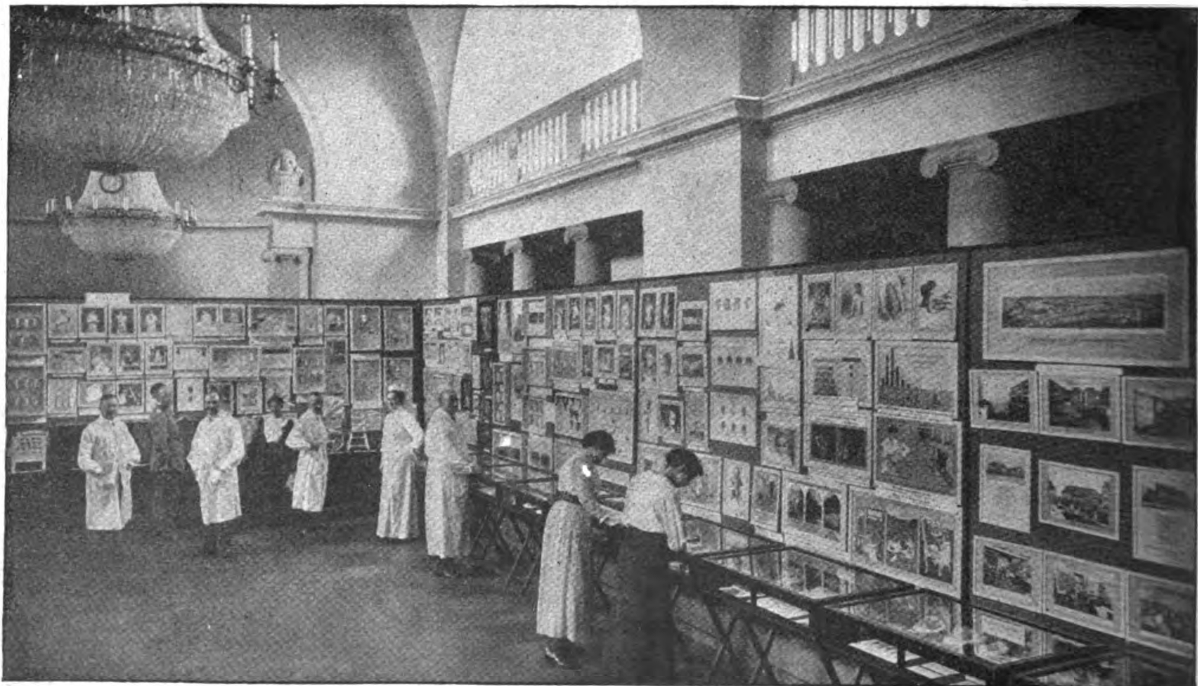
Die Nachricht von den neuen Matrosen hatte einen Haufen Menschen an den Hafen gelockt. Und als Edith die Eile bemerkte, mit der sie alle vorwärts strebten, fing sie wieder an zu laufen. Weil sie klein war, stand sie gern in der ersten Reihe. Und — das hatte sie Stürkens versprechen müssen — ins Volksgedränge wollte sie sich nicht wieder mischen.

(Fortsetzung folgt.)

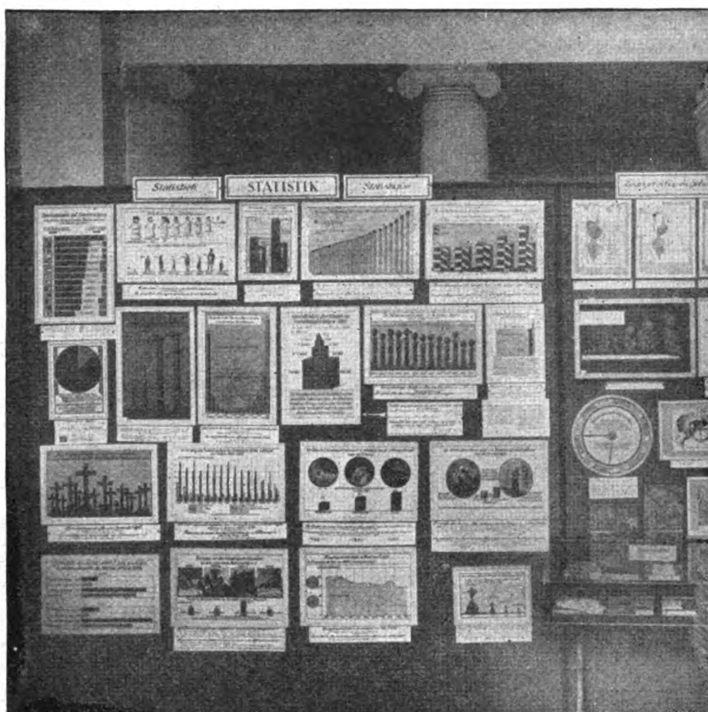
Eine Wanderausstellung für Säuglingskunde.

Hierzu 5 Spezialaufnahmen der „Woche“.

Nachdem im Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglingsterblichkeit im Deutschen Reich anläßlich des fünfjährigen Bestehens der Anstalt am 4. Juni 1914 das weit bekannte Museum für Säuglingskunde der Öffentlichkeit übergeben worden ist, hat die genannte Anstalt einen langgehegten Plan, die Herstellung einer Wanderausstellung für Säuglingskunde, zur Ausführung gebracht. Den unmittelbaren Anstoß zur Übernahme der unter den heutigen Zeitverhältnissen recht schwierigen Arbeit und zur Bereitstellung der Kosten gab der Wunsch, der von deutscher Seite in Angriff genommenen Kinderfürsorge in Belgien eine breite Unterlage zu geben. Die Wanderausstellung soll in allen größeren Städten Belgiens, zunächst in Brüssel, zur Aufstellung gelangen, um die Mütter und Pflegefrauen mit den Grundprinzipien deutscher Säuglingsfürsorge vertraut zu machen und auf diese Weise den Säuglingschutz zu verbessern. Die Wanderausstellung umfaßt unter andern folgende Abteilungen: Statistik, Geburt und Entwicklung des Säuglings, ferner Pflege des Säuglings, natürliche Ernährung, künstliche Ernährung, Krankheiten des Säuglings, Mutter- und Säuglingfürsorge. Die Ausstellung ist zur Aufklärung der breiten Schichten der Bevölkerung bestimmt. Die Mütter sollen hier alle Dinge veranschaulicht sehen, die dazu gehören, gesunde Kinder gesund zu erhalten und großzuziehen. Die Abteilung „Statistik“ gibt lehrreiche Aufschlüsse über die Säuglingsterblichkeit im allgemeinen. Sie zeigt die enorme Säuglingsterblichkeit Rußlands, die allerdings durch den großen Geburtenüberschuß wettgemacht wird. Sie lehrt, wie durch Geburtenrückgang in Frankreich allmählich die deutsche Bevölkerung die Frankreichs weit an Zahl überflügelt hat, und daß letzten Endes das Schicksal der Völker durch ihre Geburtenzahl und die Art ihres Säuglingschutzes beeinflußt wird. In der Abteilung über die Mutterschaft



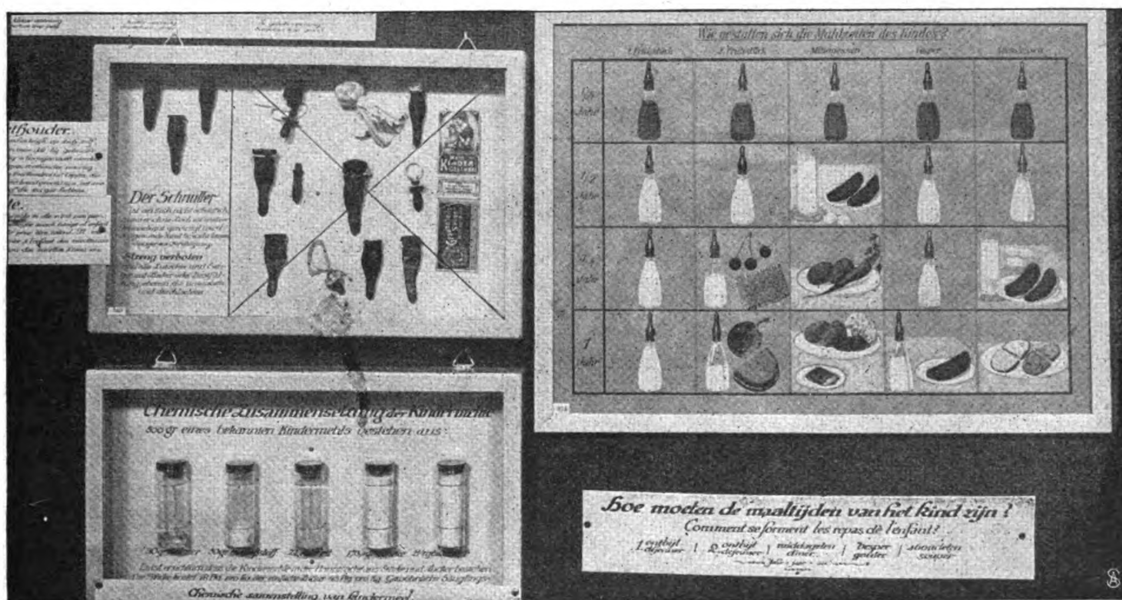
Gesamtansicht der einen Hälfte der Ausstellung.



Blick auf die Abteilung „Statistik".

erfährt der Besucher an der Hand von vielen Modellen, Photographien, Zeichnungen und Wachsabdrücken das Wichtigste von den Veränderungen, die der weibliche Körper während der Mutterschaft durchmacht, wird über die Vorbedingungen für eine normale Geburt und über rationelle Behandlung und Hygiene in dieser Zeit aufgeklärt. In der Abteilung „Geburt und Entwicklung" finden sich die Wachstumsgesetze veranschaulicht. Hier zeigt sich klar, daß der Säugling nicht etwa eine Verkleinerung des erwachsenen Menschen ist, sondern daß ihm ganz besondere Eigenschaften zukommen, die eine spezielle Ernährung und Pflege verlangen.

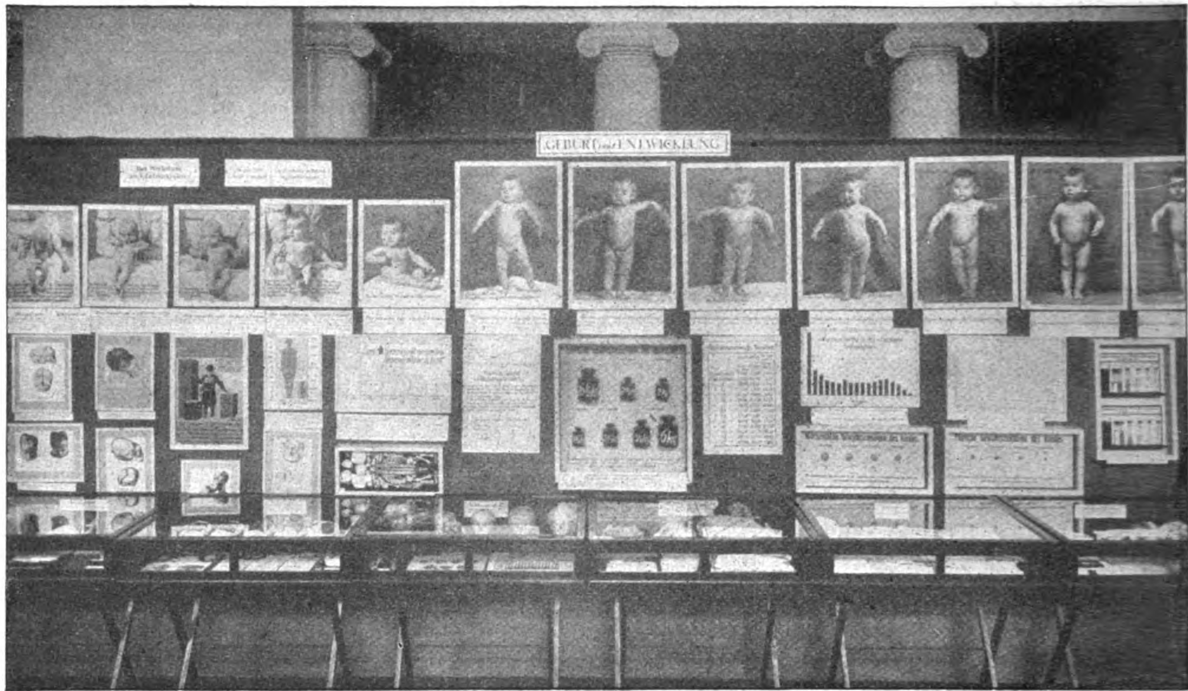
Die Abteilung „Pflege des Säuglings" wird wohl das besondere Interesse der Frauenwelt erwecken. Hier finden sich Photographien und Modelle über all das, was für eine zweckmäßige Pflege des Säuglings erforderlich ist. Hier finden die Mütter die besten Muster an Bett- und Leibwäsche, an Bettstellen und Kinderwagen. Neben zweckmäßigen Säuglingsausstattungen, die mit geringem Geld zu haben sind, sind andere gezeigt, die sich nur die wohlhabenden Kreise beschaffen können. Aber nicht nur das Zweckmäßige ist in dieser Abteilung dargestellt, auch die wichtigsten Verstöße gegen zweckmäßige Kleidung und Umhüllung des Kindes sind veranschaulicht, vor denen sich die Mütter hüten müssen. Das wichtige Kapitel der „natürlichen Ernährung" ist ebenfalls aufs zweckmäßigste in die Bildersprache übertragen. Hier findet die Mutter genaue Vorschriften über die Nahrungsmengen, die das Brustkind erhalten muß. Ueber die „künstliche Ernährung" des Säuglings und über die Gewinnung einwandfreier Kuhmilch ist ebenfalls alles Wissenswerte zusammengetragen. Wie die Flaschen beschaffen sein müssen, welche Flaschen verboten sind, wie ein einwandfreier Schnuller aussieht, welche Schnuller Gesundheitsgefahren in sich bergen, alles das ist im Bilde dargestellt. Besonders lehrreich ist eine Tafel, in der Mengen und Art der Nahrung bildlich dargestellt sind, bei der ein



Ernährung des Säuglings.

Die Tafel rechts veranschaulicht Mengen und Art der Nahrung im ersten Jahr.

Eine Wanderausstellung für Säuglingskunde.



Blick auf die Abteilung „Geburt und Entwicklung" des Säuglings.
Die oberste Reihe zeigt das körperliche Verhalten des gesunden Kindes in jedem Lebensmonat.

Kind bis zum ersten Jahre am besten gedeiht. Eine besondere Abteilung ist den „Krankheiten des Säuglings" gewidmet. Photographien zeigen hier, welche Folgen Überfütterung mit Milch, unzweckmäßige Ernährung mit Mehl im Gefolge haben. Auf Tuberkulose, die ansteckenden Hautkrankheiten, Pocken, Masern, Scharlach usw. ist in Wort und Bild hingewiesen. Sehr lehrreich ist die Zusammenstellung, die die Zweckmäßigkeit der Impfung der Kinder veranschaulicht.

Auch die Unsitten, unter denen so oft die Gesundheit der Säuglinge leidet: Auswischen des Mundes, Durchstechen der Ohren, Durchschneiden des Zungenbändchens, sind bildlich dargestellt. Die Abteilung „Mutter- und Säuglingsfürsorge" enthält, insbesondere durch lehrreiche Photographien veranschaulicht, Beispiele der verschiedenartigsten Einrichtungen auf dem Gebiete des Säuglingschutzes und der Wohnungsfürsorge. Der Beschauer sieht Darstellungen von schlechten und guten Wohnungen, z. B. eine ganze Kolonie von guten Arbeiterwohnungen im Anschluß an eine große Fabrikanlage. Ferner sind vorhanden: Abbildungen von Entbindungsanstalten, Mütter- und Wöchnerinnenheimen, Säuglingsfürsorgestellen, Säuglingsheimen und Säuglingskrankenanstalten sowie der Einrichtungen für Unterbringung der Kinder außerhäuslich erwerbstätiger Mütter, insbesondere der Krippen. Das in der Ausstellung dargebotene Material führt jedem Besucher ohne die geringsten Vorkenntnisse das ganze große Gebiet der Säuglingskunde in leicht faßlicher Weise vor. Nicht nur Mütter können hier lernen,



Bildliche Darstellung,
wie das Kind gekleidet sein darf, im Gegensatz dazu rechts, wie es häufig unzweckmäßig eingehüllt ist.

sondern alle jene Persönlichkeiten, die sich mit Säuglingsfürsorge befassen: Ärzte, Sozialhygieniker, Verwaltungsbeamte finden reichliche Anregung. Es würde für den heute so unendlich wichtigen Säuglingsschutz eine außerordentlich große Förderung bedeuten, wenn jede Provinz Deutschlands über eine solche Wanderausstellung verfügte, wie sie gegenwärtig Belgien geboten wird. Der Preis ist angesichts des Zweckes wohl kein allzu hoher. Er beträgt ungefähr 12,000 bis 14,000 Mark. Es ist alles vorbereitet, daß die Ausstellung gleich verpackt und transportiert werden kann. Kisten und Koffer sind entsprechend gebaut, und für jedes einzelne Stück ist ein bestimmtes Schubfach vorgesehen.

Der Tyrann.

Skizze von Gertrud Papendick.

Als Schomberg den hellen Jagdwagen mit den Füchsen in die Lindenallee einbiegen sah, wußte er, was das bedeutete. Wenn sein Schwager Reynitz zu ihm nach Lingowo kam, hatte es immer nur einen Grund. Im ersten Jahr, als drüben noch der alte Herr regierte, sah Lingowo den jungen oft. Und damals hatte Schomberg dem hübschen Windhund dann jedesmal ohne ein Wort, mit einem gutmütigen Achselzucken, aus der Verlegenheit geholfen. Seitdem Hans Eugen selbst als Herr auf Burghardtsfelde saß, kam er sehr viel seltener. Aber es ging um mehr.

Schomberg beeilte sich nicht. Er ging über den Hof und blieb an der Scheune stehen, sah sich eine Weile das Grünfutterabladen an. „Macht nur forsch, Leute, daß ihr vorwärtskommt. Es muß heute noch alles rein. So ist das 'ne Bummelei."

Dann sprach er mit dem Inspektor. Mochte der Junge warten.

Als Schomberg ins Haus trat, sah er am Haken die fremde Mütze, und von der Veranda klangen die Stimmen der beiden Geschwister hell und vergnügt durch die offene Tür ins Haus.

„Ein Segen, daß du mal kamst, Hans Eugen," sagte Mia, „gib deine Tasse, bitte. Ich brauche manchmal dringend etwas von der leichten Reynitzschen Art als Gegengewicht für die Schombergsche Vortrefflichkeit. Die überwältigt einen mitunter." Sie lachte ihr helles, weiches Kinderlachen, und Hans Eugen fiel ein: „Das kann ich mir denken. Laß dich nur nicht unterkriegen, Mia, es wäre schade um dich."

„Ich nehme doch an, daß die Reynitzsche Art stark genug ist, sich zu behaupten", sagte Schomberg gelassen, als er heraustrat. „Guten Tag, Hans Eugen. Lange nicht gesehen. Du siehst ja vorzüglich aus. Dieser Reitanzug, Donnerwetter!"

Er setzte sich schwer in den leeren Korbstuhl: „Nun, ihr seid ja so betrübt, ihr beiden; schmeckt der Kaffee nicht?"

Mia lachte: „Du hast zu gute Ohren, Georg."

Sie sah dem Bruder sehr ähnlich, so ähnlich, daß es Schomberg oft ärgerte. Klein, schlank, biegsam wie er, mit denselben hellen Augen zum dunklen Haar und demselben schmalen, lebhaften Mund. Auch die Stimmen glichen sich, besonders beim Lachen. In diesem Lachen lag die ganze Reynitzsche Lebhaftigkeit, die in beiden steckte, die sich so schlecht vertrug mit dem schweren Blut der Schombergs.

Hans Eugen saß im Stuhl zurückgelehnt und sah an sich hinunter. Ein klein wenig verlegen war er: „Ja, der Anzug sitzt gut. Dabei habe ich ihn schon fast ein Jahr. Warum kommst du nie nach Burkhardtsfelde, Georg? Du mußt dir mal meine Felder ansehen. Es steht alles glänzend."

„Ich kenne deine Felder. Sie sind immer ausgezeichnet."

Hans Eugen fühlte den Spott, aber er bezwang sich. Nur die kleine Frau fuhr heraus: „Pfui, Georg! Hier, iß Kuchen, das besänftigt das Gemüt. Du hast dich wohl draußen geärgert?"

„Nicht die Spur. Wie sieht's in der Welt aus, Hans Eugen? Du kommst ja so viel herum. Warst du mal in Berlin?"

„Vorgestern zum Rennen im Grunewald. Da lief meine ‚Abendglocke'. Vierter Platz, aber immerhin annehmbar."

Schomberg kniff die Augen zusammen: „So."

„Warum du dich nicht auf die Pferde legst, Georg. Das bringt sich doch ein. Bei dem Glück, das du in allen Dingen hast."

Schomberg trank gemächlich seinen Kaffee. „Ja, ja, hast schon recht."

Mia zuckte die schmalen Schultern: „Laß das doch, Hans Eugen. Du kennst ihn doch. Du weißt ja, wie Zureden bei ihm hilft. Er tut dann gerade das Gegenteil. Erzähle lieber, wie es in Hohenpierow war. Du bist doch dagewesen. Ist die Marie Theres noch so hübsch?"

„Und ob!" Hans Eugen zeigte lachend die weißen Zähne. „Großartig war's, eine Aufmachung wieder" ...

Die beiden Geschwister sprachen allein. Das floß dahin wie ein Bach, den nichts trübte und nichts aufhielt. Es war, als hätten sie sich Jahre hindurch nicht gesehen, so viel hatte einer dem andern zu erzählen. Und Hans Eugen zeigte die Heiterkeit eines Mannes, für den das Leben keine Sorgen hat.

Schomberg saß schweigend. Er hörte auch gar nicht zu. Er gähnte ein wenig und sah aus halbgeschlossenen Augen in den Garten hinunter, der sich wie ein Meer von Rosen breitete. Die Julisonne brütete darin.

Wie gut die beiden sich verstehen, dachte Schomberg. Es ist eben das gleiche Blut. Und langsam wuchs etwas in ihm hoch, das er nie an sich gekannt: ein bitterer Verdruß, fast ein Schmerz darüber, daß Mia Schomberg nach den drei Jahren ihrer Ehe immer noch Mia von Reynitz war; daß er es nicht vermocht hatte, seine Frau zu sich herüberzuziehen; daß er in ihrem Herzen so weit zurückstand gegen den Leichtfuß von Bruder, der nur nach Lingowo kam, wenn er Geld brauchte. Schomberg hatte es immer empfunden, daß er seiner Frau ein Fremder war und blieb. Aber er war darüber hinweggekommen mit dem kühlen Gleichmut des Mannes, in dessen Leben die Frau nicht der wesentlichste Faktor ist. Es hatte ihn gelegentlich geärgert, weil er darin einen Beweis eigener Schwäche sah. Heute zum erstenmal tat es ihm weh.

Er stand schwerfällig auf. „Eine Zigarre, Hans Eugen? Du mußt mich entschuldigen, ich hab zu tun. Mia wird dir Gesellschaft leisten. Seh ich dich noch?"

In Hans Eugens hübsches Gesicht schlug jäh eine dunkle Röte. Er stand hastig auf: „Wenn es dir recht ist, Georg, komme ich mit."

Ein böses Lächeln zuckte um Schombergs Mund: „Bitte sehr."

Hans Eugen folgte ihm stumm. Erst als der andere in der Halle nach der Mütze griff, sagte er zögernd: „Könnten wir nicht erst in deinem Zimmer? . . . Ich wollte dich nämlich um etwas bitten."

Schomberg lachte: „Aber selbstverständlich." Er öffnete die Tür zu seinem Zimmer, ließ den Schwager eintreten. Dann schloß er hinter sich ab.

Drinnen war es halbdunkel und wundervoll kühl. Aber Hans Eugen standen trotzdem die hellen Tropfen auf der Stirn. Er war an der Tür stehengeblieben. Schomberg zog die Fenstervorhänge zurück. „Um wieviel handelt es sich?" fragte er.

Reynitz antwortete nicht gleich.

„Zehntausend?" fragte Schomberg.

— Schweigen. —

„Zwanzig?"

Wieder kam keine Antwort.

„Noch mehr?"

„Ja."

Schomberg fing an zu pfeifen. Irgendeine Opernmelodie, die Hans Eugen genau kannte. Aber er hätte im Augenblick nicht sagen können, was es war; er achtete auch nicht darauf.

Schomberg setzte sich auf die Schreibtischkante: „Bitte, red doch!"

„Ich kann die Zinsen nicht zahlen, Georg," kam es gepreßt, „ich weiß nicht, woher ich's nehmen soll."

„Ich denke, du machst eine glänzende Ernte."

„Ja, aber — da bleibt nicht viel."

Schomberg stand auf. Er ging einmal durchs Zimmer und blieb dann vor dem andern stehen. Um einen Kopf überragte er den. Und es schoß ihm plötzlich durch den Sinn, daß er diesen kleinen, leichten Kerl da vor ihm mit einer Hand am Genick packen und hinauswerfen könnte. Aber er tat es nicht. Er schob die Hand in die Tasche.

„Ach so, du willst damit sagen, daß die Erträge im voraus verpfändet sind."

Hans Eugen wurde blaß bis in die Lippen: „Ich wußte mir nicht anders zu helfen, Georg."

Schomberg lachte auf: „So ist's recht."

Wie ein abgekanzelter Schuljunge vor dem Lehrer stand Hans Eugen vor ihm. Das Abgeschmackte der Situation kam Schomberg plötzlich zum Bewußtsein, und er wandte sich weg, setzte sich an den Schreibtisch. „Nimm dir doch 'nen Stuhl, Hans Eugen. Im Sitzen ist so eine Besprechung gemütlicher. Also wo ist's denn geblieben?"

Reynitz atmete ruhiger: „Die vorige Ernte war miserabel, Georg. Daran kranke ich noch. Habe auch sonst viel Pech gehabt in der Wirtschaft. Außerdem fehlt mir deine Erfahrung. Früher habe ich mich nie um den Krempel gekümmert. Nun macht man eben mal was falsch. Und solch ein Fehler rächt sich so schwer. Das geht denn gleich in die Tausende. So war's mit der Brennerei."

„Ich hab dich gewarnt, Hans Eugen."

„Dann die Leute! Man hat kaum welche, und die man hat, sind nicht zu bezahlen."

„Die Zeiten sind doch nicht anders, werden sich auch kaum bessern."

Hans Eugen starrte eine Weile vor sich hin ohne ein Wort. „Du glaubst nicht, wie mir zumute ist, Georg", sagte er plötzlich.

„Ich glaub's schon. Na, und?". . .

„Man ist auch jung, Georg, trinkt einmal, läßt sich dann hinreißen" . . .

Schomberg stand auf. „Ach so, Spielschulden", sagte er.

Reynitz schwieg.

„Lieber Freund," sagte Schomberg ruhig, „das hättest du mir gleich sagen sollen, ich hätte dann hier nicht meine Zeit verschwendet. Einem Spieler helfe ich nicht."

Dem andern sanken die Arme schlaff an den Seiten herunter: „Georg, ich bin fertig. Ich kann Burkhardtsfelde nicht mehr halten."

Schomberg stand ungerührt: „Das kann ich mir denken."

„Georg, du bist der einzige, der mir helfen kann. Wenn du mir nicht hilfst, schieß ich mir heute abend eine Kugel vor den Kopf."

Da lachte der andere: „Damit ich mir nachher einbilden soll, ich hätte dich auf dem Gewissen. Du kennst mich schlecht, wenn du mich damit zu ködern glaubst. Ich helf dir nicht. An dir ist mir nichts gelegen. Aber ich will sehen, daß ich den alten Namen der Reynitz retten kann. Setz dich in Gottes Namen. Und nun, bitte, nenn mir Zahlen. Ich bin ein komischer Kerl, ich kann nicht rechnen, wenn ich keine Zahlen sehe." . .

*

Als Schomberg zum Abendbrot hereinkam, empfing ihn seine Frau mit verwundertem Gesicht. „Was ist denn los, wo ist Hans Eugen?"

„Fort. Weg. Schon seit einer Stunde. Läßt dich grüßen. Er hatte es sehr eilig."

Mia zuckte die Achseln: „Auf einmal? War's denn etwas so Dringendes, Georg?"

„Muß wohl."

„Schade. Er kommt so selten und war so nett, ich habe mich ordentlich gefreut."

„Sehr nett."

Mia Schomberg sah ihren Mann an. Sie sagte nichts; aber in ihren Augen sprang ein jähes Mißtrauen auf. Das blieb darin. Und wie in feindseliger Abwehr zog sie plötzlich die Hände vom Tisch, bog den Kopf zurück, schloß hochmütig den Mund.

„Ißt du nicht mehr?"

„Nein." Sie sah mit kalten Augen an ihm vorbei. Dem weichen jungen Gesicht stand der herbe Zug seltsam.

Keiner von beiden sprach mehr ein Wort. Die Schüsseln blieben stehen. Nur Schomberg trank verstimmt seinen eiskalten Mosel.

Wie eine tiefe, wachsende Entfremdung lag dieses Schweigen zwischen den beiden Menschen. Sie fühlten sie beide, doch keiner mühte sich, ihrer Herr zu werden. Schließlich stand die Frau auf und ging hinaus. Und es war ein bitterer Trotz in dieser stummen Tat. Es kam Schomberg vor, als wollte sie sich dadurch solidarisch erklären mit dem Bruder, dem er heute den Stuhl vor die Tür gesetzt hatte. Und doch wußte sie das gar nicht einmal.

Nachher saß er mit der Zigarre lange auf der Bank vorn im Garten, wie lange, wußte er nicht. Er rechnete, rechnete alles noch einmal durch und fand, daß die Rechnung stimmte. Er wußte, daß er sich auf seinen Kopf

verlassen konnte. Nur wenn er an seine Frau dachte, war es ihm, als habe er einen Fehler gemacht. Wo der lag, war ihm nicht recht klar. Er verstand sich so schlecht auf Frauenseelen. Er hatte auch nie versucht, sie zu ergründen; hatte sich nie die Mühe genommen, in ihnen etwas zu sehen, das seine eigenen Wege hatte, seine eigenen Gedanken, seine eigene Art. Daran dachte er jetzt. Und er wußte auf einmal, woher es kam, daß seine Frau so neben ihm herging wie eine Fremde, wie ein Mensch, der nur zufällig auf des andern Weg geraten. Nicht sie trug die Schuld, sondern er. Den Tyrannen von Lingowo nannte man ihn. Er wußte selbst am besten, daß er den Namen nicht zu Unrecht trug. Er kannte es nicht anders, als daß sein Wille Herr war, wohin er kam; er war es gewöhnt, daß jeder sich ihm unterwarf. Wer ihm den Weg kreuzte, wurde seinen Zwecken dienstbar, wer zu ihm gehörte, lebte sein Leben.

An seiner Frau scheiterte sein Wille zum erstenmal. Und als er das einsah, ließ er sie ganz, gab sie auf, wie man einen verlorenen Posten aufgibt. Und die beiden Menschen gingen immer weiter voneinander.

Schomberg war das ja nichts Neues; aber er kam nicht los von dem Gedanken: vielleicht tat der Schachzug des heutigen Tages das Letzte. Und den großen, klugen Mann faßte plötzlich die Furcht um das Schicksal des schwanken Gebäudes, das seine Ehe war.

Es wurde langsam dunkel. Am wolkenlosen Himmel blitzten die Sterne auf. Die weißen Steinstufen der Veranda und der breite Kiesweg vor dem Hause, auf dem seine Bank stand, schimmerten matt. Eine kleine graue Katze schlich darüber hinweg. Schomberg wollte aufstehen, sich die Flinte holen, denn es lief ihm keine Katze ungestraft über den Weg. Aber er sagte sich, daß er ja doch zu spät kommen würde. Es war ja auch gleich.

Oben ging die Verandatür. Jemand trat an die Treppe, ging langsam ein paar Stufen hinab, blieb stehen. Es war Mia.

„Bist du das, Georg?"

„Ja."

„Gehst du denn nicht schlafen?"

„Nein."

„Was machst du denn da?"

„Nichts."

Sie stand unschlüssig. Einen Augenblick sah es aus, als wollte sie wieder hinaufgehen. Schomberg sagte kein Wort. Und da kam sie ganz herunter, trat ein paar Schritte näher, so daß sie auf der Mitte des Weges stand. „Was war mit Hans Eugen, Georg?"

Schomberg stützte den Arm schwer auf die Rückenlehne. „Was sollte mit ihm sein?"

Mia trat zornig näher: „Das frag ich dich. Hältst du mich für so dumm, daß du denkst, ich sehe nicht, daß irgend etwas los war? Stundenlang habt ihr bei verschlossenen Türen miteinander verhandelt. Und dann ist er plötzlich weg, ohne mir Adieu zu sagen, ohne sich entschuldigen zu lassen. Hans Eugen weiß, was sich gehört. Er tut so etwas nicht ohne Grund."

Schomberg sagte nichts.

„Antworte doch, Georg. Ich will endlich reinen Wein haben — ich bin doch kein Kind, dem man etwas vormacht. Was wollte er denn von dir?"

Da lachte Schomberg: „Da du's durchaus wissen willst: mich anpumpen."

Mia fuhr auf: „Das ist nicht wahr!"

„Na, dann glaub's nicht."

„Georg, wie ist denn das möglich?"

Schomberg zuckte die Achseln: „Das frag mich doch nicht. Das ist seine Sache. Er muß es ja wissen, er ist's ja gewöhnt."

„Georg!"

„Ach so, du meinst, es war das erstemal? Gutes Kind, was hast du für Illusionen! Mit wenig fing es an, mit jedem Mal wurde es mehr. Ich könnte es dir vorrechnen, ich hab nur die Zahlen nicht mehr im Kopf. Es ist aber alles gebucht, verlaß dich darauf. Noch nicht einen Pfennig hab ich zurückbekommen."

Die kleine Frau stand schweigend. Schomberg sah, wie sie sich quälte. Er wußte, daß das sie traf wie ein Schlag ins Gesicht, und doch wurde ihm eigentümlich leicht dabei. Es tat ihm wohl, die Karten aufzudecken, mochte daraus entstehen, was wollte.

„Warum hast du mir das nie gesagt, Georg?"

Schomberg lachte wieder leise: „Willst du ihm helfen? Mit den paar Groschen, die dank deines Vaters merkwürdigem Testament für dich abfielen? Er wäre nicht weit gekommen damit, der Hans Eugen."

„Er ist doch kein Verschwender, Georg."

„Verschwender? Keine Spur. Er hat nur eine unglückliche Liebe zum Geld. Es hält nicht bei ihm aus. Es läuft ihm zwischen den Fingern durch wie Sand. Dafür kann er nichts."

„Und heute?"

Schomberg rauchte gelassen: „Heute ist er fertig."

Mia sah ihn groß an: „Was soll das heißen?"

„Er ist fertig, verstehst du das nicht? Du bist doch selber ein Landkind, hast den Ausdruck soundso oft gehört. Fertig. Ausgewirtschaftet. Bankrott. Es bedeutet alles dasselbe."

„Ach, Georg, red doch nicht."

„Du meinst, ich scherze? Ich denke nicht dran. Du wolltest ja wissen, was wir da in meinem Zimmer verhandelt haben. Da hast du's. Gebettelt hat er. Helfen sollte ich. Zahlen, zahlen. Eine neue Hypothek übernehmen. Burkhardtsfelde für ihn halten mit meinem Portemonnaie."

In Mias Gesicht war eine grenzenlose Aufregung: „Du hast's doch getan, Georg?"

„Nee!"

Ein heißer Schreck durchfuhr die arme kleine Frau.

„Herrgott, wie kannst du nur! Weißt du nicht, was das auf sich hat? Wenn Hans Eugen sich was antut in der Verzweiflung . . . impulsiv, wie er ist. Wenn er sich heute abend totschießt, Georg" . . . Die ganze Angst um den Bruder zitterte aus ihrer Stimme.

„Sei ruhig, Mia. Er hatte das zwar ursprünglich vor, aber er besann sich nachher eines anderen. Ein Mann wie dein Bruder faßt wohl gelegentlich diesen letzten Entschluß, aber er kommt nie dazu, ihn auszuführen. Zu helfen ist ihm nicht. Es wäre verlorene Liebesmüh gewesen. Er ist wie ein Sieb. Nach einem halben Jahr wäre er doch wieder so weit. Es mag dich verletzen, Mia, ich kann's nicht ändern: er ist ein trauriger Schwächling, der letzte Reynitz. Und es ist eine Notwendigkeit und ein Glück, daß Burkhardtsfelde aus seinen Händen kommt. Der alte, gute Boden, auf dem er sitzt, ist zu schade für ihn. Wer nicht der Mann ist, zu halten, was er hat, der ist dessen auch nicht wert."

Wie ein hilfloses Kind stand Mia vor ihrem Mann. Das Reynitzsche Blut war zu stark in ihr, als daß das sie nicht traf bis ins Innerste. Und der Reynitzsche Stolz bäumte sich wohl in ihr auf gegen den Mann, der den

Bruder so scharf verurteilte, aber ihre eigene gerade, ehrliche Frauennatur streckte die Waffen vor der kalten Wahrheit seiner Worte. „Was soll denn werden?" fragte sie leise.

„Mit Hans Eugen?" sprach er rauh. „Was kümmert's mich? Er kommt mit einem blauen Auge davon. Vielleicht geht er außer Landes, vielleicht auch nicht. Wo er den Rest verpulvert, ist ja schließlich gleich. In dem Alter ändert sich ein Mensch nicht mehr. Mag er gehen, wohin der Wind ihn treibt. Lingowo hat er heute zum letztenmal gesehn." Er stand zornig auf: „Was siehst du mich so an, Mia? Glaubst du, ich habe ihn beim Kragen genommen und rausgeworfen? Das war nicht nötig. Für einen halbwegs gebildeten Menschen genügt es, daß man ihm sagt: ‚In mein Haus kommst du nicht wieder.' Das hab ich allerdings gesagt. Und nun tu, was du willst, Mia! Du hast nur zu wählen. Wenn dir an Hans Eugen mehr liegt als an mir, dann sag's nur gleich." — Er sah nach der Uhr. — „Es ist kaum halb elf. In fünf Minuten kann der Wagen vor der Tür stehn. In anderthalb Stunden bist du in Burkhardtsfelde. Noch ist er da. Lange nicht mehr. Er hat ja da nicht mehr viel zu suchen. Wenn du zu ihm halten willst, Mia — ich zwinge dich nicht zu bleiben. Jeder Mensch muß wissen, wohin sein Herz ihn zieht. Du hast's ja bisher auch immer gewußt. Geh doch — geh nur! Ich geb dir so viel, als Burkhardtsfelde wert ist, davon kannst du ihm die Schulden bezahlen, solange es reicht. Halt mich nicht für einen edelmütigen Narren, ich war's nie. Ich will nur endlich Klarheit schaffen zwischen uns. So oder so. Wenn du gehst — dann gibt es allerdings keinen Weg mehr, der zurückführt nach Lingowo und zu mir. Dann ist es aus."

Mia Schomberg sagte kein Wort. Ihr Gesicht war unbeweglich, aber die schmalen Schultern zuckten kaum merklich, und die Hände verkrampften sich in hilfloser Qual.

Schomberg setzte sich wieder. Seine Zigarre stand als glimmender Punkt im Dunkel, sonst sah man nichts mehr von ihm.

In seinem Herzen aber brannte hell und heiß die Angst um seine Frau. Er wußte auf einmal, daß er mit ihr das Beste aus seinem Leben verlieren würde.

Und da sagte er in die Stille hinein mit einer Stimme, die weich und dunkel war vor innerer Bewegung: „Du dummes kleines Ding, komm mal her."

Mit großen, zweifelnden Augen sah sie ihn an.

Sie gab keine Antwort und rührte sich nicht.

„Na, dann bleib da."

Da kam sie. Und er hob sie auf seine Knie wie ein Kind.

„Gib mir deine Hand, Mia. So. Die andere auch. Ich halte sie fest. Ich bin kein Mensch, der losläßt, was er hat. Das weißt du doch. — Nicht weinen, Mädel, Mädel. Das ist der dumme Junge ja gar nicht wert. Glaub mir, du hättest ihn auch nicht halten können, nicht du, nicht ich, niemand. Menschen wie er müssen zugrunde gehen. Und man soll sie fallen lassen, wenn man sieht, daß ihnen nicht zu helfen ist. Ich habe Burghardtsfelde gekauft — ich wollte nicht, daß der schöne alte Besitz der Reynitz unter den Hammer kommt. Und ich meine, daß da einst ein Junge von uns sitzen soll, Mia; einer dort, einer hier, die es verstehn, ihren Kohl zu bauen, und denen das Herz in der Scholle wurzelt."

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 36. Berlin, den 4. September 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.



Die sieben Tage der Woche.

24. August.

Bei den Kämpfen östlich und südlich von Kowno nehmen unsere Truppen 9 Offiziere, 2600 Mann gefangen und erbeuten 8 Maschinengewehre.

Auf der Südwestfront von Brest-Litowsk werden die Höhen bei Kopytow gestürmt.

25. August.

Auf dem Ostufer des Bug, nördlich von Wlodawa, dringen Teile der Armee des Generals v. Linsingen unter Kämpfen nach Norden vor.

Die Reiterei des Feldzeugmeisters v. Puhallo geht beiderseits der von Kowel nach Kobrin führenden Straße vor.

Zwei feindliche Fluggeuggeschwader werfen im Saartal oberhalb und unterhalb von Saarlouis Bomben, mehrere Personen werden getötet oder verletzt; der Sachschaden ist unwesentlich. Vor ihrem Start werden die Geschwader in ihrem Hafen Nancy mit gutem Erfolge von unseren Fliegern angegriffen; außerdem büßen sie vier Flugzeuge ein; eines stürzt bei Bolchen brennend ab, Führer und Beobachter sind tot; eines fällt bei Rémilly mit seinen Insassen unversehrt in unsere Hände; ein drittes wird von einem deutschen Kampfflieger bei Arracourt (nördlich von Lunéville) dicht vor der französischen Linie zur Landung gezwungen und von unserer Artillerie zerstört; das vierte landet im Feuer unserer Abwehrgeschütze bei Moivrons (südlich von Nomeny) hinter der feindlichen Front.

Einer unserer kleinen Kreuzer beschießt die russische Signalstation Kap-Süd-Ristna auf der Insel Dagö und zerstört sie teilweise. Zur gleichen Zeit nimmt ein anderer kleiner Kreuzer die Signalstation Andreasberg gleichfalls auf Dagö mit Erfolg unter Feuer.

26. August.

Die Festung Brest-Litowsk fällt. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stürmen die Werke der West- und Nordwestfront und dringen in der Nacht in das Kernwerk ein. Der Feind gibt darauf die Festung preis.

Weiter südlich wird um den Berezowka-Abschnitt gekämpft; unsere Spitzen erreichen Bialystok. Die Armee des Generals v. Gallwitz wirft den Feind vom Orlanka-Abschnitt (nördlich und südöstlich von Bielsk) zurück.

27. August.

Die Festung Olita wird von den Russen geräumt und von uns besetzt.

Der Übergang über den Berezowka-Abschnitt (östlich von Ossowec) ist erkämpft; die Verfolgung ist auf der ganzen Front zwischen Suchowola (an der Berezowka) und dem Bialowieska-Forst im Gange.

Unter Führung des Generals Grafen Bothmer durchbrechen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen an der Zlota-Lipa nördlich und südlich von Brzezany die russischen Stellungen.

28. August.

Feindliche Flieger bewerfen ohne Erfolg Ostende, Middelkerke und Brügge.

In den Gefechten nordöstlich von Bausk und Schönberg wird der Gegner geworfen. Über 2000 Russen werden gefangen genommen, 2 Geschütze und 9 Maschinengewehre erbeutet.

29. August.

Die verbündeten Truppen auf dem südöstlichen Kriegschauplatz werfen den geschlagenen Feind über die Linie Pomorzany—Koniuchi—Kozowa und hinter dem Koropiec-Abschnitt zurück.

30. August.

In den Kämpfen östlich des Njemen erreicht die Armee des Generaloberſten v. Eichhorn die Gegend nordöstlich von Olita.

In der Richtung auf Grodno wird Lipsk (am Bobr) erstürmt, der Feind zum Aufgeben des Sidra-Abschnittes gezwungen und Sokolka durchschritten. Der Ostrand der Forsten nordöstlich von Bialystok ist an mehreren Stellen erreicht.

o o o

Die Landung in Hodeida.*)

Von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke.

Durch die Brandung kamen wir mit unseren schwerbeladenen Booten glücklicherweise ohne Kentern und Vollschlagen. Auf dem Wege an Land trafen wir ein kleines, mit Fischen beschäftigtes Araberboot, und der darin befindliche Araber teilte uns auf unsere Frage die beruhigende Antwort mit, daß Hodeida in französischen Händen sei. Der Irrtum war dadurch zustande gekommen, daß wir zwar recht gut Deutsch sprachen und der Araber Arabisch fließend beherrschte, aber damit war eine sichere Verständigung noch nicht ganz gewährleistet. Unsere Boote kamen kurz hinter der Brandung, etwa achthundert Meter vom Strande, schon fest. Alle Sachen mußten daher diese große Strecke durch knietiefes Wasser an Land geschafft werden. Aus Masten, Riemen, Hölzern, Schwimmwesten und Ähnlichem bauten wir uns rasch Flöße, auf die wir Munition, Maschinengewehre usw. setzten, damit der Transport schneller vor sich ging. Zuerst brachten wir die Maschinengewehre an Land.

Ich watete gleich mit durch. Am Strande panschte ein Araber im Wasser herum. Mit allen Zeichen von Liebenswürdigkeit und Freundschaft, deren ich fähig bin, und ohne Waffen ging ich auf ihn zu, um ihm die Bruderhand zu schütteln. Er mißverstand mich aber und verzog sich. Dasselbe geschah mit einem zweiten, der inzwischen erschienen war. Während ich nun unsere

*) Obenstehenden Abschnitt entnehmen wir aus dem Buch „Ayesha" von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke, das soeben im Verlag August Scherl G. m. b. H. erschienen ist. Preis 1 Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

Sachen weiter an Land schaffen ließ, näherte sich auf einem Hedschin, d. i. ein Reitkamel, ein uniformierter Mann. Die Uniform war blau und rot. Um den Kopf hatte er ein Tuch geschlungen. Was für eine Uniform es war, wußte ich nicht. Es konnte sehr leicht eine französische sein. Dieser Mann hatte die unangenehme Eigenschaft, bewaffnet zu sein. Als er auf etwa 600 Meter herangekommen war, blieb er mit schußklarem Gewehr stehen und beobachtete unsere Arbeit. Ich ging ohne Waffen auf ihn zu, winkte ihn an, rief ihn an und machte ihm auf alle mögliche Art und Weise verständlich, daß ich mit ihm reden wolle. Bis auf zweihundert Meter ließ er mich ganz ruhig näherkommen, dann legte er auf mich an. Ich blieb stehen. Er setzte wieder ab. Darauf ging ich einige Schritte vor. Er legte wieder an. Ich blieb stehen, er setzte wieder ab. Ich machte wieder einige Schritte vor. Er legte wieder an. Ich blieb stehen, und so wiederholte sich dieses neckische Spiel einige Minuten lang, bis ich auf ungefähr fünfzig Meter an ihn heran war. Dann setzte er nicht wieder ab; infolgedessen blieb ich etwas länger stehen. Eine Verständigung mit der Sprache war bei ihm ausgeschlossen. Keinen meiner Zurufe verstand er. Er machte aber ein Zeichen, das nicht anders gedeutet werden konnte, als hierbleiben. Nachdem ich ihm lebhaft versichert hatte, daß wir gar nicht daran dächten, wegzugehen, und wir uns hier sehr wohl fühlten, ging ich zurück. Er bestieg sein Kamel und verschwand mit höchster Fahrt in Richtung auf Hodeida, dessen weiße Häuser wir in weiter Ferne eben noch erkennen konnten.

Jetzt war für uns höchste Eile geboten. In drei bis vier Stunden konnten wir die französische Garnison auf dem Leibe haben. Es wurde deshalb mit äußerster Kraft gearbeitet, um die Sachen an Land zu bringen, und um den Marsch in die Wüste antreten zu können. Meine Absicht war, tagsüber in der Wüste zu bleiben, nachts einen Offizier nach Hodeida zu schicken, der Erkundigungen einziehen sollte. Fielen diese ungünstig aus, wollte ich am nächsten Tag noch in der Wüste bleiben und in der dann kommenden Nacht mit der „Choising“ wieder zusammentreffen, um auf gut Glück weiterzufahren.

In dem Augenblick, als wir weiter marschieren wollten, strömten die niedrigen Sandhügel der Wüste eine große Anzahl, zunächst achtzig, dann hundert und mehr bewaffnete Beduinen aus. Diese legten sich in eine Art Schützenlinie und verschwanden hinter den Sanddünen am Strande. Darauf bildeten wir ebenfalls Schützenlinie und machten klar zum Gefecht. Ich erwartete den ersten Schuß von der andern Seite. Nach einigen Minuten lösten sich aus der Schützenlinie ungefähr zwölf unbewaffnete Gestalten los und kamen auf uns zu, indem sie mit den Armen winkten. Ich schnallte Säbel und Pistole ab und ging ihnen entgegen.

In der Mitte zwischen beiden Linien trafen wir uns. Es erhob sich sofort eine lebhafte Unterhaltung. Leider aber verstand einer den andern nicht. Die Beduinen schrien, heftig gestikulierend, mit südländischer Lebhaftigkeit auf uns ein und machten die sonderbarsten Zeichen, ohne daß ich verstand, was sie wollten. Mein Versuch, mit ihnen deutsch, englisch, französisch, malaiisch zu verkehren, schlug fehl. Ich ließ darauf unsere Kriegsflagge, die wir bei uns hatten, anfahren und zeigte ihnen in handgreiflichster Art und Weise: schwarzweißrot, das Eiserne Kreuz, den Adler. Sie verstanden es nicht. In der Annahme, daß die Küstenbevölkerungen in den Gegenden, wo ich vielleicht zum Landen gezwungen wäre, unsere Kriegsflagge nicht kennen würden, hatte ich eine große Handelsflagge mitgenommen. Diese zeigte ich ihnen. Auch das verstanden sie nicht. Darauf zeigten wir auf den auf Reede liegenden französischen Panzerkreuzer, schüttelten mit wilder Gebärde die Fäuste gegen ihn und brüllten einstimmig dazu: „Bum, bum, bum!“ Aber immer kehrten ihre verrückten Zeichen wieder. So hielten sie die Hand schirmartig vor die Stirn und bewegten dabei den Kopf lebhaft nach links und rechts, oder sie strichen mit zwei Fingern über das Gesicht nach unten oder oben. Ein weiteres Zeichen bestand darin, daß sie die ausgestreckten Zeigefinger der beiden Hände aneinanderrieben und uns dabei dumm anglotzten. Das glaubten wir zu verstehen. Wir dachten, es reiben sich zwei aneinander, d. h. also, wir sind Feinde. Mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung standen, versuchten wir ihnen klarzumachen, daß dies nicht der Fall sei. Genützt haben wir damit der Verständigung nicht viel, denn hinterher stellte es sich heraus, daß das Zeichen nicht heißt: Wir sind Feinde, sondern: Wir sind Freunde. Als letztes Hilfsmittel holten wir nun ein Goldstück hervor. Für dieses waren die Araber von vornherein sehr empfänglich. Wir zeigten ihnen den Adler. Das verstanden sie jedoch nicht. Darauf zeigte ich ihnen das Kaiserbild. Dies erregte sofort ihr lebhaftes Interesse, und auf ihrer Seite fiel plötzlich der Ausdruck „Aleman“. Das verstanden wir wiederum. Das konnte nur „Deutsche“ heißen. Sofort schrien wir alle aus Leibeskräften, um uns den Landessitten anzupassen: Aleman! Aleman! und damit war die Brücke der Verständigung geschlagen.

Umsteigeverkehr.

Von Hans Dominik.

Das alte verkehrstechnische und viel umstrittene Problem des Umsteigeverkehrs hat gegenwärtig durch die beabsichtigten Tarifänderungen der Großen Berliner Straßenbahn wieder besondere Aktualität erlangt, und es verlohnt sich wohl, sich einmal näher damit zu befassen. Eine vollständige und objektive Würdigung der Vorzüge und Schattenseiten des Umsteigeverkehrs wird in gleicher Weise psychologische und technische Umstände und Verhältnisse in die Rechnung stellen müssen. Von psychologischen zunächst einmal die Tatsache, daß die Bequemlichkeit eine tiefeingewurzelte menschliche Eigenschaft ist, daß der Fahrgast im Durchschnitt keinen Wert darauf legt, seinen Platz zu verlassen und den Wagen zu wechseln, wenn es nicht unbedingt notwendig ist. Diese Erfahrung konnte man schon seit vielen Jahren auf unseren Vollbahnen machen, auf denen sich die sogenannten durchgehenden Wagen seit jeher großer Beliebtheit erfreuen. Es mag als Beispiel nur der berühmte Wagen Berlin—Meran genannt werden, der in Bozen vom Zuge nach Rom abgekoppelt und an den Meraner Lokalzug gehängt wird. Man sollte meinen, daß jemand, der von Berlin bis Bozen bereits 24

Stunden im Zug gesessen hat, ganz gern einmal umsteigen möchte, aber nach den Erfahrungen der Praxis ist das Gegenteil der Fall.

Auch bei kleineren Fahrten ist das große Publikum im allgemeinen kein Freund des Umsteigens, sondern zieht direkte Wagen vor. Als Beispiel dafür können die mannigfachen Hoch- und Untergrundbahnbetriebe der verschiedenen europäischen Großstädte dienen. Aus betriebstechnischen Gründen sind diese lokalen Schnellbahnen vielfach darauf angewiesen, einen ausgiebigen Umsteigeverkehr einzuführen. Als klassisches Beispiel sei hier das alte Gleisdreieck der Berliner Hoch- und Untergrundbahn genannt. Seine Einrichtung war darauf angelegt, daß drei voneinander unabhängige Linien, nämlich Leipziger Platz—West, Leipziger Platz—Ost und West—Ost verkehren konnten. Die Praxis hat bekanntlich die Bedenklichkeit dieser alten Anlage erwiesen und zur Umwandlung des Dreieckes in einen einfachen Knotenpunkt geführt, der nun einen Umsteigeverkehr für alle diejenigen notwendig macht, die vom Westen oder vom Leipziger Platz nach dem Osten wollen. Dieser Umsteigeverkehr bedeutet für die Gesellschaft eine Vereinfachung und Sicherung des Betriebes. Für das Publikum bringt er die Notwendigkeit des Umsteigens mit sich, und was über dies Umsteigen hier und weiterhin am Nollendorfplatz und Wittenbergplatz in Berlin geschimpft wird, das geht nicht auf die bekannte Kuhhaut. Trotzdem sind die lokalen Schnellbahnen infolge der Gestalt ihrer Netze gezwungen, den Umsteigeverkehr zu pflegen, und namentlich in Paris ist er in sehr starkem Maß eingeführt, so daß dort eine längere Fahrt ohne zwei- oder dreimaliges Umsteigen kaum denkbar ist.

Wesentlich anders pflegen dagegen die Verhältnisse auf den Straßenbahnen zu liegen. Um sie voll zu verstehen, müssen wir uns mit den Begriffen „Strecke“ und „Linie“ vertraut machen. Die Strecke ist das, was auf der Straße in Stahl und Kupfer eingebaut ist, also Schienen, Oberleitung und so weiter. Diese Strecken bilden bei großen Straßenbahnanlagen ein ziemlich engmaschiges Netz, dessen Gestalt durch den Bauplan der Stadt bedingt wird. Die Linie dagegen ist ein betriebs- oder verkehrstechnischer Begriff. Der Betrieb auf dem Streckennetz muß in einzelnen Linien erfolgen, die der Verkehrstechniker nach den Anforderungen des Verkehrs festlegt, der Betriebstechniker nach dieser Festlegung betreibt. Der Verkehr geht vom Publikum aus, und nicht zu Unrecht hat man das Gleichnis geprägt, daß der Verkehr gewissermaßen ein Körper sei, welchem die Straßenbahngesellschaft durch ihren Betrieb ein passendes Gewand liefern muß. Ein gut passendes Gewand! Das Kleid kann zu weit sein, d. h., es können auf einer Linie unnötig viele Wagen laufen oder Linien ohne genügenden Verkehr betrieben werden. Den Schaden davon hat die Gesellschaft. Aber auch umgekehrt kann das Kleid an manchen Stellen zu eng sein, kann kneifen. Das sind diejenigen Stellen, an denen die Wagen stets überfüllt sind und schwer oder gar nicht Platz zu bekommen ist. Hier haben Publikum und Gesellschaft beide den Schaden. Die Kunst des Verkehrstechnikers besteht darin, den Betrieb so auszubauen, daß er den Anforderungen des Verkehrs gut gerecht wird, daß das Kleid an allen Stellen gut paßt.

Zu den Mitteln, die für eine gute Betriebsleitung in Frage kommen, gehört nun auch zweifellos der Umsteigeverkehr. Wie weit er geboten ist, das hängt nicht zum mindesten von der Gestalt des Stadtplanes bzw. des Streckennetzes ab. Bei solchen Plänen und Netzen können wir nun zwei prinzipielle Fälle unterscheiden, die Radialanlage und die Karreeanlage. Bei der Radialanlage gehen die Straßen vom Mittelpunkte der Stadt radial nach allen Seiten aus und sind durch mehrere Reihen von Ringstraßen verbunden. Solche Anlage findet sich besonders gern dort, wo frühere Festungsumwallungen abgebrochen wurden und nun Raum für eine Ringstraße boten. Köln am Rhein und Wien mögen als Beispiele dafür genannt sein. Den Gegensatz dazu bildet die Karreeanlage, bei welcher das Weichbild von einem System einander paralleler Straßen und einem zweiten, dazu rechtwinkligen System durchzogen wird. Die Friedrichstadt in Berlin, Mannheim, Neuyork und viele andere amerikanische Städte sind Beispiele dafür.

Wo nun das Netz sich auf Radial- und Ringstraßen verteilt, da wird ein Umsteigeverkehr fast immer am Platze sein. Man wird in den Ringstraßen Ringlinien laufen lassen, in den Radialstraßen einzelne Linien im Pendelverkehr betreiben und einen Übergangsverkehr zwischen diesen Linien in der Weise etablieren, daß der Fahrgast von jeder Radiallinie auf die Ringe übergehen kann, bzw. umgekehrt. Nach diesem Schema ist beispielsweise in Wien verfahren. Es gibt hier den einfachen Umsteigeverkehr für eine Radiallinie und einen Teil der Ringlinie, für welchen der Fahrschein am Wochentage 14 Heller, nach elf Uhr nachts und an Sonntagen dagegen 20 Heller kostet. Mit diesem einmaligen Umsteigen müßte man so nahe, wie es überhaupt möglich ist, ans Ziel gelangen können, wenn die Stadt wirklich mathematisch genau nach dem Peripherieradialsystem gebaut wäre. Da sie aber naturgemäß mancherlei Unregelmäßigkeiten zeigt, so kann auch weiteres Umsteigen geboten sein. Deshalb werden in Wien auch noch Fahrscheine für mehrfaches Umsteigen ausgegeben und kosten 20 Heller. Damit aber kommen wir vom Technischen wieder ins Psychologische. Leider huldigt ein Teil der Menschheit der Ansicht, daß einer Verkehrsgesellschaft gegenüber die Gesetze der Ehrlichkeit nur bedingt gelten. Es würde daher mit solchen Umsteigefahrkarten ohne hinreichende Kontrolle mancher Schwindel getrieben werden. Eine Kontrolle bei mehrfachem Umsteigen aber ist außergewöhnlich schwer. Im zweiten und dritten Wagen hört so ziemlich jede Prüfung nach Fahrscheinnummern auf. Inwieweit die Fahrscheine widerrechtlich übertragen werden, läßt sich natürlich gar nicht feststellen, da ja beim Straßenbahnbetrieb die wohltätige Kontrolle der Bahnsteigsperre fehlt. Man muß sich daher darauf beschränken, den möglicherweise vorkommenden Mißbrauch wenigstens zeitlich einzuschränken. So werden die mehrfachen Wiener Umsteigescheine mit Datum und Stunde geknipst und behalten ihre Gültigkeit nur 60 Minuten.

Auch bei Städten, die an sich zum großen Teil nach dem Karreesystem gebaut sind, kann die Streckenanlage, die sich ja häufig nur einen kleinen Teil aller vorhandenen Straßen aussucht, so erfolgen, daß mehrere an einem Punkte verknüpfte und strahlenförmig auseinanderlaufende Strecken entstehen. Hier wird der Betrieb ebenfalls den Umsteigeverkehr benötigen. Einen geradezu klassischen Fall dafür bietet Potsdam. Die vier großen Hauptlinien nach Sanssouci, dem Neuen Garten, der Glienicker Brücke und Nowawes treffen sich alle am Wil-

helmplatz, und hier etabliert sich ein reger Umsteigeverkehr, für welchen der Preis nach dem auch sonst für die Potsdamer Straßenbahn geltenden System der Teilstrecken bemessen wird. Die Gesellschaft betrachtet also diejenige Linie, welche sich der Fahrgast durch sein Umsteigen zurechtmacht, gewissermaßen als eine zusammenhängende Betriebslinie. Ist ihre Länge zwischen dem Betreten des ersten und dem Verlassen des zweiten Wagens nicht länger als die Grundstrecke, so beträgt der Preis zehn Pfennig. Sonst fünfzehn, zwanzig usw. je nach der Länge.

Was nun das Umsteigen selbst angeht, so ist es für den Ortsunkundigen nicht immer einfach. In Wien verläßt man sich schon am besten aufs Fragen. In kleineren Städten mit einfacheren Netzen, beispielsweise in Braunschweig und Dortmund, hat man das Streckennetz auf die Rückseite des Fahrscheins gedruckt und die Bezeichnungen der Umsteigestellen daneben, so daß der Fahrgast sich einigermaßen ein Bild machen kann.

Betrachten wir endlich Städte nach dem reinen Karreesystem, so ergibt die Lösung, ein System von Pendellinien in der einen Straßengruppe und ein zweites in der dazu rechtwinkligen zu betreiben und einen einmaligen Umsteigeverkehr von Linien der einen Gruppe auf Linien der zweiten zuzulassen. Das ist beispielsweise in mehreren amerikanischen Städten geschehen. In der Praxis aber werden die Städte nur selten mathematisch genau nach solchem Schema gebaut sein. Namentlich in Deutschland finden sich recht unregelmäßige Stadtbaupläne, und dementsprechend tritt die Frage auf, wie der Betrieb hier dem Verkehr am besten gerecht werden kann. In den meisten Fällen ist dies in der Tat durch die Errichtung eines Umsteigeverkehrs geschehen. Dabei aber hat man die Preise stets so bemessen, daß sie eine angemessene Bezahlung für die verkehrstechnische Leistung der Gesellschaft bedeuten. Berlin mit seinem Groschentarif für Strecken bis zu 22 Kilometer steht so ziemlich als Einzelerscheinung in der ganzen Welt da. In München beispielsweise ist der Umsteigeverkehr auf den auch in Potsdam gültigen Teilstreckentarif aufgebaut, d. h., auch die mit Umsteigen ausgeführte Reise kostet 10 Pfennig, solange sie die Grundstrecke in ihrer Länge nicht übersteigt. Darüber hinaus stufen sich die Preise bis zu 35 Pfennig ab.

Eines verhältnismäßig billigen Tarifes erfreut sich Leipzig, nur erfahren die Verhältnisse hier dadurch eine gewisse Kompliziertheit, daß der Verkehr von zwei voneinander vollkommen unabhängigen Bahngesellschaften besorgt wird, zwischen denen es natürlich auch kein Umsteigen gibt. Dafür erhält man für jede dieser beiden Gesellschaften Umsteigekarten mit ziemlicher Linienlänge zum Preise von 10 Pfennig. Für die Außenstrecken hingegen stuft sich der Preis bis zu 35 Pfennig ab. Einen gut entwickelten Umsteigeverkehr besitzt auch Hannover. Hier wird aber für die Berechtigung zum Umsteigen grundsätzlich ein Zuschlag von 5 Pfennig erhoben, so also, daß das Umsteigebillett unter allen Umständen 15 Pfennig kostet, während einfache kurze Fahrten für zehn Pfennig zu haben sind. Die Außenlinien reichen recht weit und kommen auf der Strecke Hannover—Haimar bis auf 29,5 Kilometer, womit die berühmte Berliner Linie Wittenau—Buckow (23,6 Kilometer) noch erheblich übertroffen wird.

Selbstverständlich denkt aber in Hannover niemand daran, solche Riesenstrecken nach dem Groschentarif zu betreiben. Die Preise stufen sich vielmehr nach der Streckenlänge ab und erreichen für die zuletzt genannte Linie nach Haimar den originellen Betrag von 59 Pfennig. Die Summe ist so gegeben, weil bei 60 Pfennig die Fahrkartensteuer beginnt. Die bisher gegebenen Beispiele von Umsteigebetrieben zeigen jedenfalls, daß Umsteigeverkehr und Groschentarif zwei verschiedene Dinge sind, die nicht gewaltsam verquickt werden können. Solange die Linie, die sich der Fahrgast beim Umsteigen zusammenbaut, innerhalb einer angemessenen Grundstrecke liegt, ist natürlich auch beim Umsteigeverkehr der Groschentarif am Platze. Wenn hier einzelne der angeführten Städte unter allen Umständen einen Aufschlag erheben, erscheint dies nicht gerechtfertigt und kaum im Wesen des Umsteigeverkehrs begründet. Auf der anderen Seite aber ist eine Tarifierung bei längeren Strecken nicht unbillig.

Wenden wir uns schließlich nach Berlin, der Stadt des Groschentarifs, so finden wir auf den Strecken der Berlin—Charlottenburger Straßenbahn bereits einen ganz hübsch entwickelten Umsteigeverkehr mit zwölf Umsteigepunkten. Die Kontrolle wird hier durch Einknipsen von Datum und Stunde in den Fahrschein bewirkt, und für die Grundstrecken kostet auch die Umsteigekarte nur 10 Pfennig. In Berlin selbst hat sich dank der sehr zahlreichen rund hundert Linien das Bedürfnis nach einem Umsteigeverkehr bisher nicht sehr fühlbar gemacht. Im allgemeinen gilt hier die Erfahrung, daß man so ziemlich von jedem Punkte des Netzes zu jedem anderen mit durchgehendem Wagen gelangen kann. Trotzdem ist der Umsteigeverkehr auch hier anläßlich der geplanten Tarifänderung Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen. Theoretisch bieten sich bei hundert Linien, wenn man von jeder auf jede andere eine Übergangsmöglichkeit annimmt, zehntausend Umsteigemöglichkeiten im ganzen. Die Vorschläge der Berliner Gesellschaft enthalten aber nur 62 Umsteigelinien und bringen für diese mit Längen von 7—8 Kilometer den 15-Pfennig-Tarif in Vorschlag.

Erst die Zukunft wird über diese Pläne und Vorschläge entscheiden. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß die Einführung des Umsteigeverkehrs in jedem Falle eine wertvolle Aushilfe bedeutet. Sie ermöglicht es der Betriebsgesellschaft, die Errichtung neuer und zunächst wahrscheinlich noch unwirtschaftlicher Linien hinauszuschieben, und gibt den Betriebsplänen eine Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, die im Interesse einer glatten Abwicklung des Betriebes jedenfalls willkommen ist. In der Hauptsache wird man die Einführung des Umsteigeverkehrs daher stets mit Freuden begrüßen müssen.

o o o

Kriegsküche.

Plauderei für die Hausfrauen von Greta Warneyer.

Bei dem ersten Wort der Überschrift sieht man im Geist unwillkürlich alle die schönen Schinken, Würste und andere Fleischkonserven vorüberziehen, die wir dem edlen Borstentier, dem Schwein, zu verdanken haben, dessen Mast jetzt in der Kriegzeit mit Schwierigkeit verbunden ist, weshalb wir auch sein Fleisch fast doppelt so teuer als sonst bezahlen müssen. Diese Preissteigerung hat wieder zur Folge, daß von vielen Haushaltungen, die sonst ihren Bedarf an Wurst und Rauchwaren selbst her-

Kowno unser!

Von

Rudolf Herzog.

Seele, meine Seele auf stürmenden Schwingen,
Hast du noch Atem, zu sagen und singen?
Uebern Himmel flackert's wie fressende Glut,
Und die Nacht wird zum Tag, und der Tag wird gut,
Und der Mammutmörser Morgengesang
Fegt die erwachenden Wälder entlang,
Mit Feldhaubitzen zum Wecken vereint:
Reservekorps vierzig — heran an den Feind!

Der Stabschef diktiert: „Dort liegt der Njemen.
Am Njemen Kowno. Kowno nehmen."
Nicht langen Befehls braucht das vierzigste Korps. —
Und aus Wäldern und Wiesen, da quillt es hervor,
Eine Menschenflut, eine Männerflut, . .
Und der Weg wird rot, wird rot von Blut,
Wird schwarz von Granaten, die hämmern zum Sturm
Und hämmern zur Hölle den Panzerturm.

Mit quellenden Augen, die Fäuste wie Fänge,
In die Bresche hinein und in Gräben und Gänge,
Und ein Würgen wie Falken im Otternnest.
Maschinengewehr vor! Das schafft den Rest . .
Im Blutschweiß starrn sie zum Führer hinauf.
„Keine Pause! Keine Pause! Sprung auf — Sprung auf!"
Und durch Gürtel von Stein und durch Gürtel von Stahl
Brechen sie ein ins Njemental.

Und der Fluß, der blau sonst die Ufer feuchtet,
Fließt purpurfarb, wie von Fackeln beleuchtet,
Und der Himmel ist rot wie ein Blutrubin.
Die Brücken bersten! Und drüben fliehn
Die Flammen und flüchten von Haus zu Haus,
Brandfahnen flattern zum Giebel hinaus,
Rauchfetzen taumeln wie Rabengeschwärm,
Und in Glut und Geprassel Granatengelärm!

Pioniere, nackt wie Gott sie geschaffen,
Hinein in die Flut, überm Kopf die Waffen.
In Kähnen verpackt folgt die Infantrie.
Die Fahrbahn erzwingt eine Feldbatterie.
Und vorne im Nachen, als stünd er aus Stahl,
Der Kommandierende General.
Gradaus das funkelnde Aug gewandt.
Stumm reicht er dem Stabschef die markige Hand. —

Seele, meine Seele auf stürmenden Schwingen,
Hast du noch Atem, zu sagen und singen?
Stürmen die Truppen doch atemlos
Weiter schon, weiter zum nächsten Stoß!
Des Russenreichs ragendste Feste in Staub,
Die Fahnen umwunden mit Eichenlaub,
Und Hände und Helme zum Schwure empor:
„Kaiser, mein Kaiser — dein vierzigstes Korps . . !"

In der Festung,
18. August 1915.



stellten, auf das Hausschlachten verzichtet wird. Das ist besonders in der Kriegzeit zu bedauern, bedeutet doch eigengemachte Wurst immer eine große Ersparnis, ganz abgesehen davon, daß die selbstbereiteten Produkte von keiner gekauften Ware erreicht werden. Aber warum denken wir eigentlich, daß einzig und allein nur das Schwein für diesen Zweck in Betracht kommt? Als ob es auf der weiten Welt nicht auch noch andere Schlachttiere, z. B. Ziege, Schaf, Kaninchen, von diesen gezüchtete wie auch wilde, gäbe? Ob man von Kaninchen denn auch Wurst machen kann? O ja; ganz vorzügliche Leberwurst, Bratwurst, Wiener Würstchen usw. Und aus Ziegen- und Schaffleisch läßt sich Mettwurst herstellen, die durchaus befriedigend ausfällt. Wir nehmen zur Ergänzung nur einige Pfund Schweinefleisch mithinzu, das ist nicht so kostspielig, als wenn wir unsere Hausschlachterei wie bisher nur auf Schweinefleisch gründen.

Doch bleiben wir zunächst einmal bei Ziegenfleisch, von dem manche Leserin vielleicht erklären wird, sie könne es überhaupt nicht essen. O bitte, das ist wirklich nur Vorurteil. Dasselbe hätte sicher manche Touristin auch behauptet, und doch hat ihr im Almgasthaus der Hammelbraten, der eigentlich von einer fetten Ziege stammt, ganz vortrefflich gemundet. Schaf bzw. Hammel und Ziege sind sich im Geschmack äußerst ähnlich, fast möchte man sagen: gleich. Doch es handelt sich hier nicht um die Verwertung des Ziegenfleisches zu Braten, sondern zu Rauchware. Da sei denn zunächst gesagt, daß sich die Keulen einer fetten Ziege sowohl wie eines Schafes ganz vorzüglich als Schinken räuchern lassen, die bei richtiger Zubereitung und Behandlung sich ebensolange halten wie Schweineschinken. Die Keulen werden hierzu mit Salz, Salpeter und Zucker sowie an den Knochenstellen noch besonders mit Pfeffer eingerieben, dann müssen die Keulen drei Wochen in Salzlake pökeln und werden geräuchert. Selbst auf den beliebten Kasseler Rippespeer brauchen wir in kommenden Monaten noch nicht zu verzichten. Zwar ist es kein Rippespeer vom Schwein, sondern von der Ziege oder vom Schaf. Wie der echte Kasseler wird unser Ziegenrippespeer auch erst eingepökelt und dann leicht angeräuchert. Genau wie der Schweinerücken wird auch der Ziegenrücken in der Mitte aufgeschlagen und die langen Rippen rechts und links dreifingerbreit verkürzt. Je nachdem wird der Rippespeer später gekocht und mit Grün- oder Sauerkohl gereicht, wobei man die Kochbrühe des Fleisches gleich zum Schmoren des Kohls benutzt, oder man schmort den Rippespeer als Braten mit Wein und Pilzen oder Maronen. Gekocht und in der Brühe erkaltet, liefert der Rippespeer auch einen guten Aufschnitt. Wir sollten überhaupt noch mehr Fleisch durch Räuchern konservieren. Über Sommer ist die Fütterung der Tiere verhältnismäßig leicht, da sollten wir aus wirtschaftlichen Gründen, wenn die Stallfütterung im Herbst einsetzt, unsern Fleischbedarf für möglichst lange Zeit decken. Wir erhalten dann nicht nur das beste Fleisch, sondern dies auch am preiswertesten. Das gilt besonders auch von Kaninchen, die sich, was ziemlich unbekannt sein dürfte, gleichfalls vorzüglich räuchern lassen. Man verwendet hierzu den Rücken mit den daransitzenden Keulen, pökelt drei Tage und räuchert dann leicht. Später gekocht schmeckt das Fleisch äußerst angenehm, doch kann man es auch schmoren oder braten.

Nun aber zur Wurstbereitung. Zunächst einmal Mettwurst. Hierzu nimmt man 10 Pfund frisches, mageres Fleisch von der Ziege, vom Schaf oder auch von der nötigen Anzahl Kaninchen, treibt es roh mehreremal durch die Fleischmaschine, gibt 500 Gramm feingewürfeltes, fettes rohes Schweinefleisch sowie 50 Gramm Schweineschmalz, 16 Gramm Pfeffer, 195 Gramm Salz und einen halben Teelöffel voll Salpeter hinzu, arbeitet die Wurstmasse gut durch, stopft sie in Schweine- oder Rinderdärme, pökelt 24 Stunden und räuchert. Aus dem Fleisch von gezüchteten Kaninchen schmeckt diese Mettwurst besonders gut; Wildkaninchenfleisch läßt sie etwas dunkler aussehen, ist sonst aber auch sehr zu empfehlen. Eine feine Leberwurst läßt sich aus einem Kilogramm Leber, ganz gleich ob Ziegen-, Schaf- oder Kaninchenleber oder Leber von verschiedenen Tieren, herstellen, wenn man, wie folgt, verfährt: Gehäutet läßt man die Lebern in kochendem Wasser langsam gar ziehen, aber nicht hart kochen und hackt oder wiegt sie ganz fein. Nun vermischt man drei Pfund gekochtes, mageres und mehrmals durch die Maschine gedrehtes Kaninchenfleisch mit einem Kilo durchgedrehtem, fettem Schweinefleisch, das gleichfalls vorher gekocht wurde, gibt noch 1½ Kilo gekochtes, erkaltetes und dann feingewürfeltes fettes Schweinefleisch sowie die Lebern hinzu, würzt mit Salz, Nelkenpfeffer, Majoran, Thymian, Muskat, einigen in Fett gekochten, durch ein Sieb gestrichenen Zwiebeln und etwa zwei Handvoll in Fett gar geschmorten und fein gehackten Trüffeln oder Champignons. Gut verarbeitet füllt man die Masse in Gläser und sterilisiert. Doch wir möchten von unserer selbstbereiteten Wurstware auch manches Paket ins Feld schicken als Beweis unserer Liebe und Intelligenz, die nimmer müde ist, neue Mittel und Wege zu finden, um, was die wirtschaftliche Seite des Krieges betrifft, zum Siege mitbeizutragen. Um nun besonders Leberwurst versenden zu können, müssen wir die Wurstmasse hierzu in kleine Därme füllen und leicht räuchern lassen, oder wir benutzen schon gebrauchte Fleischblechkonservendosen, deren Rand wir vom Klempner wieder glattschneiden lassen. Gut gereinigt, füllen wir die Wurstmasse hinein, lassen die Dosen unter unserer Aufsicht vom Klempner zulöten und sterilisieren dann.

Doch unser Wurstprogramm ist noch längst nicht zu Ende, wir wollen auch noch einen Versuch mit Bratwurst aus Kaninchenfleisch machen, der, das will ich schon im voraus verraten, tadellos gelingen wird. Man nimmt hierzu drei Teile Fleisch und einen Teil Fett; letzteres kann als Abfüllfett von dem zur Leberwurst verwendeten gekochten Schweinefleisch oder aber auch Pflanzenbutter sein. Das Fleisch wird roh zweimal durch die Fleischmaschine gedreht, das Fett weichgerührt hinzugegeben, die verarbeitete Masse dann mit Salz, Pfeffer, Muskat, Koriander, Weißwein, in welchem man einige Zehen Knoblauch ausziehen ließ, abgeschmeckt und in Ziegen- oder Schafdärme gefüllt. Diese Wurst schmeckt, frisch gebraten, besonders gut, doch kann man sie auch leicht räuchern und luftig aufgehängt eine kleine Weile aufheben oder aber nach dem Braten sterilisieren.

Da wir nun einmal beim Wursteln sind, wollen wir es gleich mit ein Paar echten Wienern versuchen. Auch hierzu nehmen wir wieder Ziegen-, Schaf- oder Kaninchenfleisch. Besonders das zarte Kaninchenfleisch hat hier wieder den Vorzug und läßt die Würstchen sehr fein und milde geraten. 2½ Kilo rohes Kaninchenfleisch sowie 500 Gramm Kaninchenfett gibt man durch die Fleischmaschine, würzt mit Salz, weißem Pfeffer, in Butter gedünsteten, durch ein Sieb gestrichenen Zwiebeln, gibt ¼ Liter braune Kraftbrühe und eine Messerspitze voll Salpeter hinzu, verarbeitet die Masse gut und füllt sie in Schaf- oder Ziegendärme, dreht diese



Oesterr.-ungarische Haubitzen in Feuerstellung.
Die Kämpfe in Ostgalizien: Zum Durchbruch an der Zlota-Lipa.

wie bekannt, zu fingerlangen Würstchen ab, ohne sie abzutrennen, so daß also eine lange Wurstkette entsteht, und läßt sie schwach räuchern. Sie stehen den „echten Wienern" durchaus nicht nach.

Aber wir wollen auch noch andere Fleischkonserven bereiten, zum Beispiel ein sehr haltbares Aspik aus Kaninchenfleisch. Wir zerlegen das Kaninchen in hübsche Stücke, entfernen die Knochen, spicken die Fleischstücke (doch geht es auch ohne zu spicken) und braten sie recht schön hellbraun, gießen kräftige Fleischbrühe sowie zur Hälfte Madeira darunter, geben Morcheln, Champignons oder Trüffeln hinzu, braten alles nicht ganz gar, gießen die Sauce ab und durch ein Haarsieb, setzen ihr für den halben Liter 5 Blätter aufgelöste weiße Gelatine zu und legen dann Fleischstücke und Pilze in Sturzgläser, gießen die Sauce darüber und sterilisieren. Auch eine Dauerpastete kann man versuchen. 500 Gramm rohe Kaninchenleber, 250 Gramm rohes Kaninchenfleisch und 125 Gramm geräucherten Speck dreht man durch die Fleischmaschine, gibt 1 Glas Weißwein, 125 Gramm zu Sahne gerührte Pflanzenbutter, 15 in Butter gedünstete und in Scheiben geschnittene Champignons sowie 15 Morcheln hinzu, arbeitet alles zu einer Farce und schmeckt mit Salz, ein wenig Pfeffer und feinen Pastetenkräutern nebst einigen geriebenen Schalotten ab. Unterdessen hat man ein in hübsche Stücke zerlegtes, ausgebeintes Kaninchen gespickt und fast gar gebraten. Nun streicht man Pastetensturzgläser mit Fett aus, legt abwechselnd Farce und Fleisch hinein, mit Farce abschließend; dann wird sterilisiert. — Sehr gut läßt sich auch Ziegenfleisch für den Winter haltbar machen. Ein gutes Fleischstück von einem jungen Schlachttier mariniert man 8 Tage in einer Marinade aus Bieressig, Rotwein, Lorbeerblättern, Pfeffer, Nelken, Gewürz, Estragon, Majoran und Thymian. Die Marinade wird heiß über das Fleisch gegossen und letzteres von Zeit zu Zeit umgelegt. Das gespickte Fleisch brät man mit einigen Wacholderbeeren wie Wild, schneidet es in dicke Scheiben, schichtet diese in Gläser, gießt die durchgeseihte Sauce darüber und sterilisiert.

Es ließe sich noch manches über die Verwertung weniger gebräuchlicher Fleischarten sagen, doch mag es hiermit genug sein. Manche Hausfrau wird nach einem Versuch zu der Überzeugung gelangen, daß es tatsächlich noch andere Schlachttiere gibt als die bisher gekannten. Und mit dieser Einsicht ist schon viel gewonnen, denn manche wirtschaftliche Stockung, die der Krieg im Gefolge hat, läßt sich damit überwinden.

○ ○ ○

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Noch standen wir unter dem Eindruck der Erstürmung Kownos, über die wir kaum die näheren Einzelheiten erfuhren. Noch lasen wir die ersten Aufzeichnungen des Berichterstatters aus Nowo-Georgiewsk, dieser Hauptfestung, die sich eben noch vermessen hatte, sich mindestens ein Jahr zu halten, und in deren Mauern bereits knappe 24 Stunden nach dem letzten Schuß unser Kaiser in Person die siegreichen Truppen mit Dank und Anerkennung auszeichnete. Noch hegten wir heiße Wünsche für die weiteren Kämpfe unserer braven Truppen gegen den heftigen Widerstand am Njemen und Bug. Da ka-

men neue Siegesbotschaften mit überraschender Schnelligkeit.

Kowel im Süden von Brest-Litowsk wurde besetzt, und ehe man sich dessen versah, war Brest-Litowsk selbst im Sturm genommen. Ossowec wurde besetzt, Olita erobert.

Kowel hat uns der entschlossene Anmarsch der deutschen und österreichisch-ungarischen Reiterei unter Generalfeldzeugmeister v. Puhallo gewonnen. Einer der bedeutendsten Stapelplätze für die Verproviantierung der russischen Heere fiel damit in unsere Hände. Vor allem aber war nun der Zusammenhang zwischen den russischen Nord- und Südarmeen zerrissen. Unter dem Schutze von Brest-Litowsk hat dieser Kreuzungspunkt der wichtigsten Bahnlinien nach dem Osten und dem Süden hohe strategische Bedeutung.

Über Kowel hinaus auf Kobryn ging der Anmarsch Puhallos weiter im Zusammenwirken mit dem Druck der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand und der Heeresgruppe Koeveß auf die Lesna. Die Armee Mackensen nahm stürmender Hand die Höhen von Kopytow im Südwesten von Brest-Litowsk und verfolgte den geschlagenen Feind nordwärts. Bei Dobrynka legten die Verbündeten Bresche in den Festungsring. Feldmarschalleutnant v. Arz nahm zwei Forts mit seinen Österreichern und Ungarn, und Brandenburger stürmten die Nordwestwerke und drangen ins Kernwerk ein.

Mit Brest-Litowsk fiel nicht nur der beherrschende Turm am südlichen Endpunkte des Striches, der die Verteidigungslinie Nordrußlands bilden sollte, fiel nicht nur der letzte und stärkste Grundpfeiler des gegen Westen drohenden Zwingburggebietes, sondern auch der Schlüsselpunkt für die besten Verbindungswege mit dem großrussischen Hinterlande. Hinter Brest-Litowsk stehen keine Festungen mehr.

Vor allem aber wurde den angestauten Hauptmassen der russischen Gesamtheeresmacht der Rückzug unterbunden bis auf den einen verhältnismäßig dünnen Ableitungsweg der nun allein noch freien Schienenstrecken über Minsk. Auch hier begann die deutsche Gefahr bedrohlich zu werden mit der Erreichung von Bialystok und Bjelsk, mit der Umklammerung Grodnos und der Gefährdung Wilnas.

Die hervorragend günstige Lage von Brest-Litowsk in Anlehnung an die Rokitnosümpfe und in seinem Verhältnis zu dem undurchdringlichen Urwaldgebiete des Bjelowska-Forstes hat sich nun zum Nachteil für die Russen gewendet. Im Verfolg der weiteren Ereignisse wird sich zeigen, ob es ihnen glückt, sich aus der Einschnürung herauszuarbeiten, um die Absicht einer neuen Verteidigungsstellung hinter der Beresina oder sonst eine Neuordnung durchzuführen. Es wird sich zeigen, welche Wirkungen Hindenburg und Prinz Leopold, Mackensen und der Erzherzog erreichen. Folgt man von Tag zu Tag den einzelnen Meldungen der Obersten Heeresleitung über die Bewegungen der Heeresgruppen wie der einzelnen Heeresteile Scholtz, Eichhorn, Gallwitz, so erkennt man ihre energische Verfolgung der Russen. Schlüsse auf das Endergebnis zu ziehen, ist es noch nicht an der Zeit, aber volles Zutrauen haben wir zu den Leistungen unserer Truppen und zu den strategischen Maßnahmen der Führer.

Mit der Besetzung von Ossowec kam zunächst die Narew—Bobr-Linie in unsere Gewalt, und ein neuer Weg nach Polen hinein eröffnete sich. Diese geschickt angelegte Sperrfestung verlegte den Übergang über den Bobr. Wir hatten uns im zweiten Kriegsmonat damit begnügt, ihre Außenwerke, je zwei Forts auf jedem Ufer, zusammenzuschießen, sparten die Opfer der Erstürmung des schwer zugänglichen und durch gedeckte Erdwerke verstärkten Platzes und ließen ihn liegen. Seit dem Durchbruch bei Lomscha wurde dieser Stützpunkt isoliert. Die Pforte mußte sich von selbst entriegeln und die Zufuhrstraße freigeben. Der Schutz für Bialystok, den die Festung gewährte, wurde hinfällig.

Ebenso erledigte sich die Njemen-Stellung durch die Einnahme der Festung Olita. Sie hält die Mitte zwischen Kowno und dem starken Grodno, das nun als einzige stolze Säule stehenblieb, die über Nacht stürzen kann. Die Forts und Erdwerke von Olita sperren westwärts einen nach Osten gerichteten Bogen des Njemen mit einer Sehne von etwa vier Kilometer. Olita deckte als Brückenkopf die Bahnlinie von Suwalki nach Wilna, Dünaburg, Petersburg.

In diesen Tagen der Entscheidung gedenken wir mit besonderer Dankbarkeit unserer unvergleichlich wackeren Kämpfer an der Westfront. Ihrer unerschütterlichen Standhaftigkeit gegen den Ansturm weit überlegener Gegner gebührt das Verdienst, die Erfolge im Osten ermöglicht zu haben. Wie es sich in den Helden der Schützengräben vom Kanal bis zu den Alpen in ungebrochener Kraft und Kampfeslust regt, dafür hat unser Kronprinz beredte Worte gefunden. Alle deutschen Herzen fühlen ihm nach.

Den Franzosen trug unser grobes Geschütz nach Compiègne einen feurigen Gruß hinüber, daß der Eindruck in Paris zu spüren war unter all den Erschütterungen, die dort von innen heraus und von außen her wirken.

Der Türkei gewährt das Abkommen mit Bulgarien einen militärisch wichtigen Flankenschutz. Sie kann, da Adrianopel als Festung überflüssig geworden ist, dessen Kriegsmittel auf Konstantinopel übertragen und zu dessen Verstärkung verwenden. England, das auch die Bulgaren zur Verrichtung der gefährlichen Kriegsarbeit für sich mit allen Verführungskünsten gelockt hatte, hat das Nachsehen. Auf diese Weise glückt es ihm nicht, die andauernden Mißerfolge auf Gallipoli aufzubessern.

Ob England sich wirklich einbildet, daß wir uns durch die verfänglichen Bravorufe, mit denen es unsere Schläge begleitet, zu irgendeinem Zweck beeinflussen lassen? Das England, das uns durch seine Entstellungen und Fälschungen geflissentlich herabsetzt und schädigt! Seinem Dünkel, genährt durch die Erfolge seines in Jahrhunderten ausgebildeten Ränkespiels, ist solche Einbildung schon zuzutrauen. Verdankt es doch dieser Praxis den Glauben an seine alles beherrschende Größe, den eigenen Glauben und den der Welt. Es fühlt sich als Autorität und wirkt als Autorität angesehen.

Weshalb läßt sich der Australier nach Europa verfrachten und von einem Gegner, der ihn gar nichts angeht, abschießen? Weil der Engländer ihm klargemacht hat, das sei der höchste Sport, und weil die Anerkennung dieser Autorität in Fragen des Fair play ihn verblendet — so verblendet, daß er nicht sieht, wie dieser Begriff ihm, dem Engländer, nur im Privatverkehr mit seinesgleichen gilt, weil solche Begriffe das gesellige Leben angenehm regeln — und daß „seinesgleichen" immer nur ein Engländer ist — daß aber in politischen, Kriegs- und andern Geschäften dieser Autorität nichts heilig ist.

Wir wissen aus eigenem Schaden, wie England seine Ränke spinnt. Nicht einmal das Gegenteil darf man glauben von dem, was es sagt. X.

Nummer 36.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1269.



Deutschlands Führer in großer Zeit:

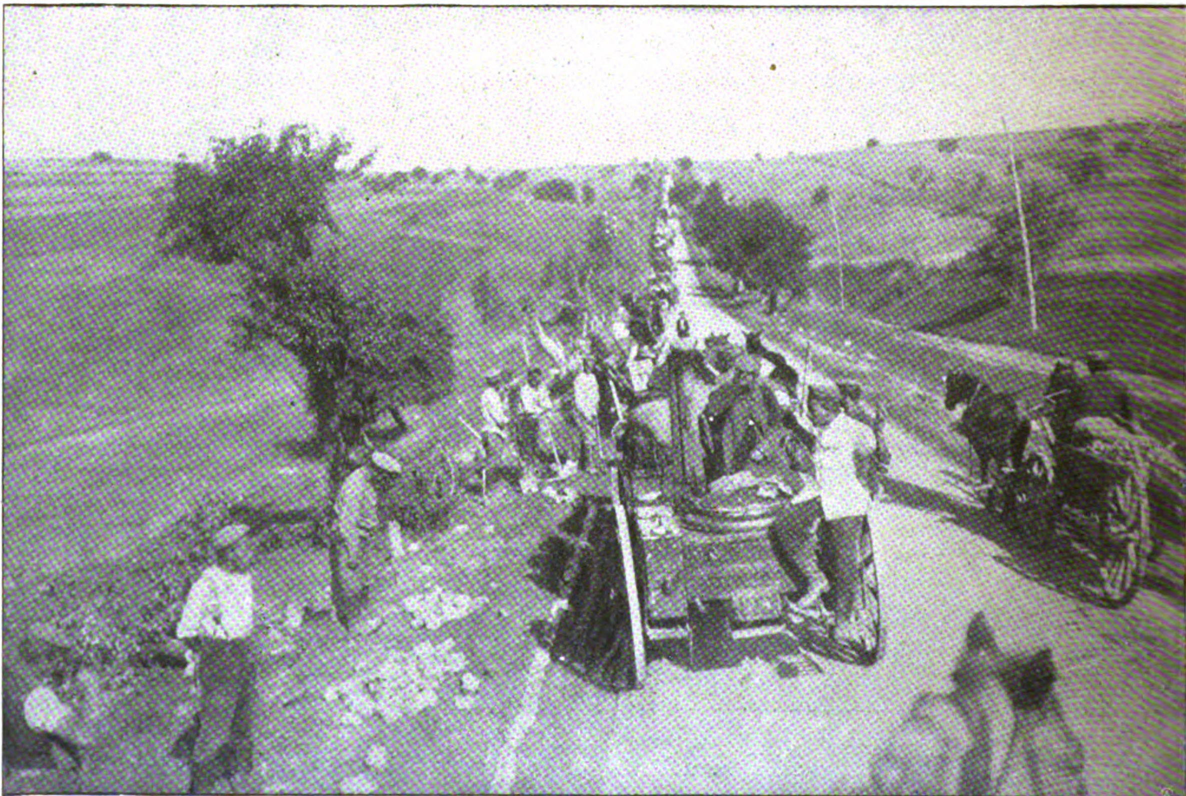
Admiral v. Pohl, Chef der Hochseestreitkräfte.

Für die „Woche" nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.



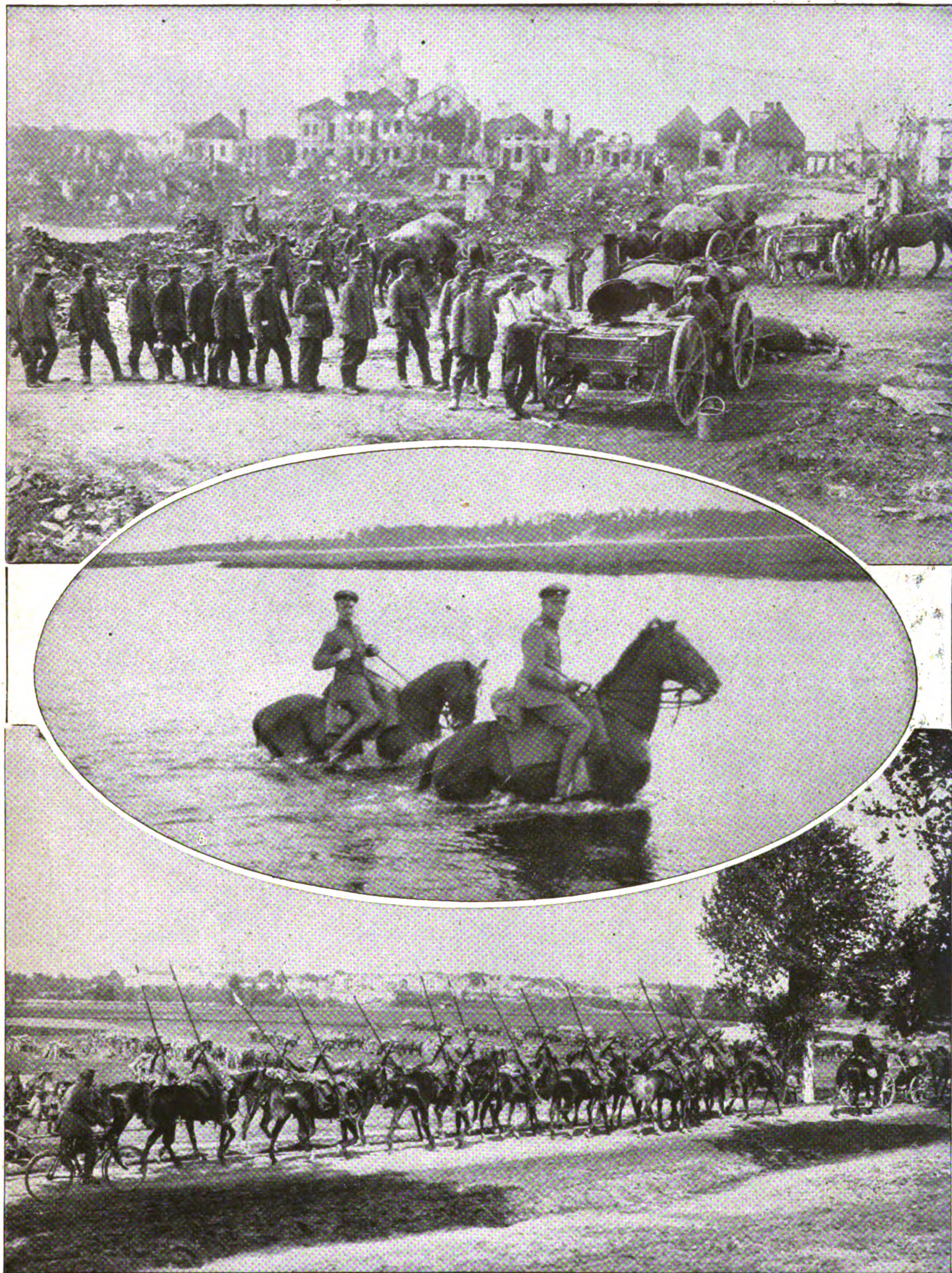
Phot. Leipz. Pressebüro.

Eine vorgehende Munitionskolonne und ein rastendes Kavallerieregiment vor Brest-Litowsk.



Deutsche Proviantkolonne auf einer Landstraße von der Festung. Berl. Ill. Ges.

Zur Einnahme von Brest-Litowsk.



Oben: Deutsche Soldaten an einer Gulaschkanone in dem zerschossenen Ort Kulikow. (Phot. Benninghoven) Mitte: Offizierpatrouille erkundet eine Furt im Narew. Unten: Deutsche Dragoner passieren Krasnostaw. (Phot. Benninghoven.)

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Der erste deutsche Appell vor der Peter-Paul-Kathedrale in Kowno.

Hofphot. Kühlewindt.



Teilansicht eines russischen Gefangenentransports auf der Chaussee Kowno—Mariampol.

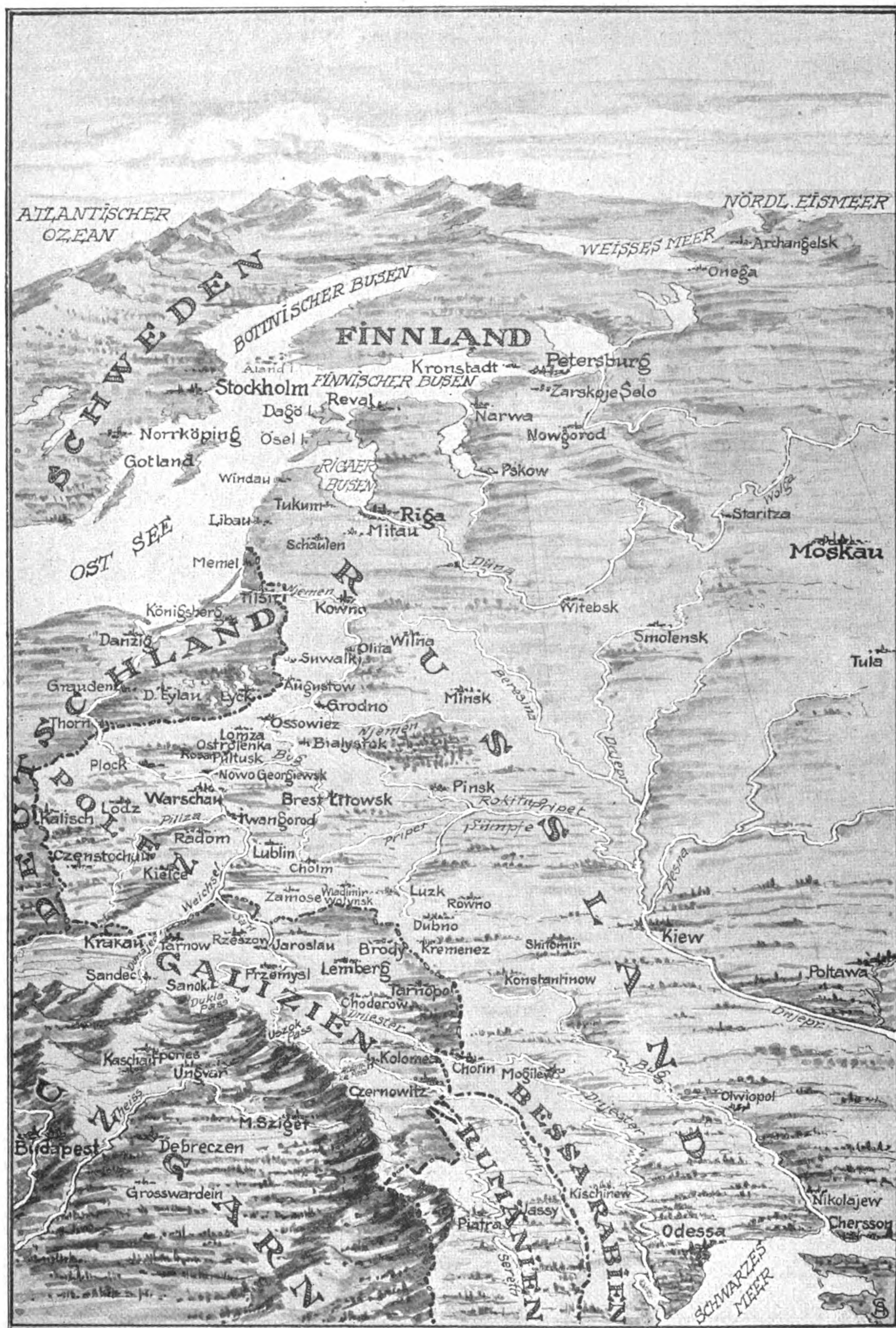
Hofphot. Kühlewindt.



Deutsche Truppen vor der Zitadelle der Festung Nowo-Georgiewsk.

Phot. Gennecke.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Übersichtskarte zu den Kämpfen auf dem östlichen Kriegschauplatz.



Hofphot. Eberth

Vorposten in den Vogesen.



Hofphot. Eberth.

Am Lagerfeuer.

Die Kämpfe in den Vogesen.


Hofphot. C. Stichauer.
Oberstleutnant Nick.


Phot. Mende.
Ltn. Frhr. Maxim Edler v. Daniels.


Phot. Mende.
Ltn. Frhr. A. Edler v. Daniels.


Phot Loeffel
Oberleutnant Hartenstein.


Hauptmann d. R. Paul Spieker.


Von links: Oberleutnant Maier; Hauptmann Mencke; Vizefeldwebel Bock; Leutnant d. R. Neesen; Leutnant d. R. Spahn; Leutnant d. R. Heimbach.
Sechs Angehörige der 1. Komp. des Pionierregts. Nr. 30,
die mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet worden sind.

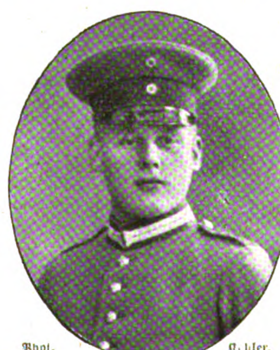

Phot. Westendorp.
Leutnant Wilhelm Hasse.


Phot. Kunstatel. Kunst. Bonath, Thorn.
Leutnant Mende


Leutnant d. R. Ludwig Müller.

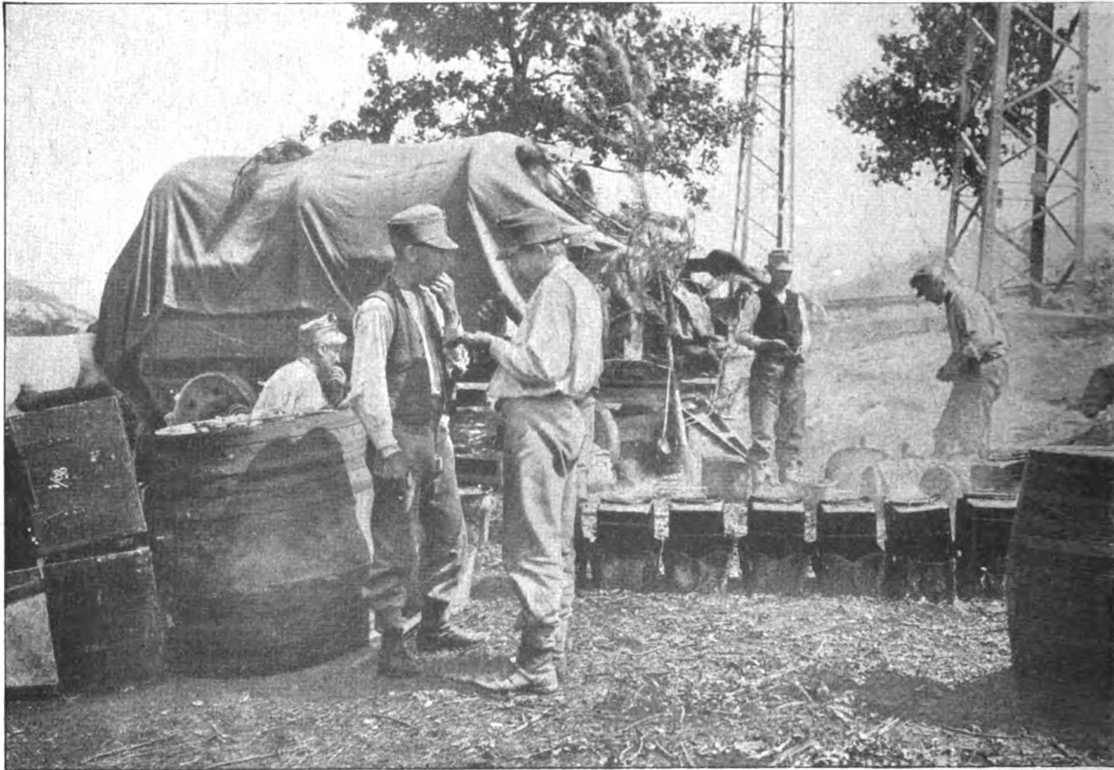

Vizefeldwebel J. André.


Unteroffizier Karl Weiß.


Phot. Kohler.
Unteroffizier P. Stoffer.


Phot. Vogel
Unteroffizier d. L. Otto Bouvier.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Phot. Alfr. Frankl.

Kochkisten werden bereitgehalten, um auf Packpferden nach der Schwarmlinie gebracht zu werden.



Feldtelegraphenabteilung legt ein Kabel über den Isonzo. Phot. Alfr. Frankl.

Vom italienischen Kriegschauplatz.

Zuversicht.

Aus dieser Zeit, die Wehes tut,
Sollst du die reinste Flamme heben.
Entzünde sie an deinem Leben
Und nähre sie mit deinem Blut.

Erlahme nicht, bis dir gelingt,
Der Wunder Wunder zu vollbringen:
Der Nacht die Flamme abzuringen,
Die dich mit ihrem Glanz durchdringt.

So bist du, der im Dunkel war,
Ganz Glück und Licht und selbst ein Segen.
Die Flammenlosen sollst du pflegen,
Daß sie wie du sind: hell und klar.

Leo Heller.

Briefe eines Neutralen.

Von Arvid Knöppel, Stockholm.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen des Verfassers aus dem Gefangenenlager Döberitz.

Fauchend und rasselnd verläßt der Zug die große Halle des Lehrter Bahnhofs. Die Schienenstränge schimmern matt wie Pflugfurchen eines Sturzackers im Frost. Bald sind die von Rauch geschwärzten Hausmauern Berlins verschwunden. Brandenburgs malerische fruchtbare Äcker und Felder jagen einander in den Wagenfenstern.

Der Zug ist gefüllt mit Menschen. Am meisten Militär: Offiziere und Mannschaften, Linie und Landwehr durcheinander. Sonnenverbrannte Gesichter, in die Mühsal und Entbehrungen des Lebens draußen im Felde tiefe Runen gegraben. Es wird erzählt von Frankreichs schlammigen Laufgräben in des Winters Schneewasser und Regen, den Walddickichten der Argonnen. Von Zuaven, Senegalschützen. Von Galiziens blutgetränkten Ebenen, den steilen, waldigen Bergstreckungen der Karpathen mit ihren tiefen Schluchten, wo das verzweifelte Ringen Winter und Sommer hin und her gewogt. Wie steigende Flut, weichende Ebbe. Wo das Lagerstroh wimmelt und lebt von Ungeziefer. Von endlosen Zügen gefangener russischer Soldaten, die überall hinter den Fronten sich über Deutschlands und Österreichs Ebenen hinziehen, um in gewaltigen Konzentrationslagern zusammenzufließen.

Keine großen Worte werden geredet. Keine Prahlerei oder Großtuerei ist zu merken. Man spricht ruhig und beherrscht. Wie mit Ehrfurcht von all dem Großen, dem Unfaßbaren, was getan ist und immer noch getan wird. Was getan werden muß. Von all dem vergossenen Blut und Heldenmut in diesem gewaltigen Kampf Deutschlands gegen eine Welt. Aber aus den Augen leuchtet das ruhige Feuer der Zuversicht. Ein fester Glaube an den schließlichen Sieg einer gerechten Sache. Worte und Mienen sprechen von Ruhe und Besonnenheit. Auf mancher Brust leuchtet das schlichte schwarzweiße Band des Eisernen Kreuzes.

Niemals habe ich das deutsche Volk sympathischer und größer gesehen als jetzt in dieser Zeit der Heimsuchung und der großen Taten. Es ist kein schweres Kreuz, zur Erde drückend, welches dieses Volk jetzt trägt. Nein, ein hochgehaltenes Banner, dessen Farben trotzig im Sturmwind flattern. Von Siegen und Taten leuchtet die Fahnenspitze.

Mir gegenüber sitzt ein dunkel gebräunter, sehniger Unteroffizier. Auch er ist mitgewesen. Hat große Späne gehauen, wenn die Axt am härtesten durch den Wald gegangen. Eben ist er auf einige Tage Urlaub von der Ostfront nach Hause gekommen. Er erzählt von schmutzigen polnischen Dörfern und Städtchen, langröckigen, schmierigen Juden. Sibirischen Schützen. Kosaken der Garde. Platzenden Bomben.

In Lodz hat er eben wie alle anderen, Offiziere und Mannschaften, Sieger wie Gefangene, einen recht nötigen und gründlichen Reinigungsprozeß durchgemacht. Aus der Innentasche seines feldgrauen Waffenrockes zieht er, nicht ohne Ehrfurcht, einen kleinen Zettel heraus. Den will er daheim einmal unter Glas und Rahmen an seine Wand hängen zwischen andere Kriegserinnerungen. Wenn er noch lebt, wenn des Sieges und des Friedens grüne Fahnen über Deutschlands Fluren wehen. Auf dem Zettel lese ich:

Garnisons-Reinigungs- und Badeanstalt Lodz.
Entlaust am 24. Juli 1915.
Unteroffizier Wilhelm Staudt
Reg . . . Bat . . . .
Garnisonarzt d. Kaiserlich Deutschen
Ortskommandantur, Lodz.

Deutschlands Heere haben nicht allein eine Mauer von Stahl und Blei um des Reiches Grenzen gezogen. Dahinter steht eine andere Mauer. Eine unerbittliche Postenkette, wo das Ungeziefer in Millionen vernichtet wird. Wo das kribbelnde Leben der Uniformen und Unterkleider getötet wird und müde Soldatenleiber Ruhe und Pflege erhalten. Vielleicht für viele das erste Bad nach Monaten, die sie zubrachten in Blut und Tod der Schützengräben und Stacheldrahtfelder. Die modernen „Barbaren" verteidigen sich mit unerbittlicher Strenge und eiserner Konsequenz gegen diese Form der Zivilisation des Ostens, welche mit einer neuen grauenhaften Invasion Deutschland zu überfluten drohte.

Der Zug rasselte Station für Station vorbei. Überall, auf jeder Plattform wimmelt es von Militär. Spandau ist passiert, und bald fährt der Zug in Dallgow-Döberitz ein. Da, wo das Gefangenenlager liegt, mitten in einem großen Gürtel von Soldatenbaracken, Exerzier- und Schießplätzen. Überall Militär.

Nach einem kleinen Spaziergang steht man vor den hohen Toren des großen Militärlagers. Zeigt seine Papiere auf der Wache. Ein Unteroffizier geht mit als Begleiter zum Gefangenenlager. Es ist ein gutes Stück Wegs dahin. Überall vor den gut gebauten Baracken stehen Abteilungen von Soldaten verschiedener Waffengattungen. Fertige Maschinengewehrwagen, geschmückt mit Grün und kleinen deutschen, österreichischen und türkischen Fahnen, stehen in langen Reihen. Die Mannschaft hat ihren Ausbildungskursus beendet und rückt morgen ins Feld. Jetzt wird Platz für neue Maschinengewehrformationen. Überall Bilder einer zielbewußten und intensiven Arbeit. Von eiserner Entschlossenheit und Pflichterfüllung gegen das Vaterland bis in den Tod. Denn wenn die Zeit der Rechenschaft



Von der Arbeit zurück.

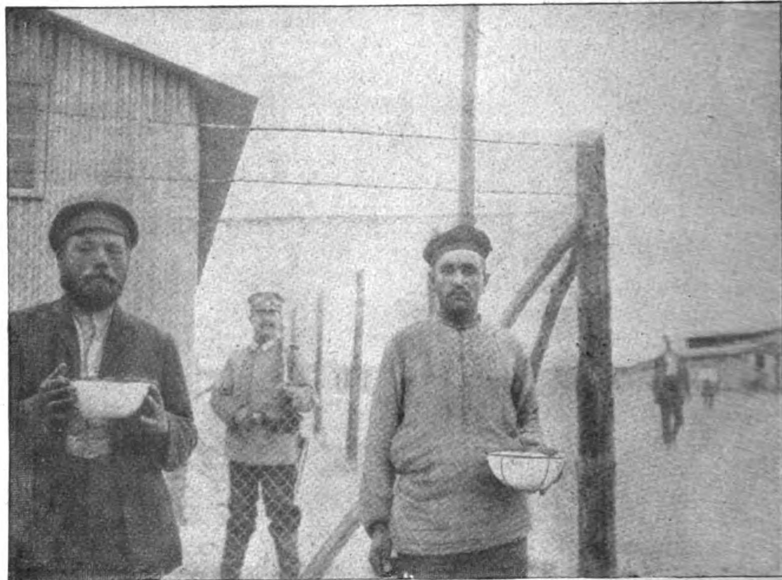
Pritschen, stehen in straffer Haltung da. Scheinen überall ein wenig von der verfemten preußischen Disziplintarantel gestochen zu sein! Am besten machen die Franzosen ihre Sache. Am schlechtesten, aber am untertänigsten die Russen. Der russische Muschik hört noch sicherlich im Geiste die Nagaika von Väterchen Zar sausen. Die Engländer sind die Elite des Lagers sowohl in Mienen als auch in ihrem Gebaren, die Russen die Proletarier mit demütiger Haltung und dem Druck jahrhundertelanger Tyrannei im Blute.

und des Friedenschlusses herannaht, müssen und werden Deutschlands Heere größer und furchtbarer als je im Felde stehen. Dann erst kann des Reiches donnerndes Wort mit Nachdruck sprechen.

In der Wachtstube des Gefangenenlagers nimmt mich ein Hauptmann in Empfang. Freundlich, zuvorkommend. Ein prächtiger Typ des deutschen Offiziers.

Das Wachtgebäude liegt dem Haupteingang des Gefangenenlagers gegenüber. Schwarze Kanonen schauen mit drohenden Mündungen auf Baracken und Zelte des Lagers.

Züge von Gefangenen, Engländern, Franzosen und Russen, kommen von verschiedenen Arbeitsplätzen. Denn der Abend naht, und die Arbeit des Tages ist getan.



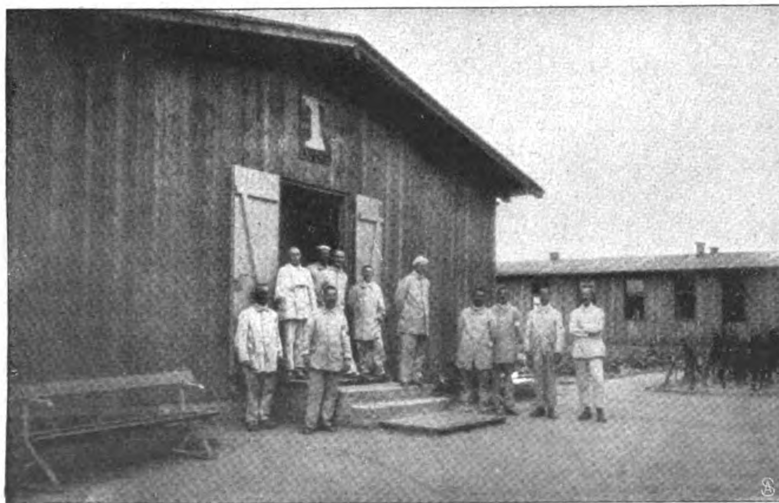
Russen mit Eßnapf.

Wir besichtigen Baracken, Zelte, Küchen, Kranken- und Badehäuser. Ueberall Ordnung, Reinlichkeit, Disziplin. In jeder Baracke hat ein gefangener Unteroffizier die Aufsicht und kommandiert donnernd: Achtung! als wir eintreten. Die Leute springen auf von ihren Sitzen und

Wir betreten eine englische Baracke. Die Post mit Gaben aus der Heimat ist eben ausgeteilt. Die Soldaten sitzen überall, umgeben von Barrikaden von Kisten und Konservenbüchsen. Gewaltige Mengen Kakes mit kleinen Bergen von Jam und Marmeladen werden vertilgt. Zigaretten und Pfeifen glimmen. Tabak duftet. Englische Ausrufe und Meinungen schwirren. Man scheint es recht gut zu haben. So gut man es nur haben kann in Feindesland.

Ein kleines Theater in einem großen Zelt liegt daneben. Mit Bühne und Zuschauerbänken. Da treten des Lagers verborgene Künstlerkräfte auf. Machen den Kameraden Freude mit Vorträgen, Gesang, Spiel.

Draußen auf dem großen Sandplatz setzen einige englische Matrosen ein Cricket-Tor auf. Der eine hantiert mit einem scharfen Beil. Man scheint sich nicht zu fürchten, Aexte und Messer in die Hände der Gefangenen zu geben. Es ist daraus zu ersehen, mit welcher politischen



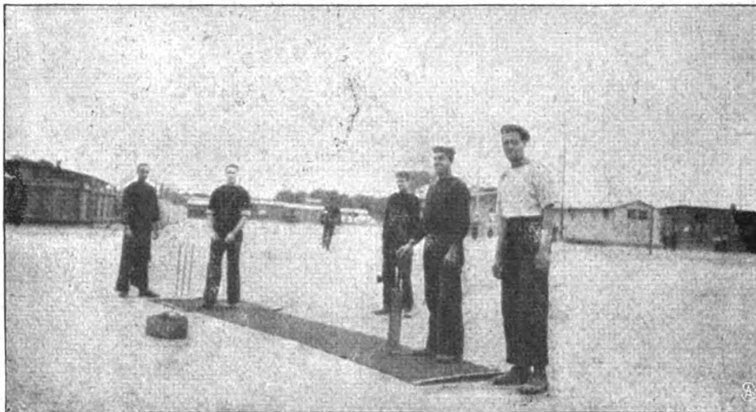
Vor dem Lazarett.

Humanität die Gefangenen in Deutschland behandelt werden. Aber damit nicht allein, sondern mit einer gutmütigen, nachsichtigen Freundlichkeit. Sie sind ja keine Feinde mehr, nur Soldaten, die ihrer Pflicht gegen das Vaterland genügt haben und nun, durch dieses Schicksal getroffen, nichts mehr zum Ausgang des Krieges tun können. Mag sein, daß eine Nation damit recht zufrieden ist.

Dies gilt nicht allein, was die großen Konzentrationslager in der Umgebung von Berlin betrifft. Ich habe dutzendmal Gelegenheit genommen, auch in verschiedenen kleinen Lagern Umschau zu halten, wo gefangene Soldaten, die in ganz Norddeutschland als Land- und Kommunalarbeiter verwendet werden, sich aufhalten. Dies ohne daß die betreffenden Unteroffiziere oder Wachtmannschaften auf meinen Besuch vorbereitet waren noch irgendwelche Vorbereitungen treffen konnten.

Überall dieselbe gute Behandlung und dasselbe gute Verhältnis zwischen Besiegten und Siegern. Dies kann nicht genug der deutschen Nation zur Ehre gerechnet werden. Scheint aber von den modernen „Barbaren“ als etwas Selbstverständliches betrachtet zu werden.

Ein Bild. Mein Freund und ich fuhren in seinem Jagdwagen zu einem Nachbargut. Direkt beim Wege, gegen einen Baum gelehnt, stand ein Arbeiter, warm und erhitzt, freundlich grinsend. Neben ihm lag im Gras eine Sense, und selbst bearbeitete er mit dem Messer in der Hand ein paar ansehnliche Stücke Brot und Fleisch. — Ein gefangener Russe! — Der Mann in der russischen Uniform bejahte auch freundlich, mit dem Mund voll, meine darauf bezügliche Frage. Als wir eine halbe Stunde später zurückfuhren, lag der Russe behaglich im Grase schnarchend. Er hielt sein Vesperschläfchen. Weit und breit keine Wache. Und dies im „vom strengen Militarismus“ unterdrückten armen Preußenlande.



Beim Cricketspiel.

Die Baracken der Franzosen waren meist Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Ihre Bewohner sind auch die Besten unter den Gefangenen, lobt man überall. Ihre Uniformen aber waren eine Musterkarte, was Farben und Schnitt anbelangt. Oft aus Zeug, grob wie Pferdedecken und ohne Sitz. Die Stiche der Nähte wie Krähenfüße. In Eile zusammengerafft und abgegeben aus alten Vorräten. Sie zeigen, mit was für unglaublichem Leichtsinn die Führer der Nation ihre Söhne in den Kampf geschickt haben.

In den Küchen mit ihren großen Kochapparaten war, wie überall, Ordnung und Reinlichkeit. Die Russen zeigten besonders ihr großes Interesse für das Essen, dessen Beschaffenheit und Güte sie großen Beifall spendeten. Mit ihren vollen, großen emaillierten Grütznäpfen eilten sie geschwind wie Eichhörnchen, die Nüsse erbeutet, von der Küche zu den Baracken. Die Quantität schien auch zu genügen, denn überall gutgenährte, gesunde Gesichter.

Große Baderäume zeigten, daß man alles aufbietet, um für Gesundheit und Wohlbefinden der Gefangenen zu sorgen. Sogar die Russen hatten schon gelernt, diese wohl für gar viele unbekannte Wohlfahrt zu schätzen.

Auf dem Postkontor war alles Eile. Pakete und Briefe für die Gefangenen waren aus der Heimat gekommen. Es herrschten Jubel und Aufregung. Die Pakete wurden erst in Anwesenheit einer Kommission von Gefangenen geöffnet. Ich frage mich, ob es auch so in Frankreich, England und Rußland zugeht.

Die kleinen Häuser des Krankenlagers sind umgeben von Gärtchen und liegen ganz für sich. Hier war Ruhe und Frieden. Eine kleine Welt für sich. Draußen promenierten und plauderten Rekonvaleszenten. Drinnen mustergültige Ordnung und Sauberkeit. Wenn alle Soldaten der eigenen Nation eine solche Pflege genießen, ist es gut. Blendende Bettücher und bequeme Betten. Tafeln, auf denen Namen, Nationalität, Krankheit und Temperaturen über jedem Bett notiert waren. Daß in dieser schicksalschweren Zeit die deutsche Nation noch Ruhe findet, sich mit solchen Nebensachen zu beschäftigen: Die Namen und Nationalität der Patienten waren auf den Tafeln g e m a l t. Unglaublich, aber wahr!

Jetzt beherbergt das Lager nur die Hälfte der Zahl der Gefangenen, die dort Platz haben. Diese Lager gleichen großen Sammelbrunnen der Front. Sie werden aber niemals voll, weil ungezählte Abflußrohre gut geartete Gefangene in den Dienst der Landwirtschaft und Industrie ableiten.

Als der Hauptmann und ich abends nach der Station gingen, begegneten wir einem Trupp Engländer und Russen. Ihr Vorbeimarsch konnte sich wirklich sehen lassen. Mit solchem Schneid hatten sie einst daheim sicherlich nicht oft eigene Offiziere begrüßt. Der vielbeschimpfte und verhöhnte preußische Militarismus, gegen den man mit allen Mitteln der Welt — Waffen, Bestechung, Druckerschwärze, Lügen und Ungeziefer — zu Feld zieht, scheint schon mit der Zeit gute Nachahmer zu finden. Potsdam wird schon einmal hoch in Kurs kommen draußen.

Eine Stunde nachher war ich in Berlin mit seinen blinkenden Lichtreklamen, seinen hell erleuchteten Straßen und Schaufenstern, hin und her wogenden Menschenmengen, tutenden Autos und hopsenden Droschkenpferden, alles beinahe wie im tiefsten Frieden.

Aber draußen in den Gefangenenlagern horchen die Bewohner freudig auf, wenn der Kanonendonner der Artillerie und das Mähmaschinengeklirr übender Maschinengewehrabteilungen einsetzen. Horch! Sicher! Die Russen und Franzosen stehen vor Berlins Toren. . .



Hochzeitsgesellschaft bei der Vermählung der Gräfin Lotty Wachtmeister mit dem Kgl. Schwedischen Oberleutnant im Leibdragoner-Regt., Frhr. Nils Gyllenkrok in Berlin.

Von links. Untere Reihe: Frau v. Peyron, geb. Kockum; Gräfin Beck-Friis, geb. Gräfin Lewenhaupt; Gräfin Moltke, geb Freiin Gyllenkrok; Gräfin von der Groeben, geb. Gräfin Wachtmeister; Ellen von der Groeben; Frau v. Alers, geb. v. Oertzen (Mutter der Braut); Freifrau Gyllenkrok, geb. v. Reenstjerna (Mutter des Bräutigams); Frau v. Maule, geb. Freiin Gyllenkrok; Frl. Möller. Mittlere Reihe: Frl. v. Stockenström; Graf Gustaf Wachtmeister; Frau v. Mannerstråle, geb. Gräfin Wachtmeister; Major Graf G. Hamilton; Oberleutnant Kurt v. Mannerstråle; Pfarrer Sebardt; die Braut und der Bräutigam; darüber Oberleutnant v. Peyron; Graf Douglas; Oberleutnant John v. Mannerstråle, Fähnrich Kennedy; Gräfin Trolle Wachtmeister; Kammerherr Freiherr Gyllenkrok (Vater des Bräutigams); Frau v. Stjernswärd, geb. Gräfin Piper; Gräfin Bonde, geb. v. Björlenstam; Graf Trolle Wachtmeister. Obere Reihe: Graf v. Rosen; Rittmeister v. Maule; Graf Bonde; Gräfin Adine Hamilton; Rittmeister Trägårdh; Frl. v. Mannerstråle; Graf Axel Wachtmeister; Freiin Gyllenkrok; Gräfin Mia Hamilton; Oberleutnant Arendt-Heinrich v. Oertzen; Leutnant Hans-Ulrich v. Oertzen; Oberleutnant v. Stjernswärd; Graf Beck-Friis. Phot. v. Freyberg.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

Das Kind vom Himmel.

Es war am 7. Oktober 1869. Die Abendsonne schüttelte ihr letztes Gold auf die Rheinhöhen bei Koblenz. Der Ehrenbreitstein stand mit funkelnden Schießscharten und rubingleißenden Felsen schön und abenteuerlich wie ein Märchenschloß im Farbenglanz des klaren Himmels. Wie purpurnes, von geschmolzenem Gold beschwertes Blut rieselte es über die gewaltigen Quadern und Felsenschroffen in den Strom. Der bernsteingelbe Rauch eines Rheindampfers stieg, zu einer Girlande aufgelöst, in die frische Herbstluft.

Der Widerschein des Himmels spiegelte sich in den oberen Fenstern des Koblenzer Stadttheaters, wo der Kastellan seine Dienstwohnung hatte. In den großen Zimmern und Stuben stand eine eigentümliche Helle. Die bescheidenen Möbel schimmerten wie mit Gold, Silber und Perlmutter eingelegt, die einfachen Spiegel waren kostbarstes Kristall, die billigen Vorhänge und Bezüge saugten sich so voll Licht und Glanz, daß sie schwer und bunt wie Samt und Brokat schimmerten, und da die Zimmerflucht von Menschen leer war, so hatte sie etwas Geheimnisvolles und Unwirkliches.

Das alte kurfürstliche Theater war ein Bau, dem der Charakter eines Baudenkmals abging. Es war nur ein einfaches Haus mit kleinen Türöffnungen, einer Flucht von Palastfenstern im ersten Stock und hatte in der Höhe seines vierten Stockwerks noch diese Fensterreihe, die sich sehr kleinbürgerlich ausnahm. Alles nüchtern und schmucklos, aber fest in den Grund gewurzelt. So verrät das Gebäude nichts von seiner Bestimmung. Als Reihenhaus steht es zwischen einem Gasthof und einer Weinkellerei, sieben Prellsteine als einzige Auszeichnung vor der Front, und blickt auf den Klemensplatz und über die Reitschule hinweg, sieht hinter den karg belaubten Linden die Umrisse des Königlichen Schlosses auftauchen, zwischen altem Gemäuer und einer jäh sich in die Tiefe senkenden Straße den Rhein aufblitzen und darüber die Höhen des Ehrenbreitsteins und des Aftersteins stehen.

Jetzt lief ein Hall mit lautem Echo durch das Haus und ging erst im letzten Zimmer unter dem Dach zur Ruhe. Eine Tür im Erdgeschoß war ins Schloß gefallen.

Es war in der Feierstunde, da das Theater leer war von Menschen. Bläuliche Finsternis schwebte im Stiegenhaus, das in zwei hochgereckten, geschwungenen Stiegen um den Kern des Gebäudes zur Höhe klomm. Ein paar Flämmlein saßen als winzige grünblaue Leuchtblumen auf den Gashähnen und machten das Dunkel nur noch geheimnisvoller.

Der Schritt eines Mannes klang langsam und gemessen durch das schweigende Haus. Als er den letzten Absatz erreicht hatte, wo die Türen zu der Galerie sich öffneten, blieb er stehen, um Atem zu schöpfen. Ueber ihm verlief die letzte Treppenwindung in einem feinen, schimmernden Zwielicht, das durch die Dachöffnungen sickerte und den Flur erhellte, in dem sich die beiden Treppenfluchten wie ausgestreckte Arme in verschlungenen Händen begegneten.

Wachtmeister Roßhaupt fuhr in die Tasche, erfaßte in alter Gewohnheit den Hausschlüssel auf den ersten Griff und öffnete den Eingang zur Galerie. Der Saal lag in schwarzer Finsternis. Nur der Kronleuchter hing erkennbar in das gähnende Gehäuse hinein. Die Luft hob sich schwer und dickflüssig aus dem Parterre und stieg und sank auf und ab, als die Tür geöffnet wurde. Hinten, in der Bühnenwerkstatt, wurde gehämmert. Jetzt, da alles still und tot lag, klang es deutlich in den Zuschauerraum. Es schlug jemand Nägel in weiches Holz. Mit fünf Schlägen saß jeder fest.

Hermann Roßhaupt horchte eine Weile auf den Hammerschlag und schloß dann die Tür. Sein Atem hatte sich beruhigt von dem jähen Aufstieg.

Er stieg die letzte Treppe und fand seine Frau in der dunklen Küche, die kein Fenster ins Freie hatte und ihr Licht vom Treppenhaus empfing.

Jetzt war es schon stichdunkel in der Küche, aber auf dem Herd sang kochendes Wasser, und Feuerschein quoll aus den Ritzen.

„Du verdirbst dir die Augen, Anne", sprach Roßhaupt zum offenen Fenster hinein.

Und wie an jedem Abend tönte es ruhig aus der Finsternis zurück: „Ich mache sie ja zu, Mann."

Und dann lachte Hermann Roßhaupt leise in sich hinein und ging weiter.

Als er die Stubentür öffnete, überströmte ihn das klare Abendlicht. Zu den Fenstern sprang der Wind hinein und fing sich in den weißen Gardinen. Wie Segel standen sie rund geschwellt, bis die Tür wieder ins Schloß fiel. Der Wachtmeister schnallte den plumpen Säbel ab und setzte den Helm auf den Schrank.

In der großen Stube stand Hermann Roßhaupt beinahe sechs Schuh hoch in seinen schweren Kommißstiefeln. Zwei Finger dick zu viel saß zwischen Haut und Rippen und machte ihm den Aufstieg schwer. Er hatte den Rock auf, und seine Finger zitterten dabei. Aber das geschah nur bei kleinen Griffen und Hantierungen. Er brachte keinen Faden ins Nadelöhr, aber jeden Rheinschiffer auf die Wache.

Nun streckte er den Rock zur Tür hinaus, und da fing ihn Annes Hand, und sie sagte: „Der riecht wieder nach der Wachtstub, wie wenn das Königliche Polizeipräsidium ein Wirtshaus wär."

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns oder dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachten.

„Ach nä", antwortete er mit einem behaglichen, spitzbübischen Schmunzeln und drückte die Tür zu.

Er holte die lange Pfeife vom Brett, stopfte sie sorgfältig und schloß dann die Türen, die in die Nebenzimmer gingen, ehe er anbrannte. Dabei warf er wie immer einen zufriedenen und doch ein klein wenig resignierten Blick in die langen Fluchten der ineinandergehenden Räume, die, vom goldklaren Abendlicht übergossen, schweigend dalagen, jedes Möbel an seinem Platz, kein Stäubchen auf den spiegelnden Polituren, die einzeln gekauften Stücke der im Laufe der Jahre ergänzten Einrichtung so schön aneinandergewöhnt, daß alles hell und lauter zusammenklang. In dem Betthimmel, der sich aus weißem Tüll und mit blauen Blümchen bedrucktem Kattun über den beiden Betten aus rotem Kirschenholz wölbte, lag ein Spiegelreflex gefangen, und nun liefen lebendige Linien in dem beweglichen Glanz auf und nieder. In der guten Stube hockten schon weiße Schatten unter den Polstermöbeln, und die Goldfische im runden Glas leuchteten wie Rubine im kristallklaren Wasser.

Erst als er die Türen sorgfältig geschlossen hatte, steckte Roßhaupt die Pfeife an, ging ans Fenster, lehnte sich auf das Gitter und ließ das lange Rohr ins Freie hinaushängen.

Unten liefen die Menschen winzig klein. Die rote Brunnensäule auf dem Klemensplatz begann langsam zu erblinden, denn die Abendhelle stand nun schon tief hinter den Moselhöhen und erreichte nur noch die obersten Bastionen des Ehrenbreitsteins. Über dem Strom lag ein feiner, beinfarbener Duft und verschleierte den Luisenturm an der Halde des Astersteins. Eine Abteilung Feldartillerie kam vom Mainzer Tor her. Unter der schwarzen Wölbung dröhnten die Geschütze, Staub und Schweiß klebten an Fahrern und Gäulen, die hohen steilen Helmdächer und die breiten Plempen warfen unruhige Blitze.

Mit Wohlgefallen blickte der alte Soldat auf die Batterien herab, dann verloren sich seine Gedanken im Dämmerschein.

Als die Pfeife ausgebrannt war, keinen Augenblick früher oder später, trat Anne mit dem Abendbrot herein. Roßhaupt schloß die Fenster. Die Dämmerung hatte den letzten Lichtschein verloren und nistete blind und farblos in der Stube. Das Geläut zu St. Castor klang über die stille Stadt und den ziehenden Strom.

Nun saßen die beiden einander stumm gegenüber und aßen ihr einfaches Brot. Die Lampe warf einen roten Schein, der nicht bis in die Winkel drang. Es war still und einsam um das alternde Paar.

„Morgen kannst du bei Nonns Mittag machen, Mann. Ich putz den ersten Stock. Die letzten Engländer sind noch nicht vorbei, und der Bürgermeister könnt Visite machen."

„Engländer, soviel du willst, Anne. Drei Schiff voll sind heut den Rhein heraufgekommen. Im ‚Riesen' und im ‚Anker' sind schon die Leutbetten besetzt, und das Personal schläft auf den blanken Matratzen. Aber nun will ich dir morgen früh noch die Bilder zuhängen, sonst staubt es."

„Ist recht, Mann. Aber eh die Glock sechs schlägt, sonst staubt es", versetzte sie anzüglich, und in ihrem weißen, feinen, von Fältchen durchzogenen Gesicht strafften sich energisch die Züge um Mund und Nase. Die grauen Augen warfen einen befehlenden Blitz.

„Aber Anne, du wirst doch nicht", entgegnete er mit einem gutmütigen Lächeln, das weich unter dem grauen Königsbart hervortrat und das großflächige Gesicht mit der steilen, kahlen Stirn und den dunklen Augen unter den borstig überhängenden Brauen freundlich aufhellte; im ausrasierten Kinn kam und ging ein Grübchen.

Anne war aufgestanden und stellte das Geschirr zusammen. Als sie neben ihn trat, legte er den Arm um ihre kleine, schlank gebliebene Gestalt.

„Laß den Unsinn", zankte sie und löste die große, starke Hand von ihrer Hüfte, aber ein unsicheres Licht zitterte in ihren Augen, und auch ihre Stimme klang nicht fest.

Sie ging in die Küche.

Als Roßhaupt ans Fenster trat, war die Nacht gekommen. Unruhige Lichter standen in den Laternen am Platz und am Schloß entlang. Fensteraugen starrten rot ins Dunkel; schwarz, scharf aus dem milchig grauen Himmel herausgeschnitten standen die Umrisse der Höhen über dem Strom, ein paar Lichter hineingesteckt, wie Sterne, die das Dunkel noch dunkler machten.

Türen schlugen, es war Zeit, hinunterzugehen. Die Vorstellung begann um acht Uhr, und eine Stunde vorher mußte der Sicherheitsdienst versehen werden.

Anne trocknete die Hände, als er an der Küche vorbeikam.

„Der Fuchs soll mir zehn Theaterzettel mehr in den ersten Rang legen; wenn wir Oper haben, verkauf ich sie alle", sagte sie und begab sich zum Ankleiden ins Schlafzimmer, um dann als Logenschließerin zu amten.

Der Kastellan ging langsam die Treppen hinunter und hielt dabei die lederne Säbelscheide vorgestreckt, damit das plumpe Eisen nicht an die Stufen schlug. Im ersten Stock, auf der Höhe des Balkonranges, blieb er stehen und öffnete das Foyer. Hier war die städtische Gemäldesammlung untergebracht, für die noch kein Museum da war. Er machte die vorgeschriebene Runde.

Das Laternchen zitterte in der ausgestreckten Hand, das Schlüsselbund klirrte, Schatten flogen vor ihm her. Der Fußboden war glänzend gewachst und gebohnt. Er spiegelte das Licht. Aber wenn die Anne es an der Zeit fand, ihn neu aufzureiben, so tat sie's — da war nichts zu machen. Das war ihre Sache.

Vor einem Bild, das erst vor einigen Wochen aufgehängt worden war, blieb der Wachtmeister einen Augenblick stehen. Es war ein Geschenk der Königin Augusta, eine Kopie der Hl. Jungfrau im Grünen von Raffael. Roßhaupt hatte sich die Bezeichnung und den Malersnamen schon eingeprägt. Ein Katalog der kleinen Sammlung war noch nicht gedruckt worden, und so mußten er und Anne, die die Schlüssel verwahrten, den Besuchern zu sagen wissen, was die Bilder darstellten, und von wem sie stammten.

Anne hatte das spielend gelernt. Er mußte immer noch die Gedanken stramm in Zucht halten, wenn er

Auskunft gab, und ein neues Bild einzuordnen, machte ihm doppelte Mühe. Aber dieses letzte hatte ihm so wohl gefallen, auch der Titel war so schön, daß er es sofort behalten hatte. Die Mutter Gottes mit dem geraden Näschen und den breiten Augenlidern, die Haare unter dem Netz um den Kopf gelegt und einen blanken Scheitel in der Mitte, das war ja beinahe die Anne, wie sie vor zwanzig Jahren ausgesehen hatte.

Sie saß auf der Wiese, und ihr runder Nacken wuchs in den hellen Himmel, ein paar Wölkchen zogen, ein Fluß blitzte, und sie hielt das Jesuskind vor sich, mit rosigen Ärmchen und Beinchen, die unsicher auftraten. Aber der kleine Johannes gefiel ihm eigentlich noch besser. Wie ein kleiner Soldat kniete er vor der Mutter Gottes und hielt den Kreuzstab wie ein Bajonett.

Die Laterne zitterte stärker. Die Körper schienen lebendig im unruhigen Licht, Schatten rannen unter den Augenwimpern der Jungfrau, als hätte sie sie aufgeschlagen und wieder gesenkt.

So ein Staatsjung — aber es ist nun mal nicht — kein Jung und kein Mädchen — was soll man da machen! — Jetzt bald fünfzig und die Anne nur ein paar Jahrgäng weniger. —

Er ist weitergegangen und schließt die Tür. Später hat Roßhaupt seiner Frau noch manchmal erzählt, wie er an diesem Abend, gerade an diesem Abend des 7. Oktober 1869 vor dem Raffael gestanden und seine Gedanken auf der grünen Wiese spazierengeführt hat.

Nun stand er auf seinem Posten mitten in dem großen Flur des Erdgeschosses; durch die drei Türen quollen die Theaterbesucher, gingen rechts an ihm vorbei an die Kasse, links an die Garderobe für das Parkett, traten hinter ihm, der groß und ernst, den Helm auf dem Kopf, dastand und nur dann und wann mit einer Armbewegung einen Besucher von rechts nach links wies, durch die auf und zu geschlagenen Glastüren in den inneren Gang und stiegen dort rechts oder links die Treppen hinauf.

Als die Ouvertüre zum „Fra Diavolo" erklang und es still geworden war, ging der Wachtmeister ins Parterre. In dem engen Gang, der die Parterrelogen umab, stand der Kommissar.

„Alles in Ordnung, Wachtmeister?"

„Zu Befehl, Herr Kommissar!"

„Na, dann setzen Sie sich auf meinen Platz — ich bin vor Schluß wieder da."

Und Wachtmeister Roßhaupt nahm den Helm vom Kopf, trat vor den kleinen Spiegel, strich jedes Haar zurecht über der Stirn, fuhr über die Röllchen an den Schläfen, den hartstehenden, kurzen Backenbart und den dunkel gebliebenen Schnurrbart, klemmte die Helmspitze zwischen die Finger, öffnete die schmale Tür und drückte sich in den Zuschauerraum.

Hofmetzgermeister Thomas, der hinter ihm saß, stieß ihn an und machte seinen alten Witz: „Das ist das erstemal in Koblenz, daß die Polizei gleich da ist, wenn irgendwo gestohlen wird."

Roßhaupt zuckte nachsichtig lächelnd die breiten Schultern. Seit sieben Jahren wiederholte Thomas, der keine Oper ausließ, diesen Witz, und der „Fra Diavolo" stand, wie der Wachtmeister ihm einmal heimgezahlt hatte, nur deshalb jedes Jahr auf dem Spielplan, damit Thomas seinen einzigen Witz an den Mann bringen konnte.

Als der Wachtmeister vor dem letzten Akt dem Kommissar Platz gemacht hatte und nachsah, ob auch sämtliche ins Freie führenden Türen vorschriftsmäßig geöffnet waren, stand eine sternklare Nacht über den Dächern. Nur das Rheintal hinauf streckte sich eine hellschimmernde Nebelbank. Kein Mensch war auf der Straße. Vom Mainzer Tor her hallte der Tritt einer aufziehenden Wache.

Dann war die Vorstellung zu Ende, und eine Zeitlang war lautes, hastiges Leben und Treiben, schoß und polterte es die Treppen herab; schlugen die Türen, riefen lachende und ärgerliche Stimmen um ihn her, bis der Schwarm zerstoben war.

In dem engen, winkligen Gebäude war das immer ein Gedränge und ein wildes Hin- und Herwogen. Die vermummten, in die großen indischen Schals gehüllten Frauen mit den breitfallenden garnierten Röcken versperrten Treppen und Gänge.

In der ersten Zeit, als Roßhaupt den vielbegehrten Posten angetreten hatte, war das noch viel ärger gewesen, da hatten die Krinolinen ihre Reifen über die ganze Treppenbreite geschlagen.

Nun wurde es still. Die Kassenbeamten und die Feuerwache waren gegangen, Sänger und Arbeiter hatten sich entfernt.

Der Wachtmeister schloß die Türen. Still und dunkel, mit einem Anflug von Traurigkeit lag das leere Haus.

Anne wartete schon mit der großen Sturmlaterne auf ihren Mann. Denn nun kam Roßhaupts letzter Gang, die Nachtrunde, die eine halbe Stunde nach Schluß der Vorstellung stattfinden mußte.

„Kommst du mit, Anne?" fragte er.

„Wenn du dich graulst, Bangbüchs!" erwiderte sie.

Frage und Antwort waren alt und hergebracht wie die Meldung des Wachtmeisters bei dem Kommissar. Aber jedesmal ging das stille Schmunzeln über Roßhaupts Gesicht, und Anne huschte hinter ihm her, treppauf, treppab, schlüpfte leicht durch das Orchester, wo er jedesmal an Stühle und Baßgeigen stieß, lief aufrecht durch den Bühnengang, in dem er sich tief bücken mußte, und sie vergaßen keinen Winkel.

Es roch nach Staub, Schweiß und Schminke. Riesige Schatten schossen von den Kulissen auf, vom Hauptgerüst des Schnürbodens lief ein Zittern, die Dielen knackten, eine Maus raschelte in den Hobelspänen der Werkstatt, aber es löste keine aufregende Empfindung mehr in ihnen aus, sie hielten das Licht verwahrt und gingen ihren spukhaften Weg ruhig zu Ende. Solange es nicht nach Rauch und Brand roch, kein Funke zuckte und kein Flämmlein lief, hatte ihnen der Gang durch das Labyrinth nichts zu verkünden.

Und es war an diesem 7. Oktober 1869 wie immer. Sie hatten das Bühnenhaus verlassen, waren durch das eiserne Wandtürchen in die Direktionsloge gekommen und gingen nun den Balkonrang entlang. Die grauen

Tücher, die Anne mit den Garderobefrauen ausgebreitet hatte, hingen wie Leichentücher über die Samtbrüstung. Die Krone, die an der Königsloge befestigt war, glänzte geheimnisvoll, als der Laternenschein darüberhuschte.

Da hielt Anne im Schreiten inne.

„Hast du nichts gehört, Mann?" fragte sie leise.

„Was meinst du?" fragte er zurück, und der Lärm, den ihre Schritte hervorgerufen, verstummte. Der Hall seiner Stimme lief in den leeren Raum und starb.

„Wie eine Katz war's", antwortete sie, aber sie wußte, daß es nur ein Vergleich war. „Wie eine Katz und doch anders", fuhr sie fort.

„Du magst ja keine Katz", antwortete er, ohne sie zu verstehen und ohne ihre Unruhe zu begreifen.

Denn Anne Roßhaupt atmete hastig, zerrte das Tuch herab, das sie um den Kopf geknüpft hatte, und lauschte, zitternd vor Unruhe zwischen Tür und Angel der Kronloge, in die leere gähnende Finsternis, in der das Laternchen suchend, verloren wie ein Ertrinkendes hin und her geisterte. Alles still —

Anne Roßhaupt tat einen tiefen Atemzug und ging weiter. Über ihrem Kopf hielt der Wachtmeister die Laterne.

Aber als die Tür hinter ihnen fiel und sie auf der großen Treppe standen, hörte auch Roßhaupt einen leisen, weinenden Laut.

„Da ist es wieder, na, wer hat nun recht gehabt?" sagte die Frau, und angesichts des ungewöhnlichen, aber deutlich erkannten Geräusches verschwand ihre Unruhe mit einem Schlag.

„Natürlich du", antwortete der Wachtmeister.

Er ging die Treppe hinunter.

„Es kommt ja von oben her, Mann."

„Komm nur, Anne! Hier sind wir heruntergegangen, und da war alles in guter Ordnung. Da ist nichts anders geworden. Nun gehen wir treppab und kommen die andere Treppe wieder herauf. Vielleicht begegnet uns da was."

Er ging schon die Stufen hinunter, die Laterne hoch haltend, das klirrende Schlüsselbund in der anderen Hand.

Einen Augenblick zauderte Anne, aber als alles still blieb, kein Laut mehr über ihr klang und das seltsame Wimmern irgendwo in der Tiefe des riesigen Treppenhauses verzittert war, ohne daß sie hätte sagen können, wo es seinen Ursprung genommen hatte, da folgte sie ihm.

Sie tauchten tiefer und tiefer.

Da plötzlich ein Schrei, ein quäkender, kräftiger Schrei, der in schwellendem Echo an den Wänden widerhallte, und dann ein richtiges, tränenvolles Weinen.

Und ehe der Wachtmeister, der stehengeblieben war und die Laterne im Kreis blitzen ließ, wußte, was Anne tat, hatte sie kehrtgemacht und war die Treppe hinauf seinen Blicken entschwunden.

„Anne, hast du denn keine Räson?" rief er hinter ihr her, aber sie gab keine Antwort mehr.

Da setzte er seinen Kopf auf, und statt ihr zu folgen, machte er seinen Weg fertig, wie er es sich vorgenommen hatte. Daß seiner Frau in der Finsternis etwas geschehen könnte, daß irgendeine Gefahr lauerte hinter der unerhörten Ruhestörung, daran dachte er keinen Augenblick.

Sie waren daheim in diesem schweigenden, hallenden Gebäude, kannten jeden Winkel und jedes Echo und waren allein darin zu Haus. Kein anderer Schritt als seiner klang nachts darin, und wenn er spät in der Nacht heimkam, stieg er die Treppen mit ruhiger Sicherheit im Finstern.

Er ging weiter, kam am Fuß der Treppe an, durchquerte den Vorflur, trat auf der anderen Seite durch die schwingende Glastür wieder in das Stiegenhaus und stieg nun die Treppe links hinauf.

Als er auf dem Podest des zweiten Ranges angekommen war, schnaufte er einen Augenblick aus. Er schob die Schlüssel in die Tasche. Dann horchte er, ehe er weiterging.

Alles still — —

Nun ächzten die letzten Stufen unter ihm. Er stand oben. Die Küche lag am anderen Treppenaufgang. Wo er jetzt stand, war eine unbenutzte Kammer. Sie nahmen ihren gewöhnlichen Weg immer über die andere Treppe, die auch am Tage mehr Licht hatte.

„Hast du keine Augen, Hermann?"

Er fuhr zurück. Ihre Stimme klang dicht vor seinen Füßen. Als ob er über sie wegschreiten müßte. Wie angewurzelt stehenbleibend, senkte er die Laterne und drehte sie im Kreise. Plötzlich hielt er sie ganz still.

Da hockte seine Frau auf der Türmatte und hielt etwas im Schoß. Und jetzt schaute sie auf, und im Licht war ihr Gesicht so still und fein wie das der kleinen Mutter Gottes, und sie sagte: „Tu die Latern weg! Du weckst mir das K i n d."

Aber schon hatte er ein rundes, weiches Gesichtchen gesehen, und ehe er gehorchen konnte, wurden darin zwei Augen wach, erstaunte, blicklos das Licht saugende, große Augen, in denen das Laternchen wie ein Bootslicht über dem dunklen Rheinstrom schwamm.

„Donnerkeil!" keuchte der Wachtmeister und nahm die Laterne in den Arm wie den Helm in der Kirche, mit den Ärmeln und den starken behaarten Händen ihren Schein verbergend — fassungslos wie noch nie.

„Am 7. Oktober 1869 hat er das Licht der Laterne erblickt", sagte er später manchmal leise zu seiner Frau, und dann war es jedesmal ein eigentümliches Vibrieren und Weichwerden, das sie zusammen erfaßte und sie jeden Atemzug, jede Minute, jeden Schritt und jedes Wort dieses Abends in einer tiefen Erschütterung ihres Wesens noch einmal empfinden ließ.

In dieser Nacht waren dem Polizeiwachtmeister Hermann Roßhaupt die angeborne Bedachtsamkeit und die anerzogene methodische Ordnung abhandengekommen. Erst wollte er das Balg spornstreichs auf die Hauptwache in der Löhrstraße tragen, dann wollte er den Fund wenigstens sofort melden und griff schon nach dem dicken Notizbuch, um die Personalien aufzunehmen, schließlich rief er wild: „Ja, Donnerkeil, so kommandier doch du, wenn du doch alles besser weißt!"

In Helm und Waffenrock, den umgegürteten Säbel immer plupp, plupp an die linke Wade schlagend im

Auf- und Niederschreiten, lief er durch alle vier Stuben, während Anne das Kind ruhig in alte, weiche Servietten wickelte, die sie auf den ersten Griff, und als wären sie längst dafür bestimmt gewesen, aus der rundbauchigen Kommode gezogen hatte.

Der Mond stand über dem Rhein, und der Herbstdunst lag als elfenbeinfarbene, glänzende Wolke unter seinem blanken Schein.

Von diesem sanften Licht war es beinahe hell in der hochgelegenen Theaterwohnung des Polizeiwachtmeisters und Marktmeisters Hermann Roßhaupt. Das Lämpchen in der Wohnstube brannte wie ein Funzelchen aus und erlosch.

Nur das geheimnisvolle Mondlicht stand über ihnen, als sie das Schicksal des kleinen Fremdlings berieten.

Es war ein Knäblein und hielt sich schon aufrecht, konnte sitzen, rieb die ersten Zähnchen durch, und die Hebamme, die am andern Morgen dem Wachtmeister beinahe eine Narrenkappe aufgesetzt hätte, als er sie zu seiner Frau rief, schätzte sein Alter auf acht Monate. Das Gesicht war rund und voll, dunkle Härchen lagen seidenfein auf dem pulsierenden Köpfchen, die klaren Augen standen voll Licht, aber am Leib und an den Gliedern war das Kind abgemagert, und ein hitziger Hunger plagte es noch manchen Tag.

Seine Abstammung blieb im Dunkel und auch, wie es in das Theater gelegt worden war, konnte nicht ermittelt werden. Aber der Wachtmeister, der bedächtig alles erwogen hatte, fand den Glauben seiner Vorgesetzten, als er in einem abschließenden Bericht klarlegte, daß das Kind nicht in der Stadt geboren sei, sondern von auswärts stamme, daß die Person, die es ausgesetzt hatte, jedoch mit dem Theater und den Verhältnissen bekannt gewesen sein müsse.

Er war in schöne leinene Wäsche gekleidet, am Hemdchen ein Spitzchen, kein Buchstabe hineingestickt, an den Füßen wollene Söckchen, die aber schon ausgelaugt waren vom vielen Waschen, und zuletzt in einen Schal gewickelt, richtiger in den vierten Teil eines großen Umhanges vom feinsten Kaschmir. Das Stück war hastig, wie in Verzweiflung abgerissen worden. Wahrscheinlich im Dunkeln, denn es hingen noch ein paar Fetzchen daran, die sonst wohl abgetrennt worden wären. Vielleicht hatte die Mutter den Schal um die Schultern getragen und ihr Kind darunter verborgen, als sie es aussetzte. Ob die Aussetzung vorbereitet war, blieb zweifelhaft.

Der Wachtmeister glaubte eher an eine rasche, impulsive Handlung, und das hat noch ein Gefühl der Angst und Unsicherheit in Anne Roßhaupt wachgehalten, denn sie fürchtete immer, die Mutter könnte ihre Tat bereuen und eines Tages ihr Kind zurückfordern. Diese unbekannte Mutter war mit dem Kind unter dem Schal spät abends ausgegangen, blind ins Dunkel gelaufen, um es auszusetzen. Sie war keine Person aus geringem Stand. Sie konnte das Kind nicht vor die nächste Tür legen. Sie hatte es zärtlich geliebt, denn es war für liebreiche Worte und besonders für ein Wiegen und Tragen und ein leise gesummtes Liedchen sehr empfänglich und hörte darauf, als gehörte das zu seinem gewohnten Leben.

Hermann und Hanne hatten sich ganz in die Geschichte der Aussetzung hineingelebt. Sie sahen die Mutter durch die schlafende Stadt eilen. Die Bürgerhäuser waren geschlossen, die Straßen leer, da leuchtete ihr das Theater entgegen. Die letzten Besucher drängten heraus, einen Augenblick wogte es von Menschen um die Frau, eingehüllt wie sie, keins auf das andere bedacht, alle nur bestrebt, den Heimweg zu gewinnen. Da schoß sie in das alte Haus, das sich langsam mit Dunkel füllte, und stieg die Treppen hinauf. Im ersten Augenblick hatte sie wohl nur die geöffneten Türen und das lebendige Treiben gelockt, denn sie fürchtete sich, das

Kind in die Einsamkeit zu setzen, dann hat sie sich vielleicht erinnert, daß das Theater bewohnt war wie ein Bürgerhaus, und ist die oberste Treppe hinaufgestiegen, hat das Kind vor die erste Tür gelegt und mit den letzten Besuchern das Theater verlassen.

Ausschreibungen und Nachforschungen führten zu keinem andern Ergebnis. Es fanden sich wohl Leute, die gesehen haben wollten, wie eine Frau durch die Klemensstraße — andere nannten die Schloßstraße — gelaufen war, als ob sie etwas verberge; es wurden Galeriebesucher verhört, die die ganze Geschichte schon fix und fertig mitbrachten, aber vor dem ruhig prüfenden Urteil blieb nichts davon bestehen. Die Nachforschungen unter dem Theaterpersonal waren gleichfalls umsonst. Auch trieb der Rhein keine Leiche — nichts Schreckliches heftete sich an den namenlosen Fund. Es war ein Kind vom Himmel gefallen.

Und dieses Kind fiel in Anne Roßhaupts leeren Schoß, und sie hat es nicht mehr aus den Armen gegeben.

Der Polizeiwachtmeister tat anfangs, als führte er einen heftigen Kampf gegen die stille Hartnäckigkeit seiner Frau, die das Kind nicht ins Waisenhaus gehen lassen wollte. Er drohte jeden Tag dreimal, das Balg dahin zu bringen, wohin es gehörte, aber wenn seine Frau mit einem kalten Lächeln oder gar mit mitleidigem Kopfschütteln zu ihm sagte: „So probier's doch einmal, du Unmensch“, dann wandte er sich ab, fluchte und stieg zuletzt, leis vor sich hinpfeifend, die Treppe hinunter.

Später wiederholte er seine Drohung nur noch dreimal im Jahr.

Als der große Krieg ausbrach und Hermann Roßhaupt seinen König im Volksgedränge von Ems nach Koblenz ziehen sah und die „Wacht am Rhein“ unter den Fenstern brausen hörte, da verbiß er die Erinnerung nur schwer, daß er nur einmal auf der Grenzwacht gegen Frankreich gestanden in den dreißiger Jahren und in Baden von einer deutschen Kugel angeschossen worden war bei Waghäusel. Und als Spichern und Wörth geschlagen waren und die Salutbatterie auf der Karthause Viktoria schoß, da lief ihm das Augenwasser zusammen. Er hielt das Bübchen aus dem Fenster, damit er das Menschenbrausen hörte und den Ehrenbreitstein im Abendglanz aufleuchten sah, und als er es dann wieder in die Wiege legte, sagte er plötzlich zu seiner Frau: „Wir wollen ihn behalten, ein Jung ist was wert. Es fehlt heute mancher Mutter Sohn. Was meinst du, Anne?“

„Ja, hast du denn gemeint, ich geb ihn wieder her?“ antwortete Anne und lächelte ruhig, ein bißchen mitleidig, ohne ein Zeichen innerer Bewegung, nur blasser als sonst.

Aber als Hermann Roßhaupt eine Stunde später den Nachtdienst antrat und der dumpfe Lärm der Furage- und Artilleriewagen, die in endlosem Zug von Ehrenbreitstein her über die strohbeschüttete rotbeleuchtete Schiffbrücke quollen, zu den offenen Fenstern hereinschlug, im Schützengarten plötzlich eine Rakete aufschoß und vom Mainzer Tor her die „Wacht am Rhein“ wie Donnerhall dröhnte, da schluchzte Anne auf einmal an der breiten Brust ihres Mannes und stammelte: „Unser Jung, Hermann, unser Jung!“

„Ja, Anne, zwanzig Jahr älter sollt er sein“, stieß er kraftvoll hervor und drückte sie an sich.

So hat ihnen das Jahr, das so viele Söhne in die Erde kehren sah, einen Sohn gebracht, denn nun nahmen sie den Findling an Kindes Statt und gaben ihm den Namen Wilhelm Roßhaupt.

Und dieses Kind wußte es nicht anders und rief sie Vater und Mutter.

Der Strauß des Kaisers.

Wachtmeister Roßhaupt hatte heute den Dienst am Rhein. Es war ein heißer Sommertag. Die Mittagsonne brannte. Der Ehrenbreitstein stand, von flimmerndem Licht umwogt, trotzig und schweigend. Die neuen deutschen Reichsfarben wehten von der Schiffsbrücke und aus den Hotelfenstern am Rhein. Der Kölner Dampfer, der am Landungsteg lag, wimmelte von Touristen.

Der Wachtmeister stand in dunkelblauem Rock und weißen Hosen, die silbernen Tressen und den Adlerknopf am Kragen, blitzblank in der guten Garnitur am Steg. Die weißen Handschuhe saßen wie angegossen, der graue Bart war länger und grauer, das ausrasierte Kinn war faltiger geworden. Aber Roßhaupt stand aufgereckt wie ein Baum. Als ein Offizier mit dem Eisernen Kreuz im Knopfloch an ihm vorbeischritt, erstarrten Haltung und Gesicht zu Erz.

Ein sechsjähriger Junge rannte auf ihn zu und warf sich ihm in die Beine. „Vater, versteck mich, Mutter kommt mich holen“, rief er ungestüm und steckte ihm den Kopf zwischen die Rockschöße, als wäre er nun unsichtbar.

„Verflixter Jung, du bringst einen noch ums Honneur“, knurrte der Wachtmeister und zog das Bübchen ans Tageslicht.

„Dahinten kommt sie, Vater! Da, nimm die Birnen, steck sie in die Tasche, sonst krieg ich sie nicht mehr“, und behende stopfte er ihm die großen, gelben Birnen, die die Obstfrau am Stand dem Sohn des gefürchteten und gebietenden Marktmeisters geschenkt hatte, in die Schoßtaschen.

„Junge, bist du des Teufels?“ brummte Roßhaupt, aber er half ihm, denn dort kam Anne wirklich, und wenn sie ihn wieder die Hände voll Obst fand, so konfiszierte sie ihm erbarmungslos den letzten Birnenstiel. Einmal hatte der Junge wirklich zu viel gegessen, und das Kirschkernsäckchen, das der Wachtmeister sonst gegen das Reißen im Knie auflegte, war ihm auf den Leib gepflanzt worden, bis es darin wieder ruhig wurde. Seither war Anne dahinter her wie ein Gendarm hinter einem Landstreicher, und der Polizeiwachtmeister mußte beide Augen zudrücken, wenn dem Kind wieder ein unschuldiges Eierpfläumchen zugesteckt wurde.

„Jung, bist du auch nicht schmutzig?“ sagte er noch rasch, ehe seine Frau sich durch die Menge gedrängt hatte, die laut und hastig zu den Schiffen strömte, und fuhr ihm über das gelockte schwarze Haar. Schmutzig war der Bursche nicht, es klebte nur Teer und Ölfarbe an ihm. Er hatte zwischen den aufgestapelten Fässern gespielt

und war auf den Schaumweinkisten herumgekrochen. Jetzt rieb er gerade die kräftigen kleinen Fäuste an dem weißen Kittel ab und wischte sich rasch noch den roten, frischen Mund.

„Junge, wie siehst du aus!“ rief Roßhaupt und vergaß beinahe, die Augen im Dienst zu gebrauchen.

„Du bist schuld, Vater, du hast wieder nicht achtgegeben auf mich“, antwortete er und schob die Hände auf den Rücken, wie es der Wachtmeister tat, drückte das runde Kinn herunter, als trüge er die Halsbinde und den Uniformkragen, und blickte ihn von unten herauf mit gerunzelten Brauen und todernsten Augen strafend an.

Da stand Anne vor ihnen.

„Hermann, der Kaiser kommt von Ems herüber. Er bleibt zwei Stunden im Schloß und fährt dann wieder zurück. Die Gräfin Holle hat — aber, Will, wie siehst du wieder aus!“ unterbrach sie sich plötzlich und ließ ihren Pompadour fallen, um ihm rasch die Hände festzuhalten, die er wieder an dem weißen Kittelchen rieb, denn sie waren immer noch klebrig von den Reineclauden.

Der Wachtmeister sah die Helmspitze der Ablösung im Menschengewühl auftauchen.

„Hier nichts Neues, Stemmrich, aber sag, ist das wahr, daß der Kaiser“ —

„Jawohl, da gehen schon die Fahnen hoch, du kommst sofort auf Schloßwache. Der Kommissar ist schon dort.“

Der Wachtmeister richtete sich stramm auf, warf einen Blick auf den Ehrenbreitstein, wo die ernsten Farben mit dem eisernen Kreuz stiegen, machte eine halbe Wendung, stand einen Augenblick in Achtungstellung, die Augen in die des anderen bohrend, der sich aus der bequemen Haltung raffte und den Dienstblick erwiderte, und trat damit vom Posten.

Anne hatte stillschweigend ihren Pompadour aufgerafft und hielt Wills rechte Hand fest umklammert. Die kleinen Finger klebten an ihren Filethandschuhen, als sie nach den ersten hundert Schritten die Hand wechselte und den Knaben an die rechte Seite nahm. Willi stapfte ruhig neben ihr her.

In der engen Rheinstraße war ein Gedränge von Menschen. Unter den Fremden viel Norddeutsche, und alles sprach vom Kaiser. Das Wort erfüllte die Luft, flog rauschend auf wie ein Taubenschwarm, wohnte auf allen Lippen, machte die Augen glänzen, färbte die Backen der Frauen und Mädchen, trieb die Menschen in einer Richtung, peitschte die Droschkengäule. Fahnen schoben sich aus allen Fenstern, in dem engen, schattendunklen, steil abstürzenden Engpaß der Straße zwischen der „Traube“ und dem „Riesen“ flammte plötzlich ein Farbenrausch schwarz-weiß-rot über den Köpfen, und der mächtige Schlepper, der mit drei Kähnen den Strom herab kam und die Böller krachen ließ, um freie Durchfahrt durch die Schiffbrücke zu erhalten, schien Salut zu schießen. Es war noch immer ein gewaltiger Schwung in allem, der Nachhall von 1870.

Die Kaiserin residierte im Schloß am Rhein. Kaiser Wilhelm, der in Ems den Brunnen trank, kam heute zu einem kurzen Besuch, wie das öfters geschah, und doch war es jedesmal ein Ereignis, ein Aufjauchzen, eine Entladung jenes echten, aus Schmerzen und Sehnsucht, aus Erniedrigung und Erfüllung geborenen Vaterlandsgefühls und der in Blut und Tränen geläuterten Begeisterung, die wie ein Sturmwind in das deutsche Volk gefahren war.

Anne Roßhaupt hielt den Knaben hart an ihrer Seite. Der Helm des Wachtmeisters stach dicht hinter ihr aus dem Gewühl.

„Der Kaiser!“

Will wußte, daß das etwas Großes und Schönes war. Er hatte ihn schon gesehen, zu Pferd von der Parade auf der Karthause kommend und im Wagen durch die Stadt fahrend. Er sah beinahe aus wie der Vater, nur war der Bart schön weiß, und auf der Brust hatte er einen Stern. Und wenn er vorbeikam, dann konnte man hurra und hoch rufen, immer toller, immer toller! Dann grüßte der Kaiser, und die Soldaten präsentierten das Gewehr, und die Herren schwenkten die Hüte, und die Frauen machten einen großen Knicks. Und die Sonne schien, und die Fahnen wehten, und die Konditorjungen liefen mit Waffeln und Pfannkuchen herum, und die Musik spielte — und der Schellenbaum mit den roten Pferdeschwänzen kam die Gasse herauf, hoch über den blanken Soldaten, und die große Trommel schlug, die Trompeten schrien, daß er es in den Ohren und im Leib spürte, und wenn der Vater kam, mußten alle Leute Platz machen, dann rief er mit seiner großen Stimme: „Zurück — nicht drängeln — immer zurück, meine Herrschaften — Majestät wird gleich da sein — Donnerkeil, wer rennt denn da noch in die Fahrbahn? Natürlich ein Frauenzimmer! Zurück — nicht drängeln!“

Dann mußten alle gehorchen, und dann winkte der Vater, und dann durfte der Kaiser kommen. — —

Sie waren in die Kastorpfaffenstraße gebogen.

„Was ist denn los, Anne?“ fragte der Wachtmeister, als sie aus dem Gewühl waren.

„Wie der Jung' wieder aussieht! Das ist das letzte Mal, daß er mit am Rhein war“, erwiderte sie. „Und Obst gegessen hat er auch wieder. Du hast ja wieder nett auf ihn acht gegeben!“

Will warf dem Vater einen altklugen, grausamen Blick zu und hob die Füße schneller, die Hand leicht und lose in den Fingern Annes, damit sie keinen Zug spürte und die Schelte nicht auf ihn fiel. Er lief wie ein Hase.

„Laß ihm doch das Pläsierchen! Er kann doch nicht Posten stehen“, antwortete Roßhaupt gutmütig.

„Du bist imstand und pflanzest ihn in ein Schilderhaus, damit du nicht auf ihn achtgeben mußt“, gab sie scharf zurück. Sie war gereizt, und dann wurde sie ungerecht und drehte einem aus jedem Wort einen Strick.

Das kannte Hermann Roßhaupt, und trotzdem war er so verblüfft über den Vorwurf, daß er grimmig durch den Bart schnob: „Ich! Na, du bist wohl geck! Was kommst du denn überhaupt angesegelt wie eine Madam und holst mir den Jungen und kaufst ihm den Respekt ab vor seinem Vater! Donnerkeil — was zu arg ist, ist zu arg!“

Da fühlte er plötzlich eine Kinderhand in seiner Faust.

„Der Kaiser kommt ja!“ rief Will wichtig, ängstlich, wie beschwörend in ihren Zank und zog sie hastig rechts und links vorwärts, die kleine Frau und den großen

Mann, als könnte er sie nicht rasch genug von dem Fleck wegbringen, wo sie sich um ihn gestritten hatten.

Schweigend gingen sie weiter.

Als sie auf dem Klemensplatz ankamen, wehten die Fahnen schon aus der Theaterwohnung. Anne hatte sie vom Theaterdiener ausstecken lassen, ehe sie an den Rhein gelaufen war.

„Ich geh jetzt gleich ins Schloß", sagte der Wachtmeister und machte sich frei.

„Ich hab dir ein paar belegte Brötchen im Pompadour", sagte Anne und griff hinein.

Da wurde sein Gesicht wieder freundlich, und es war nur noch leerer Schein, als er brummte: „In der Schloßküche gibt's immer was für einen alten Polizeisoldaten."

Dann steckte er die Brötchen in die Schoßtaschen. Aber da waren die Birnen drin, faustgroße Dinger, die ihm schon auf dem ganzen Weg wie das böse Gewissen im Takt seiner Schritte an die Schenkel geklopft hatten.

Verlegen fingerte und stopfte er in den Rockschößen, denn so konnte er nicht auf Kaiserwache ziehen — Donnerkeil! Und plötzlich hatte er so ungeschickt hantiert, daß ihm eine angebissene Pfundbirne aus dem Schoß sprang und über den offenen Platz hüpfte. Er war rot geworden und stand ratlos, versuchte, sich zu bücken, und stand dann wieder stramm, rot und verlegen wie ein Rekrut.

„Na, gib sie nur her", sagte Anne ruhig und hielt ihm den offenen Beutel hin.

Sie blickte ihn nicht an, denn es machte sie noch verlegener, daß er so verlegen war.

Will aber reckte sich, und eine Flamme stand in seinem weißen Gesicht, als er ihr in die Augen blickte und sagte: „Ich hab sie dem Vater ganz leis in die Tasch gesteckt — er weiß von nichts, er ist ganz unschuldig."

Aber ehe er noch recht fertig war mit der Lüge, gab ihm Wachtmeister Roßhaupt eine Ohrfeige, daß ihm das Mützchen vom Kopf flog, und donnerte: „Ich will dir lügen, du verdammter Bengel!"

Das war die erste Ohrfeige, die Will Roßhaupt ins Bewußtsein schlug, und sie ist ihm im Gedächtnis haften geblieben.

Der Wachtmeister ging rasch davon. Der Schlag tat ihm schon weh, aber er ließ es nicht merken und wandte den Kopf nicht mehr.

Anne half Will seine Mütze und die Birne auflesen.

Zwei Tränen liefen ihm über das Gesicht, aber er verzog keine Miene. „Behalt sie nur, angebissen ist sie ja, und siehst du — das Lügen kann der Vater nun einmal nicht ausstehen. Aber bös ist er dir nicht, und nun komm, du kriegst auch den Kaiser zu sehen, ganz nah, und vielleicht darfst du ihm sogar einen Blumenstrauß geben. Du dem Kaiser!"

Da vergaß er in die Birne zu beißen, und die Kristalltropfen trockneten ihm auf den Backen.

Anne hatte freundliche Beziehungen zu der Kämmerei der Kaiserin, und es war ein stiller, vor ihrem Mann und der Welt wohlverborgener Ehrgeiz von ihr, ihren Jungen einmal vor das Auge des Kaisers zu stellen. Als würde er dadurch gesegnet und gefeit; niemand besaß in ihren Augen die Kraft, die ein einziger Blick des Kaisers hatte, denn der Will war ein Soldatenkind, sein Vater so königstreu, so verwachsen mit des Königs Rock, daß es wie eine ewige Bindung war, wenn König Wilhelm, der nun der Kaiser war, zu ihm sagte: „Wie heißest du, mein Sohn?" und der Knabe antwortete keck: „Wilhelm Roßhaupt, Majestät."

So hatte Anne schon manchmal versucht, die Gelegenheit einer solchen Begegnung auszukundschaften, und ihre Freundinnen im Dienst der Kaiserin liehen ihr gern Hilfe, denn sie schätzten die Theatermeisterin, die ihnen im Winter, wenn die Majestäten in Berlin saßen, ihre Plätze im Theater frei hielt und einen guten Kaffee kochte. Die Kammerfrau der Gräfin Holle stand ihr am nächsten. Das war eine bejahrte treue Person, die auch als einzige Vertraute Annes von Wilhelm Roßhaupts Geburtsgeheimnis unterrichtet war. Die verstand es sogar, die Teilnahme ihrer Herrin, der Hofdame der Kaiserin, zu erregen.

Heute hatte sie nun Anne einen Wink gegeben, daß an diesem Tag ein Versuch gemacht werden könne, den Knaben vor den Kaiser zu stellen. Da war Anne im ersten freudigen Schrecken an den Rhein geeilt, den Sohn heimzuholen, und hatte nur noch so viel Klugheit bewahrt, ihrem Mann das Mittagsmahl im Pompadour zuzutragen.

Jetzt wünschte sie sich heimlich Glück, daß die kleinen Zwischenfälle bei der Begegnung sie davor bewahrt hatten, ihr Geheimnis auszuplaudern. Roßhaupt war vielleicht doch nicht damit einverstanden, daß der Junge — und gar sein des für Ordnung und Respekt verantwortlichen ältesten Polizeibeamten Junge — dem Kaiser in den Weg gestellt werden sollte. Jedenfalls war es besser, er wurde überrumpelt wie Majestät selbst. Gräfin Holle wußte, was sie wagen durfte.

Wills Anzug lag schon ausgebügelt auf dem Bett, ein schwarzes Samtröckchen, kurze Höschen, weiße, von Anne kunstvoll durchbrochen gestrickte Strümpfe und ein Spitzenkragen, wie ihn der spanische Prinz in der Gemäldesammlung trug, der mit dem dünnen Windspiel vor dem roten Vorhang stand.

Als Anne den Knaben vor sich hinstellte, den Rücken an ihre Brust gestemmt, und ihm half, in die kleinen Stulpstiefel hineinzufahren, die in den Hacken so eng waren, da fragte Will: „Mutter, kennt mich der Kaiser?"

Es war doch ein wenig Bangigkeit in der Frage und Anne sprach ihm Mut zu.

Der Rosenstrauß, den der Lakai im Auftrag der Kammerfrau gebracht hatte, duftete durch die ganze Wohnung. Acht gute Groschen, alles, was sie übrig hatte, wollte Anne dem Lakai in die Hand drücken, aber er lächelte vornehm mit glatt rasiertem Mund, und seine pechschwarzen Favoris bewegten sich leise, als er mit Gönnermiene und freundschaftlicher Abwehr sagte: „Nein, nein, liebe Frau Wachtmeister, das tun wir gern, der Hofgärtner trägt den Schaden." Und sie bewunderte seine gute Haltung, als er sie, den hohen Hut mit der Adlerkokarde in der Hand, stolz und würdig verließ.

Den Rosenstrauß in ein Seidenpapier geschlagen, in dem ihre Mantille vorher versorgt gewesen war, die Sonntagskapotte mit den Lilabindebändern auf dem

glatt gescheitelten, blond gebliebenen Haar, stieg Anne Roßhaupt die Treppen hinunter.

Der Knabe folgte wie ein Lamm.

Die Bewegung auf den Straßen hatte sich gelegt. Der Kaiser war an der Schloßrampe dicht vor der Eisenbahnbrücke, die hier ihre Bogen über den Strom schlug, ausgestiegen und hatte das Schloß seither nicht verlassen. Es fand kein Empfang statt. Er besuchte seine Gemahlin, war im einfachen Überrock gekommen, einen Adjutanten neben sich und ging, wie er gekommen war.

Ein einziger Schutzmann hielt sich im Schatten der Schloßanlagen; von der Reitbahn, die ans Schloß angebaut war, klang das Kommando des Remonteoffiziers, die Doppelposten unter dem Säulenportikus schulterten wie sonst, die Sonne schien, und die Rheinluft wehte, auf den grünen Festungswällen leuchteten die Drillichjacken der Pioniere, alles ging seinen Gang.

Anne Roßhaupt wußte, daß der Hofzug um vier Uhr an der Rampe bereitstehen mußte. Sie wußte auch, daß Roßhaupt an der Treppe Posten gefaßt hatte, die vom Schloßplatz zur Rampe hinaufführte, und wich ihm aus, indem sie den Übergang am Mainzer Tor überschritt, wo die Bahn innerhalb der Umwallung läuft und zwischen dem Brückenkopf und dem Schloß an den tief unten strömenden Rhein tritt. Sie ging das Gleis entlang zur Rampe.

Nun stand sie im Schatten des Schilderhäuschens, in dem der Bahnmeister saß, solange der Hofzug auf der Strecke war.

„Sie sind ja in vollem Staat, Frau Wachtmeister", grüßte er durch das Guckloch heraus.

„Lassen Sie mich nur zur rechten Zeit durch, Herr Mewes."

„Es ist alles in Ordnung, der Adjutant hat schon Order geschickt, daß Sie passieren."

Nun stand Anne auf heißen Kohlen. Sie konnte gerade den Treppenaufgang erblicken, den gepflasterten Bahnsteig übersehen, dann verlor sich der Blick in den auf und nieder streichenden Eisenbogen der Brücken, in einem zierlichen Gewirr von graublauem Eisen, durch das der grüne Strom in der Tiefe heraufglänzte. Es war still, nur die Grillen zirpten in der Schloßhecke, und die Kommandorufe von der Reitbahn tönten in das Schweigen.

Plötzlich stand der Hofzug vor der Rampe. Sie hatten ihn in der Aufregung nicht kommen hören. Langsam, ohne Pfeifensignal war er eingefahren, klein, schwarz, unansehnlich hielt er an der Rampe. Will vergaß den Kaiser über der Betrachtung der Lokomotive, um die der Heizer mit der Schmierölkanne herumkroch. Und dann schlug es vier Uhr, der Zugführer stand stramm — der Kaiser kam die Treppe herauf, hinter ihm sein Flügeladjutant. Und plötzlich war es beinahe zu spät geworden. Kaiser Wilhelm war eingestiegen.

Anne sah den Flügeladjutanten suchend, mit erstauntem Gesicht Umschau halten. Der Zugführer wartete auf den Wink abzufahren. An der Treppe stand, wie aus dem Boden gewachsen, Wachtmeister Roßhaupt. Im Helm und in den weißen Hosen erschien er dem Knaben stolzer als der Kaiser, der in seinem dunklen Überrock, die Mütze ein wenig tief gesetzt, ohne Orden, den Degen durch den Rock gesteckt, still und einfach dahergekommen war.

Da riß Anne Roßhaupt im letzten Augenblick den Knaben wild mit sich fort und rannte auf den Wartesteig.

Der Kaiser stand in der offenen Wagentür und warf noch einen stillen, ernsten Blick über die Schloßanlagen, in denen die leidende Kaiserin im Rollstuhl spazierengefahren wurde

Und in ihrer Aufregung zerrte Anne hastig den Strauß aus dem Papier, drückte ihn Will in die Hände und faßte den Knaben, der durch ihr Gebaren aus der Fassung gebracht war, an den Schultern, indem sie in einem zu flüsterte: „So reich ihn doch hinauf, so gib ihn doch!"

Der Kaiser war einen Augenblick betroffen; aus seinen Gedanken aufgeschreckt, schaute er erstaunt auf. Aber nun erschien ein mildes Lächeln, ein heller Schein auf seinem beruhigten Greisenantlitz, in dem noch eine leichte Farbe glomm, und er bückte sich und streckte die Hand, um dem Bübchen die Blumen abzunehmen.

Will Roßhaupt reckte sich auf die Zehen und versuchte, ihm den Strauß in die Hand zu legen, aber die Entfernung war zu groß. Da umfaßte Anne mit verzweifeltem Entschluß seine Hüften und hob ihn empor. Aber das geschah so hastig und ungeschickt, daß der Knabe das Gleichgewicht verlor und den Rosenstrauß fallen ließ, um nicht selbst vornüber zu schlagen.

Der Kaiser hatte vergebens zugegriffen, einzelne Rosenblätter blieben in seinen Fingern, der Strauß aber fiel vom Trittbrett des Wagens auf den Randstein und stürzte auf den Schienenweg unter die Räder. Da schnellte sich Will wie ein Fisch aus den Armen der Mutter, und nur auf seinen Strauß bedacht, tauchte er blitzschnell unter das Trittbrett und verschwand.

Anne stieß einen Schrei aus, und der Adjutant sprang herbei, der Zugführer ließ die Pfeife fallen — aus der Hand Kaiser Wilhelms flockten die roten Kelchblätter — elastisch stieg er ohne Besinnen die Stufen herab und stand auf der Rampe.

Es war alles in einem einzigen Augenblick geschehen, und schon tauchte Will wieder empor. Auf allen Vieren, mit Ruß und Ölflecken beschmutzt, den übel zugerichteten Strauß im Staub vor sich herschiebend. Und jetzt stand er mit glücklichem erhitztem Gesicht vor dem Kaiser und hielt ihm das Bukett hin und rief aufatmend, mit lachendem Mund: „D a h a b ich's wieder!"

Der Adjutant wollte den beschmutzten Strauß abfangen, aber Will blitzte ihn aus dunklen Augen an.

Und der Kaiser winkte und sprach: „Der ist für mich, nicht wahr?"

Und dann nahm er ihn mit der Rechten und legte Will die unbekleidete linke Hand auf den Kopf, und Will sah die grauen Härchen auf dem Arm, der aus dem weiten Ärmel des Überrockes trat, leise flimmern und spürte den sanften Druck der Hand auf seinem Scheitel.

So stand Kaiser Wilhelm einen Augenblick, die hohe Gestalt ein wenig gebückt, und die ernsten Augen wurden hell, der leichte Schrecken wich aus seinen Zügen, er

vergaß jeden Vorwurf, und das gütige Lächeln seiner letzten Jahre erschien groß und still in seinen Zügen.

Wachtmeister Roßhaupt stand wie eine Säule auf seinem Posten. Der Kaiser richtete sich auf. Da fiel sein Blick auf den Schutzmann. Ein heiteres Lächeln zuckte über sein Gesicht. Er sprach ein paar leise Worte zu dem Adjutanten, fuhr dem Knaben, der jetzt ganz still stand, noch einmal liebkosend über die Backe, legte die Hand an die Mütze und grüßte Anne Roßhaupt, die schon lange nicht mehr wußte, wie ihr war, und was geschah, in ihrem Perkalkleid und der altmodischen Mantille, der selbst aufgeputzten Kapotte mit den Lilabindebändern so achtungsvoll, als wäre sie die Gräfin Holle, und stieg dann, mit dem Rosenstrauß in der Hand, wieder in seinen Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Uebungsfahrt.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 6 Aufnahmen des „Verfassers".

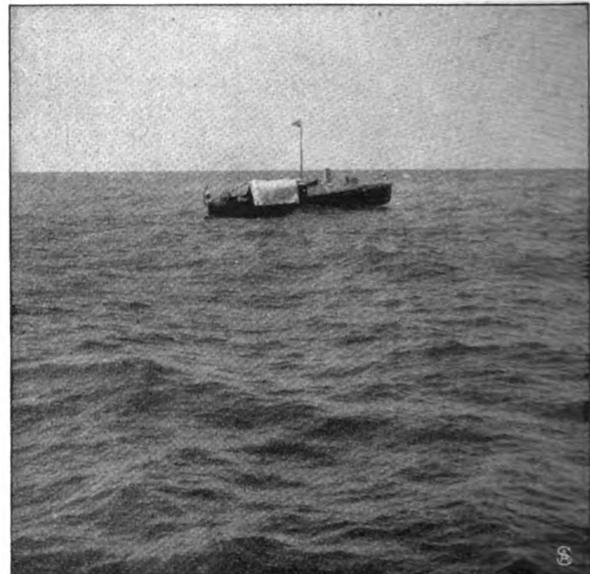
In dröhnenden Schlägen poltern die Wogen der Ostsee gegen die langgestreckte Mole. Vom Nordwind getrieben jagen sie heran gleich einer endlosen Schar weißmähniger Seeungeheuer. Gurgelnd und zischend drängt sich die anstürmende Flut zwischen die Quaderblöcke des Bauwerkes, hier und dort in jäher Wucht kaskadenartig hoch emporschießend.

Rastlos versucht das Meer, das ihm von Menschenhand entgegengesetzte Bollwerk zu stürmen, zu zertrümmern, doch machtlos zerschellt seine Wut, in friedlicher Ruhe liegt das weite Hafenbecken im Schutz seiner Molen. Kaum merklich bewegt sich unser schlankes Boot an den langen Fangtauen. Überlegend, vom Sturm geschüttelt, wandeln wir auf der Höhe des granitenen Walles auf und ab, hinausblickend auf die heranstürmenden schaumgekrönten Wogenreihen, hinüberschauend zum fernen sonnigen Strand von Binz.

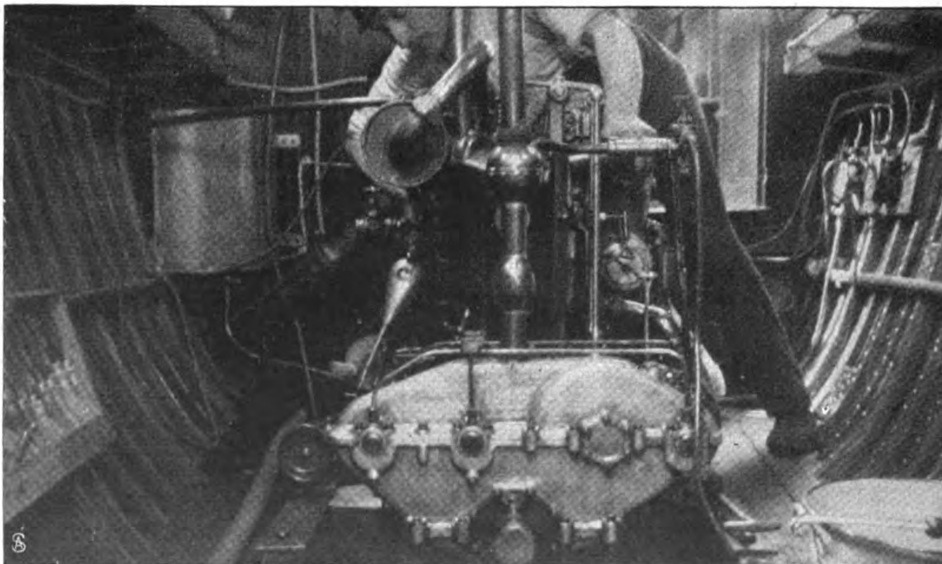
„Ohne Ballast — unmöglich, aber wir können drüben vom Binzer Strand einige Säcke Sand holen und in kleinen Säcken im Boot als Ballast verstauen." — Gesagt, getan! Der nächste, nach Binz hinüberfahrende Passagierdampfer sah uns an Bord, und bald waren wir drüben am Badestrand zum Erstaunen der Badegäste beschäftigt, den gelben Sand in eilig beschaffte Säcke zu schaufeln.

Nach Saßnitz zurück ging die Fahrt, die durch die zahlreichen Opferungen, die die nicht seegewohnten Passagiere Neptun brachten, manches komische Bild bot.

Der Abend und der Morgen vergingen mit dem Einfüllen des Sandes in kleine Säcke, die, um das Gewicht zu erhöhen, in Wasser getaucht und dann unter den Bodenbrettern des flachgehenden Bootes verstaut wurden. Gegen Mittag war alles klar, der Maschinist hatte den



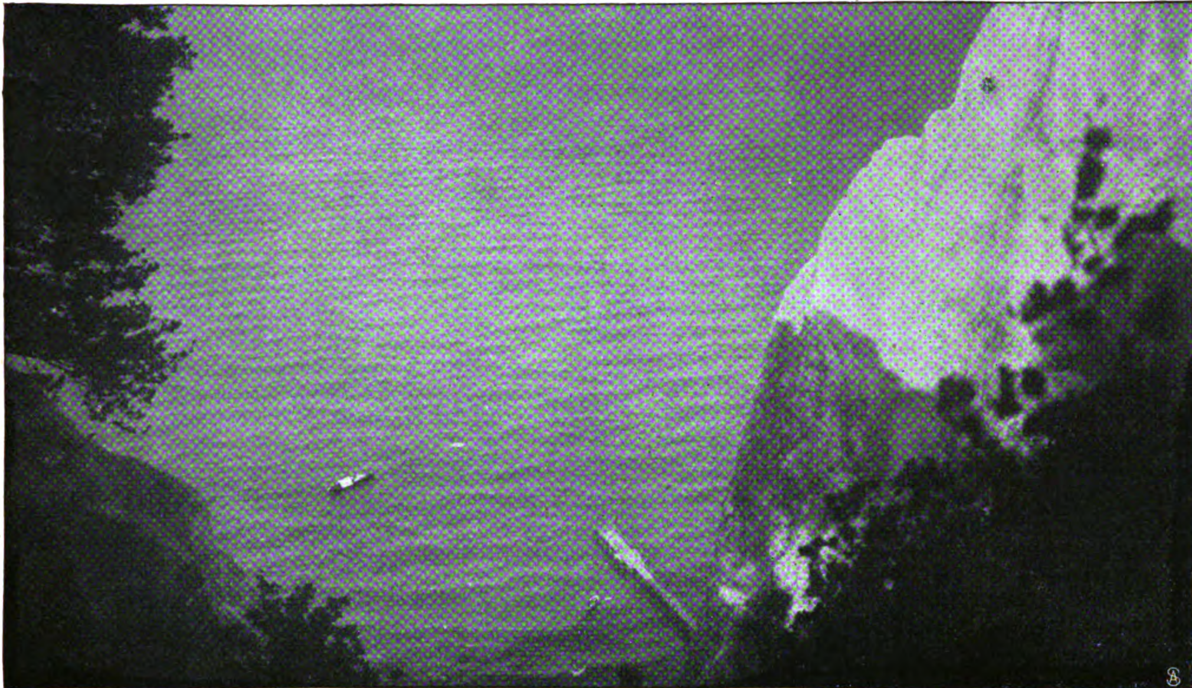
Vor Anker.



Im Maschinenraum.

gewaltigen 140 pferdigen Motor, einen jener Kolosse, welche die Zeppeline durch die Wolken treiben, nochmals geprüft, ein kurzer Abschied von den zurückbleibenden Bekannten, dann ging es in fliegender Fahrt zum Hafenbecken hinaus auf die Übungsfahrt.

Übungsfahrt. Woher stammen jene Leute, die heute der Marine als das beste Menschenmaterial gelten? Wo erwirbt heute zu einer Zeit, wo das Segelschiff, der wirk-



Das Boot von der Höhe der Kreidefelsen.

liche Matrose, der nur auf dessen Planken gedeiht, vom Ozean verschwindet, der zukünftige Kommandant des Untersee- oder Torpedobootes, eines Wasserflugzeuges die blitzartig schnelle Entschlossenheit — wer lehrt seine Hand im Bruchteil einer Sekunde das auszuführen, was das Gehirn befahl? Der stählende Sport, der Wassersport, der seine Jünger lehrt, jeder Gefahr ins Auge zu blicken. So waren auch wir unter Führung unseres Admirals vom fernen Binnenlande her an die See gelangt. Eine stattliche Flottille flinker Motorjachten, von denen gar manche jetzt im blutigen Ernst zeigen kann, was deutsche Schiffsbautechnik leistet, was ihr Eigner und Führer unter Leitung unseres allverehrten Kommodore gelernt.

Hinaus zur Übungsfahrt! In scharfem Bogen runden wir das Einfahrtsfeuer, den Molenkopf. Brüllend stürzen



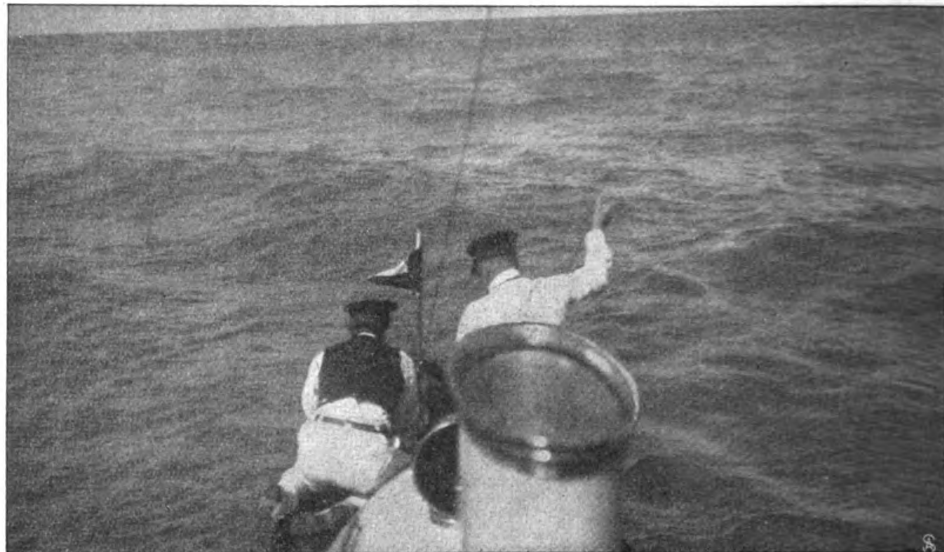
Der Sandballast wird in kleine Säcke gefüllt.

uns die Wogenberge entgegen, für bange Sekunden scheint es, als ob das leichte Fahrzeug unter ihrer Wucht begraben werden sollte. Nur die starke Schutzscheibe bewahrt den Mann am Ruder davor, zurückgeschleudert zu werden und die Herrschaft über das Fahrzeug zu verlieren. Die Hand greift nach dem Hebel, der die Geschwindigkeit des Motors reguliert, zwar sinkt jetzt dessen Tourenzahl, aber noch immer dringt das Boot wie ein fliegender Pfeil in die Wogenmassen, wieder und wieder versinkt das Vorderteil so tief in der grauweißen Flut, daß der Untergang fast unvermeidlich scheint. Aber durch und vorwärts.

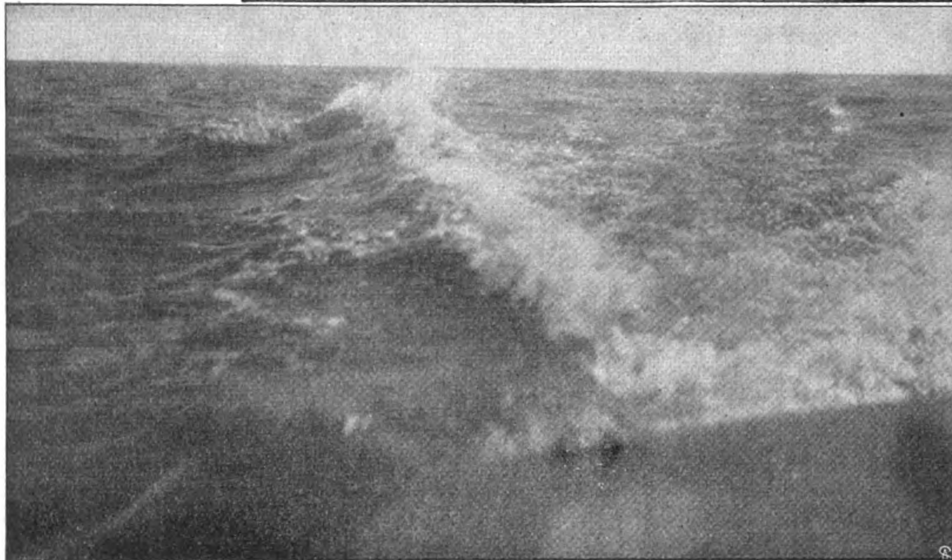
Auf und nieder tanzt das Boot, bald den Steven, bald das Heck emporreckend. Eine Wolke von Gischt und Schaum schießt nach den Seiten, wenn Motor und Windkraft gegeneinanderprallen, doch wacker kämpft sich das kleine Fahrzeug vorwärts. Es vergeht eine Stunde, bis wir aus Sicht von Saßnitz kommen. Weitab vom Land hatten wir den Kurs gesetzt, um die Seen nicht allzu „dwars" zu bekommen, doch nun nützt uns dieses Manöver nicht mehr, wohl oder übel müssen wir Kurs auf Land nehmen, und einige bange Minuten folgen, drohen doch die von der Seite kommenden Wogen das flachgehende Boot zum Kentern zu bringen.

Endlich nahen wir der weit ins Meer hinausgebauten Landungsbrücke von B., doch es ist unmöglich, dort anzulegen, bei dem ersten Versuch würde unser Boot in Atome zerschellen, toben doch hier die Wellen derart, daß sie fast die Höhe des Plankenbelages der Brücke erreichen, um dann im nächsten Moment wieder den steinigen Grund völlig frei zu legen, die einzige Möglichkeit ist, draußen zu ankern. Während einer von uns das Boot mit ausgeschaltetem Motor gegen die Wellen zu richten versucht, machen zwei andere den leichten Anker klar, und bald rasselt er mit dumpfem Ton hinunter in die Tiefe.

Eine bange Minute — wird der Anker halten? Da! Die Kette strafft sich, wir peilen scharf gegen zwei Punkte des Ufers — das Boot treibt nicht gegen den Strand, der Anker hält.



Hieven des Ankers.



Hochauf bäumt sich das Kielwasser . . .

Auf unser Winken sandte uns nun der Brückenwärter eines der hochbordigen schweren Fischerboote, das, von kräftigen Armen gerudert, langsam näher kam. Das Übersteigen vom Motor auf das höhere Boot war das höhere Akrobatenkunststück, da bald das eine, bald das andere Fahrzeug auf einer Welle tanzte. Endlich waren wir bis auf einen, der an Bord die Wache halten mußte, in das Fischerboot gestiegen und ruderten nach der Landungsbrücke, wo das Aussteigen wiederum eine halsbrecherische Übung bedeutete.

Bald darauf hatten wir die Höhen der schneeweißen Kreidefelsen Stubbenkammers erklommen, und es gelang mir, eine typische Aufnahme unseres im Verhältnis zu den Wogenbergen winzigen Bootes zu machen. Eine Tasse heißen Kaffees, dann ging es wieder abwärts, und bald hatte uns das Boot an Bord zurückgebracht.

Während sich der Maschinist mit dem Motor beschäftigte, ruderten die Fischer zu ihren nahen Hütten zurück, wir sahen sie das Boot aufs Land ziehen und dann verschwinden. Wie uns bekannt war, wohnten die Leute nicht dort, sondern eine halbe Stunde landeinwärts. Als daher nach einer weiteren Viertelstunde der Maschinist meldete, daß der Motor nicht in Gang zu bringen sei, konnten wir sicher sein, daß wir keine Hilfe von außerhalb zu erwarten hatten, da die Fischer sich inzwischen längst entfernt hatten.

Eine verzweifelte Lage, nicht für uns, die wir schwimmend das nicht allzuweit entfernte Ufer erreichen konnten, aber für das kostbare Rennboot, dessen leichter Anker auf die Dauer, besonders wenn der Seegang stärker wurde, unmöglich halten würde, so daß das Boot unrettbar auf den felsigen Strand geworfen werden mußte.

Das Stampfen und Schlingern des an seinem Anker reißenden Bootes war so heftig, daß uns allen, die wir doch seefest waren, ein eigentümliches, nichts weniger als schönes Gefühl im Hals emporstieg, jenes scheußliche Gefühl, vor dem auch der älteste Torpedobootsmatrose nicht gefeit ist.

Trotz dieses Zustandes mußte ich mich in die Maschinenkammer begeben, um vielleicht den Fehler zu entdecken, und konnte auch bald dem Maschinisten den Rat geben, an Stelle der kleinen erschöpften Zündbatterie die großen, zum Anlassen des Riesenmotors dienenden Akkumulatoren in die Zündung einzuschalten — ein gewagtes Experiment, aber das einzige, was für das Boot vielleicht Rettung bot.

Unser Maschinist verschwand dann unter den Bodenbrettern des Motorraumes, um dort in unbequemer Lage die Kabel zu befestigen. Bald war das geschehen und alles fertig, der Schiffsführer trat das Pedal des Anlassers nieder, dröhnender Klang der mächtigen Schwungscheibe, ein donnerndes Knattern, der Motor lief.

Aufatmend gingen wir daran, den Anker aufzuhieven. Das Boot setzt sich in Bewegung, und nun kam eine der tollsten, aber auch schönsten Fahrten, die wohl je ein Motorbootsportmann gemacht hat. Mit einem starken Wind, einem starken Seegang im Rücken, dazu von einem 140pferdigen Motor vorwärts getrieben, glich unsere Fahrt einem Flug über die Wogenkämme. — Um unsere Bekannten zu grüßen, fuhren wir nah unter Land entlang, so daß das Gebrüll des mächtigen Motors alle Kurgäste von Saßnitz an die Fenster lockte. Nur wenige Minuten schien die Fahrt zu dauern, bis wir, eine gewaltige Schaumbahn ziehend, ins Hafenbecken einbogen. Bald darauf lag unser Boot, das unserer Industrie ein so glänzendes Zeugnis ausstellt, sicher am Pier vertaut.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

15. Fortsetzung.

„We hewen jo Tid, Frau Baronin“, schrie der Schusterjunge, nahm aber wieder seine schweren Holzklotzen in die Hände, um besser laufen zu können. Er empfand eine gewisse Kameradschaftlichkeit zu Edith.

So kamen sie an Großens Garten vorbei, kamen an den Hafen.

Lachen und Fluchen, Schimpfen und Johlen empfingen sie. Bremer Soldaten, die vom „Erzherzog Johann“ geholt worden waren, bildeten einen Ring um zwei Omnibusse, um die Neugierigen zurückzuhalten. Die Wagen waren gefüllt mit den neuen Mannschaften, die in tiefem Schlaf lagen, deren Kleider von Schmutz starrten, deren Köpfe geschwollen und blutrünstig waren, die teilweise kaum noch Lebenzeichen von sich gaben. Um die Wagen her ging wie ein wütender Kettenhund ein langer, hagerer Deckoffizier mit gezogenem Säbel, während der Agent, der sie angeworben hatte, dem belgischen Leutnant Hippolyt Tack das Verzeichnis der neuen Mannschaften übergab.

„Merci beaucoup“ sagte der Leutnant höflich, sah aber mit wenig Liebe auf die schlummernde Gesellschaft im Wagen. Mein Gott, wie sahen die Kerls aus!

„Dreißig Stück“, sagte der Agent, der ein mecklenburgischer Polizeibeamter und ein großer Patriot war. Denn er hielt es für ein Verdienst, sein Vaterland und seinen Landesvater von Leuten zu entlasten, die in den Spritzenhäusern saßen, wenn sie nicht auf den Landstraßen lagen. Bis jetzt war er stolz darauf gewesen, soviel wie möglich dieser „Monarchen“ auf die Auswandererschiffe zu begleiten. Brasilien zahlte pro Kopf eine Prämie, und Mecklenburg war die Gesellschaft los. Aber nun war es bequemer, sie zu der deutschen Flotte abzuschieben. Die Marine freute sich, und der Großherzog freute sich auch.

Aus dem Wagen erscholl ein Schnarchen, daß man es bis auf den Deich hörte. An der Hafenmauer schaukelten zwei Boote, die die Leute zum „Erzherzog“ hinüberfahren sollten. Zornig sah der Leutnant auf den Agenten. Zornig auf den Transport.

„Hol's der Snappsack“, sagte der lange Deckoffizier mit grimmigem Lachen. „Ich bin 'ne reine Turteltaube, Herr Leutnant, Gott verdamm mich, aber wenn ich die an Bord hätte“ — —

Der Leutnant wagte es gar nicht, mit seiner schönen Uniform, der schneeweißen Weste näher an den Wagen zu treten. Die Leute starrten vor Ungeziefer und Schmutz, und der Leutnant war der eleganteste Offizier der Marine.

„Herr,“ sagte der Deckoffizier, „das ist schade, daß min Ohlsch nicht da is. Die nimmt den Besen, Herr Leutnant. Man denkt noch, sie macht Spaß; aber da hat man ihn schon im Gesicht. Sie sagt kein Wort, Herr Leutnant. Aber sie hat feurige Augen und sieht aus wie der Satan, Zakramento“ — —

„Kapitän Claasen!“ rief da eine helle Stimme, und es klang wie Lachen und Schluchzen von der Deichkuppe, „lieber Kapitän Claasen!“ — — und da flatterte etwas den Deich hinunter; wie eine ungeheure Möwe sah es aus, und der Deckoffizier stand da mit offenen Augen und fing auf einmal an, sich zu kratzen an den

---

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Armen, an den Beinen, auf der Brust — es kam noch von der australischen Wolle, und es stellte sich jedesmal ein, wenn er verlegen wurde.

„Da soll mi der Kuckuck tod pedden!“ murmelte Kapitän Claasen. Aber dann verdrehte er die Augen, blinzelte dem Leutnant vielsagend zu, legte seine Hand aufs Herz, machte einen ungeheuren Kratzfuß und tänzelte der kleinen Baronin mit so auswärts gedrehten Beinen entgegen, daß dem Leutnant das Wort im Halse steckenblieb.

„Wie geht's, Frau Baronin!“

Und Edith wußte nicht, ob sie lachte oder weinte. Vielleicht tat sie beides, als sie ihm die Hände entgegenstreckte, die er aber nicht fassen konnte, weil er in der Linken den blanken Degen hatte und in der Rechten den Hut. Da faßte ihn Edith an den Handgelenken, und er machte ordentlich einen Buckel vor Vergnügen, und sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, bis die Augen nur noch wie zwei Striche aussahen und der Mund von einem Ohr zum andern zu reichen schien. Und wieder schielte er zum Leutnant hin, ob der auch sah, wie eine Dame, jawohl eine Dame ihm, dem Deckoffizier, die Hände schüttelte!

„Wie freue ich mich!“ sagte Edith, und die hellen Augen hatten so dunkle Reflexe, daß sie fast schwarz aussahen.

Sakramento — — und da steht man nun wie ein Klaas!

„Wissen Sie, Kapitän Claasen, daß ich ordentlich Sehnsucht nach Ihnen hatte?“

Gott bewohr mi, und das sagt sie nun auch noch vor dem Leutnant! Und vor all den Leuten, die Maul und Augen aufsperren vor Staunen und Verwunderung! Und nun ist's wirklich eine Gnade von Gott, daß die Olsch nicht da ist!

Er aber kann gar nichts sagen — kein Wort! Was soll man denn auch sagen! Soll man vielleicht sagen, das ist eine angenehme Überraschung? Sagt man das, wenn eine Brise aufsteigt? Oder wenn die Mondsichel über dem Wasser schwebt? Oder wenn man nach langer Abwesenheit die Türme von Hamburg sieht? Man grüßt mit den Augen und mit dem Herzen. Und manchmal lacht man, weil das Herz so merkwürdig hämmert. Aber er lachte nicht, als die kleine Edith ihre wundervollen feuchten Augen zu ihm aufschlug — —es schnürte ihm etwas die Kehle zu. Den Atem verschlug es ihm. Ganz weich wurde ihm — — und einen Augenblick, einen kurzen Augenblick war ihm, als stände er auf der Back der „Nanni“, und der Nachthimmel wölbe sich über ihm, und das Wellenmeer atme — —

Der Leutnant salutierte und erinnerte sich sehr genau, daß diese reizende Dame wiederholt mit Kapitän Brommy gesprochen hatte.

Edith knickste mit einer so vollendeten Grazie, daß der Belgier diese Bagage, die er auf den „Erzherzog“ zu bringen hatte, zu allen Teufeln wünschte. Er drehte seinen Schnurrbart, aber nur, um Edith noch ein wenig länger anzusehen, hörte er zu, wie Kapitän Claasen über den Transport berichtete: Sie waren schon in bösem Zustand nach Stade gekommen, denn leichtsinnigerweise hatte man ihnen beim Anwerben das Geld voll ausgezahlt, und sie hatten es als ihre Pflicht angesehen, es auszugeben, bevor sie ihren Dienst antraten. Der Kommodore Strutt hatte ihn beauftragt, die Leute über Blexen nach Brake zu bringen und sich beim Kapitän Reichert auf der „Hamburg“ zu melden. Er hatte sie in dem angegebenen Gasthof gerade getroffen, als sie mit Tisch- und Stuhlbeinen aufeinander einhieben, nachdem sie gemeinsam über den Wirt hergefallen waren, weil er ihnen keinen weiteren Branntwein ausschenken wollte. Kapitän Claasen hatte eingesehen, daß es für ihn kein Vorteil sein würde, ihren Streit zu schlichten, und wartete ruhig, bis sie von selber aufhörten. Dann wartete er, bis die Wunden ausgeblutet hatten, und sah geduldig zu, wie sie sich einen schmutzigen Lappen auf ein halb ausgelaufenes Auge oder auf einen klaffenden Kinnbacken legten, wie sie betrübt erkannten, daß ihr Geld alle geworden war, und wie sie müde wurden. „Allright!“ sagte er und ließ die Wagen kommen. Und nun war's eine Kleinigkeit für ihn, die Kerle verstauen zu lassen. Manche lagen unbequem und stöhnten und jammerten; aber darauf konnte der Kapitän keine Rücksicht nehmen. Manche lagen da wie tot, und es kam einigemal vor, daß der Wagen anhalten mußte, weil einer herausgestürzt war. Aber endlich war man doch glücklich angekommen, und nun würde es für die junge Baronin gut sein, wenn sie auf die Deichkuppe ginge. Man konnte nicht wissen, ob die Burschen nicht auch was von australischer Wolle an sich hätten; man bekommt es bald, Sakramento, aber man wird es schwer wieder los!

Das sah Edith ein und nickte dem Kapitän zu und sagte „Auf Wiedersehen.“ Dem Leutnant machte sie eine Verbeugung, die das Entzücken aller männlichen und den Neid aller weiblichen Zuschauer hervorrief. Lächelnd trat sie den Rückweg an, lächelnd sah sie über den Strom, grüßte lächelnd Fräulein Groß und wurde rot vor Vergnügen, als ihr die junge Dame ein Sträußchen Veilchen schenkte. Vom Hafen erscholl Kapitän Claasens Fluchen. Denn die neuen Matrosen wurden ausgeladen und wie Ballen Stückgut in die Boote geworfen. Eine Abteilung Bremer Soldaten stand mit geladenem Gewehr, um bei etwaiger Widersetzlichkeit sofort eingreifen zu können. Von den Schiffen tönten sieben Glasen. Auf den Decks traten die Mannschaften zur Parade an.

Im Großschen Garten — Edith und Babette wohnten im Großschen Hotel — begegnete der kleinen Baronin Stürkens. Herr Groß hatte ihm eben erzählt, daß der Großherzog von Oldenburg am 17. Mai die Flotte besichtigen würde.

„Guten Tag“, sagte sie und hielt ihm die Veilchen entgegen.

Daß es ihm immer von neuem wie ein Schlag durch die Glieder fuhr, wenn er ihre Stimme hörte! Daß er sich immer wieder ertappte, wenn er wie ein unbeholfener, täppischer Gesell vor ihr, der lächelnden Königin, stand! Ihre strahlenden, glücklichen Augen brachten ihn um den Verstand!

„Denken Sie doch, Kapitän Claasen ist hier!“

Darum war sie so glücklich! Man könnte wahrhaftig auf den Kerl eifersüchtig werden!

„Kapitän Claasen?“

Er fragte langsam; nur um Zeit zu gewinnen, sein Entzücken über ihre Gegenwart zu verbergen.

„Ich bin zu froh,“ sagte Edith, „zwei Wagen voll Matrosen hat er mitgebracht. Nun werden wir bald die Flotte zusammenhaben!“

Das schien jetzt wirklich ihre Hauptsorge zu sein.

„Und mich werden Sie ganz darüber vergessen“, sagte er lächelnd. „Babette hat mir gesagt, daß Sie nur noch von der Flotte sprechen.“

Sie verteidigte sich.

„Ich kann mich gar nicht damit beschäftigen! Nein, wirklich nicht! Fräulein Groß hat mich gefragt, ob ich helfen will, die Flagge zu sticken, die die Braker Damen für den „Barbarossa“ dem Kapitän Brommy arbeiten. Ich würde es so gern tun, aber ich habe keine Geduld! Und keine Ruhe habe ich! Ich denke immer, es passiert etwas, wenn ich so still im Zimmer sitze, oder irgend etwas Wichtiges könnte vorkommen, und man könnte mich vielleicht brauchen — ich kann es gar nicht sagen, Herr Stürkens, wie ich immer in Unruhe bin, ich könnte zu spät kommen! Manchmal wache ich nachts auf und laufe schnell ans Fenster und sehe nach, ob die Schiffe noch da sind, und manchmal wache ich auf, weil ich denke, man hat mich gerufen — —“

Er nahm die Hände, die noch die Veilchen hielten; er wollte sagen: und wenn es so wäre? Wenn es meine Sehnsucht wäre, die dich, du einzige, aus dem Schlaf weckt? Wenn es das Verlangen meiner ruhelosen Nächte wäre, das dich um den Schlummer bringt?

„Und niemals, niemals dürfen Sie denken, ich vergesse Sie,“ sagte Edith, und ihre Stimme zitterte, und ihre gelben Augen färbten sich — „nach Papa sind Sie der einzige Mensch, der gut zu mir gewesen ist! Manchmal war ich so verzweifelt! Und wenn ich jetzt Axels abscheuliche Briefe lesen muß, schäme ich mich so, daß ich denke, kein Mensch wird jemals wieder etwas von mir wissen wollen! Die Staatsrätin Löwengaard sagt, sie wird es nicht zugeben, daß ich Axels Namen trage, denn sie will durchaus nichts mit Preußen mehr zu tun haben, und Onkel Wendemuth schreibt, ich darf es durchaus nicht tun, weil es eine so große Beleidigung für die Familie ist —“ ihr kleiner Mund zuckte. Ach, was hatte sie sich alles wegen Axel sagen lassen müssen! Aber da hatte doch der Oheim recht: Jeder würde glauben, sie habe etwas Ehrenrühriges getan, wenn sie Axels Namen ablegte!

„Ich bin überzeugt,“ sagte Peter gepreßt, „daß mein Freund in wenigen Wochen alles zu Ihrer Zufriedenheit geordnet haben wird. Und was in meinen Kräften stehen wird —“

„Sie sind so gut“, sagte Edith.

Er ließ ihre Hände los; trat schwer atmend zurück. Noch hatte er kein Recht, ihr zu sagen, was seines Herzens Sehnsucht war! Sie mußte ganz frei sein, um frei über sich bestimmen zu können! Und nicht aus Dankbarkeit sollte sie die Hände ausstrecken nach ihm, sondern aus Liebe!

„Wollen Sie denn die Veilchen nicht haben?“ fragte Edith und sah fast bedauernd die Veilchen in ihrer Hand an.

Er versuchte zu scherzen, um Herr seiner selbst zu bleiben.

„Krüppeln und Kranken bringt man Blumen, nicht wahr?“

Sie wurde ganz weiß vor Schrecken. Hatte sie ihn verletzt? Sie wußte, wie stolz er war! Wenn er wirklich dachte, sie brächte ihm die Blumen, weil sie so großes Mitleid mit ihm hatte? Kapitän Claasen hatte ihr gesagt, daß es viele Männer gibt, die Mitleid nicht vertragen können. Und sie hatte so oft zu Stürkens gesagt: Sie tun mir so leid!

Einen Augenblick war ihr, als müsse sie laut aufschluchzen. Sie konnte tun, was sie wollte, immer machte sie es falsch.. Und nun stand der Mensch wirklich da, daß man sich fürchten konnte! Wie tief die Augen in den Höhlen lagen! Wie schmal das feine Gesicht geworden! Und noch immer mußte er den Arm in der Binde tragen! Nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen! Nur sie klagte und erwartete Trost von ihm. Und hatte er nicht recht? Beschäftigte sie sich nicht den ganzen Tag mit der Flotte? Seinetwegen, um ihn zu pflegen, war sie gekommen. Aber nun pflegte Babette; und sie lief vom Deich zum Hafen und vom Hafen zum Klippkanner Groden — warum denn? Wegen der Schiffe? Wegen der Soldaten, die auf dem Groden exerzierten? Wegen der Trommeln und Pfeifen auf dem „Erzherzog Johann“? Mein Gott, wußte sie es denn selbst? Zog es sie nicht vorwärts wie mit unsichtbaren Ketten? Mußte sie nicht hinaus, ob sie wollte oder nicht? Hatte sie nicht immer die Überzeugung, da ist etwas, das auf dich wartet? Und hatte sie je Ruhe? Babette saß und las, die Hornbrille auf der Nase, alte Hamburger Zeitungen. Edith kauerte am Fenster und sah auf die Weser; und sah, wie eilig sie es hatte, ins Nordmeer zu kommen. Und sah eine Bark, die mit der Ebbe hinunterging nach Bremerhaven. Oder Möwen, die krächzend hinüberflogen nach Sandstede, wo man nun auch eine Schanze aufwarf. Und die Möwen sagten: Komm doch! Und die Bark grüßte: Komm doch! Und die eiligen, hastigen Wellen riefen und lachten: Komm doch! Und dann kam eine Hast über sie, daß sie atemlos hinausstürzte, den Deich entlang — oder zum Hafen — oder zur Kaje hin — warum? Wußte sie's? Aber sicher war es, daß jemand sie gerufen hatte.

Wie hatte Peter Stürkens gesagt? Krüppeln und Kranken bringt man Blumen?

Ihr junges Herz wallte über vor Reue und Mitleid. Ihr junges Herz trieb sie, ihm zu sagen, wie schrecklich leid es ihr tue, daß sie so abscheulich war —

Aber sie konnte gar nichts sagen! Es war so wie früher, wenn man sie ausgescholten hatte und sie rasch an Papa dachte, um nicht in Tränen auszubrechen. Und darum weinte sie jetzt auch nicht, sondern sie lachte. Und mit einer unendlich keuschen, anmutigen Bewegung legte sie plötzlich beide Arme um Stürkens' Hals und küßte ihn auf den Mund. Und lief eilig hinaus —

Und zitternd, weit vorgebeugt stand der Mann — und des Paradieses Pforten öffneten sich, und ein Flammenmeer loderte über der Weser. — — —

Das war eine Aufregung! Nun kam der Großherzog. Auf der großen Diele des Großschen Hauses mit den alten, hohen Schränken saßen Mädchen vor riesigen Kufen Tannengrün und flochten Girlanden. Weiße Gardinen wurden aufgesteckt. Die Büste des Großherzogs Paul Friedrich August, die aber ebensogut die Büste des Zaren oder Napoleons I. sein konnte, wurde vom Malermeister Tönnies auf neu angestrichen. Der Lorbeerkranz von Zedelins Lorbeerbaum lag schon fix und fertig, und die weißen Kleider der Fräulein Groß lagen auch fix und fertig.

Der Schusterjunge und die kleine Edith, die Braker und die Matrosen warteten in fieberhafter Erregung. Es war nicht mehr zu ertragen, länger von einem Ende des Ortes zum andern zu laufen, um all die Transparente und Girlanden, die Sinnsprüche und durchlauchtigen Büsten sich anzusehen, die Gesänge der Schulkinder und des Gesangvereins anzuhören und all die Mullkleidchen und seidenen Bänder anzustaunen, die in jeder Familie zur Schau lagen. Vor allem war es nicht mehr möglich, die Begeisterung über die Krieg-

schiffe länger zu dämmen. Kapitän Brommy war von Bremerhaven gekommen. Er wartete bei Groß, wo er abzusteigen pflegte, bis die große Wäsche an Bord erledigt war, bis all die Hemden und Hosen, die über Nacht an Rahen und Masten getrocknet waren, vom Deck verschwunden waren, und ließ sich zum „Barbarossa" fahren, um die Mannschaften noch einmal die Exerzitien durchproben zu lassen. Sein scharfer Blick überflog das Deck, schien in verborgene Tiefen zu dringen, und wenn er über die Reihen blitzte, fühlte jeder Mann, daß der oberste Vorgesetzte ihn besonders ansah, stand wie eine Bildsäule, strengte jede Muskel an, erkannte, daß an ihm, gerade an ihm alles lag, um die Vorzüglichkeit des Schiffes — und des Kapitäns Brommy zu beweisen. Die Offiziere schmetterten ihre Kommandos heraus, die Schiffsjungen hatten von all den Ohrfeigen ganz runde Gesichter, das Deck war glatt wie ein Spiegel, und jedes Metallstückchen blitzte und funkelte. Und wie die Trommeln wirbelten! Und wie die Schiffsmusik sich anstrengte, um auf ihren Pfeifen durch den Wirbel hindurchzudringen! Auf dem „Erzherzog" machten die Bremer Soldaten, die dort einquartiert lagen, noch besonderen Lärm mit ihren Hörnern und entzückten Kapitän Claasen, der an Stelle eines erkrankten zweiten Offiziers unter Kommandant Reichert Dienste tat.

„Hol's der Snappsack", sagte er und grinste vor Vergnügen. Musik, recht laute, durchdringende Musik liebte er nun mal — „hol's der Snappsack — das ist wie bei den Fidschiindianern —" den Takt hielt bei den Bremern die große Pauke. „Man sieht, daß Kapitän Brommy in der Welt rumgesailt ist", sagte er zu Reichert, der auch früher als Kapitän auf einem Handelsschiff gefahren war.

In heller Begeisterung war er über Brommy. Er hatte immer über die Kriegsmarine geflucht, denn die Hamburger Kriegsmarine war in seinen Augen der Verderb für den Seemann gewesen. Aber jetzt sah er, wie Brommy die Bremer Marine eingerichtet — und er hätte kein Seemann sein müssen, wenn ihm das Herz in der Brust nicht gehüpft hätte vor Freude.

„Und wenn die ‚Lübeck' kommt," sagte er, „wird das noch großartiger. Sie erwarten sie nu in Bremerhaven, und hoffentlich hat sie Glück, und die Dänen fangen sie nicht —" aber weiter konnte er nicht sprechen, denn auf dem „Barbarossa" fing der Trommelwirbel an, setzte sich auf den „Erzherzog" fort und endete auf der „Hamburg". Rauschend ging am Mast des „Barbarossa" die Admiralsflagge nieder, die den schwarzen Adler mit goldenem Schnabel und Fängen auf rotem Grund zeigte; Brommy verließ das Schiff, um zum Empfang des hohen Besuches sich an den Kai rudern zu lassen.

Der Großherzog kam mit seiner Tochter Amalie, der Königin von Griechenland, und einem glänzenden Gefolge, in dem sich teilweise die in der ganzen Kulturwelt bekannten Führer aus den hellenischen Befreiungskriegen befanden. Mit seinen Ministern und hohen Staatsbeamten kam er, mit Herren und Damen der griechischen Gefolgschaft in ihren Nationalkostümen. Und sie kamen nicht auf dem Landweg, auf dem die schönen Karossen sicher steckengeblieben wären, sondern mittels Dampfschiff auf der Hunte. — (Forts. folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 37. Berlin, den 11. September 1915. 17. Jahrgang.

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Abermals ergeht an das gesamte deutsche Volk die Aufforderung:

Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur weiteren Kriegführung notwendig bedarf!

Seit mehr als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber, die ihm an Zahl weit überlegen sind und sich seine Vernichtung zum Ziel gesetzt haben. Gewaltige Waffentaten unseres Heeres und unserer Flotte, großartige wirtschaftliche Leistungen kennzeichnen das abgelaufene Kriegsjahr und geben Gewähr für einen günstigen Ausgang des Weltkrieges, den in Deutschland niemand gewünscht hat, auf dessen Entfesselung aber die Politik unserer heutigen Gegner seit Jahren zielbewußt hingearbeitet hat. Aber noch liegt Schweres vor uns, noch gilt es, alles einzusetzen, weil alles auf dem Spiele steht. Täglich und stündlich wagen unsere Brüder und Söhne draußen im Felde ihr Leben im Kampfe für das Vaterland. Jetzt sollen die Daheimgebliebenen neue Geldmittel herbeischaffen, damit unsere Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausgestattet werden können. Ehrensache ist es für jeden, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Und wer dem Rufe Folge leistet und die Kriegsanleihe zeichnet, bringt nicht einmal ein Opfer, sondern wahrt zugleich sein eigenes Interesse, indem er Wertpapiere von hervorragender Sicherheit und glänzender Verzinsung erwirbt.

Darum zeichnet die Kriegsanleihe! Zeichnet selbst und helft die Gleichgültigen aufrütteln! Auf jede, auch die kleinste Zeichnung kommt es an. Jeder muß nach seinem besten Können und Vermögen dazu beitragen, daß das große Werk gelingt. Von den beiden ersten Kriegsanleihen hat man mit Recht gesagt, daß sie gewonnene Schlachten bedeuten. Auch das Ergebnis der laut heutiger Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums zur Zeichnung aufgelegten dritten Kriegsanleihe muß sich wieder zu einem großen entscheidenden Siege gestalten!

Inhalt der Nummer 37.



Die sieben Tage der Woche.

31. August.

Der Kampf an dem Brückenkopf südlich von Friedrichstadt ist im Gange. — Östlich des Njemen dringen die deutschen Truppen gegen die von Grodno nach Wilna führende Eisenbahn vor. — Auf der Westfront der Festung Grodno wird die Gegend von Nowy-Dwor und Kusnica erreicht.

Der Übergang über den oberen Narew ist stellenweise bereits erkämpft. Der rechte Flügel der Heeresgruppe des Prinzen Leopold ist im Vorgehen auf Pruzana. Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen erreicht den Muchawiec-Abschnitt.

Nördlich und nordöstlich von Luck werden die Russen unter heftigen Kämpfen nach Süden zurückgeworfen. Auch bei Swiniuchy, Gorochow, Raziechow und Turze zwingen die österreichischen Truppen die Russen, den Rückzug fortzusetzen. — An der Strypa wird um den Übergang gekämpft.

1. September.

Auf der Westfront von Grodno stehen unsere Truppen vor der äußeren Fortlinie.

Der Oberlauf des Narew ist überschritten; nördlich von Pruzana ist der Feind über das Sumpfgebiet zurückgedrängt.

Die Truppen des Generals Graf Bothmer stürmen gegen hartnäckigen feindlichen Widerstand die Höhen des östlichen Strypa-Ufers bei und nördlich von Zborow.

Die Höhe der im Monat August von deutschen Truppen auf dem östlichen und südöstlichen Kriegschauplatze gemachten Gefangenen und des erbeuteten Kriegsmaterials beläuft sich auf über 2000 Offiziere, 269,839 Mann an Gefangenen, über 2200 Geschütze, weit über 560 Maschinengewehre. Hiervon entfallen auf Kowno: rund 20,000 Gefangene, 827 Geschütze; auf Nowo-Georgiewsk: rund 90,000 Gefangene (darunter 15 Generale und über 1000 andere Offiziere), 1200 Geschütze, 150 Maschinengewehre. Die Zählung der Geschütze und Maschinengewehre in Nowo-Georgiewsk ist jedoch noch nicht abgeschlossen, die der Maschinengewehre in Kowno hat noch nicht begonnen. Die als Gesamtsumme angegebenen Zahlen werden sich daher noch wesentlich erhöhen. Die Vorräte an Munition, Lebensmitteln und Hafer in beiden Festungen sind vorläufig nicht zu übersehen. Die Zahl der Gefangenen, die von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen seit dem 2. Mai, dem Beginn des Frühjahrsfeldzuges in Galizien, gemacht wurden, ist nunmehr auf weit über eine Million gestiegen.

Die Festung Luck wird von den österreichisch-ungarischen Truppen erobert.

Im Monat August wurden von den unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl kämpfenden verbündeten Truppen 190 Offiziere und 53,290 Mann gefangen, 34 Geschütze und 23 Maschinengewehre erbeutet. Die Gesamtzahl der von diesen Streitkräften seit Anfang Mai eingebrachten Gefangenen beläuft sich auf 21,000 Offiziere und 642,500 Mann. Die Zahl der bei diesen Operationen erbeuteten Geschütze stellt sich auf 394, die der Maschinengewehre auf 1275.

2. September.

An der Bahn Wilna—Grodno wird der Ort Czarnokowale gestürmt. Bei Merecz macht unser Angriff Fortschritte.

Auf der Westfront von Grodno fällt die äußere Fortlinie. Nach der Eroberung dreier Forts werden die übrigen Werke der vorgeschobenen Westfront von den Russen geräumt.

Die im Gebiete des wolhynischen Festungsdreiecks eingeleitete Verfolgung der Russen macht gute Fortschritte. Die Truppen des Generals v. Boehm-Ermolli rücken in Brody ein und dringen östlich dieser Stadt über die Reichsgrenze vor. Der Nordflügel des Generals Graf Bothmer verfolgt auf den von Zborow gegen Zalocze und Tarnopol führenden Straßen. Der geschlagene Feind weicht gegen den Sereth. Die Armee des Generals Pflanzer-Baltin wirft die Russen unter heftigen Kämpfen über die Höhen östlich der unteren Strypa zurück; dadurch ist auch die Dnjestrfront bis zur Serethmündung hinab erschüttert und zum Rückzug gezwungen.

3. September.

Deutsche Kavallerie stürmt den befestigten und von Infanterie besetzten Brückenkopf bei Lennewaden (nordwestlich von Friedrichstadt). Auf der Kampffront nordwestlich und westlich von Wilna versuchen die Russen unser Vorgehen zum Stehen zu bringen; ihre Vorstöße scheitern unter ungewöhnlich hohen Verlusten.

Zwischen Augustower Kanal und dem Swislocz ist der Njemen erreicht. Bei Grodno gelingt es unseren Sturmtruppen, durch schnelles Handeln über den Njemen zu kommen und nach Häuserkampf die Stadt zu nehmen.

Die Armee des Generals Graf Bothmer nähert sich kämpfend dem Sereth-Abschnitt. An der Reichsgrenze nördlich Zalosze und östlich Brody sowie im Raume westlich Dubno und im wolhynischen Festungsdreieck stellt sich der Feind neuerlich an ganzer Front.

Das türkische Hauptquartier gibt bekannt: Unser Küstenwachschiff „Bahrsefid" versenkt mit seiner Artillerie im Marmarameer, südwestlich von Armudlu, ein feindliches Unterseeboot. Die Besatzung konnte nicht gerettet werden.

4. September.

Der Brückenkopf von Friedrichstadt wird erstürmt.

In und um Grodno finden noch Kämpfe statt, während der Nacht gehen aber die Russen, nachdem sie überall geschlagen werden, in östlicher Richtung zurück; die Festung mit sämtlichen Forts ist in unserem Besitz. Zwischen der Swislocz-Mündung und der Gegend nordöstlich des Bialowieska-Forstes ist die Armee des Generals v. Gallwitz im Angriff.

Der Kampf um die Sumpfengen nördlich und nordöstlich von Pruzana dauert an.

Am unteren Sereth und zunächst der Mündung fassen die österreichischen Truppen auf dem Ostufer des Flusses festen Fuß. Sie entreißen dem Gegner die stark ausgebaute Stellung auf der Höhe Sloteria, nordwestlich von Sinkow. Nördlich Zalosze und östlich von Brody durchbricht die Armee des Generals von Boehm-Ermolli die feindlichen Linien an zahlreichen Punkten. In Wolhynien stehen die Truppen im Raume westlich von Dubno und bei Olyka im Kampf.

Der „Eiserne Hindenburg" auf dem Königsplatz in Berlin wird enthüllt (Abb. S. 1309).

5. September.

Oestlich von Grodno weicht der Feind hinter den Kotra-Abschnitt (südlich von Jeziory) zurück.

Der Austritt aus der Sumpfenge bei und südöstlich von Nowydwor (nördlich von Pruzana) wird erkämpft; auch weiter nördlich werden Fortschritte erzielt.

Der Brückenkopf von Bereza-Kartuska wird vom Feinde unter dem Drucke unseres Angriffs geräumt.

Die Armee des Generals Grafen Bothmer stürmt eine Reihe feindlicher Vorstellungen auf dem westlichen Serethufer. Westlich von Tarnopol erstürmen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen ausgedehnte feindliche Verschanzungen.

Das türkische Hauptquartier teilt mit, daß am 4. September in den Dardanellen ein feindliches Unterseeboot zum Sinken gebracht wurde. Drei Offiziere und fünfundzwanzig Mann seiner Besatzung wurden gefangengenommen.

6. September.

Die Heeresgruppe Leopold von Bayern hat den Rosabschnitt südlich von Wolkowysk überschritten.

Der deutsche Admiralstab meldet, daß das U-Boot „U 27" am 10. August einen älteren englischen kleinen Kreuzer westlich der Hebriden versenkt habe. „U 27" selbst ist nicht zurückgekehrt; da es seit längerer Zeit in See ist, muß mit seinem Verlust gerechnet werden.

Unser seelisches Verhältnis zu unsern Gegnern.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

So einmütig wir Deutsche heute in der kräftigen Abwehr unserer Gegner sind, bei der Frage unseres seelischen Verhaltens zu ihnen gehen die Meinungen weit auseinander, und es zwingt uns die uns eigene Gewissenhaftigkeit, dabei Recht und Unrecht sorgsam gegeneinander abzuwägen. Im besonderen sind wir darüber nicht einig, ob ein Haß gegen feindliche Völker statthaft sei oder nicht; die einen fordern einen solchen ebenso entschieden, wie ihn die andern verwerfen. Hören wir zunächst, was für oder wider vorgebracht wird.

Die eine Seite hat folgenden Gedankengang. Wir Deutsche sind in einer Weise angegriffen worden, wie die Weltgeschichte sie kaum kennt. Wir wurden angegriffen nicht eines besonderen Streitpunktes wegen, sondern im Ganzen unseres Seins, in unserer nationalen Existenz, und wir wurden angegriffen nicht nur mit den ehrlichen Waffen offenen Kampfes, sondern mit den vergifteten der Verleumdung. Im besonderen empört uns die grenzenlose Unwahrhaftigkeit, mit der man uns die Schuld an dem Weltbrande zuschiebt. Nachdem jahrelange Intrigen, wie eben jetzt die Berichte der belgischen Diplomaten zeigen, mit ihren Einkreisungen und Verdächtigungen endlich den Krieg herbeigeführt haben, hat man die Dreistigkeit, uns mit Hilfe einer lügnerischen Presse als die Friedensbrecher hinzustellen und uns als ein wildes Eroberungsvolk bei der ganzen Welt in Verruf zu bringen. Solche Unwahrhaftigkeit geht durch den Verlauf des Krieges fort; besiegen kann man uns nicht, so sollen wir wenigstens schlecht gemacht werden. Dabei bringt uns die Verschwörung der halben Welt gegen uns in eine ungeheure Gefahr, nur die Aufbietung aller Kraft, die Einsetzung der ganzen Seele kann uns solcher Gefahr gewachsen machen. Müssen nun nicht auch unsere Gefühle überwallen, wird nicht der höchste Affekt berechtigt, ja geboten sein? Muß aber ein solcher Affekt sich nicht in Haß entladen, in Haß gegen die, welche das vernichten möchten, was uns teuer und heilig ist? Bei solchem Gedankengange erscheint der Haß als ein Ausdruck und Prüfstein der Energie im Kampfe für das Vaterland.

Die entgegenstehende Ansicht wird folgendermaßen begründet. Von altersher haben Religion und Moral den Haß verpönt und seine Verwerfung der Menschenseele eingesenkt, sie dachten dabei zunächst an das Verhältnis von Person zu Person, aber der Grundgedanke muß auch für die Völker gelten, er muß es um so mehr, als die geschichtliche Entwicklung die verschiedenen Völker mehr und mehr zu Gliedern einer einzigen Menschheit gemacht hat. Es kommt hinzu, daß ein Haß, der ein ganzes Volk in Bausch und Bogen verwirft, nicht möglich ist ohne viel Ungerechtigkeit gegen die einzelnen, die untereinander so verschieden sind und sich auch zu den politischen und nationalen Bewegungen oft recht verschieden stellen. Soll mit den Schuldigen auch der Unschuldige leiden? Auch für unser eigenes Volk ist die Erweckung von Haßgefühlen nicht zu wünschen. Leicht kann darüber unsere Seele sinken und sich uns das Bild der Dinge trüben; so könnte der Haß leicht mehr Schwächung als Stärkung bewirken.

Demnach stehen die Meinungen schroff wider einander. Gewiß ist der Gegensatz kein bloßer Wortstreit, nicht nur verschiedene Temperamente der Individuen, auch Unterschiede der Lebensanschauung stehen dabei in Wirkung. Aber manches ist hier doch Wortstreit und liegt an einer schwankenden Fassung der Begriffe, in der Sache sind wir oft einiger, als unsere Worte bekunden. Gerade die Beurteilung der Affekte hat von jeher viel Streit hervorgerufen. Als ein Beispiel dessen sei eine Frage angeführt, die im alten Christentum die Gemüter viel beschäftigt hat. Man stritt darüber, ob der Begriff eines Zornes Gottes zulässig sei oder nicht. Die einen erklärten diesen Begriff für durchaus unerläßlich, weil ohne einen solchen Zorn ein voller Ernst der sittlichen Weltordnung undenkbar sei; die andern verwarfen ihn ebenso entschieden, weil ein derartiger Affekt der reinen Geistigkeit Gottes aufs schroffste widerspreche. Augustin hob über den Gegensatz mit der Erklärung hinaus, daß der Zorn als ein bloßer Affekt, als eine Störung des seelischen Gleichgewichts vom Gottesbegriffe allerdings ganz und gar fernzuhalten sei, daß er aber als Ausdruck des Ernstes des göttlichen Gerichts unmöglich entbehrt werden könne. So dürfte auch bei unserem Problem die Aufgabe dahin gehen, bei der Frage des Affekts das Blinde und Trübe einer bloßen Aufwallung zu vermeiden, festzuhalten dagegen, was die Stärke und die Wärme des seelischen Standes ausdrückt.

Zu der dabei notwendigen Klärung bedarf es vor allem eines deutlichen Auseinanderhaltens von Haß und Zorn. Ihren Unterschied bekundet schon der Sprachgebrauch, er kennt wohl einen edlen, ja einen heiligen Zorn, nicht aber einen edlen oder heiligen Haß. Der Zorn trifft mehr einzelne Handlungen, der Haß geht auf das ganze Wesen; der Zorn kann nicht nur mit Achtung verbunden sein, sondern in seiner edelsten Gestalt geht er aus Liebe hervor, der Haß vermag nichts anzuerkennen, er verwirft in Bausch und Bogen. Eltern können ihren Kindern hart zürnen, aber sie werden sie deshalb nicht hassen. Der Haß ist eine Sache der Schwachen und Ohnmächtigen, die ihnen allein mögliche Art des Widerstandes, Zorn dagegen verträgt sich ganz wohl mit Stärke.

Was nun die Völker betrifft, so mögen wir an ihnen eine besondere Art des politischen Verhaltens aufs entschiedenste verwerfen, aber es sollte uns das nicht zu einem Haß gegen das Volk als Ganzes führen. Wie verschieden ist der Anteil, den die einzelnen an der Entfachung des Kampfes nehmen, wie vieles ist ihnen nur eingeredet, wie sehr sind sie von Massenwirkungen, die man geschickt zu erzeugen wußte, ergriffen und fortgerissen worden ohne viel eigenes Urteil, ohne viel eigenes Denken! So glauben sie in ehrlicher Überzeugung einer guten Sache zu dienen, und ihre Aufopferung für ihr Vaterland muß auch bei uns in Ehren stehen. Mögen wir die geringe geistige Selbständigkeit der Menschen beklagen, Schwäche ist keine Bosheit und rechtfertigt keinen Haß.

Ferner darf der Gegensatz, den der Kampf erzeugt, auf keine Weise zu einer Herabsetzung und Verwerfung des Kulturbesitzes eines Volkes führen; das wäre in Wahrheit ein blinder Haß. Denn ein anderes ist, was im Lauf der Geschichte geistiges Schaffen innerhalb eines Volkes an überragenden Höhen erreicht hat, ein anderes sind die jeweiligen Glieder eines Volkes in be-

sonderen Zeiten. Die kläglichen Gesellen, welche jetzt alle Völker gegen uns hetzen, haben mit dem geistigen Schaffen ihres Volkes wahrlich recht wenig gemeinsam; was hat Grey mit Shakespeare, Poincaré mit Descartes, Salandra mit Dante zu tun? Was jene Dichter und Denker an geistigen Schätzen zutage gefördert haben, das liegt über den Wandlungen und Irrungen der Zeiten, dessen wollen wir uns erfreuen, nicht den anderen zu Gefallen, sondern unser selber wegen. Eben wir Deutsche haben eine Stärke darin, das Große aller Völker und Zeiten an uns zu ziehen und damit dem Leben eine innere Weite zu geben, die nirgends anders erreicht wird, die uns höchster Leistungen fähig macht. Daß das kein charakterloses Hinnehmen des Fremden zu werden braucht, das zeigt deutlicher, als alle Beweisführung könnte, die Gestalt eines Goethe, dem alle Völker und Zeiten innerlich nahe waren, und der doch vor allem ein guter Deutscher blieb.

Aber wenn wir uns von der Unbill und der Verengung fernhalten müssen, die ein Haß von Volk zu Volk mit sich bringt, so besagt das in keiner Weise die Empfehlung eines matten Seelenstandes, einer weichen und unmännlichen Stimmung. Was von einzelnen Erscheinungen davon in unserem Volke vorliegt, das müssen wir entschieden bekämpfen. Unerquicklich wirkt ein Jammern und Klagen darüber, daß heute die Verbindung der Völker zerrissen sei, und das Mahnen, ja nichts zu tun, was die anderen verstimmen und die Wiederanknüpfung der Bande erschweren könnte. Gewiß ist die heutige Entzweiung der Völker ein schweres Unglück, niemand kann das stärker empfinden als diejenigen, deren Lebensarbeit ihrer Natur nach zum Menschen als Menschen geht. Aber wir Deutsche haben nicht die Entzweiung herbeigeführt, wir brauchen uns also auch ihretwegen nicht zu entschuldigen. Wenn im Kampfe unsere ganze Existenz auf dem Spiele steht, so können wir uns nicht viel darum kümmern, ob die dabei von uns entfaltete Energie unseren Gegnern bequem und angenehm ist. Während eines so gewaltigen Krieges haben wir nur an den Sieg zu denken, an dem unsere Selbsterhaltung hängt. Ist erst der Sieg errungen und der Friede wiederhergestellt, so wird sich auch wieder eine Verbindung der Völker finden, das aber gewiß weniger durch weise Lehren und sentimentale Beteuerungen der Zusammengehörigkeit alles dessen, was menschliches Angesicht trägt, als durch den Zwang der Arbeit, der zunächst mehr die äußeren Beziehungen der Völker entwickeln, sich dann aber sicherlich auch ins Innere wenden wird. Die Art und Weise dessen sei aber der Zukunft überlassen, wir haben an unserer heutigen Aufgabe wahrlich genug zu tun. Uns Deutschen ist nicht zu verdenken, wenn uns die Gedanken des Internationalismus und eines Weltfriedens einstweilen stark verleidet sind. Gewiß wirkten und wirken nach dieser Richtung manche Persönlichkeiten von idealer Gesinnung, aber auch diese müßte die Wahrnehmung stutzig machen, daß die Regierungen eben der Völker, bei denen das Friedensprogramm besonderen Anklang fand, bei der Anstiftung des gegenwärtigen Weltkrieges hetzend und schürend vorangegangen sind. Von Rußland kam vor Jahren ein beredtes Friedensmanifest, und Rußland ist es, das durch seine Mobilisierung den Krieg unvermeidlich gemacht hat. Von besonderem Wert ist in dieser Hinsicht ein kürzlich veröffentlichter Bericht des belgischen Gesandten Baron Greindl vom 30. Mai 1908. Es heißt dort nach einer Schilderung der Eroberungsgelüste von England, Frankreich und Rußland: „Es sind dieselben Mächte, die im Verein mit den Vereinigten Staaten, die kaum ihren Raubkrieg gegen Spanien hinter sich haben, im Haag als Ultrapazifizisten aufgetreten sind.“

Der Pazifizismus hegt und pflegt den Gedanken eines internationalen Schiedsgerichts als eines Heilmittels aller Schäden. Für untergeordnete Fragen hat ein solches gewiß einen nicht geringen Wert, aber Fragen, bei denen die nationale Existenz auf dem Spiele steht, können wir ihm schon deshalb nicht anvertrauen, weil bei der engen Verwebung der Interessen aller Völker hier die nötige Unbefangenheit fehlen, hier der Richter von vornherein Partei sein würde. Möchten wir Deutsche bei allem guten Bewußtsein unseres Rechts die Entscheidung darüber wohl einem internationalen Areopag, etwa unter der Führung der Amerikaner, überlassen?

Als eine Abschwächung des Problems haben wir es auch abzulehnen, wenn von neutraler Seite — so neuerdings von einer stattlichen Reihe angesehener niederländischer Gelehrter — an uns wie auch an die anderen kriegführenden Völker die Aufforderung gerichtet wird, mit allen Kräften von den Regierungen Frieden zu fordern, alle Rachegelüste durch höhere Menschlichkeit zu bezwingen, unsere Nächsten auch im Feinde wie uns selbst zu achten. Das stammt gewiß aus edler Gesinnung, aber es verrät zugleich eine gewisse Verkennung der wirklichen Lage. Eine solche Ermahnung läßt sich nicht aussprechen, ohne alle Kämpfenden in die gleiche Linie zu stellen, alle als in gleichem Maße von einer Kriegslust erfüllt zu behandeln. Eine solche Verwischung der Unterschiede aber können wir Deutsche unmöglich gelten lassen. Ein Volk, das sich in friedlicher Arbeit befand und aus ihr heraus sehr gegen seinen Wunsch und Willen zum Kriege gezwungen wurde, das hat wahrlich keinen Grund, sich deshalb zu entschuldigen, daß es sich seiner Haut nach besten Kräften wehrt. Nehmen wir einen entsprechenden Fall aus dem privaten Leben. Ein friedlicher, rastlos tätiger und in dieser Tätigkeit erfolgreicher Bürger erweckt den Neid und die Habsucht anderer und wird von diesen auf Leben und Tod angefallen. Wenn er nun alle seine Kräfte zur Abwehr einsetzt, dann aber ein dritter kommt und beide in gleicher Weise zur Friedfertigkeit und gegenseitigen Achtung mahnt, wird da der Angegriffene die Gleichstellung mit dem Angreifer nicht ablehnen müssen, wird er nicht finden, daß jene Ermahnung an anderen Stellen besser am Platze sei? Alle Achtung vor der Menschheit, aber vergessen wir nicht, daß Menschheit mehr ein Problem als eine fertige Wirklichkeit bedeutet, und daß ungeheure Verwicklungen auf dem Wege zu ihrer Höhe liegen.

Der Reichskanzler hat sich neulich über unser Problem in der denkbar besten Weise geäußert. Das deutsche Volk hat keinen Haß gegen andere Völker, aber alle Sentimentalität ist ihm ausgetrieben. In diesen Worten liegt der richtige Weg gegenüber den Abirrungen deutlich bezeichnet: kein trüber und blinder Affekt, aber auch keine matte und schwache Gefühlsduselei; Kraft, aber kein Ungestüm; Gerechtigkeit, aber kein Verwischen der moralischen Unterschiede. Was aus der so bezeichneten Richtung im einzelnen Falle folgt, das muß jeder aus eigener Entscheidung finden.

Die Metallgesetze.

Von Hans Dominik.

Die Notwendigkeit, den Krieg unter Verzicht auf mannigfache im Frieden vorhandene Zufuhren durchzuführen, hat auch die Beschlagnahme einer Reihe von Metallen zur Folge gehabt. Bei der Durchführung dieser Beschlagnahme ist nun die Landesverwaltung schrittweise vorangegangen, sie hat hintereinander eine Reihe von Verordnungen erlassen, und dadurch ist vielfach eine gewisse Unsicherheit in das große Publikum gekommen. Obwohl keine Widersprüche zwischen den drei großen Verordnungen vom 1. April, 20. Juli und 31. Juli bestehen, sobald man sie unter dem klaren Gesichtspunkt einer systematischen Ausdehnung sowohl der beschlagnahmten Gegenstände wie auch der betroffenen Kreise betrachtet, findet sich manch einer in der Sache nicht mehr recht aus. Deshalb sollen im folgenden die wichtigsten Bestimmungen kurz wiedergegeben und erläutert werden.

Von den drei bereits erwähnten Verordnungen ist zweifellos die letzte vom 31. Juli die wichtigste, weil sie sich nicht nur an Fabrikanten und Händler, sondern an das gesamte deutsche Volk wendet. Bezüglich der beiden ersten Verordnungen kann sich jeder, der nicht gewerbsmäßig die Herstellung oder den Verkauf von Gegenständen aus Kupfer, Messing oder Reinnickel betreibt, auf den beruhigenden Standpunkt stellen, daß ihn die ganze Sache bis dahin nichts angeht. So beginnt also für das große Publikum die Metallfrage überhaupt erst mit dem 31. Juli und dürfte erst nach dem 25. September brennend werden.

Die „Bekanntmachung betreffend Beschlagnahme, Meldepflicht und Ablieferung von fertigen, gebrauchten und ungebrauchten Gegenständen aus Kupfer, Messing und Reinnickel“ nennt in ihrem dritten Paragraphen im einzelnen die von der Verfügung betroffenen Personen und Betriebe und führt unter anderem ausdrücklich an: Haushaltungen; Hauseigentümer; Unternehmungen zur Verpflegung fremder Personen, insbesondere Gast- und Schankwirtschaften, Pensionate, Kaffeehaus-, Konditorei- und Küchenbetriebe usw.

Das eine Wort: Haushaltungen ist das weitestreichende, denn eine Haushaltung hat jeder, der überhaupt ordentlich wohnt und polizeilich gemeldet ist. Nun die von der Verordnung betroffenen Gegenstände. Die Vorschrift teilt sie in eine Klasse A für Kupfer und Messing und eine Klasse B für Reinnickel. Zu Kupfer und Messing werden dabei auch Tombak und Rotguß gerechnet. Als Reinnickel sieht die Vorschrift auch Legierungen mit einem Nickelgehalt von mehr als 90 Prozent an, sagt aber ausdrücklich: Es sind nur solche Gegenstände betroffen, die mit dem Stempel „Reinnickel“ versehen oder sonst einwandfrei als aus Reinnickel bestehend festgestellt sind. Dann führt der Paragraph 2 die von der Verordnung betroffenen Gegenstände namentlich auf, wie folgt:

Klasse A. Gegenstände aus Kupfer und Messing:

1. Geschirre und Wirtschaftsgeräte jeder Art für Küchen und Backstuben,
   wie beispielsweise Koch- und Einlegekessel, Marmeladen- und Speiseeiskessel, Töpfe, Fruchtkocher, Pfannen, Backformen, Töpfe, Kasserollen, Kühler, Schüsseln, Mörser usw.;
2. Waschkessel, Türen an Kachelöfen und Kochmaschinen bzw. Herden;
3. Badewannen, Warmwasserschiffe, -behälter, -blasen, -schlangen, Druckkessel, Warmwasserbereiter (Boiler) in Kochmaschinen und Herden: Wasserkasten, eingebaute Kessel aller Art.

Klasse B. Gegenstände aus Reinnickel.

1. Geschirre und Wirtschaftsgeräte jeder Art für Küchen und Backstuben,
   wie beispielsweise Koch- und Einlegekessel, Marmeladen- und Speiseeiskessel, Fruchtkocher, Servierplatten, Pfannen, Backformen, Kasserollen, Kühler, Schüsseln usw.:
2. Einsätze für Kocheinrichtungen, wie Kessel, Deckelschalen, Innentöpfe nebst Deckeln an Kipptöpfen, Kartoffel-, Fisch- und Fleischeinsätze usw. nebst Reinnickelarmaturen.

Von den Gegenständen der Klasse A gehen die unter 2 und 3 angeführten natürlich lediglich den Hauseigentümer bzw. Hauswirt etwas an. Der einzelne Mieter bzw. die einzelne Haushaltung hat sich nicht darum zu kümmern, und wer etwa in überwallendem Patriotismus in seiner Mietwohnung die Ofentüren abhängen und zur Sammelstelle tragen wollte, würde mit dem Strafrichter in Konflikt kommen. Der Hauswirt wird aus den Absätzen 2 und 3 ersehen, daß Tür- und Fensterklinken in der Verordnung nicht genannt sind und daher jedenfalls vorläufig nicht unter die Verordnung fallen. Da man gerade an die Klinken aus Messing gewöhnlich zuerst zu denken pflegt, und da ihr Ersatz durch entsprechende Eisenstücke recht umständlich und kostspielig ist, dürfte diese Feststellung immerhin von Wichtigkeit sein.

Der einfache Haushaltungsvorstand findet alles, was sein Herz erfreut, in dem ersten Absatz der Messinggegenstände. Da heißt es ja ausdrücklich „wie beispielsweise“. Hier sind die angeführten Gegenstände also nur Beispiele, aber sie erschöpfen keineswegs den Gesamtbegriff „Geschirre und Wirtschaftsgeräte jeder Art“. Das könnte in der Praxis zu Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnissen führen, und deshalb besagt eine Ausführungsbestimmung: Nicht unter die Verordnung fallen:

Tee-, Kaffee- und Milchkannen, Kaffee- und Teemaschinen, Zuckerdosen, Teeglashalter, Menagen, Messerbänke, Zahnstochergestelle und Milchkannen, Kaffee- und Teemaschinen, von denen jedoch Servierbretter gemäß der Verordnung betroffen werden, Rauchservice, Säulenwagen, Speiseschränke, Schanktischarmaturen, Badeöfen. Nicht unter die Verordnung fallen auch Kunstgegenstände, wie beispielsweise Statuetten, Standuhren und dergleichen, auf die ja schon der Oberbegriff Wirtschaftsgeräte nicht zutrifft, die aber vom Publikum vielfach irrtümlicherweise in die Verordnung mithineinbezogen werden. Nicht in die Verordnung gehören auch offenbar fertige Beleuchtungskörper, wie Kronen, Tischlampen und dergleichen, denn da deren Verkauf nach der bisherigen Auslegung sogar den Lampenhändlern gestattet ist, müssen sie erst recht für das Publikum frei sein.

Meinungsverschiedenheiten hat es auch wegen der unter die Verordnung fallenden Stoffe gegeben. Darüber sagt die Ausführungsbestimmung: Nicht unter die Verordnung fallen: Galvanisierte und plattierte Gegenstände, soweit sie nicht aus Kupfer, Messing und Nickel bestehen. Beispielsweise werden also Gegenstände aus

Eisen, nickelplattiert, nicht betroffen. Bei Holzgefäßen, welche mit der Beschlagnahme unterliegenden Metallen ausgekleidet sind, unterliegt jedoch diese Auskleidung der Beschlagnahme.

Alle die hier angeführten Gegenstände sind nun seit dem 31. Juli beschlagnahmt. Das bedeutet, daß die Vornahme von Veränderungen an ihnen verboten und rechtsgeschäftliche Verfügungen über sie nichtig sind. Dagegen bleibt die Befugnis zum einstweiligen ordnungsmäßigen Gebrauch unberührt. Wer schon jetzt etwas unternehmen will, kann solche Gegenstände auf den kommunalen Sammelstellen abliefern, woselbst sie recht angemessen bezahlt werden, nämlich auf das Kilogramm für Kupfer mit vier, für Messing mit drei und für Nickel mit 13 Mark. Wer das nicht will, kann in Ruhe die weiteren Ausführungsbestimmungen abwarten. Darüber sagt der fünfte Paragraph:

Die von der Beschlagnahme Betroffenen haben unter Benutzung des vorgeschriebenen Meldevordruckes eine Bestandsmeldung der beschlagnahmten, durch Paragraph 2 gekennzeichneten Gegenstände an die mit der Durchführung der Verordnung beauftragten Behörden innerhalb der von den letzteren festzusetzenden Frist einzureichen. Die Durchführung der Verordnung wird nun aber den Kommunalverbänden übertragen, und da die Verordnung selbst die freiwillige Ablieferung der beschlagnahmten Gegenstände bis zum 25. September vorsieht, so dürfen vor diesem Datum kaum Meldungsformulare für die Gegenstände ausgegeben und Meldungstermine festgesetzt werden. Bis zum 25. September wird der einzelne also in der Hauptsache die Dinge noch so gehen lassen können, wie sie wollen. Von diesem Datum an aber heißt es gehörig aufpassen und die Ankündigungen der Stadtverwaltung, des Gemeinde- oder Gutsvorstehers sorgfältig verfolgen, denn von diesem Tage an können jederzeit zwingende Vorschriften herauskommen. Denen aber nachzukommen und zwar genau nachzukommen, empfiehlt sich unter allen Umständen recht dringlich, denn der 12. Paragraph der Verordnung besagt:

Wer vorsätzlich die Bestandsmeldung auf dem vorgeschriebenen Formular nicht in der gesetzten Frist einreicht oder wissentlich unrichtige oder unvollständige Angaben macht oder den erlassenen Ausführungsbestimmungen zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark bestraft. Auch können Vorräte, die verschwiegen sind, im Urteil für dem Staate verfallen erklärt werden. Fahrlässige Verletzung der Auskunftspflicht wird mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark, im Unvermögensfalle mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft.

Soweit die letzte und den weitesten Kreis umfassende Verordnung. Sie erscheint in allen ihren Einzelheiten so klar, daß Zweifel oder Meinungsverschiedenheiten bei der Auslegung kaum denkbar sind. Praktisch wird so ziemlich jeder von ihr betroffen, und jeder hat daher Grund, sich mit ihr vertraut zu machen und vorschriftsgemäß zu handeln.

Etwas komplizierter liegen die Dinge für die eigentlichen Metallinteressenten, also für alle Betriebe, in denen Metall verarbeitet oder verkauft wird. Für sie gilt zunächst die erste Verordnung vom ersten April dieses Jahres, durch welche alle Rohmetalle im unverarbeiteten und vorgearbeiteten Zustand, Nickel auch als Fertigfabrikat mit den bekannten Wirkungen beschlagnahmt worden sind. Hier hat der Begriff der Vorbearbeitung und des Fertigfabrikats sogar bei den einzelnen mit der Durchführung der Bestimmungen betrauten Verwaltungsstellen zu sehr widersprechenden Auslegungen geführt. Beispielsweise werden die einzelnen Teile eines Beleuchtungskörpers, wie Baldachine, Schalenhalter und dergleichen, obwohl sie an sich zweifellos fertige Dinge sind, als Vorfabrikate oder vorbearbeitete Stoffe betrachtet, und die Zusammensetzung von Beleuchtungskörpern aus diesen Stücken ist vom Kriegsministerium ausdrücklich verboten worden. Übereifrige Revisionsbeamte wollten sogar den Wiederzusammenbau von Beleuchtungskörpern, die der Privatkundschaft gehörten, verbieten und erklärten solche bei den Installateuren auseinandergenommenen Lampen für beschlagnahmt. Sie sind indessen von der Zentralbehörde eines Besseren belehrt worden. Trotzdem bestehen hier noch mancherlei Unstimmigkeiten. Die eine Verwaltungsbehörde erklärt beispielsweise Gasbrenner nur dann für Fertigfabrikate, wenn sie auch bereits auf den Gasdruck richtig einreguliert sind. Jeder Praktiker weiß aber, daß ein Gasbrenner an Ort und Stelle nach der Anbringung immer noch nachreguliert werden muß, da der Gasdruck nicht nur von Haus zu Haus, sondern sogar von Zimmer zu Zimmer verschieden ist. Diese Auslegung geht also entschieden zu weit und sollte schnellstens richtiggestellt werden. Immerhin zeigt sie, wie selbst scheinbar so klare Begriffe, wie vorbearbeitete Stoffe und fertigbearbeitete Stoffe, zu Meinungsverschiedenheiten führen können.

Die Verordnung vom 20. Juli bietet weniger Interesse, da sie nur die Bestandmeldung von Kupfer in Fertigfabrikaten betrifft, keine Beschlagnahme vorsieht und nur Händler und Fabrikanten angeht. Händler und Fabrikanten haben in der Tat in dieser Zeit, da der Krieg alles Rotmetall und Nickel verlangt, kein leichtes Dasein. Indessen hat sich auch hier die deutsche Technik mit Macht und Glück an die große Aufgabe gesetzt, und das gewichtige Problem des Metallersatzes ist bereits in weitgehendem Maße gelöst. Man hat sich darauf besonnen, daß man in sehr vielen Fällen Rotmetall überhaupt nur nahm, weil seine Bearbeitung wesentlich billiger als diejenige des Eisens ist. Man hat auf galvanischem Wege wundervolle Zierbleche hergestellt, die durchaus den Eindruck von massiv Bronze oder Kupfer machen und doch keiner Beschlagnahme unterliegen, da sie nur winzige Prozente des kostbaren Rotmetalls enthalten. Man hat schließlich auch für die Zwecke der Elektrotechnik das Kupfer in weitestem Maße durch Zink, Aluminium und Eisen ersetzt, und so steht der ganze Vorrat der Rot- und Nickellegierungen fast ausnahmslos für Kriegzwecke zur Verfügung. Dieser Vorrat aber, voll und ganz erfaßt und nutzbar gemacht, ist so bedeutend, daß er nicht nur für viele Monate, sondern für eine lange Reihe von Kriegsjahren ausreicht. Ebensowenig wie durch Brotmangel werden wir durch Metallmangel zu einem vorzeitigen Frieden gezwungen werden können.

○ ○ ○

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Das Stichwort für die Ereignisse der letzten Woche im russischen Feldzuge war von Tag zu Tag das gleiche. „Die Verfolgung blieb im Gange; wo der Feind sich stellte, wurde er geworfen.“ So meldete unsere Oberste Heeresleitung von der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Die stetige Gleichmäßigkeit, mit welcher das Vordringen vorwärts ging, hat die ganze Frontlinie vorwärts getragen. Sie ist fast zu einer geraden Linie geworden, die bei Riga anfängt und bis östlich von Luck läuft. Sie nimmt im stetigen Fortschreiten immer mehr ihre Front parallel zur Linie Petersburg—Moskau.

Diese bedrohliche Wirkung nach Nordosten hat denn auch ihre Wirkung auf die Stimmung in Rußland nicht verfehlt, wie aus den Erörterungen hervorgeht, die die Volksvertretung mit der Regierung getauscht hat.

Die Einnahme von Grodno, mit der das letzte Stück der Njemenfront gefallen ist, ergänzt die feste Stellung an diesem Teile unserer Frontlinie. Grodno ist ein doppelseitiger Brückenkopf mit sieben vorgeschobenen Werken ohne eigentliches Kernwerk, denn der Ort selbst ist nicht befestigt. Vier dieser Werke liegen auf dem linken, die andern auf dem rechten Njemenufer. Es ist noch in letzter Zeit ganz erheblich von russischer Seite an der Befestigung und Verstärkung der Werke gearbeitet worden. Die Lage an der Einmündung der Loscana in den Njemen gerade an dem Knie, das dieser Strom bildet, indem er aus seiner ursprünglichen westlichen Richtung sich nach Norden wendet, bedeutet im Zusammenhang mit dem Vorgelände eine außerordentlich starke Position. Der ganze Zusammenhang der schwierigen Geländeeinzelheiten, zu denen große ausgedehnte Waldungen gehören, erleichtert und unterstützt die militärische Aufgabe von Grodno, den Stromübergang der Hauptbahnlinie von Warschau nach Wilna zu decken.

Nächst dem Fall von Grodno brachte uns diese Woche die Einnahme von Friedrichstadt, welches von der Armee Below nach schweren Kämpfen stürmender Hand genommen wurde. Es scheiterte durch diese Eroberung die mit zäher Beharrlichkeit von den Russen versuchte Absicht, an der Dünalinie energisch Widerstand zu leisten. Friedrichstadt würde als Brückenkopf einen geeigneten Stützpunkt geboten haben, und es scheint russischerseits alles daran gesetzt zu sein, um durch seine Behauptung einige Ruhe für das bedrohte Petersburg zu erreichen.

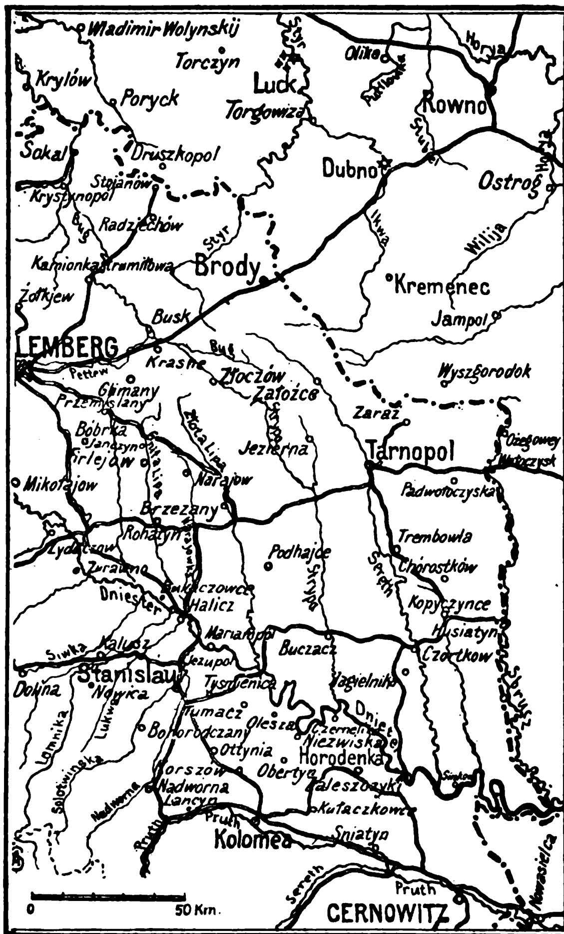
Zwar halten mit einer eigentümlichen Zähigkeit nicht nur Rußland, sondern all seine mitfühlenden Freunde die Zuversicht aufrecht, daß der deutsche Sturmlauf niemals das Herz von Rußland treffen könne. Als das Herz von Rußland gilt ihnen die Steppe mit ihren Gefahren, gegen welche alle Macht Europas sich nutzlos wenden würde.

Was wir bis jetzt genommen haben und noch nehmen werden, gilt unter diesem Gesichtspunkte nur als der Rand des Reiches, dessen Inneres sich selbst verteidigt. Die Riesenausdehnung, die für jede vordringende Armee zur trostlosen Einöde werden müsse, und der herannahende russische Winter gelten als unüberwindliche Verteidiger. Was wir genommen haben, alle Festungen, alle westlichen Verteidigungssysteme, Stützpunkte und Ausfallstore, sei zu verschmerzen. Dieser feste Glaube, mag er in den Köpfen der Russen auch ein Aberglaube sein, kommt als drohendes Gespenst unsern Feinden bei ihren weiteren Kriegsplänen zu Hilfe.

In Deutschland ist von der Wirkung solcher mystischen Empfindungen nichts zu merken. Wir arbeiten weiter und streiten weiter mit den Hilfsmitteln, die unsere Kriegstechnik und die Ordnung unserer inneren Zustände uns gewähren. Unsere gewohnten geordneten Zustände, die bis ins kleinste die vorgefundenen örtlichen Verhältnisse für unsere Zwecke umgestalten, reichen, soweit wir vorzudringen für gut finden, bis dicht hinter unsere Front. Nirgends fehlt es an Verkehrsmitteln, an Ver-



Karte zu den Kämpfen zwischen Brest-Litowsk und Riga.



Karte zu den Kämpfen in Ostgalizien.

pflegung und ärztlicher Fürsorge. Es wird urbar gemacht, was Einöde war. Es wird der Boden bearbeitet und zutage gefördert, was in ihm schlummert.

Ein dritter Platz, dessen Einnahme die Berichte der letzten Woche verzeichnen, ist die Festung Luck. Die österreichisch-ungarische Heeresabteilung hatte von Norden her erfolgreich den hartnäckigen Widerstand der Gegner in heftigen Kämpfen überwunden. Die starken Verschanzungen des Bahnhofs und des befestigten Barackenlagers wurden im Sturmangriff genommen. Die Kämpfe im Festungsbereich, die den Feind nach Süden zurückwerfen, schreiten trotz des zähen Widerstandes des Gegners in dieser Richtung vorwärts.

Die Höhe der im Monat August von deutschen Truppen auf dem östlichen und südöstlichen Kriegschauplatze gemachten Gefangenen und des erbeuteten Kriegsmaterials beläuft sich auf über 2000 Offiziere und 269 839 Mann an Gefangenen, auf über 2200 Geschütze, weit über 560 Maschinengewehre.

Hiervon entfallen auf Kowno rund 20 000 Gefangene, 827 Geschütze, auf Nowo-Georgiewsk rund 90 000 Gefangene (darunter 15 Generale und über 1000 andere Offiziere), 1200 Geschütze, 150 Maschinengewehre.

Die Zählung der Geschütze und Maschinengewehre in Nowo-Georgiewsk ist jedoch noch nicht abgeschlossen, die der Maschinengewehre in Kowno hat noch nicht begonnen. Die als Gesamtsumme angegebenen Zahlen werden sich daher noch wesentlich erhöhen. Die Vorräte an Munition, Lebensmitteln und Hafer in beiden Festungen sind vorläufig nicht zu übersehen.

Die Zahl der Gefangenen, die von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen seit dem 2. Mai, dem Beginn des Frühjahrsfeldzuges in Galizien, gemacht wurden, ist nunmehr auf über eine Million gestiegen.

Vom westlichen Kriegschauplatze meldet die Oberste Heeresleitung ständig, daß die Lage unverändert sei. Umsonst sind die zum Teil unerhörten Opfer geblieben, die in den Vogesen vom Feinde aufgeboten wurden. Die Unerschütterlichkeit des elastischen Verteidigungsringes, die jeden Druck durch Gegendruck wieder ausgleicht, bewies sich aufs neue durch die Rückeroberung der mit schweren Blutopfern von den Franzosen zu Beginn des Monats gewonnenen Teile unserer Schützengräben zwischen Barrenkopf und Lingekopf. In der Champagne und auf den Maashöhen war einige Bewegung zu spüren.

Wachsam in der Abwehr und doch sprungbereit, wo Gegenwehr not tun sollte, sind sich unsere Leute im Westen der großen Verantwortung ihrer Aufgabe bewußt. Mit dem Versuch einer feindlichen Offensive an irgendeinem Punkte der Verteidigungslinie wird täglich gerechnet, es wäre nur folgerichtig, wenn die verbündeten Feinde an der Westfront eine Offensive unternähmen, um der Bedrängnis im Osten zu Hilfe zu kommen.

Unsere türkischen Bundesgenossen zeigen sich durch ihre letzten Erfolge aufs neue als Herren der Lage. Die letzten Augusttage bewiesen wiederum die Stärke und Ueberlegenheit der türkischen Streitkräfte. Energische Angriffe, zu denen nach englischer Methode vorwiegend Australier und Neuseeländer verwendet wurden, führten zu verhängnisvollen Verlusten der Angreifer, die geradezu vernichtend wurden. Vergebens werden die Angriffe auf die türkischen Stellungen bei den Dardanellen fortgesetzt, die Ziffern der unschädlich gemachten Angreifer nehmen unerbittlich zu, ohne daß die Türken die geringste Einbuße an der Festigkeit ihrer Stellungen einzuräumen hätten.

Dazu kam die Botschaft von der Versenkung eines englischen Truppentransportes vor den Dardanellen durch ein deutsches Unterseeboot. Zu Hunderten sind die englischen Söldner ertrunken, allerdings nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Tausenden, die auf Gallipoli, besonders bei Anaforta, ihr blutiges Ende in diesen Schreckenstagen gefunden haben.

Landsturm.

Kriegsgesänge von Hans Brennert.

Unser Landsturm ist es, den Hans Brennert in seinen prächtigen Liedern besingt. Es sind keine Haßgesänge und keine Lieder, die erborgter Schall des Schlachtendonners erfüllt. Der tapfere Landsturmmann kämpft, reitet und marschiert in ihnen und singt mit frohgemutem Grimm seine hellen Landsturmweisen in die deutsche Heldenzeit der Hindenburg, Kluck und Weddigen: im Argonnenschnee und an den masurischen Seen, an Maas, Yser und Weichsel, auf der Eisenbahn und im Schützengraben. Die dem Buch beigegebenen Melodien von Victor Holländer, Bogumil Zepler und Hermann Krome werden von unsern Feldgrauen im Unterstand, in den Schulen und vom Jungsturm schon gesungen. Die Regimentskapellen spielen sie auf dem Marsch. Pfadfinder und Wandervögel singen sie zur Laute. Und die Landsturmschwänke, in denen sich die heitere berlinische Eigenart des Dichters ergötzlich entfaltet, dazu die zarteren Gesänge, die das weiche Gemüt und Wesen unserer Landstürmer und ihrer Offiziere künden, erfreuen seit Monden an Vortragsabenden schon die Herzen unserer Verwundeten in den Genesungsheimen und Lazaretten.

Nummer 37.

DIE WOCHE Bilder vom Tage

Seite 1305.



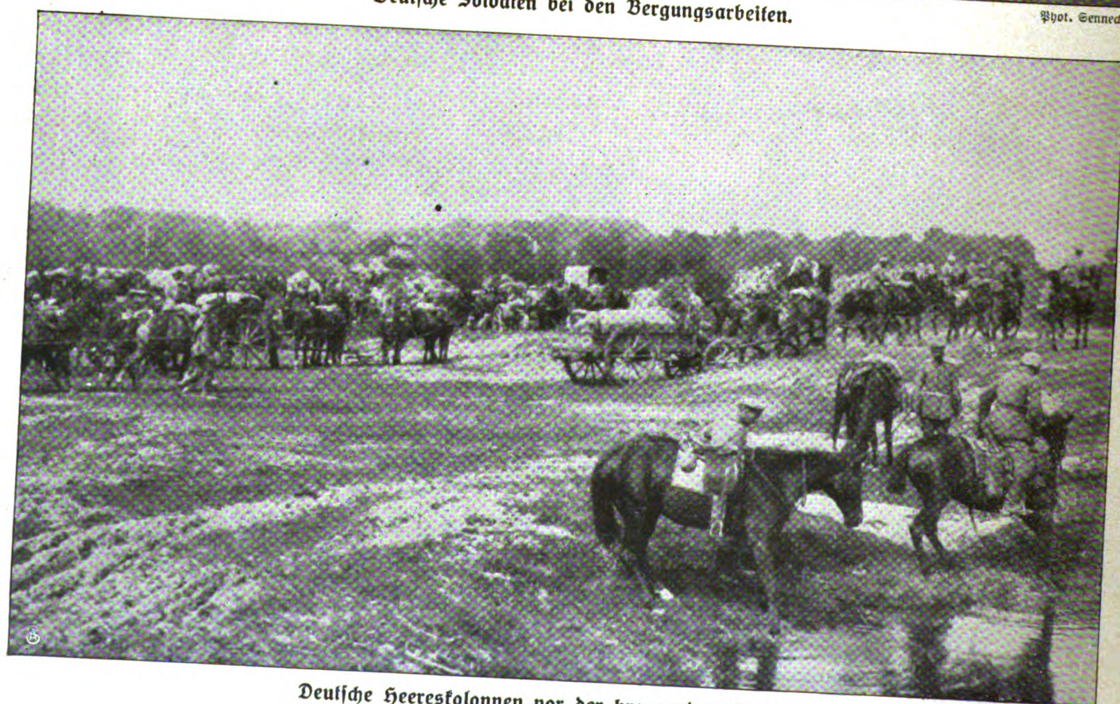
Phot. Alfr. Frankl.

General Graf v. Bothmer und sein Generalstabschef Oberstleutnant Hemmer.

Die siegreichen Kämpfe am Sereth.



Deutsche Soldaten bei den Bergungsarbeiten. Phot. Sennecke.



Deutsche Heereskolonnen vor der brennenden Festung. Phot. Sennecke.

Aus dem eroberten Brest-Litowsk.



Phot. Groß.

Biwakierende Kolonne der Armee des Generals von Scholtz. In der Mühle das Quartier des Stabes.
Vom östlichen Kriegschauplatz.



Auf der Fahrt nach Schönbrunn über die Mariahilfer Straße.



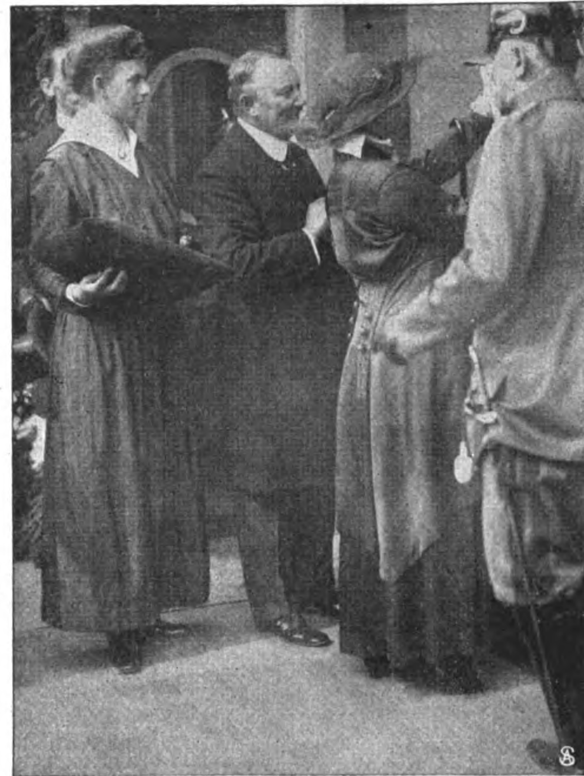


Die Führer der Deputation: Ministerpräsident Graf Tisza und Bürgermeister von Budapest, Bárczy.

Huldigungsdeputation Ungarns und seiner Kronländer bei Kaiser Franz Joseph I. in Wien.

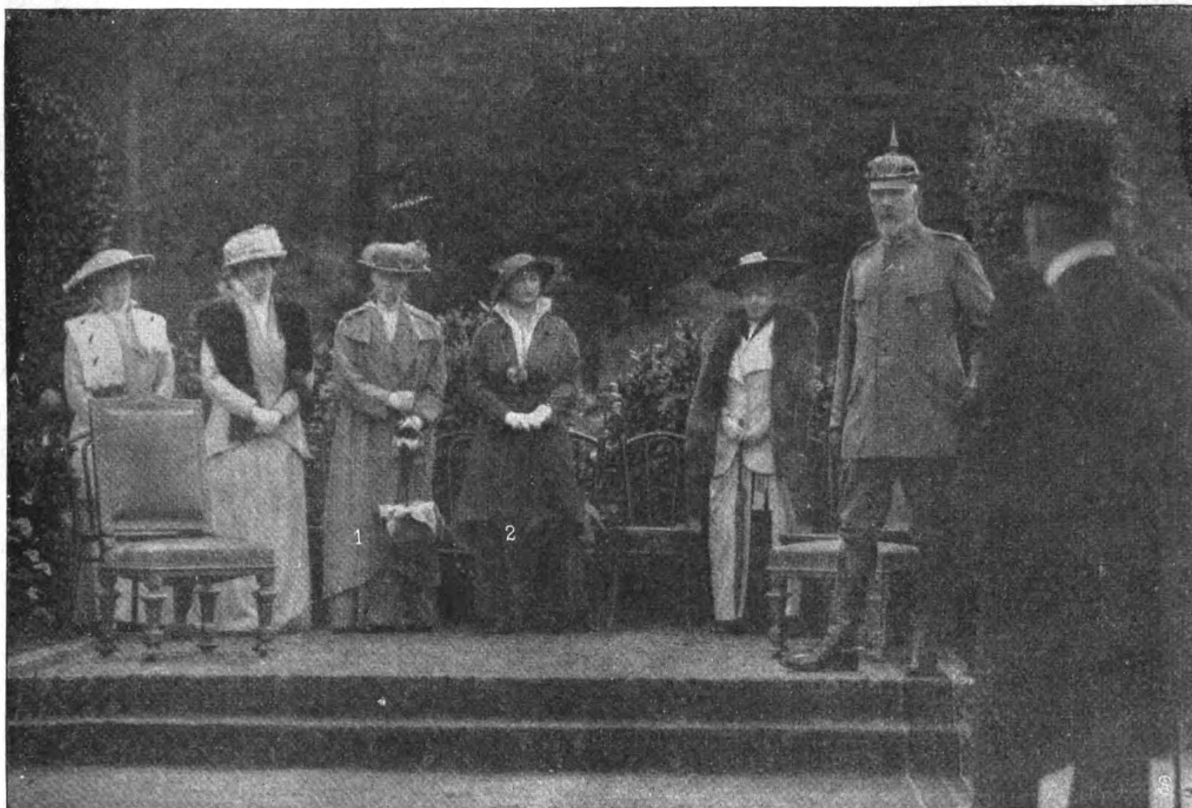


Ansicht des Standbildes auf dem Königsplatz.



Phot. Riebicke.

Prinzessin August Wilhelm schlägt den ersten Nagel ein.



Der Reichskanzler spricht. Links Frau von Hindenburg (1) und Prinzessin August Wilhelm (2).

Die Enthüllung des „Eisernen Hindenburg" auf dem Königsplatz in Berlin.



Korv.-Kapitän Hans Carl v. Schlick.



Leutnant v. Kornatzki.



Hauptmann F. Forster.



Rittmeister v. Ahlefeld.



Oberst v. Kronhelm.



Hauptmann Irmer.



Hauptmann Dr. Max Weitze.



Oberleutnant Willi Schüler.



Leutnant Wilh. Gremke.



Leutnant d. R. Max Hoffmann.



Feldwebelleutnant Drews.



Oberleutnant Krieger.



Oberleutnant Ebe.h. Graf zu Erbach.



Offizierstellvertr. Ernst Reinke.



Unteroffizier Nesilka.

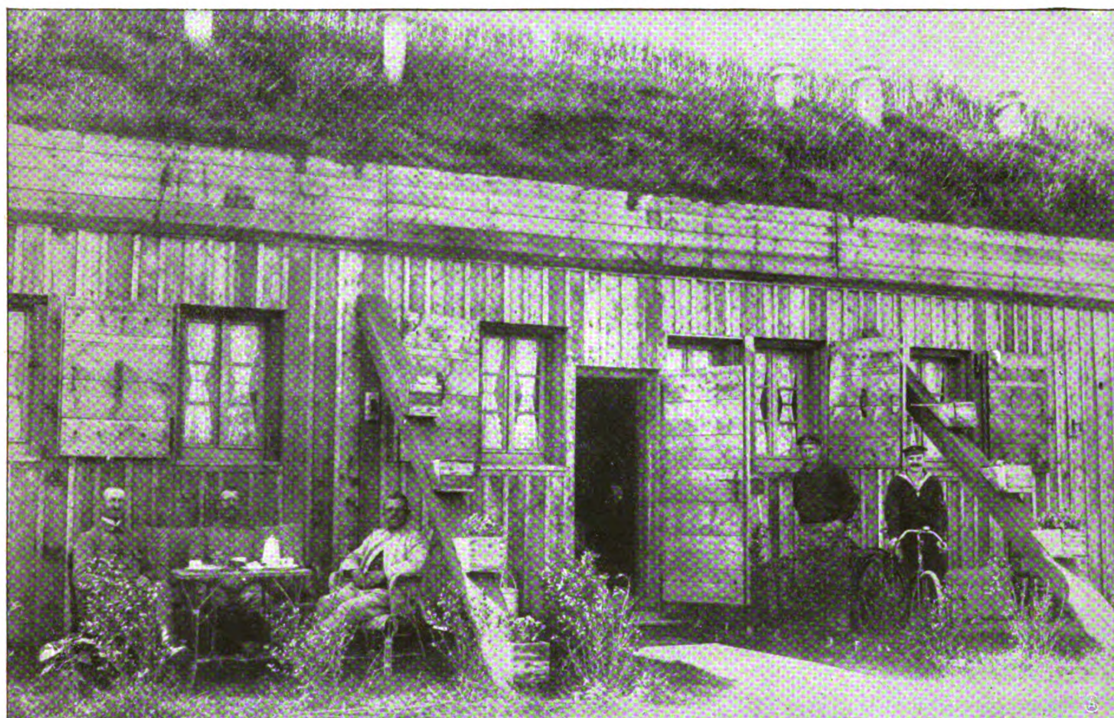


Unteroffizier August Oblau.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Matrosen beim Fischen. Phot. Gerlach.



Offiziersbaracke in den Dünen bei Ostende. Phot. Gerlach.



Eine Baracke in den Dünen. Phot. Gerlach.

Aus den Dünen bei Ostende.



Phot. Jenischewski.

I. Reihe (sitzend) von links nach rechts: 1. Freiherr v. Zedlitz-Neukirch 2. Dr. Porsch. 3. Winckler. 4. Herold. 5. Quehl 6. Hirsch (Essen). II. Reihe: 7. Reg.-Rat v. Jerin. 8. Geheimer Reg.-Rat Eggert. 9. Tellus. 10. v. d. Osten-Warnitz. 11 Fleuster. 12. Dr. Wiemer. 13. Dr. Rewoldt. 14. Fuhrmann. 15. Johanssen. 16. Reg.-Präs. v. Hellmann. 17. Dr. v. Campe. 18. Giesberts. 19. Dr. v. Savigny. 20. Leutnant Schaar. III. Reihe: 21. Reg.-Assessor Zwicker. 22. Korfanty. 23. Kanzow. 24. Westermann. 25. Dr. Rösicke. 26. Geh. Reg.- und Baurat Fischer. 27. Freiherr v. Maltzahn. 28. Oberbürgermeister Zülch. 29. Abg. Hosmann. 30. Geh. Reg.-Rat Dr. Kutscher. 31. Hirsch (Berlin). 32. Conradt. 33. Geh. Finanzrat v. Velsen. 34. Oberregierungsrat Schmid. 35. v. Hassell. 36. Reg.-Assessor Schmid. 37. Reg.-Rat Schluß. 38. Kuntze. 39. Meyer (Diepholz).

Ostpreußenfahrt des Haushaltsausschusses des Preußischen Abgeordnetenhauses: Die Mitglieder und ihre Begleiter im Schloßhof in Allenstein.

Ruhleben.

Von Dr. Kaethe Schirmacher. — Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Ein Ort bei Spandau, dem Kavalleristen wohlbekannt, weil dort in Friedenzeiten Militärpferde zugeritten werden. Ein sehr ruhiger Ort also auch im Frieden nicht, die Trabrennbahn wird von Leben und Kraft erfüllt, und der Name paßt im Grunde sehr wenig. Zurzeit ist Ruhleben aber eine ganz besonders bunte Welt; bald nach Kriegsbeginn wurden die englischen Zivilisten dorthin übergeführt, die männlichen Zivilisten und die wehrfähigen. Englische Frauen und Kinder, kranke, alte, nicht wehrfähige Engländer ließen wir abreisen, uns trieb keine Rachsucht, wir haben weder englisches Eigentum zerstört, noch englische Geschäfte geplündert, noch irgendeines Engländers Leben bedroht. Wir fanden es aber nötig, die Wehrfähigen hier festzuhalten, denn sie hätten der Werbetrommel ihres Kriegsministers vielleicht doch folgen können; und wir fanden es auch nötig, ein gar zu lebhaftes Interesse für deutsche Kriegs- und Heeresangelegenheiten abzudämpfen, in Ruhleben konnte es zur Ruhe kommen, und insofern ist der Name bezeichnend. Ein Teil der „Ruhlebener", 500 an der Zahl, ist in Deutschland aufgewachsen, spricht kaum Englisch und hat deutsche Mütter. Sie bewohnen einen besonderen Teil des Lagers und erhalten drei Wochen Sommerurlaub außerhalb der Barackenstadt. Die anderen hält man dort fest.

Es ist eine bunte Menge, die in den Gebäuden der Trabrennbahn und neuerbauten Holzbaracken wohnt. Etwa 4000 Engländer wurden hierher gebracht, da wir dank unserer polizeilichen Meldepflicht so ziemlich genau wußten, wo sie zu finden, und nicht darauf angewiesen waren, jetzt erst Bevölkerungslisten anzulegen, wie dies zurzeit als Zwangsmaßregel in England eingeführt wird. Wie haben Engländer und Amerikaner sich vor 1914 über unsere Meldepflicht lustig gemacht! Jetzt erfahren sie ihre Notwendigkeit. — Ein Blick auf die Ruhlebener Lagerbilder zeigt, daß hier zwar nur ein Geschlecht vertreten ist und nur junge Leute, jedoch fast alle Gesellschaftsklassen und Berufe. Es ist sehr lehrreich, diese Bilder mit dem Augenglas genau durchzusehen. In erster Linie fällt die große Zahl der dunkelhaarigen und dunkeläugigen jungen Männer auf, und es ist anzunehmen, daß mancher deutsche Rassenforscher den Weg nach Ruhleben findet, um festzustellen, wie weit der blonde, blauäugige Angelsachsenschlag sich im heutigen Engländertum noch erhalten hat, oder wie stark die dunkle mittelländische Rasse es wieder durchschlägt, koloniale Einflüsse es verdrängen. Neben ganz ausgesprochenen „Engländertypen", schlank, sehnig, blond, helläugig, finden sich unerwartet viele, die man weit eher in einem Ruhleben für Romanen suchen würde. Eine gewisse völkische Gleichart gibt ihnen freilich das glattrasierte, bartlose Gesicht, und die Lagerbarbiere müssen glänzende Einnahmen haben. Vollbärte sind in Ruhleben eine Seltenheit.

Die Hauptberufe der bei uns lebenden Engländer waren kaufmännische und technische; wir hatten auch englische Sprachlehrer, Schneider, Gärtner, Bereiter; in den Vergnügungsindustrien waren sie tätig (so leitet der frühere Direktor des Berliner Metropoltheaters jetzt die Liebhaberbühne in Ruhleben), wir sehen auch Seemannstypen auf den Bildern (das Lager enthält 1500 britische Seeleute) und solche von Arbeitern. Der Gebildete steht neben dem Ungebildeten in der Zuschauermenge des Boxerkampfes. Der seltsame Gesell im Indianerputz aber ist ein Fahrender, dessen weiße Haut und krauses Haar sein Chingagokgewand Lügen strafen. Er stand vor Jahrmarktsbuden. Die farbigen Engländer, Neger aller Arten, bilden dunkle Pünktchen in der helleren Umgebung, der sie sich im Tagesleben eingliedern. Ihre Schlafstelle haben die Farbigen jedoch in einer gesonderten Baracke.

Ein Zaun von Stacheldraht und die genügende Zahl wehrbereiter Wachtposten umschließen das Lager, scheiden es von der Außenwelt. Die Grundzüge der Tageseinteilung gibt der Lagerkommandant, Baron Taube. Um 6 Uhr aufgestanden und um 10 zu Bett, ist die Hausordnung, die, wenn man Shakespeare glaubt, jedem Gesundheit, Wohlstand und Weisheit verspricht. Hunderte der Internierten leben hier in einer materiellen Sicherheit, die sie im Daseinskampf jenseit des Stacheldrahts nie gekannt. Hunderte leben auch schlechter, denn den Luxus des englischen Adels, des Lebemanns hat Ruhleben zu bieten keinen Anlaß. Jeder Engländer aber hat dort seine Bettstatt; wo diese nicht mehr geliefert werden konnte, seinen Strohsack. Der Wohlhabende (und auch die englische Aristokratie ist vertreten) kann sich in solchem Fall aus eigenen Mitteln ein Bettgestell mit Betten kaufen. Klapp- und Liegestühle sind in großer Zahl vorhanden. Lebensmittel und Bedarfsartikel werden in Läden jeder Art von Engländern feilgehalten. Arbeit wird von niemand verlangt. Beschäftigung suchen sich viele in allerhand Sport, Theaterspiel, Kinovorstellungen, einer Leihbibliothek, Sprachkursen. Für die Neger ist eine besondere Elementarschule gegründet. Auch das Klubleben hat sich entwickelt, nach Gesellschaftsklassen getrennt, in die englischen Formen gegossen: Debatten, Wahlen, Wahlkampagnen. Bei den letzten Parlamentswahlen (Juni) wurden Kandidaten aufgestellt, Wahlreden gehalten, Aufrufe verbreitet. Jede Baracke hat ihren Vormann, der für die Ordnung einsteht, und alle diese „Captains" unterstehen einem Obmann, „first Captain", der wiederum dem Lagerkommandanten verantwortlich ist. Baron Taube hat Ruhleben eine Selbstverwaltung gegeben, die Lagerfinanzen (zurzeit sind 180,000 Mark dort in Umlauf) Küche, Kantinen, das Vergnügungswesen werden von bestimmten Ausschüssen verwaltet, die dem englischen Obmann unterstehen. Die Lebensmittel liefert die deutsche Verwaltung, den Küchenzettel setzt sie mit der englischen Küchenverwaltung fest, die Zubereitung überläßt sie den englischen Köchen.

Ausreichende Ernährung (z. B. täglich 2000 Eier), gesunde Wohnung, deutsche Ordnung und Reinlichkeit bewirken den guten Gesundheitzustand in Ruhleben. Die Bilder zeigen saubere, gutgepflegte Leute. Den erlaubten Verkehr mit England vermittelt die Lagerpostanstalt, Briefe, Pakete, Geldsendungen. Englische Zeitungen werden nicht zugelassen. Ein Krankenhaus und ein Genesungsheim sind vorhanden, werden aber nur wenig in Anspruch genommen. Die Bilder zeigen eine kräftige und angeregte Lagerbevölkerung, wird das Leben dort doch mit dem „einer Kolonistenstadt des fernen Westens, eines modernen Badeorts und des Jahrmarktstreibens einer Weltausstellung" verglichen.



Die Engländer holen ihr Mittagessen.

Die gärtnerischen Anlagen, die den Schmuck moderner Badeorte und Weltausstellungen bilden, sind in Ruhleben nur sparsam vertreten, doch fehlen sie nicht ganz, obenst. Bild zeigt auch Bäume, in deren Schatten die Liegestühle stehen, und wer genau zusieht, wird an einem der oberen Fenster auch Blumentöpfe entdecken, die sich anscheinend die Bewohner selbst aufgestellt haben. Am schwersten ist das Einerlei des Tages für die Gebildeten. Sie lesen und studieren eifrig, die künstlerisch Begabten haben im Offizierkasino eine Ausstellung von Zeichnungen und Bildern veranstaltet, darunter allerlei Szenen aus dem Lagerleben. Gering scheint nur die Pflege der Musik, die der Engländer zwar liebt, aber selten erfolgreich ausübt. Und unbekannt ist ihnen auch die rührend phantasievolle Kunst volkstümlicher Holzschnitzerei, die der kriegsgefangene Russe in unseren Lagern übt. Das aber ist ja ihre Sache.

Die Lagerverwaltung sorgt für einen Musterbetrieb, Ruhleben ist unserer deutschen Kultur würdig, unser Kulturgewissen ist ruhig: wir walten menschlich.



Boxkampf in Ruhleben.



Phot. Leipz. Pressebüro.

Unsere feldgrauen Handwerker
bei der Arbeit vor ihrem Unterstand.



Deutsche Offiziere beim Kaffeetrinken
vor ihren Unterständen.



Phot. Leipz. Pressebüro.

Abends im Quartier.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Phot. Rifr. Frankl.

Ein Offizier photographiert in exponierter Stellung die Lage der Russen.



Phot. Leipz. Pressebüro.

Deutsche Offiziere bei der Rast in einem Waldlager in Polen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Phot. Groß.

Russische Flüchtlinge finden Schutz bei unseren Soldaten.



Phot. Groß.

Landsturm auf der Rast.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Generalmajor Haller (1) und Statthalter Baron Fries-Skene (2). Kilophot.



Aufstellung der Knabenhorte auf dem Großen Platz. Kilophot.

Feier des Geburtstages Kaiser Franz Josefs in Triest.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

1. Fortsetzung.

Der Flügeladjutant war rasch zu Wachtmeister Roßhaupt getreten. „Kein Protokoll. Alles in Ordnung. Braves Kerlchen, der Junge, verstanden!“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

In Roßhaupts Gesicht zuckte keine Fiber. Nur ein gelber Schein stand darin.

Der Adjutant stieg ein, ein Triller, der Zug, unter dessen Rädern Will gelegen, glitt leise, fast geräuschlos auf dem hohen Damm hin, bis er zwischen die Brückentürme trat. Einen Augenblick noch war das weißbärtige Haupt des Kaisers in dem Fenster erschienen, er winkte gütig, dann spielten die Schatten der Gitterbogen auf den schwarzen Wagen, und die Brücke klang metallisch dröhnend und geheimnisvoll wie eine Orgel, als der Zug den alten Kaiser nach Ems zurückführte. Jauchzend zerschlug der Rhein sein flüssiges, grünfunkelndes Gold im Wogenprall der Strömung an den granitnen Brückenpfeilern.

Anne klopfte und bürstete zitternd an Wills zerschundenem Samtkittel. Sie hob die Augen nicht auf zu ihrem Mann, der zuerst zu dem Bahnmeister getreten war und nun, stumm wie sie, darauf wartete, bis die Reinigung vollzogen war.

Im leichten Windzug spielten die zerstreuten Rosenblätter, die aus dem Strauß aus des Kaisers Garten gefallen waren, auf dem sonnenhellen Steinpflaster.

Will blickte unsicher von einem zum andern. Aber als sie endlich den Heimweg antraten, schob er wieder die Hände in die Finger der Mutter und in die Faust des Vaters und ging vergnügt zwischen ihnen her.

Und dann fragte Anne auf einmal: „Bist du arg bös, Hermann?“ Ganz kleinlaut, gar nicht die entschlossene, regierende Frau, die ihn so fest anfaßte.

Da bullerte er los. Und der stärkste Trumpf war, als er ihr vorhielt, daß gerade sie, die Frau des Polizeiwachtmeisters, der den Dienst hätte, so etwas nie hätte tun dürfen. Daß es ihn Kopf und Kragen hätte kosten können! Kopf und Kragen!

Aber weil er sich im Ausmaß der Strafe, die ihn vielleicht hätte treffen können, so vergriff und sie sich durch die Gräfin Holle gedeckt wußte, so erschrak sie nicht zu sehr. Sie ließ ihn blitzen und donnern und hielt den drohenden Worten stand und wußte, daß kein Blitz zündete. Sie hatte es in seinen Augen gesehen, als er zu ihr trat, und ahnungsvoll fragte sie, nachdem das stärkste Gewitter vorüber war, indem sie die erste Himmelsbläue benutzte: „Was hat denn Exzellenz zu dir gesagt?“

„Was ihm der Kaiser befohlen hat natürlich“, gab er bärbeißig zurück, und dabei blickte er unwillkürlich auf den Jungen, und ein weicher, stolzer Ausdruck erschien in seinem hart wie aus Holz geschnittenen Gesicht.

„Ja, was von einem braven Kerlchen hat der Kaiser zu ihm gesagt, ich hab's deutlich gehört“, rief Anne mit unterdrücktem Jubel über Wills Kopf zu ihm hinüber.

„So was schreit man dem Kind nicht in die Löffel“, gab er grob zurück.

Dann wurden seine Augen hell und klar, und das erste Lächeln, ein schmunzelndes Zucken der bärtigen Lippen, das in der Kinngrube landete, flog über sein Gesicht.

„Und weißt du auch, was Majestät nicht gesagt hat, sondern bloß gedacht hat, Frau?“

„Was du wieder spintisierst!“ wehrte sie überlegen und doch auch ein bißchen verlegen und neugierig ab.

Da holte er Atem und antwortete: „Alte verdrehte Schraube, verfluchtes Frauenzimmer, das den Kopf verliert und ein Kind wie eine Katz anfaßt! Siehst du, das hat Majestät gedacht.“

Will Roßhaupt ließ Gewitter und Sonnenschein unbekümmert vorübergehn und stapfte mit den blanken Stulpstiefeln, die allein unversehrt geblieben waren, munter zwischen ihnen einher.

Nach Will Roßhaupts Namen aber hat der Kaiser in dem Schrecken, den das Untertauchen des Knaben unter die Räder des Zuges in dieses Abenteuer geworfen hatte, überhaupt nicht gefragt — und das war Annes Schmerz und Roßhaupts Trost.

Das war Wills erstes Erlebnis.

Das Märchen und das Leben.

In dem dunklen, hallenden Theater, das sechs Monate im Jahre ganz still lag, wuchs Wilhelm Roßhaupt heran. Ein Kind ohne Furcht, das seine einsamen, wundervollen Spiele spielte auf den breiten, immer tiefer ins Dunkle tauchenden Treppen und in den finstern Gängen. Seine fruchtbare Einbildungskraft berauschte sich an den Geheimnissen dieser Finsternis. Er flüchtete in den ersten Schuljahren aus dem Kreis der Spielgenossen in das hallende Haus und fand nur die Tochter des Hofkonditors Hallbacher würdig, die Einsamkeit mit ihm zu teilen.

Verschüchtert, ängstlich, ungern folgte ihm das blasse, blonde Kind mit der perlmutterklaren Haut und dem seidenzarten, flachsbleichen Haar. Aber herrisch hieß er sie folgen, und dann konnte sie plötzlich nicht mehr ohne ihn sein. Sie nahm für ihn aus allen Schubladen die Torten- und Biskuitkrümel, die sonst in Tüten, zwei schwere Hände voll für einen Groschen, verkauft wurden. Er schmauste, ohne viel zu fragen. Dann hockte das Mädchen in einem finstern Räuberwinkel still und geduldig, während der leidenschaftliche Gesang des

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Abenteurers in Höhen und Tiefen des von Schatten und Stimmen erfüllten Hauses widerklang.

Im Winter zog er sich in die Wohnung zurück. Dann war das Theater nicht mehr sein alleiniges Besitztum. Er flüchtete vor den Schauspielern, und kam Besuch, so blieb er stolz und wortkarg. Oft lag er abends allein und konnte lange nicht schlafen, hörte sein Reich von fremden Stimmen und Tritten hallen und wünschte einen Schwefelregen auf alle herab, die darin lebten. Bis er einmal krank wurde und Anne ihren Posten auf dem Balkonrang jede Viertelstunde verließ, um nach ihm zu sehen. Jedesmal, wenn sie die Tür öffnete, schlug Lichterglanz und Musik herein und verwirrte seine Erinnerungen an das geheimnisvolle Haus.

Und dann nahm der Vater ihn einmal mit in den Zuschauerraum. Auf die Galerie, eingemummt in einen Schal. Will hatte in plötzlicher Überwindung seiner trotzigen Scheu leidenschaftlich gebeten und gebettelt, nur ein einziges Mal hineingucken zu dürfen.

Der Wachtmeister hatte kein gutes Gewissen, als er ihm nachgab, aber er konnte den streichelnden heißen Händen und den großen dunklen Augen, in denen die Lichter schwammen, nicht widerstehen und hob ihn aus dem Bett, wickelte ihn ein und trug ihn leise die Treppe hinunter, öffnete die Galerietür und blieb mit ihm im Hintergrund stehen.

Will sah sich in einem Glanz von Licht und umwogt von Tönen. Der Kronleuchter, der ihn bisher nur mit müd aufglänzenden und rasch wieder zufallenden Augen angeblinzelt hatte, starrte ihm herausfordernd, hundert Lichter im funkelnden Kristall, ins ängstliche Gesicht. Wo sonst die stillen Tücher über die Brüstungen hingen, saßen unzählige Menschen. Lichter überall, und der Vorhang, hinter dem die Bühne geheimnisvoll schlief, war verschwunden.

Felsen und Waldbäume standen dort, ein rauchender Berg vor einem blauen Himmel und auf dem höchsten Felsen der Räuber — ja, der tapfere schöne Räuber, mit einem spitzen Filzhut und roter Schärpe und Pistolen und Messern darin und einer Flinte in der Hand, und der sang so hell und stark, daß die hellen, starken Töne wie die Wellen im Rhein auf Will eindrangen, eine hinter der andern, in langen kräftigen Schlägen. Das Herz zitterte ihm vor Lust.

Dann trug ihn der Vater schnell wieder hinaus. Aber sie waren noch nicht oben, da schrie Will laut auf, denn zwei Schüsse fielen scharf und grell, und Will schrie, ehe noch der Wachtmeister ein Wort gesagt hatte: „Jetzt haben sie ihn totgeschossen, Vater, jetzt haben sie ihn totgeschossen“, und begann herzbrechend zu weinen.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Fra Diavolo, der liebenswürdige Spitzbube, war mit der Romanze vom „kühnen Räuber“ auf den Lippen niedergeknallt worden.

Am andern Tag hörte Anne gegen Abend Will die Romanze Fra Diavolos in freier Umwandlung durch die Stuben schmettern. Sie eilte hinzu und fand ihn auf einem Stuhl stehen, ihren Schal umgeworfen, seinen kleinen Säbel an der Seite und Vaters längste Pfeife als Muskete auf der Schulter.

Er hatte den Arm in die Hüfte gestemmt, starrte mit blassem, entgeistertem Gesicht in den frostklaren Himmel und sang:

Seht ihr auf Felsenhöhn
Den stolzen Räuber Roßhaupt Will —
Alle Menschen schießt er tot,
Weh dem, der auf ihn zielt!

Da zitterten ihr die Knie, und leise schloß sie die Tür wieder. Auf der Matte vor der Tür, wo sie ihn damals nach der Aufführung des „Fra Diavolo“ gefunden, horchte sie noch lange auf seinen leidenschaftlichen Gesang.

Doch wenn er dann geschlichen kam in der Abenddämmerung der Winterzeit und ihr ein Märchen nach dem andern abbettelte und sie saßen am Fenster, die graue Finsternis um sie her, tief unten auf dem Platz ein paar verlorene Lichter, dann fühlte sie, wie er sich an sie drängte und seinen Kopf an ihre Brust legte und ihr wortkarges Wesen schmolz, sie quälte sich, seiner verlangenden Phantasie Nahrung zu spenden, so gut sie es vermochte.

Der Wachtmeister verstand es nicht, ihm Geschichten zu erzählen, aber er nahm ihn manchmal mit auf die Hauptwache, oder Anne stellte Will dort eine Stunde unter Schutz, wenn sie Ausgänge zu machen hatte. Dann saß er mit glänzenden Augen auf der Pritsche und sah den Schutzleuten zu, wie sie Karten spielten. Und traf es sich, daß ein Häftling eingeliefert wurde, so war sein Herz zerrissen in Sympathie für den Gefangenen und Bewunderung für den Beamten, der ihn an die Kette gelegt hatte.

In dieser Welt lebte Will ein Leben, das von der Schule, die er besuchte, und der Stadt, in der er lebte, so gut wie nichts empfing.

Weihnachten brachte ihm ein Märchenbuch, ein Schaukelpferd und einen Schlitten, und in diesem Buch stand das Märchen von Kay und Gerda, von der Schneekönigin und dem Räubermädchen, das auf einem kleinen Pferd ritt und biß, statt zu küssen. Die Phantasie des Knaben grub sich in dieses Schneemärchen hinein, Sehnsucht und Tatendrang wehten ihn daraus an. Er sah sich als Kay auf dem Fenstersims hocken und wartete auf die größte Schneeflocke, die als Schneekönigin auferstehen sollte.

Mariechen Hallbacher mußte still neben ihm sitzen. Das tat sie gern, und Anne war zufrieden, die Kinder ruhig am Fenster zu wissen. Sie merkte nicht, wie sich der Knabe immer tiefer in das Märchen verstrickte und fiebernd jeden Schneefall erwartete, stundenlang saß und ins weiße Gewimmel starrte, um die Schneekönigin mit ihrem weißen Pelz und mit dem weißen Gesicht auftauchen zu sehen.

Dann wurde es dem Mädchen langweilig, ins Blinde zu starren, aber Will tyrannisierte sie und befahl ihr barsch: „Du mußt ganz still sitzen. Und wenn du nicht willst, dann heirat ich dich nicht.“

„Sie kommt aber nicht“, maulte sie und rieb die kalte Nase an der Scheibe.

Es war nur mäßig warm im Zimmer, denn Anne mußte die Kohlen sparen.

„Sie kommt nicht? Warum schneit's denn dann immerzu? So dumm!“

Er blitzte sie gereizt an und gab ihr einen Stoß.

Da weinte sie.

„Weinen! Du tust weinen! Hier beiß mich mal, beißen sollst du mich!“

Er hielt ihr die Backe hin, und als sie erschreckt ihre Tränen schluckte, herrschte er sie an: „Wird's bald?“

Ihr feuchtes Mäulchen drückte sich an seine glatte Wange und zuckte wieder zurück.

„Ich hab nichts gespürt, nicht einmal das kannst du! Du bist kein Räubermädchen“, sagte er geringschätzig.

Da schluchzte sie gekränkt, und ihn plötzlich umhalsend biß sie ihn ins Ohr.

Ein rasender, flimmernder Schmerz schoß ihm vom Ohr durch den ganzen Körper, aber er schluckte krampfhaft das Wimmern hinunter und ließ zwei große Tränen ungesehen überlaufen.

Das Ohr mußte am Abend verbunden werden. Zwei Tage saß er zu Hause, bis die Geschwulst sich legte. Zwei weiße, scharfe Flecken sind ihm geblieben von Mariechens kleinen Schneidezähnen.

Für die Eltern aber erfand er eine fabelhafte Geschichte von einem großen Hund, der ihn unten vor dem Theater angefallen hatte.

„Der Jung lügt“, sagte Roßhaupt grimmig zu Anne. Anne hatte von Frau Halbacher erfahren, was geschehen war, denn das Kind weigerte sich, Will wieder zu besuchen, und hatte alles gestanden, auch daß es gemaust hatte, um Will Krümeln und Makronen zu bringen. Das Mariechen hatte Will die ganze Schuld aufgeladen und gesagt, er habe ihr befohlen, jedesmal etwas mitzubringen und ihn zu beißen.

Anne stellte Will zur Rede. Sie war außer sich, hart ging es über ihn her. Will ließ sich verstört und unfähig, seine Missetaten zu begreifen, Schelte und Schläge gefallen. Aber im Bett verkrochen, schluchzte er wild in die Kissen, und als das Mariechen eines Tages doch wieder mit blanken Augen und mit Tortenkrümeln im Schürzchen gelaufen kam, da wandte er sich ab und wollte nichts mehr von ihr wissen. Er lebte jetzt ganz wie ein kleiner Einsiedler.

Da kam im Februar ein gewaltiger Schneefall über die Gegend. Der Schnee blieb liegen, fror und zog sich als Schlittenbahn weit ins Land. Der Knabe fieberte vor Erwartung, und eines Abends hat Will Roßhaupt die Schneekönigin gesehen.

Vom „Vogelsang“ hinunter zum Holztor am Rhein zog sich eine Schlittenbahn, die war den Kindern freigegeben. Wenn Anne einen von den Operngucken nahm, die sie an die Balkonbesucher auslieh, so konnte sie die kleinen Schlitten hinter dem Renthof hervorschießen und zum Holztor hinabgleiten sehen.

Als Will zum erstenmal auszog, begleitete ihn der Wachtmeister und setzte ihn dadurch in Respekt bei den größeren Buben, die dort ihr Wesen trieben.

Bald fuhr er allein.

Zweimal schon hatte er, von einem unbezähmbaren Verlangen getrieben, den Versuch gemacht, sich an einen großen Schlitten zu hängen. Andere taten es auch, aber sie ließen los, sobald die Pferde schärfer anzogen. Sie wußten eben nicht, daß es nur der Schlitten mit der Schneekönigin darin ist, an den man sich hängen darf.

Da stand er wieder unten am Holztor. Es war schon dämmerig, durch das offene alte Tor strich der Rheinduft. Der Strom floß silbergrau und rauschte an den Jochen der Schiffbrücke. In den Scheiben von Ehrenbreitstein flammte noch ein roter Abendschein.

Will stand, seinen Schlitten hinter sich, die Pelzmütze über den Ohren, die roten wollenen Fäustlinge an den kalten Händen, im tiefen Schnee. Da kam ein Schlitten gefahren, zwei große schwarze Pferde davor, die dampften aus den Nüstern, rote Federbüsche zwischen

den Ohren, ein Kutscher wie ein Bär in einem schwarzen Pelz, und die Schellenbänder wippten, und die Pferde schüttelten die Köpfe und schnaubten, als sie die steile Straße nach dem Klemensplatz langsam hinaufgehen mußten, denn der Kutscher hielt sie fest und knallte immerfort mit der Peitsche, weil die Kinderschlitten wild um die Ecke schossen und beinahe unter die Pferde fuhren.

Will stand ganz allein, und das Herz klopfte ihm plötzlich furchtbar. Er sah, wie die Schneekönigin in ihrem schönen weißen Pelz und dem dichten weißen Schleier den Kopf wandte, ihn anblickte und mit dem Kopfe nickte. Er sah ihre Augen leuchten, als sie dicht an ihm vorbeifuhr und die Pferde langsam gingen.

Dann sah er nur noch ihr schwarzes Haar, und der Schlitten stieg vor ihm wie ein Berg auf, und da lief er und band seinen kleinen Schlitten hinten an und setzte sich hinein, die Füße angezogen, daß sie nicht auf den Schnee stießen, und fuhr davon.

Ganz still, ohne einen Laut. Und der Schlitten kam auf die Höhe des Platzes, der Kutscher schnalzte mit der Zunge, die Pferde griffen aus, rings um den Platz, am Theater vorbei in die dämmernden Anlagen, durch das schwarze Tor und über die Brücke des Festungsgrabens, auf der die Pferdehufe dumpf dröhnten, fuhr der Schlitten der Schneekönigin mit dem kleinen Kay.

Der Schneestaub sprühte, die Baumschatten des Glacis huschten vorüber, ein paar letzte Lichtlein in den dünnen, aus Fachwerk errichteten Gärtnerhäuschen, dann wuchs weißlich, gestaltlos das unbewohnte Land um sie her, und mit der Stille wuchs die Finsternis.

Will wollte schreien, er wollte den Knoten lösen, aber er konnte sich nicht bewegen, denn der Schnee sprühte, und der Schlitten glitt wie ein Pfeil. Ueber ihm wehte ein Schleier. Die Schneekönigin hatte sich nach ihm umgeblickt, und das Herz wurde kalt unter ihrem Blick. Er dachte an Mutter Anne, er sah den Vater heimkommen, sein Atemschnaufen tönte durch das große Stiegenhaus — nein, es waren die Pferde vor dem Schlitten der Schneekönigin, und Will war Kay, und Kay spürte, wie ihn der Schnee wie mit einem Panzer überzog, und wie ihm die Füße erstarrten.

Auf einmal tauchte ein roter Nordlichtschein vor ihm auf, und klingklang traten die Hufe des Elentiers auf kristallenes Eis, sein kleiner Schlitten stieß an, kippte, und mit einem hellen, scharfen Schrei schoß Will Roßhaupt, wie von einem Schaukelbrett weggeschleudert, in die Luft, schlug dumpf an die Rückwand des Schlittengehäuses, fiel und blieb reglos liegen.

Als er erwachte, war das Nordlicht strahlend aufgegangen und zog mit spiegelnden Scheiben über sein Gesicht.

„Gott sei Dank, er lebt“, sagte eine weiche, dunkle Stimme, und die Schneekönigin stand über ihn gebeugt und hielt seine erstarrten Hände.

„Ein Glück, daß es ihn abgeschmissen hat auf den Schienen“, antwortete der Schrankenwärter und leuchtete ihm mit der roten Laterne ins weiße Gesicht.

Die Gäule standen, von Dampf umhüllt, die Riesenarme der Eisenbahnschranken hoben sich still vom Himmel ab. In der Höhe, über dem Schienenweg, der die Landstraße am Fuß des Berges schnitt, glänzten die Lichter in den Kasematten der Kartause.

Will hatte die Augen wieder geschlossen.

„Wie heißt du denn?“ fragte ihn die Schneekönigin, und er roch ihren sanften Atem, und es war gar nicht kalt, aber er wunderte sich, daß sie nicht wußte, wer er war, und er murmelte: „Kay!“

Als er noch einmal aufblickte, sah er ihr schönes, weißes Gesicht und die blitzenden Steine an ihrem Hals. Sie war in einen weißen Pelz gehüllt, aber darunter schimmerte ihre Brust wie Schnee und Rosen.

Da lächelte er, und mit diesem Lächeln kam ein Seufzer über seine Lippen. Die Augen fielen ihm zu, er streckte sich wie zum Schlaf.

Dann hörte er noch, wie sie entschlossen sagte: „Nein, er könnte sich den Tod holen ohne Pflege, ich nehme ihn mit“, und dann trug ihn jemand, und nun lag er wirklich in den Armen der Schneekönigin, und die weißen Pelze wurden um beide gehäuft, er lag mit dem Mund auf ihrer Schulter und preßte die Lippen darauf — die Pferde zogen an — nein, Schneehühner waren es, die flogen mit sausendem Flügelschlag vor dem Schlitten einher, und er sank langsam in einen traumlosen Schlaf.

Dieser Schlaf hielt ihn viele Stunden umklammert. Als er erwachte, stand der helle Tag am Himmel und fiel durch hohe Fenster in ein Gemach, wie Will noch keins gesehen hatte. Er wußte nicht, wo er war, nicht wie er hergebracht worden, kaum wer er selber war.

Er hatte „Mutter“ gerufen, ohne es zu wissen.

Da hörte er ein Rauschen von seidenen Kleidern, wie er es noch nie gehört hatte. Eine wunderschöne Frau trat herein, und sogleich roch er wieder den Duft, den er noch nicht lange — oder war es schon sehr lange her? — gerochen, und wußte mit einem Schlage, daß es die Schneekönigin war. Die aber tat nicht fremd und kalt, lachte froh und bückte sich und küßte ihn auf den Mund.

„Du lieber, böser Junge“, sprach sie und küßte ihn noch einmal.

Und da antwortete er: „Ach, du hast ja schon graue Haare!“ Und es klang so enttäuscht, daß sie laut auflachte.

Und dann auf einmal — wie ein unterdrückter Schrei: „Mutter soll kommen!“

Und dann wußte Will wirklich nicht mehr, wie alles gekommen war, und mußte sich erzählen lassen, wie er entdeckt, aufgelesen und im Schlitten mitgenommen worden war, erfuhr, daß er sich in Kapellen befand, und daß das da drüben über dem Rhein die Marxburg war, die er für ein Märchenschloß gehalten hatte.

„Die Mutter kommt gleich, Will, wir haben noch in der Nacht an die Polizei telegraphiert, daß du hier bist, und da ist dein Vater noch mitten in der Nacht herausgekommen, aber er mußte mit dem Zug wieder in die Stadt fahren, er hat ja heute Marktdienst. Siehst du, es ist doch gut, wenn der Vater auf der Polizei ist.

da haben wir ja nicht lange suchen müssen, wem du verloren gegangen bist."

Da wußte Will, daß es nicht die Schneekönigin war, und das machte ihn ganz traurig.

Als sie in der Eisenbahn saßen, drückte sich Will dicht an Anne heran und saß mucksstill. Er mußte dreimal nießen, und Anne, die noch kein Wort der Schelte gefunden hatte, sagte leise: „Wenn das nur geht!" Und meinte mehr, viel mehr als die Folgen dieser Nacht der Angst und Verzweiflung, die den Wachtmeister zwei Stunden durch den Schnee gesprengt hatten und sie geschüttelt hatten, daß das unterste ihres Wesens zu oberst lag, meinte viel mehr damit als den schweren Lungenkatarrh, an dem Will vier Wochen lag — meinte die ganze Zukunft, all das, was diesem Kind noch vorbehalten war, was er ertrotzen und erdulden würde in seinem späteren Leben.

Es war, als hätte Will mit diesem Erlebnis Abschied genommen von der ersten Kindheit. Er wurde stetiger und lebte mehr für die Wirklichkeit. Er war aus der Spielschule und aus den Vorklassen ins Gymnasium hineingewachsen. Noch ein Träumer in der Sexta, ein Mitgänger in der Quinta, rückte er in der Quarta plötzlich ehrgeizig an die Spitze. In allem, auch im Spiel und in der Unbändigkeit und im wilden, knabenhaften Trotz. Zu Ostern trug er das beste Klassenzeugnis mit heim, aber im Herbst war er plötzlich elf Plätze zurückgefallen.

Der Wachtmeister verstand diesen Schaukelstil nicht. Das ging nicht mit rechten Dingen zu.

„Er ist zu viel auf der Gaß gelegen, und das ewige Herumstrolchen auf dem Glacis und an der Mosel, das ist auch nichts," sagte Anne. „Er pariert einem nicht mehr — er wächst mir aus der Hand," schloß sie seufzend.

„Na, nun bin ich's schuld, weil ich den Jung mitgenommen hab' und an der freien Mosel ein paarmal hab baden lassen, das ist, denk ich, gesünder als das ewige Quatschen von italienischen und französischen Brocken!"

Der Wachtmeister war aufgeregt. Er stand am Fenster, die Mütze auf dem Kopf, die Hände auf dem Rücken. Der Nackenwulst über dem Kragen färbte sich rot.

Anne blieb ruhig. Sie wußte, daß Roßhaupt sich nicht aufregen durfte. Der Arzt hatte ihr das besonders eingeprägt, denn seit einem Jahr begann der Wachtmeister zu altern, das Herz war müde geworden, und er stieg die Treppen nur noch mühsam.

„Lateinisch ist das, Hermann, und der Jung will doch hoch hinaus! Studieren will er."

„Studieren! Afrikaforscher will er werden und ein andermal Offizier und das drittemal Pastor! Alles, wo er so recht kommandieren kann, seit er über den Droschkenkutscher und den Seeräuber raus ist!"

Jetzt schmunzelte Roßhaupt schon, und dann sagte er: „Und mit deinem Französisch, das ganz anders klingt als das, was die Franzosen uns ein Jahr lang auf der Kartaus vorgesetzt haben, da kannst du dich begraben lassen, Anne. Wir haben die Franzosen deutsch verhauen und ohne Französisch!"

„Wie du dir das wieder leicht machst, Hermann, statt daß du dem Jung Räson predigst."

„Das ist was anderes, Frau! Räson muß sein, aber räsonieren auch! Das verstehst du nicht!"

Und nun wurde Will ins Gebet genommen. Anne ging in die Küche, denn der Wachtmeister wollte mit seinem Sohn allein sein.

Er hielt ihm die beiden Zeugnisse vor und sagte: „Ostern fix und heute nix! Ostern Primus und heute Nummer 12. Und 23 seid ihr bloß! Das ist eine Schweinerei, mein Jung. Da verdient einer Kloppe. Wer einmal Primus war, der ist ein Esel, daß er es geworden ist, denn dann muß er es auch bleiben, aber Retourmachen bis zur Bagage, das ist eine Affenschande. So ein Kerl ist ein Liederjahn! Oder bist du vernagelt wie ein altes Kanonenrohr, was? Oder hast du zu viel gestrolcht? Auf dem Glacis natürlich und in der Mosel herumgeplanscht, du Taugenichts, du Himmelhund, du! Was, nä, sagst du? Was, langweilig ist der Kram, sagst du! Und der neue Ordinarius kann dich nicht leiden. Ich werd dir mal was sagen: Keile kriegst du, und in die Volksschul kommst du, und —"

„Dann lauf ich fort!" unterbrach ihn der Knabe trotzig und starrte ihn totenblaß, aber ruhig, ohne Tränen und Wimperzucken an.

Da schwieg der Wachtmeister eine Weile, und die Zeugnisse zitterten in seinen Händen. Endlich sagte er mit schwerer, müder Stimme: „So, so, du läufst mir fort! Dann ist ja alles gut! Dann lauf mal zu, mein Jung, lauf!"

Und er legte die Blätter zusammen, eins auf das andere, zog in der Zerstreuung seine dicke Brieftasche zwischen den Knöpfen des Rockes hervor, legte sie hinein, als ob es die verdächtigen „Flebben" eines Landstreichers wären, nahm die Handschuhe vom Tisch und ging zur Tür. Langsam, schwerfällig, wie vor den Kopf geschlagen.

Der Knabe blickte ihm trotzig nach, aber die Unterlippe zitterte ihm, und in den Fingerspitzen flimmerte ein seltsamer Schmerz.

Anne sah ihren Mann an der Küche vorüberkommen. Mit der ganzen Schwere auftretend ging er die Treppen hinunter.

Als sie in die Stube lief, schoß Will wild an ihr vorbei zur andern Treppe und schwang sich auf das Geländer. Unter seinen Handflächen pfiff und schrie das Holz, und die Haut brannte ihm und war wund und versengt von der Reibung, als er unten ankam. Keuchend stand er im dunklen, kühlen Flur, Roßhaupts schwere Tritte kamen näher und näher.

Jetzt tauchte die Gestalt des Vaters auf. Ein Sonnenstrahl spaltete das Dunkel; im Lichtschein sah Will das großflächige, verstörte Gesicht, die schweren Tränensäcke unter den borstenbeschatteten Augen, das ausrasierte, locker gewordene Kinn im eisgrauen Bart.

„Vater!" stieß er hervor und wollte zu ihm hingehen, aber er konnte die paar Schritte nicht über sich bringen.

Der Wachtmeister war stehengeblieben, horchte, glaubte geträumt zu haben, denn kein Schritt war zu

hören auf den Treppen, bis er plötzlich das blasse Gesicht im Helldunkel aufleuchten sah.

„Jung, ungespitzt sollt man dich in den Boden schlagen — du heilloser Jung!"

Er war auf ihn zugetreten und hatte ihn mit den gewaltigen Händen an den Oberarmen gepackt und den schlanken, ranken Knaben wie eine Feder vom Boden gehoben und hielt ihn schwebend wohl eine Minute lang, ihn mit den Blicken verschlingend, um ihn dann sanft wieder auf den Boden zu stellen.

Wachtmeister Roßhaupt ging zu Wills Ordinarius. Als er am Abend wiederkam, nahm er sich den Sohn noch einmal vor.

„Jung, wer ist jetzt Primus?"

„Felix Haidewolf, Vater."

„So, das ist dem Oberregierungsrat seiner. Und wer ist der Jukundus?"

„Der Sekundus," versetzte Will ohne Wimperzucken, „ist der Siegfried Rosenblüth."

„Jung, den Haidewolf und den Rosenblüth schmeißt du mir runter! Ich hab deinem Ordinarius mein Wort gegeben, daß du Weihnachten Erster bist! Jung, wenn du mich sitzen läßt, wenn du deinen Vater mit dem ungelösten Ehrenwort herumlaufen läßt — Donnerkeil, dann weiß ich keinen Spiegel mehr, in dem ich mir in die Augen sehen kann!"

Da wurden Wills Augen groß und dunkel, aber es stieg Licht aus dieser dunklen Tiefe, und sie hingen leuchtend an dem harten, bärbeißigen Gesicht.

Er schluckte ein paarmal, aber sprechen konnte er nicht, und dem Wachtmeister wurde so eigen, als er in die großen, fremden Augen sah, daß er den Blick in seinen Pfeifenkopf senkte und nicht mehr aufschaute, bis er sich allein wußte.

Will war zu Bett gegangen.

Der Wachtmeister blieb wortkarg, bis Anne fragte: „Hermann, was spintisierst du?"

Da platzte er mit der angstvollen Frage heraus: „Ist er nun eigentlich unser Sohn, Anne, oder nicht?"

Sie setzte die Arme in die Hüften, ein überlegenes Lächeln, das wie eine Verklärung aus dem Innern brach, in den Augen.

Und sie begann zu reden, langsam und bedächtig, und hub also an: „Wenn ihn der Herr liebe Gott uns nimmt, Hermann — —"

„Willst du das Maul halten", unterbrach er sie tödlich erschrocken.

Aber sie fuhr ruhig, fast andächtig fort: „Wenn ihn der Herr liebe Gott sterben läßt, ist er dann unser Sohn gewesen oder nur ein aufgezogener fremder Jung?"

Und er merkte gar nicht, daß sie die Frage auf einen andern Weg gerückt und ihm die Gedanken in Unordnung gebracht hatte — er stand auf, atmete tief und voll, zog das Drillichröckchen über den schweren Leib, daß es stramm saß wie angegossen, und den faltig gewordenen Hals aus der schwarzen Binde reckend, sagte er mit heller Stimme, in der die Überzeugung wie eine Glocke klang: „Unser Sohn, Anne, unser einziger Sohn!"

„So laß ihm seinen Weg," sagte Anne, und sie standen still beisammen und fühlten etwas wie Scheu und Angst vor der Zukunft, aber sie zitterten vor Liebe und Sorge um den angenommenen Sohn.

Der wuchs ins wilde Knabenalter hinein und blieb doch ein einsames Menschenkind. Und der Wachtmeister selbst war oft sein einziger Kamerad, ließ sich so lange zureden, bis er sich entschloß, dem Jungen den Gefallen zu tun und mit ihm weite Spaziergänge zu machen, wenn seine Zeit es erlaubte.

Wills größtes Vergnügen aber war's, in der offenen Mosel zu baden. Anfangs ging der Wachtmeister mit und überwachte den Sohn, der in den flachen Wellen am rechten Ufer badete, wo keine Gefahr war. Die tiefe Strömung lief am linken Ufer. Die Stelle war eine halbe Stunde stromauf zwischen Koblenz und Moselweiß, wo die Felder sich dehnten, die Nußbäume schatteten und der Fluß glitzernd durchs grüne ruhende Land strich. Als Roßhaupt sah, daß Will schwimmen konnte, und der Junge ihm die Hand darauf gab, daß er sich nie über das stille Wasser hinaus in die wilde Strömung wagen werde, erlaubte er ihm auch, allein zu gehen. Denn das Gehen wurde dem schweren Mann sauer in der Sommerglut. Anne durfte es freilich nicht wissen, der Wachtmeister aber baute auf den Sohn.

Wieder war Will in den späten goldenen Sommertag hinausgelaufen. Die Mosel war umtönt von Grillensang und lief wie grünfunkelnder Wein über die weißen Kiesel. Kein Mensch auf den Feldern, drüben am andern Ufer schlich ein Eisenbahnzug. Über den Ziegeleien flußabwärts stand eine schöne, goldgelbe Rauchwolke. Will glitt ins Wasser.

Das war tausendmal schöner als in der Badeanstalt. Zwischen den Steinen, auf der flachen Kiesbank ruhte er aus. Da sah er plötzlich drüben im tiefen Wasser quirlende Bewegung, dann kam's wie ein Ruf herüber, hob es sich einen Augenblick wie ein Mensch aus dem dunkler, rascher ziehenden Fluß und schoß dicht heran, ein Mensch, ein Mädchen, im weißen Badehemd, aber nicht mehr frei schwimmend, sondern von der Strömung fortgerissen und nur mühsam noch sich über Wasser haltend.

Im ersten Augenblick kam es Will gar nicht zum Bewußtsein, daß Gefahr im Verzug war. Ganz benommen von der Seltsamkeit des Abenteuers, dem Anblick des plötzlich in der freien Mosel auftauchenden Mädchens, das, vom andern Ufer abgetrieben, mit der Strömung herabkam und nun dicht an der Kiesbank entlang, von quirlenden Wellen immer wieder gedreht und ins Bodenlose gerissen wurde, starrte er regungslos der weißen Gestalt entgegen. Da hob sie sich noch einmal, und ihr Arm schimmerte blank in der Sonne, als sie vor der neuen Drehung einen kurzen abgebrochenen Hilferuf zu ihm herübersandte.

Aber schon war sie an ihm vorbei. Da schnellt er auf und rennt auf der Kiesbank stromab, holt sie ein, sieht sie mit letzter Anstrengung ein paar kräftige Züge tun, wirft sich lang hin, greift und fischt ihr Hemd, als sie vorbeistreicht, und hält sie fest. Und nun hilft die vorher so gefährliche Strömung und preßt die Schwimmerin an den aufsteigenden Kiesgrund, daß sie sich mit Wills Hilfe ins seichte Wasser schieben kann. Sie

liegt eine Weile regungslos. Ihre Brust keucht, das nasse, gezöpfte Haar ringelt sich um ein bläulich weißes junges Gesicht, in dem ein Paar dunkle Augen langsam wieder Blick und Glanz gewinnen. Es ist ein kräftiges Geschöpf, und als die Farbe wieder in ihre Backen tritt, wird es Will seltsam zumut. Er weiß nicht recht, was geschehen soll.

Da sagt sie: „Ich dank dir, Jung, ich hab mir das Knie zerschlagen an so einem tückischen Stein, da hat's mich mitgerissen." Und dann, als er immer noch stumm bleibt, fährt sie fort: „Ich bin Bahnwärters Zenz. Und wer bist denn du?"

Er stottert seinen Namen.

Jetzt hat sie das Übergewicht über ihn und schickt ihn fort, hinter den nächsten Weidenbusch. Er gehorcht wie ein Lamm. Sie duckt sich immer noch ins flache Wasser. Er sieht nur ihren Kopf mit dem rotblonden Haar, das, dunkel von Nässe, um ihre Stirn liegt. Sie badet immer in der Mosel, sie schwimmt wie ein Fisch, aber der tückische Stein! Wenn das der Vater wüßte oder der Hannes!

Abgebrochen ruft sie es ihm zu: „Bleib, wo du bist, aber sag mir, wie ich wieder hinüberkomm. Das Knie ist heiß und schon dick aufgelaufen!"

Will will Hilfe holen gehen, aber sie wehrt ab.

„Nä, auf der Tragbahr nach Moselweis und dann nach Haus, da schäm ich mich tot!" ruft sie und sieht die Sonne sinken und den roten Abendschein über der Kartause hervorquellen. Das Knie wiegt wie Blei. Wills Augen haften mit einem sehnsüchtigen Ausdruck an ihr. Sie hat sich aufgerichtet, und der rote Schein fließt um sie her. Er möchte ihr so gern seine Kraft und Männlichkeit beweisen. So gern!

„Ich schwimm mit dir hinüber," ruft er mit rauher Stimme.

Da lachte sie herzlich und maß den schlanken Knaben mit einem mütterlich zärtlichen Blick.

„Daß du darin bleibst! Nä, Jung, das tun wir deiner Mutter nicht an. Du kennst die Mosel nicht!"

Er wurde rot vor Scham und wünschte sich Riesenkräfte.

Die Sonne rundete sich zu einem Purpurball. Rosiger Wolkenflaum stieg aus dem Bergland der Eifel. Farbe und Glut war alles, und im Gesicht der Kreszenz sammelten sich weiche, goldgetönte Schatten.

Endlich beschloß sie, das Knie einzubinden und vom Fleck aus ans andere Ufer zurückzuschwimmen. Will gab sein Taschentuch und einen Hosenträger, und Zenz fertigte einen Verband.

Unterdessen lief Will zu seinen Kleidern und fuhr in die Schuhe. Als er sich umwandte, ließ sie sich gerade ins Wasser gleiten.

„Adjüs, Jung, und halt mir den Daumen!"

Dann rannte er in wilden Sprüngen zu ihr hin.

„Ich laß dich nicht, bleib, bis ich Hilfe hol!"

Sie lag langgestreckt und hielt sich noch an den Steinen. Ihr Hemd flutete um sie her, die schweren Zöpfe lagen wie Schlangen zwischen den Kieseln. Und plötzlich hob sie einen Arm und zog ihn zu sich herab, daß er vornüber brach, und sie sagte mit weicher Stimme: „Da hast du noch einen Kuß, lieber Jung."

Und Kopf und Brust aufreckend, daß sie vom Wasser überströmt wie ein Nix ins rote Abendgold tauchte, küßte sie ihn mit ihren kühlen, vollen Lippen auf den zuckenden Mund.

(Fortsetzung folgt.)

An Schwedens Schutz- und Trutzgrenze.

Von Felix Baumann. — Hierzu 11 Aufnahmen.

Die Uhr zeigte bereits nach Mitternacht, als meine Blicke aus dem Fenster des Hotelzimmers in Karungi über die jenseit des Torneelf liegende finnische Küste schweiften. Aber trotz der späten Stunde gestattete mir die helle nordische Sommernacht, deren lebhaftes Farbenspiel einen Unterschied zwischen Abend- und Morgenröte nicht mehr erkennen ließ, einen guten Blick auf das einstige schwedische Gebiet. Tiefer Friede schien über diesem nördlichen Strich des Reußenreiches zu ruhen, und man hätte sich weit entrückt der Kriegswirren glauben können, wenn man nicht durch die militärische Grenzbereitschaft des „Gambla Sverige" an den Ernst der Zeit gemahnt worden wäre.

Noch vor wenigen Jahren breiteten Friede und Sorglosigkeit ihre Fittiche über das schwedische Nordland; als jedoch die Russen immer auffälliger nach einem eisfreien Hafen an der norwegischen Küste zu schielen begannen, zog man auch in Schweden andere Saiten auf. Der kleine, in einem Talkessel gelegene Ort Boden wurde aus seiner idyllischen und romantischen Ruhe erweckt und wegen seiner wichtigen strategischen Bedeutung in einen befestigten Waffenplatz ersten Ranges umgewandelt. Äußerlich macht das Städtchen heute noch einen sehr friedlichen Eindruck, aber die umliegenden Höhen dürften sich eintretenden Falles als ein zweites „Tirol" erweisen. Die durch Absprengungen hervorgerufenen sturmfreien Abstürze sind ganz dazu angetan, sich an ihnen die Köpfe einzurennen. Bodens Bedeutung liegt schon in der Bezeichnung: Norrlands läs! Denn der Ort ist der Schlüssel zur schwedischen Eingangspforte. Kreuzen sich doch hier die Bahnen nach Stockholm, der Reichsgrenze (Narvik), Karungi (bzw. Haparanda) und der von Gustav Adolf gegründeten, an der Mündung des 440 Kilometer langen und ein Stromgebiet von 27,000 Quadratmeter beherrschenden Luleaelf gelegenen Hafenstadt Lulea.

Wenn man bedenkt, daß das schwedische Norrland über 250,000 Quadratkilometer umfaßt, also größer ist als das gesamte übrige Schweden, aber nur 950,000 Einwohner zählt, so kann man schon einen Schluß auf die Naturbeschaffenheit des Landes ziehen. Die nördliche Grenze ist hügelig und gebirgig, der südliche Teil besteht dagegen aus einer Unzahl von Flußtälern, endlosen Wäldern und Sümpfen. Die Fahrten durch die nördliche schwedische Wildnis rufen Erinnerungen an die Lederstrumpferzählungen wach, ein romantisch geheimnisvoller Reiz geht von den dichten, mit Birken durchsetzten Fichten- und Kiefernwaldungen aus, ein

Reiz, der zurzeit durch die in den Wäldern befindlichen Militärlager und durch starke Bewachungen der über die reißenden Ströme führenden Brücken noch erhöht wird.

Die unermeßlichen Waldungen und die überall sichtbare Flößerei sind ein beredtes Zeichen dafür, daß Schwedens Holz Schwedens Gold ist. Und der zweite Trumpf des schwedischen Norrlandes heißt: Erz!

Man muß an



Vor dem Zollamt in Haparanda.

den Hafenkais in Lulea oder im norwegischen Narvik geweilt, muß die Eisenbergwerke bei der läppischen Hauptstadt Gellivare sowie in Kiruna gesehen und die hin und her eilenden Erzzüge durch Lappland beobachtet haben, um den Ausspruch des Stifters des Gotischen Dichterbundes, Erich Gustaf Geijer, zu würdigen: „Dem größten Teile Schwedens hat das Erz den Weg zur Kultur gebahnt."

Diese Kultur hat die Flußgrenze im höchsten Norden Schwedens erst im beschränkten Maße erreicht. Unmittelbar an der dortigen Schutz- und Trutzgrenze, also am Ufer des Torneelf,



Herr Unander, Vertreter der deutschen Interessen in Haparanda.



Reichsgrenze zwischen Schweden und Finnland.

kann nur das allerdings schon hundert Jahre alte Städtchen Haparanda, das durch den Austausch der deutschen und österreichischen sowie russischen Kriegsinvaliden eine aktuelle Bedeutung für uns erfahren hat, als vollwertig gelten. Dem beim Ausbruch des Krieges so oft genann-



Grenzsperre in Haparanda.



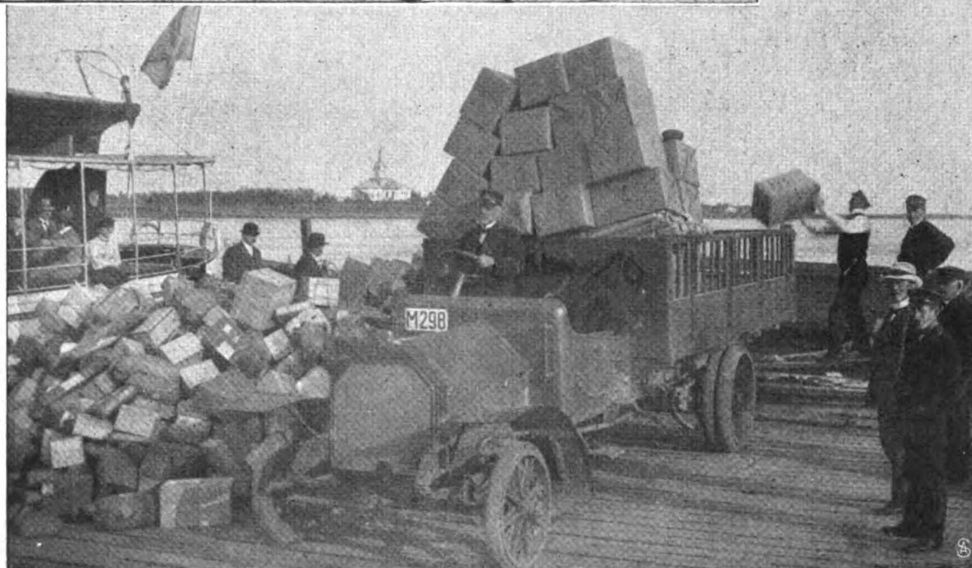
Blick auf Haparanda.



Ankunft von Flüchtlingen.

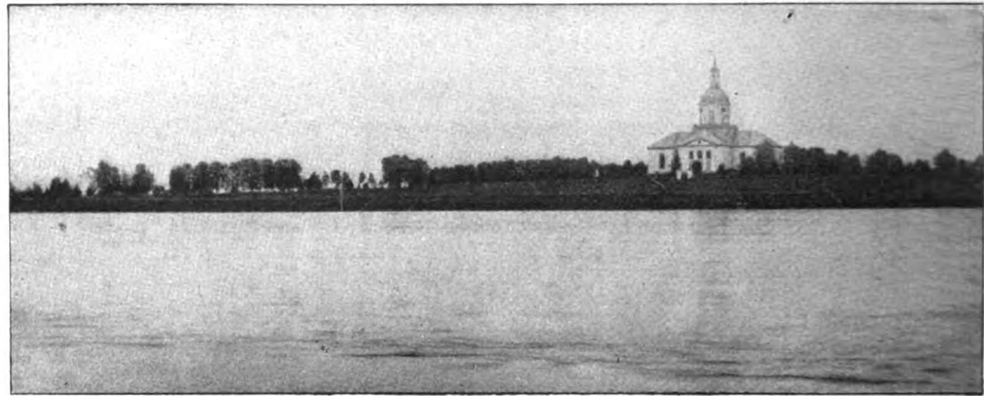
vieler amerikanischer „boomtowns" geteilt und ist, wenn auch nicht in Vergessenheit, so doch in Bedeutungslosigkeit geraten. Die Bauten sind rohe Bretterhäuser ohne jede Bequemlichkeit oder hygienische Vorrichtungen geblieben, auch die

ten Ort Karungi war nur ein kurzer Glückstraum beschieden. Der mit amerikanischer Schnelligkeit sozusagen über Nacht erstandene Flecken, den man sogar „das schwedische Klondike" taufte, und dem eine Haparanda gänzlich überflügelnde Zukunft prophezeit wurde, ist nicht über seine Jungfräulichkeit hinausgekommen. Er hat das Schicksal so



Verladung der russischen Post in Haparanda.

„Hotels", obwohl sie eine erträgliche Unterkunft bieten, haben das Anfangstadium einer Karawanserei des wilden Westens nicht überschritten. Von der Vielseitigkeit eines „Mädchen-für-alles-Ladens" legte eine anpreisende Reklametafel mit der Inschrift: „Heu und Heringe" ab. Das zu Wasser gewordene Projekt der Russen, das finnische Karungi mit dem schwedischen durch einen engen Bahnschluß zu verbinden, hat dem diesseit des Torneelf gelegenen Karungi den Lebensodem genommen. Nur als Knotenpunkt der Bahn Haparanda—Bogen und Övertornea—Boden kommt Karungi noch in Betracht.



Die russische Kirche in Tornea.

Bis zur Eröffnung der Bahn nach Haparanda war die als meteorologische Wetterstation bekannte Stadt auf den Schiffs- und Wagen- oder Schlittenverkehr angewiesen. Die Bahn hat jedoch für den Ort einen ungeahnten Aufschwung im Gefolge gehabt. Der gesamte Personen-, Post- und Warenverkehr spielt sich heute über Haparanda ab, das in Friedenzeiten gegen 1400 Einwohner zählt, die sich jedoch infolge des Kriegsbetriebes um 1000 ständige „Kriegsgäste" vermehrt haben. Auch Haparanda macht einen vollkommen amerikanischen Eindruck; ungepflasterte Straßen und mit Ausnahme des „Stadthotels", das zugleich als Rathaus und Gerichtsgebäude dient, und des mit einem Bretterzaun umgebenen Gefängnisses nur Holzbauten. Nach der meteorologischen Wetterstation suchte ich vergeblich, bis mir mitgeteilt wurde, daß die Wetterberichterstattung ihren Sitz — im Post- und Telegraphengebäude habe.



Grenzstation Russisch-Karungi.

Die Kriegsvermehrung der Einwohnerschaft macht sich auch im Gewerbe bemerkbar. So ist eine Anzahl „Cafés" entstanden, die allerdings nur aus schnell zusammengezimmerten Bretterhäusern bestehen und hoch und niedrig in sich vereinen.

Eine lange Holzbrücke verbindet Haparanda mit der finnischen Grenzstation Tornea. Diese von beiden Seiten scharf bewachte Brücke vermittelt jedoch nur



Gasthöfe in Schwedisch-Karungi.



Lulea, Endpunkt der Bahn Narvik-Lulea, am Bottnischen Meerbusen.

den Lokalverkehr zwischen den beiden Städten, der eigentliche Verkehr (Bahn, Passagiere, Post und Waren) geht mittels schwedischer und russischer Dampfboote vor sich. Paß-, Zoll- und ärztliche Inspektion werden große Aufmerksamkeit gewidmet.

Ein Spaziergang am Flußufer gibt einen Eindruck von dem äußerst lebhaften Personen- und Warenverkehr von hüben und drüben, bietet auch einen Blick auf Tornea mit seiner alten Kirche und der mehrkuppligen griechischen Kapelle und weiht in die intimeren Verhältnisse Haparandas ein. Da die Stadt keine Wasserleitung besitzt, so muß sie ihren Wasserbedarf aus dem Nebenarm des 420 Kilometer langen Torneaflusses beziehen, der in dem riesigen Gebirgssee Torneträsk seinen Ursprung hat. Kleine, an unsere Sprengwagen erinnernde, mit einem munteren Pferdchen bespannte zweirädrige Wägelchen fahren in den Fluß hinein, der Kutscher ergreift eine mächtige Schöpfkelle, füllt seine Tonne auf und strebt dann den heimatlichen Penaten zu.

Die lange Dunkelheit der nordischen Wintermonate übt auch auf Haparanda ihre Wirkung aus; denn auch dort herrscht im Winter nur von 11 Uhr vormittags bis gegen 3 Uhr nachmittags Tageshelle.

Gewährt der Nebenfluß des Torneelf bei Haparanda einen harmlosen Anblick, so entpuppt sich der sehr lachsreiche Torneelf selbst an einzelnen Stellen als ein bösartiger Geselle. Bei dem in der Nähe Haparandas gelegenen Dorf Kukkola erreichen die Stromschnellen, wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann, eine so reißende Schnelligkeit, daß die Flößerei nur mit Lebensgefahr verbunden ist. In dem Augenblick, in dem sich die Flöße in dem von zahlreichen Felsblöcken durchsetzten Strom quer legen, sind die Flößer gewöhnlich verloren. Wohl nur die gute Bezahlung, 200 Kronen für eine 20 Kilometer lange Strecke, reizt zu dieser lebensgefährlichen Beschäftigung.

Zwischen Kukkola und Haparanda, dessen finnische Bedeutung (Haapa—ranta) als „Espenstrand" ausgelegt wird, erhebt sich ein steinerner Obelisk als Grenzstein der Stelle, wo Schweden und Finnland durch eine Landenge verbunden sind.

Die schon erwähnte Hauptstadt der Provinz Norrbotten ist von dem 11 Kilometer entfernten Hafenplatz Haparandas, Salmis, auch mittels Dampfer zu erreichen, Lulea, das beim Ausbruch des Krieges vielen Flüchtlingen aus Rußland eine erste Zufluchtstätte auf neutralem, gastlichem Boden bot, legt ein beredtes Zeugnis von dem Aufschwung einer Stadt ab. Einst ein unbedeutender kleiner Ort, hat sich das 10,000 Einwohner zählende Lulea zu einer wichtigen Hafenstadt emporgeschwungen. Als Endpunkt der Lapplandbahn und daher Stapelplatz ungeheurer Erzmassen kommt der hübsch gelegenen Stadt eine wichtige Bedeutung zu. Die Verladung der Erzmengen mittels des großen hydraulischen Hebewerkes, der sogenannten „Malmlastningskranen", was direkt in die Bahnwagen und Schiffe geschieht, ist höchst sehenswert und lehrreich.

Lulea gehört zu den Küstenstädten Norrlands, deren Leben und Treiben so trefflich von Ludwig Nordström geschildert worden ist. Die im Hafen liegenden typischen Nordlandsboote harmonieren mit der Eigenart des sich im nördlichen Schweden bietenden Gesamtbildes.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

16. Fortsetzung.

Es war der Triumph der Oldenburger, auch Dampfschiffe zu haben; und sicherlich war die Kunst viel größer, auf der Hunte die Dampfschiffahrt zu unterhalten als auf der Weser. Denn die Hunte glich oft mehr einem Graben als einem Fluß, schlängelte sich in vielen Windungen durch Moor und Marsch und Wiesen bis zur Weser, und auf jeder Fahrt blieb das Schiff mehrere Male stecken und mußte gezogen werden. Dann stiegen die Passagiere aus, erklommen die Deiche, spannten sich an lange Stricke und zogen ihr Schiff so weit, bis es wieder in tieferes Fahrwasser kam. An der Weser wurden sie dann von einem Weserboot erwartet, das sie weiter bis nach Brake brachte.

So kam auch der Großherzog. Mit Flaggen und Wimpeln war sein Schiff überreich geschmückt. Die Damen scherzten mit den Kavalieren, die Landbevölke-

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

rung stand auf den Deichen und schrie Hurra oder stierte die fremdartige Gesellschaft an, junge Burschen schossen Gewehre in die Luft ab vor Vergnügen, und Kinder wehten mit Tüchern. Brake aber war überfüllt von Fremden; überall liefen junge Mädchen in weißen Kleidern herum, von den Verwaltungshäusern grüßte das oldenburgische Kreuz, und der Amtmann Strakerjan lief mit seinem Regenschirm und der Flachsperücke aufgeregt durch die Straßen, regte an, wenn die Leute nicht begeistert genug waren, drohte einer Herde Jungen, die ein schönes Spalier verdarben, blieb einen Augenblick bei dem Gesangverein und wischte sich mit dem roten Taschentuch immer wieder den Schweiß von der Stirn. Er liebte gewiß seinen Landesfürsten von ganzem Herzen. Aber für große Empfänge war er nicht.

Aber eine außerordentliche Hochachtung empfand er für Brommy, der die Herrschaften am Hafen empfing. Die Königin Amalie behandelte ihn wie einen alten Bekannten; die Kavaliere und Damen lachten und scherzten mit ihm in einer Sprache, die kein Mensch verstand; er tauschte Händedrücke aus und schien der Liebling dieser illustren Gesellschaft zu sein! Der Großherzog rief ihn immer wieder an seine Seite und sah durch sein goldenes Lorgnon immer wieder auf die Schiffe. Man sah die Freude auf seinem Gesicht, man fühlte seine Bewunderung für den Mann, dessen eiserne Energie ein Wunder geschaffen, für den Mann, der die deutsche Marine faktisch gegründet.

Mit Flaggentuch ausgeschlagen lagen die Schiffsboote bereit, die die Gesellschaft aufnehmen sollten. Brommy selbst übernahm die Führung des Bootes, in dem die Königin und die königlichen Hoheiten Platz nahmen. Dann fielen die Ruder ein, ein Signal ertönte — die Bootsmannspfeifen gellten auf dem „Barbarossa", und an Wanten und Tauen klommen die Matrosen wie Katzen hinauf, standen Mann an Mann auf den Rahen — Menschenpyramiden glichen die Masten vom Mars an aufwärts. In den höchsten Spitzen standen die Schiffsjungen — —

„Es ist herrlich!" sagte der Großherzog.

Und die Königin erinnerte Brommy lächelnd an die Zeit im Piräus, an ihre Tanzfeste und geselligen Abende in Athen, an so manchen Freund, der ein Opfer der Revolution geworden, an so manche Hoffnung, die zu Grabe getragen war. Und Brommys dunkle Augen strahlten vor Freude, daß er nicht vergessen war. Und sein gebräuntes, kühnes Gesicht drückte Stolz und Freude über das Werk aus, das er für sein Vaterland schuf.

Die Boote legten an — und die Trommeln wirbelten, die Matrosen auf den Rahen schwenkten die Hüte, grüßten mit dreimaligem lautem Hurra die hohen Gäste — —

„Wunderbar", sagte der Großherzog.

Und dann wurden die Schiffe besichtigt.

Es war erstaunlich, was Brommy geleistet! Es war erstaunlich, wie es ihm gelungen war, in lächerlich kurzer Zeit aus Mannschaften, die widerwillig auf die Schiffe gekommen, die angeworben und teilweise aus der niedrigsten Hefe bestanden, eine Gemeinschaft zu bilden, der man die Freude ansah, der deutschen Marine anzugehören. Er kümmerte sich nicht in seiner Schaffensfreude um die Wolken, die immer drohender am politischen Himmel aufstiegen. Wohl hatte es ihn mit tiefem Schmerz erfüllt, als der wärmste Freund der deutschen Marine, Senator Duckwitz, mit dem Ministerium Gagern am 9. Mai demissionierte. Aber sein Nachfolger, der General von Jochums, hatte versichert, daß er die junge Schöpfung fördern wollte, soviel in seinen Kräften stand. In den Tiroler Bergen hatte ihn die Nachricht erreicht, daß ihm mit der Leitung des Auswärtigen Amtes auch zugleich die Marine übergeben war. Es war Duckwitzens unermüdlichem Drängen, seinem zähen Willen, seiner Überzeugung von der unendlichen Wichtigkeit einer Reichsflotte zu danken, daß Brommy das Wunder auf der Weser hatte schaffen können. Aber man wußte ja auch von Jochums, daß er ein persönlicher Freund des Prinzen Adalbert und treuer Kamerad Brommys war — sollte da die Marine nicht gedeihen?

Nein, keinen Augenblick verließ den tapfern Mann die Überzeugung, daß mit Gottes Hilfe das angefangene Werk fortschritt. In Frankfurt zerbrach man sich die Köpfe über Möglichkeiten, Geld zu schaffen. 40,000 Taler brauchte die Flotte monatlich, nur um erhalten zu bleiben! Woher sollte man sie nehmen. Matthy wollte Marinepapiere anfertigen lassen, um sie als Papiergeld auszugeben; andere wollten eine Lotterie; die meisten hofften noch immer auf die Regierungen — und alle, alle drangen auf äußerste Sparsamkeit! Es kümmerte Brommy nicht! Mit leidenschaftlichem Eifer arbeitete er an dem Werk, zu dem man ihn berufen. Zu leidenschaftlichem Eifer riß er die andern mit. Es war fast komisch, wenn er mit dem bedächtigen Stürkens die von England eintreffenden oder an England weiterzugebenden Posten durchsah. Unter keinen Umständen hätte sich der Hamburger aus seiner Ruhe bringen lassen. Mit äußerster Bedachtsamkeit, mit kaufmännischer Genauigkeit schrieb und rechnete er, während Brommy ungeduldig auf und ab lief, dreimal den Hut auf und wieder absetzte, zehn Befehle gab und die Ordonnanzen jagte, daß sie aufeinander prallten. „Ist's nun gut?" fragte Brommy. „Nein," sagte Stürkens ruhig, „ich muß noch um Ihre Unterschrift bitten — —" Dann fluchte Brommy, unterschrieb — und war eine halbe Minute später auf der Brücke, um ein fürchterliches Donnerwetter über irgendeinen Leutnant heruntergehen zu lassen, der die Kommandos, nach denen die Matrosen die Riemen zu brauchen hatten, schlapp und blasiert ausrief — —

„Es ist wunderbar — —" sagte der Großherzog, der sich von dem lebhaften Mann die Einrichtungen des Schiffes zeigen ließ, sich wunderte, wie die Matrosen allen Befehlen mit einer Genauigkeit und Schnelligkeit nachkamen, wie er es nie vorher gesehen. Er sah Rudermanöver und Exerzitien an den Segeln, wobei die Damen oft laut aufschrien vor Schrecken und die Kavaliere fast verwirrt wurden.

„Es ist ausgezeichnet!" sagte der Großherzog, nachdem sämtliche Schiffe besichtigt waren. In der Kommandeurkajüte des „Barbarossa" wurden Erfrischungen gereicht, er aber sah mit lebhaftem Interesse den Plan für das gewünschte Dock für den „Erzherzog Johann" ein, den Brommy ihm vorlegte, während der Geheimrat Erdmann, dieser warme Fürsprecher der Kriegsmarine beim Großherzog, ihm die Bedingungen mitteilte, zu denen man in Frankfurt bereit war. Denn von dringendster Notwendigkeit war das Trockendock, um endlich das schöne Schiff wenigstens untersuchen zu können!

Die Königin lachte und scherzte mit ihren Damen und den Kavalieren des Hofes; zog in liebenswürdiger

Weise die Kommandanten Tack und Reichert ins Gespräch, wendete sich an Matrosen, um von ihnen zu hören, wie ihnen der Dienst gefiel, stieg auf die Brücke und sah voll Freude über den stolzen Strom zu der reich beflaggten Stadt hin — aber der Großherzog beugte sich über den Plan für das Dock: es sollte eine tiefe Ausschachtung gemacht werden, die mit einem Holzboden versehen war und den Eingang von der Weser hatte. Die Fregatte sollte hineingebracht und das Dock mittels Zufüllung des Eingangskanals durch einen Erddeich wieder geschlossen werden. Oldenburg sollte nach Vorschlägen des Reichsministeriums das Land hergeben, das Werk ausführen und die Kosten übernehmen, dafür sollte das Schiff nebst allem Zubehör für die wegen Anlage des Docks von Oldenburg zu leistenden Auslagen haften und der großherzoglichen Regierung das Recht zustehen, falls innerhalb zweier Jahre besagtes Dock unter Erstattung der Auslagen reichsseitig nicht übernommen sein werde, durch beliebige Verwendung der Fregatte ihre Auslage zu ersetzen. Die Auslagen betrugen 22,059 Taler. Das Schiff war für 50,000 Sterling gekauft.

„Wir wollen darüber demnächst beschließen", sagte der Großherzog, der die Vorteile, die eine derartige Anlage für Oldenburg mit sich brachte, ohne weiteres einsah. Und immer wieder versicherte er Brommy seine außerordentliche Befriedigung und versprach immer wieder, daß die Flotte an ihm einen Freund und Förderer haben sollte, jetzt und alle Zeit!

Zwei Stunden blieben die hohen Gäste bei den Schiffen. Dann kehrten sie ans Land zurück und begaben sich zu Groß, um das Mittagsmahl einzunehmen, zu dem der Großherzog geladen. Die Hilfsoffiziere und Leutnants zweiter Klasse gingen zu Wilckens und waren wenig erbaut, den Pastor von Hammelwarden dort zu finden. Denn es war ja möglich, daß der Pastor eine geistliche Rede hielt. Aber der Pastor dachte gar nicht daran. Auch dem hatte das Herz gelacht, als er heute gesehen, was auf der Weser vor sich gegangen, und als er einen leeren Platz neben einem langen, hageren Deckoffizier sah, setzte er sich, ohne weiter zu fragen, ob es angenehm war.

Leider war es Kapitän Claasen gar nicht angenehm. Ihm ging eine Gänsehaut über den Rücken. Es verschlug ihm den Atem. Es nahm ihm die Gedanken. Er fühlte sich beengt und unfrei. Er wußte, daß er nicht fluchen durfte — und er erstickte fast an dem Fluch, den er verschweigen sollte. Er wußte, daß er jetzt ein gottgefälliges Wesen zur Schau tragen mußte, und es sah geradezu schrecklich aus, wie er dazu sein Gesicht verzerrte. Er wußte auch, daß die Pastoren den Grog und alten Portwein nicht lieben, und er hatte in seinem Leben nicht so großes Verlangen danach getragen. Er hatte so großen Respekt vor dem ernsten Mann im schwarzen Rock, daß er ordentlich die Beine einzog und sich duckte. Er schielte sehnsüchtig auf das untere Ende der Tafel, hatte eine richtige Angst, daß der Mann ein Gespräch mit ihm anfangen könne, und kratzte sich mit zunehmender Leidenschaftlichkeit

Aber der Pastor war ein viel zu guter Patriot, um seines Landesherrn Wohl in Wasser zu trinken. Er füllte sein Glas mit Rotwein, brachte stehend den Trinkspruch aus und stieß mit Kapitän Claasen an: „Unser allergnädigster Herr, Herr Kapitän", sagte er

Kapitän Claasen machte einen Kratzfuß, der ihm die Bewunderung der ganzen Gesellschaft eintrug; er legte seine Hand mit schwungvoller Bewegung aufs Herz, schöpfte tief Atem und sagte — „Halleluja, Herr Pastor!" —

Spät am Abend, als die hohen Gäste längst wieder die Heimfahrt angetreten, ging Peter Stürkens in Großens Garten, wie er das jeden Abend tat, um einen Blick auf Ediths Fenster zu werfen. Manchmal sah er einen Schatten, der ihm wie ein lieber Gruß war. Manchmal war es noch erleuchtet, und er konnte zu ihm aufsehen wie der Wanderer zu dem Abendstern. Manchmal stand Edith am Fenster und sah auf den dunklen Strom, auf dessen bewegten Wassern der Sterne Licht zitterte. Unbeweglich stand sie dann, das Köpfchen an das Fensterkreuz gelehnt, die Hände gefaltet — — aber heute war es ganz dunkel. Sie schlief sicherlich noch nicht; denn die im Festsaal versammelten Gäste ließen ihrer Begeisterung gar zu freien Lauf. Es war still, wenn Kapitän Brommy sprach, aber die Lachsalven, die seinen Worten folgten, hätten Tote erwecken können. Aus dem Tanzsaal jauchzten die Geigen, brummte der Baß, und bei ihren Weisen drehten die jungen Marineoffiziere Brakes reizende Töchter. Wurde aber Damenwahl kommandiert, dann holte sicher das reizende Fräulein Groß den tanzfrohen Kapitän, und es war eine Freude, zu sehen, wie dieser Seemann die schwierigsten Schritte, die elegantesten Bewegungen ausführte, als wäre der Tanz sein Lebenselement. Fräulein Groß gestand ehrlich, daß sie nie vorher einen so prächtigen Tänzer gehabt habe.

Nein, es war unmöglich, daß Edith schlief, wenn das Haus von Freude und Lachen widerhallte.

Sie schlief auch nicht, lag seit Stunden mit weitgeöffneten Augen und sah in die Nacht. Einigemal kam Babette mit einem Öllämpchen. Leuchtete ihr ins Gesicht, schüttelte bedenklich den Kopf und sah ratlos auf die Bewegungslose. Sie trug eine ungeheure Nachthaube, einen dicken Faltenrock und eine geblümte Nachtjacke, und sicher wäre Edith in lustiges Lachen ausgebrochen, hätte sie sie nur ein einziges Mal angesehen. Aber sie sah sie nicht an. Sie starrte ins Leere.

„Nun ist es gerade zwölf Uhr, Frau Baronin!" sagte Babette.

Keine Antwort.

„Nun tut es Ihnen gewiß leid, daß Sie die Einladung zum Ball nicht annahmen."

Keine Antwort.

„Denn das ist immer so. Zuerst denkt man, es ist nicht der Mühe wert. Aber wenn sie alle tanzen, ärgert man sich, daß man vergessen ist."

Keine Antwort.

„Aber so brauchen Sie es sich nicht zu Herzen zu nehmen, Frau Baronin. Herr Stürkens hat es Ihnen auch nicht übelgenommen. Er hat auch nur mitgegessen, und ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie der Großherzog ihm die Hand geschüttelt hat. Und das muß doch wahr sein, Frau Baronin, gut ausgesehen hat unser Herr Stürkens in seinem schwarzen Rock unter all dem bunten Volk. Was haben sie all für Zeug angehabt! Wie auf dem Hamburger Dom, Frau Baronin! Igittigitt, wenn ich denke, ich sollte so rumhüpfen! Ganz kurios war's, Frau Baronin. Und wie haben sie gesnackt — — Und es ist gut, daß sie gesehen haben, wie ein Hamburger aussieht. Und die Königin Amalie hat auch mit ihm gesprochen. Sie wollte natürlich wissen, wie das mit dem ‚Erzherzog Johann' bei Terschelling war. Mamsell Luise sagt, nu wird er einen

Orden kriegen. Aber ich sage: Hamburger brauchen keinen Orden. Die tun auch ohne Orden ihre Schuldigkeit. Und die Stürkens, habe ich gesagt, haben im Senat gesessen. Und einer hängt im Rathaus und einer in der Börse, habe ich gesagt. Das ist was Besonderes, ein Hamburger zu sein — —"

Höri sie's? Bewegungslos liegt sie — starrt vor sich ins Leere. Nur die Lider zucken manchmal —

„Sie ärgern sich gewiß, daß Sie vor Spektakel nicht schlafen können —" Babette wenigstens ärgerte sich ganz außerordentlich. „Aber Sie lieben doch sonst den Spektakel, und ich sage, so ein Walzer ist noch immer angenehmer als die Trommeln und Pfeifen von den Soldaten. Schuster Bruhns sagt, er kann das gar nicht verstehen, daß eine Baronin so viel Vergnügen an dem Spektakel hat, und Sie hätten seinen Lehrling nur damit angesteckt, und der Lehrling, der dumme Bengel, hat ja gesagt, und Schuster Bruhns hat gesagt, er wird ihm die Knochen im Leibe kaputt schlagen, wenn er noch mal zum Flaggenpfahl läuft, und es wäre schon Lärm genug mit all den fremden Arbeitern hier und mit den Herren Offizieren, wie sie mit den Säbeln klappern und die Schulkinder hinterherlaufen — — und nun will ich wieder gehen, Frau Baronin, denn das ist mir kalt an den Beinen, und Sie sehen auch aus, als wenn Sie nun schlafen wollten — —"

Aber Edith schlief nicht. Die lange, lange Nacht lag sie mit den schreckhaft geöffneten Augen wie in einem Starrkrampf. Die Stimmen und die Geigen erreichten ihr Ohr nicht; und es war nichts mehr, was sie in dieser Nacht mit der Außenwelt verband als das Rauschen des Weserstromes. Denn auf einmal wußte sie, warum es sie ruhelos vorwärts getrieben; sie wußte, was die Stimmen zu bedeuten hatten, die sie hörte. Und sie wußte, daß ihr Geschick sich nun vollendete.

Denn heute hatte sie Dietz gesehen.

Als sie an Stürkens' Arm strahlend vor Freude und Erregung das Treiben am Kai beobachtet, hatte sie ihn gesehen. Und in demselben Augenblick, da sie ihn erkannte, wandte Dietz den Kopf zu ihr — —

Sie hatte nicht gezittert und war nicht in Ohnmacht gefallen. Ein ganz, ganz klein wenig hatte sie den Kopf geneigt und hatte Stürkens gebeten, sie nach Haus zu bringen. Und während er erstaunt ihrem Wunsch nachkam, löste sich in ihr die furchtbare Spannung, die sie in all dieser Zeit empfunden. Ihre Augen waren weit geöffnet. Sie schweiften über den Strom, aber die eben noch so gesprächigen roten Lippen blieben stumm. Am Gartentor verabschiedete sie sich von ihm. Sie hob mit beiden Händen ein klein wenig die grüne Seide ihres Kleides, verbeugte sich tief, so daß die Seide wie eine grüne Woge sich um sie bauschte, sah ihn mit den schillernden Augen ernst an und ging mit kurzen Schritten in feierlicher Haltung ins Haus.

Und er hatte ihr nachgesehen, seiner Königin, und die eifersüchtige Regung seines Herzens verstummte. Nun war sie den entzückten Blicken der Hofleute entzogen.

Vom Festsaal her jauchzten und jubelten die Geigen. Aber sie drangen nicht an ihr Ohr. Sie dachte — nun ist Dietz hier. Weiter nichts.

Und draußen rauschte und schwoll der Weserstrom.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 38. Berlin, den 18. September 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 38.



Die sieben Tage der Woche.

7. September.

Oestlich und südöstlich von Grodno macht der Feind Front. In hartnäckigen Kämpfen sind unsere Truppen im Vordringen über die Abschnitte der Pyra und Kotra. Zwischen dem Njemen und Wolkowysk gewinnt die Armee des Generals v. Gallwitz an einzelnen Stellen das Ostufer des Rozana-Abschnittes.

Die Armee des Generals der Kavallerie, v. Boehm-Ermolli schlägt den Feind bei Podkamien und Radziwilow. In Ostgalizien wehrt die Armee des Generals Grafen Bothmer starke Vorstöße des Feindes ab.

8. September.

Zwischen Jeziory und Wolkowysk schreitet der Angriff vorwärts. Weiter südlich ist die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern im Vorgehen gegen die Abschnitte der Zelwianka und Rozanka. Nordöstlich von Pruzana dringen österreichisch-ungarische Truppen durch das Sumpfgebiet nach Norden vor.

Am Sereth kommt es zu erbitterten Kämpfen. Nächst der Sereth-Mündung erstürmen österreichisch-ungarische Truppen die feindliche Stellung nordwestlich von Szuparka.

Amtlich wird bekannt gegeben, daß der Großfürst Nikolaus den Oberbefehl über das Heer niedergelegt habe. Der Zar übernimmt den Oberbefehl über sämtliche russischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande. Der Zar ernennt den Großfürsten zum Oberkommandierenden der Kaukasus-Armee.

9. September.

Deutsche Marineluftschiffe greifen in der Nacht vom 8. zum 9. September den Westteil der City von London, ferner große Fabrikanlagen bei Norwich sowie die Hafenanlagen und Eisenwerke von Middleborough mit gutem Erfolge an.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ist nach dem Kaukasus abgereist.

10. September.

Die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern ist im Angriff gegen feindliche Stellungen an der oberen Zelwianka und östlich der Rozanka. Olszancka ist genommen.

Deutsche Truppen werfen die Russen aus Bucniow (am Sereth südlich von Tarnopol). Südwestlich am Bucniow und bei Tarnopol sind heftige feindliche Angriffe abgeschlagen.

In der Nacht vom 9. zum 10. September wirft eines unserer Marineluftschiffe auf den russischen Flottenstützpunkt Baltisch-Port und auf seine Eisenbahnanlagen eine Anzahl Bomben mit gutem Erfolg herab.

11. September.

Auf der Front zwischen Jeziory und Zelwa (an der Zelwianka) leisten die Russen noch hartnäckigen Widerstand; sie versuchen durch Gegenstöße starker Kräfte unseren Angriff aufzuhalten. Der Angriff auf die feindlichen Stellungen gegen die Zelwianka geht vorwärts.

Die Eisenbahnknotenpunkte Wilejka (östlich von Wilna) und Lida werden durch unsere Luftschiffe ausgiebig beworfen.

12. September.

Während der Nacht werden die Docks von London und deren Umgebung mit sichtbarem Erfolge beworfen.

Auf der Front zwischen Düna und Merecz (am Njemen) nehmen die Kämpfe an einzelnen Stellen einen größeren Umfang an.

Der Uebergang über die Zelwianka ist an einzelnen Stellen erzwungen.

Unsere Truppen sind im Angriff beiderseits der Bahn nach Pinsk.

Deutsche Verbände weisen auf dem südöstlichen Kriegschauplatz weitere Angriffe unter schweren Verlusten des Feindes ab.

13. September.

Zwischen der Straße Kupischki—Dünaburg und der Wilija, unterhalb Wilna, ist die Vorbewegung im flotten Gange. Die Bahnlinie Wilna — Dünaburg — Petersburg wird an mehreren Stellen erreicht.

Im Njemenbogen, östlich von Grodno, bleibt die Verfolgung im Fluß. An der unteren Zelwianka sind mehrere starke Gegenstöße des Feindes abgeschlagen.

Die russischen Angriffe gegen die ostgalizische Front dauern an. An der Serethmündung wurden starke feindliche Kräfte zurückgeworfen.

○ ○ ○

Ein Wort zur Höchstpreisfrage.

Von Oberbürgermeister Dr. Wilms, M. d. H.

Über die Frage der Höchstpreise sind auch heute, nachdem man ein Jahr Kriegserfahrung hat, die Meinungen in Theorie und Praxis sehr geteilt. Zwischen Gegnern und Freunden von Höchstpreisen steht eine dritte Gruppe, die nur in Verbindung mit anderen Maßnahmen (z. B. Ausfuhrverboten) die Einführung von Höchstpreisen für zweckmäßig erachtet. Die Stellungnahme der Verwaltungsbehörden — Kommunen — zu der Frage ist demgemäß ebenfalls keine gleichmäßige. Manche Kommunalverbände haben seit Beginn der Mobilmachung an Höchstpreisen für die wichtigsten Lebensmittel festgehalten bzw. die Preise den veränderten Marktpreisen der Waren entsprechend verändert, meist wohl der Kriegsteigerung entsprechend stets hinaufgesetzt, andere haben die zunächst festgesetzten Höchstpreise wieder aufgehoben, wenn die Preise den Markt zu sehr entblößten oder sonstige Gründe für die Aufhebung sprachen. Aber auch in solchen Fällen ist oftmals später wieder eine Einführung von Höchstpreisen erfolgt, weil sich herausstellte, daß beim freien Spiel der Kräfte die Ausnutzung der Konjunktur zu einer Preisbildung führte, die nicht mehr vertretbar erschien. Aus den in den letzten Tagen über die Verhandlungen in Berlin in die Presse gelangten Mitteilungen scheint hervorzugehen, daß man dort an Höchstpreise nicht herantreten, vielmehr versuchen will,

unberechtigte Preise in anderer Form zu bekämpfen. Ob mit Erfolg, bleibt abzuwarten. In Berlin ist wohl zuerst mit amtlichen Preistafeln auf Verfügung des Oberkommandierenden in den Marken vorgegangen worden, einer Einrichtung, die der Bundesrat dann allgemein für Deutschland zugelassen hat. In anderen Städten haben die Verkäufer freiwillig nichtamtliche Preistafeln ausgehängt, veranlaßt durch Beschlüsse von Innungen und anderen Organisationen. Was die ersteren, die gebundenen Preistafeln, anlangt, so macht deren Abstempelung dem Verkäufer erhebliche Schwierigkeiten; sie binden ihn auch hinsichtlich der vom Markt stark abhängigen Ware in ungünstiger Weise, wenn er nicht in der Lage ist, schnell und ohne Mühe ein neues, abgestempeltes Preisverzeichnis zu erhalten; auch dürften sich aus dem Umstande, daß die Preise einzelner Waren schneller wechseln wie andere, Unbequemlichkeiten ergeben. Bei der freiwillig gewählten Preistafel liegt die Gefahr der Überschreitung der Preise durch den Verkäufer zu nahe. Man muß mit den Verhältnissen, besonders wie sie sich im Krieg ausgebildet haben, hierbei rechnen und darf annehmen, daß die Preistafeln von den Verkäufern doch nicht immer in dem Sinn als bindend angesehen werden, daß ein Verstoß gegen sie ohne Abänderung des Aushanges unbedingt zu vermeiden sei. In einer Zeit der Knappheit des Fleisches z. B., wie wir sie jetzt haben, hat vielfach der Käufer ein so lebhaftes Interesse an dem Empfang der Ware, daß er auch über die Preise der Preistafel hinaus zahlt und selbst bei amtlich festgesetzten Höchstpreisen diese zu überschreiten geneigt sein wird. Darin liegt überhaupt eine der größten Schwierigkeiten in der Durchführung der Höchstpreisfrage, daß der Käufer die Überpreise zahlt.

Inwieweit Bestrafungen von Käufern, die die Höchstpreise überschritten haben, eingetreten sind, ist bislang nicht bekannt geworden; auch ist in den gesetzlichen Bestimmungen über die Höchstpreise nicht ganz klar zum Ausdruck gebracht, daß auch der Käufer strafbar sei, wenn er gegen die Bestimmungen über die Höchstpreise verstoße. Einzelne Kommunalverbände haben neuerdings, um dies zum Ausdruck zu bringen, in den Erlassen über die Höchstpreise die Strafbarkeit der Preisüberschreitung durch die Käufer auch ausdrücklich ausgesprochen. Die Höchstpreise für Fleisch sind von den Fleischern vielfach dadurch übertreten worden, daß an die Restaurationen zu höheren Preisen geliefert wurde und diese, von dem Wunsche getragen, ihren Besuchern die gewünschten Speisen vorsetzen zu können, auch recht hohe Überschreitungen der Preise anlegten. Die Fleischer bezeichneten die Lieferungen an die Restaurationen nicht als eine Abgabe an Konsumenten, sondern als eine Abgabe an Händler, die der Höchstpreisanordnung nicht unterliege. Auch hier haben neuere Höchstpreisverordnungen Wandel zu schaffen versucht, indem ausdrücklich die Abgabe an Gastwirtschaften, Restaurationen und Hotels unter den Höchstpreistarif gestellt wurde.

Es ist sicher schwierig, in Zeiten so hoher Viehpreise, wie wir sie gegenwärtig haben, Höchstpreise für Fleisch festzusetzen. Jedenfalls läßt sich der Gedanke, mit der Preisnormierung auch dem kleinen Manne zu helfen, bei der absoluten Höhe der Preise kaum durchführen. Man könnte den Versuch machen, die von der wohlhabenden Bevölkerung gekauften Fleischstücke von der Höchstpreisnormierung freizulassen oder mit recht hohen Höchstpreisen zu belegen, während die für den kleinen Mann in Frage kommenden Stücke zu möglichst billigen Preisen abgegeben würden. Es dürfte sich aber in der Praxis die Erscheinung zeigen, daß die kleinen Leute gerade in der Wahl der ihnen genehmen Fleischstücke ziemlich wählerisch sind, und daß ihnen eine solche Unterscheidung selbst kaum genehm sein würde. Daran wird auch der gewiß sehr beachtenswerte, von einer einflußreichen Stelle im Reich geltend gemachte Vorschlag scheitern, die minder guten Teile des Viehs durch die Kommunen zum Verkauf an die Minderbemittelten gelangen zu lassen, selbst wenn die erwähnten Teile, besonders beim Schwein, von den Fleischermeistern nicht oder nicht in gleichem Umfange wie bisher zur Wurstfabrikation verwendet würden. Höchstpreise haben bei der jetzigen Marktlage das Gute, daß sie neben dem Konsumenten auch das Interesse der Fleischer an einer Vermeidung des weiteren Steigens der Viehpreise unterstützen. Wenn der Fleischer in der Lage ist, einfach durch Steigerung seiner Preise den Viehpreisen stets folgen zu können — unbeschadet der Frage, daß ihm die Viehpreissteigerung für sein Geschäft jedenfalls an sich durchaus unerwünscht ist — so ist sein Interesse an der Steigerung geringer, als wenn die finanzielle Spannung zwischen Viehpreis und Fleischpreis durch Höchstpreise knapper wird, wie sie sonst sein würde. Die Fleischermeister werden bei knapperem Verdienst weniger geneigt sein, das zu so hohen Preisen angebotene Vieh aufzunehmen wie sonst, und mit dazu beitragen, daß mindestens eine weitere Steigerung verhindert wird, die nun doch nachgerade eine Höhe erreicht hat, die auch unter weitestgehender Berücksichtigung der gestiegenen landwirtschaftlichen Produktionskosten als enorm hoch bezeichnet werden muß. Solange die Fleischpreise, um bei diesen wiederum zu bleiben, nicht in ein bestimmtes Verhältnis zu den Viehpreisen auf den Hauptmärkten gebracht werden, darf kaum ein Erfolg erwartet werden. Daß selbstverständlich eine Vermehrung der Futtermenge für den Landwirt schneller und besser helfen würde, braucht nicht hervorgehoben zu werden; von diesen Maßnahmen soll hier im Rahmen dieser Ausführungen über Höchstpreise nicht gesprochen werden.

Auf den anderen Gebieten der Lebensmittelversorgung liegt die Sachlage vielfach ähnlich, abgesehen von solchen Waren, die einen rein örtlichen Markt haben. Die Festsetzung von Höchstpreisen für Waren, die leicht einen anderen Markt aufsuchen können, ist für die betreffenden örtlichen Märkte gleichbedeutend mit einer starken Entblößung des Marktes und Klagen der Konsumenten wegen der Unmöglichkeit einer entsprechenden Versorgung. Auch Klagen der militärischen Stellen — Lazarette — pflegen sich schnell einzustellen, wenn der heimische Markt, durch Höchstpreise ungünstig beeinflußt, entblößt wird. Die Militärverwaltung aber hilft sich schon, sie schreitet zur Beschlagnahme beim Großhändler und kommt gar billiger wie sonst zur Eindeckung.

In allen diesen Fragen fehlt uns die Friedensvorbereitung. Über den Lebensmittelbedarf, die Lebensmittelvorräte, die Art ihres Verbrauchs und ihrer Versendung in die Verbrauchsgebiete aus den Erzeugungsgebieten, direkt oder durch Zwischeninstanzen, ist uns aus Friedenzeiten wenig bekannt, so daß allgemeine organisatorische Maßnahmen überall auf Schwierigkeiten stoßen. Wie man aber auf dem Gebiet der Brotversorgung und der Futtermittelversorgung solche Maßnahmen getroffen hat, so werden sie auf den gesamten Gebieten der Lebensmittelversorgung von Reichs wegen nicht zu entbehren sein.

Es kann nicht dankbar genug anerkannt werden, wie sich die Bevölkerung in die immerhin harten Verhältnisse des Lebensmittelmarktes hineingefunden hat und ohne Klagen eine Verteuerung der Lebenshaltung hinnimmt, die für den Arbeiter und kleinen Beamten und auch für Teile des gewerblichen Mittelstandes nachgerade mit großen persönlichen Opfern verbunden ist. Kann man die letzteren mildern, so muß man den Versuch machen. Ich glaube, das Reich kann auf diesem Gebiet doch noch mehr tun als bisher. Ueber die verschiedenen Fragen sind ja, wie man aus der Presse entnimmt, auch von Reichs wegen Interessenten und Sachverständige gehört worden. Die als Ergebnis dieser Konferenzen in der Presse wiedergegebene Auffassung der Reichsregierung, besonders bezüglich der Höchstpreispolitik, wird bei weiten Kreisen der Bevölkerung auf Widerspruch stoßen. Auf verschiedenen Gebieten der Nahrungsmittelfürsorge kann zentraliter mit Höchstpreisen eingegriffen werden, die nach den Hauptmärkten einer Abstufung zu unterziehen sind.

Im Reichstag ist der Wunsch geäußert worden, daß bei allen diesen Fragen, die die Lebensmittelversorgung betreffen, der Reichstag mitwirken soll. Der Herr Staatssekretär im Reichsamt des Innern hat diese Mitwirkung abgelehnt und erklärt, daß die Reichsregierung bzw. er die Verantwortung für die Maßnahmen übernehme. Wenn man aber auch eine parlamentarische Kommission oder dergl. als Mitarbeiter nicht zweckmäßig erachtet, so ergibt sich doch aus der bisherigen Praxis der Reichsregierung schon von selbst, daß weite Kreise zur Arbeit mit heranzuziehen sind. Es müßte ein Zentrallebensmittelausschuß aus den verschiedensten Interessenten- und aus Konsumentenkreisen eingesetzt werden, in dem die Fragen, die zunächst mit Sonderinteressenten verhandelt werden, zu einer allgemeinen Besprechung und Beratung gelangen. Die Reichsregierung wird sich ihre Entschließung auf Grund der Beratungen selbstverständlich offenhalten. Die verschiedenen Lebensmittelzweige, Getreide und Brot, Vieh und Fleisch, Kartoffeln und ihre Trockenpräparate, Hülsenfrüchte, Obst, Gemüse usw., und ihre Preise berühren sich in ihrer Gesamtwirkung und ihrer Bedeutung für die Volksernährung und Durchhaltung unserer Viehbestände derart, daß, unbeschadet der Vorberatung von Einzelfragen in Sonderausschüssen der Interessenten, alle Hauptfragen einem allgemeinen Ausschuß vorgelegt werden müßten, der unter der Leitung der Reichsregierung sie prüft und begutachtet, bevor sie dem Bundesrat zur Entschließung vorgelegt werden. Daß dabei auch die Leute als Mitglieder nicht fehlen dürfen, die die Not der Zeit mit Rücksicht auf ihre geringen Einkünfte am eigenen Leib am meisten verspüren, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Insoweit die Kommunen beim örtlichen Ausbau der Zentralorganisation mitwirken können, wird auf ihre bereitwilligste Mitarbeit zu rechnen sein.

Die zehn Gebote der Kriegsanleihe.

1. Laßt keinen Tag vorübergehen, ohne daran zu denken, daß zum Kriegführen Geld gehört.
2. Vergeßt nicht, daß eure Brüder im Felde, die ihr Blut für euch vergießen, ein Recht haben, zu fordern, daß ihr ihnen den Sieg leicht macht.
3. Haltet fest daran, daß der Sieg nur gewonnen werden kann, wenn dem Reich jede Geldsorge genommen wird.
4. Bedenkt, daß die Pflicht des Zahlens das leichteste der Opfer ist, die der Krieg verlangt.
5. Seid dankbar dafür, daß euch das Reich für euer Geld eine so wertvolle Gegengabe wie die fünfprozentige Kriegsanleihe bietet.
6. Beachtet wohl, daß eine fünfprozentige Schuldverschreibung des Deutschen Reiches eine seltene Ausnahme bildet, für die ihr später einen viel höheren Preis werdet anlegen müssen als in der Zeit bis zum 22. September.
7. Würdigt die Tatsache, daß ein Schuldner wie das Deutsche Reich die Sicherheit der Kriegsanleihe gewährleistet, und daß es keine stärkere Garantie als diese gibt.
8. Wahret die Überzeugung, daß die Macht des Reiches und seine Wirtschaftskraft unerschütterlich sind als Grundlagen seines Kredits.
9. Erleichtert euch den Entschluß durch die Gewißheit, daß zur Zeichnung der neuen Kriegsanleihe kein bares Geld vorhanden sein muß.
10. Laßt euch am Postschalter oder in einer Depositenkasse oder bei der Sparkasse ein Merkblatt für die Kriegsanleihe geben, und ersehet daraus, wie leicht es jedem Deutschen gemacht ist, sich an der Zeichnung zu beteiligen.

Im Oberlande.

Plauderei aus den bayrischen Bergen von Else von Boetticher.

Schläfrig ruht das Dorf in der Nachmittagsonne. Behäbig liegen die Häuser mit den breit vorspringenden braunen Holzdächern. Rote Geranien leuchten zwischen bunt bemalten Fensterläden und geschnitzten Türen mit alten Messingklopfern.

Auf dem Marktplatz plätschert träge der Wasserstrahl des Brunnens in ein länglich rundes Steinbecken. Er quillt aus den muschelförmigen Verzierungen einer kühn geschwungenen Barocksäule, die von einer vergoldeten Statue der Mutter Gottes bekrönt wird. Der Strahlenschein über ihrem Haupt scheint im Sonnengold kleine lichte Flammen zu sprühen.

Auf der Straße sind ein paar Buben mit grünen Hüten eifrig beschäftigt, Äpfel und Birnen von den Bäumen zu schießen, die sich über die Gartenmauern neigen. Ein hochbeladener Erntewagen, von zwei mächtigen Braunen gezogen, fährt gerade in das gewölbte Tor eines Wirtschaftshofes, der von langgestreckten Scheunen umgeben ist.

Sonst weit und breit keine Menschenseele. Die stille

Entsagung des Krieges scheint über dem Ort zu liegen, in dem Tanz und Kirmes schweigen, seitdem er seine besten Söhne ins Feld sandte.

Plötzlich fällt ein lautes Krachen in das Schweigen. Die Fensterscheiben am Markt klirren, und der Erntewagen beginnt zu schwanken, weil die Braunen einen Seitensprung machen. Das Krachen zieht dumpf dröhnend durch das Tal und pflanzt sich rollend in den Bergen fort. Gleichzeitig beginnen alle Glocken zu läuten — mit jenem langen, hallenden Ton, den man nur in den Bergen vernimmt.

In ihr festliches Geläute krachen von neuem die Böller, wohl zehnmal hintereinander. Ein ungeheures Gewoge erfüllt die Luft. Es klingt wie lauter Jubel, wie ein Ruf des kraftvollen Lebens draußen. Freude und Bewegung bringt es in das träumende Dorf.

Mit einem Schlage öffnen sich die Häuser. Die Leute stecken die Köpfe aus den Fenstern oder treten auf die Straße, wo sie in Gruppen beisammenstehen. Barfüßige Buben mit von Druckerschwärze feuchten Extrablättern nahen in eiligem Lauf.

„Ein Sieg! Ein neuer Russensieg! Viele tausend Gefangene!" geht es von Mund zu Mund. Und im Nu sind überall die Fahnen herausgehängt.

Weißblaue und schwarzweißrote Wimpel bilden eine luftige Gasse zu beiden Seiten der Straße. Das freudige Rot der Halbmondfahne und das Schwarzgelb des Nachbarlandes flattert lustig daneben. Aus den Gärten hallt vielstimmiger Gesang von Kindern und frischen Jugendstimmen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" und „Deutschland, Deutschland über alles!"

Stolz verkünden die Leute, daß bayrische Truppen am Siege beteiligt waren. Eine feste, ruhige Zuversicht leuchtet aus ihren Augen. Nicht voll lärmenden Jubels sind sie, sondern voll stiller, zäher Unbeugsamkeit. Alle haben den unerschütterlichen Willen zum Durchhalten . . .

Die Russensiege im August habe ich alle in Bayern erlebt, bald hoch in den Bergen, bald unten im Tal mit den stillen behäbigen Städtchen und den schnell dahinrauschenden grünen Flüssen. Überall das gleiche Bild. Kaum war die Siegesnachricht eingetroffen, so begannen alle Glocken zu läuten, die Böller krachten und die Fahnen wehten.

Man feiert dort die Siegesfeste mit derselben Hingabe wie in der Reichshauptstadt oder im bedrängten Osten. Der Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland scheint verschwunden zu sein. Das gleiche Empfinden beseelt heute alle Gemüter. Die gleichen Ereignisse versetzen sie in Trauer oder Freude. Der einzelne muß sich hier wie dort dem allgewaltigen Kriegschicksal beugen.

Er tut es überall mit der gleichen stillen Würde, die dem Deutschen solch eine Größe verleiht. Ohne viel Worte, mit schlichter Selbstverständlichkeit, die jedes Opfer auf sich nimmt.

„Im Krieg muß halt jeder seine Last tragen", sagen sie im Oberlande.

Die Frau tritt auch dort, ohne zu zögern, an die Stelle des Mannes, der ins Feld gerufen wird. Sie nimmt die doppelte Arbeit auf sich, wenn es im Betriebe an männlichen Arbeitskräften fehlt.

Ich sah Frauen in langen blauen Hosen die Ernte einführen. Frauen, die allein einen großen Gasthof leiteten und außerdem noch eine Landwirtschaft. Frauen, die ihr Schloß oder ihr Landhaus zum Lazarett für die Verwundeten hergegeben hatten und sie mit hingebender Treue pflegten. Oder die täglich zehn bis zwölf Pakete für alleinstehende Soldaten an die Front schickten. Und andere, die um halben Lohn arbeiteten und dennoch ungewohnte Mühen auf sich nahmen. Mütter, die ihre Söhne als Krüppel wiedersahen. Mütter, denen der Trauerschleier um die Stirn wallte, und die wie entwurzelte Blumen einhergingen.

Aber keine klagte.

Die Trauernden suchen Trost in der Kirche. Sie lassen Seelenmessen lesen für die Gefallenen. Dann klingt die Trauerglocke durch den Ort. Einmal sah ich den Helm eines Toten vor dem Altar der Gottesmutter liegen. Unter Glockenklang und Geschützdonner haben sie ihn begraben. Aber sie gingen aufrecht zur Trauerfeier und kehrten ungebrochen heim.

Auch tapferen Kämpfern bin ich oft begegnet. Jungen Skiläufern in grauen Anzügen, die von der Übung in den Bergen kamen. Das Licht des Scheinwerfers, mit dem sie oben auf dem Berggipfel arbeiteten, fiel mitten in der Nacht in meine stille Stube. Es flackerte bald hier, bald dort im Tale auf und erinnerte an die Nähe des Krieges. Sie waren braun gebrannt von der Bergluft, und ihre kräftigen Glieder schienen jeder Anstrengung gewachsen zu sein. Sogar Berliner gab es unter ihnen. Andere kamen aus Tirol und erzählten von blutigen Angriffen auf die Italiener, die sie mit Bomben aus ihren Stellungen vertrieben hatten, und vom Aufenthalt in den verschneiten Unterkunftshütten der Dolomiten. Urlauber trafen ein, von Weib und Kind mit Jubel empfangen. Sie halfen, das heimische Korn ernten, und zogen nach wenigen Tagen wieder fort gen Frankreich oder Rußland. Kriegsverwundete gingen durch die Straßen und wurden überall verwöhnt und gepflegt. Fast jeder kleine Ort hat sein Lazarett, sei es auch nur für zwanzig bis dreißig Personen.

Zuweilen tönt leiser Zitherklang aus den Lazaretträumen, oder die Urlauber versammeln sich im Gasthaus und singen Volkslieder. Die Sangeslust steckt so tief im Bayern, daß selbst der Ernst des Krieges sie nicht verscheuchen konnte. Meist singt er Heimatlieder. Denn noch nie hat er seine Scholle so lieb gehabt wie heute, wo er sie mit seinem Blut verteidigen muß.

Der Krieg hat unser vaterländisches Empfinden in jeder Richtung vertieft und bereichert. Wir alle empfinden heute so deutsch wie noch nie. Aber jeder fühlt sich auch mehr denn je an seine engere Heimat gefesselt. Wer nicht ins Feld gerufen wurde, bleibt möglichst nahe von Haus und Heim, um sie in der Stunde der Gefahr erreichen zu können. So gingen die meisten Berliner in diesem Sommer in die Mark. Im bayrischen Oberlande aber begegnet man fast nur Süddeutschen, meist Münchnern. Sie bleiben zwei bis drei Wochen; für längere Zeit mag sich niemand von Hause trennen. Und in stiller Abgeschlossenheit genießen sie den Frieden der Bergwelt, deren ruhige Majestät in dieser Zeit der Wirren erhabener wirkt denn je.

Das Oberland war noch nie so bayrisch wie im gegenwärtigen Kriegsommer. Aber auch noch nie so deutsch. Mit unerschütterlicher Sicherheit geht das Leben dort seinen Gang wie seit Jahrhunderten. Jeder tut treu seine Pflicht und schafft Saat und Ernte dem heimischen Acker. Aber jeder hat auch teil am allgemeinen Weltgeschick. Jeder betet und bringt Opfer für des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit.

Der Brückenkopf.

Von Miles.

In letzter Zeit findet man wiederholt in den Generalstabsberichten aus dem Osten die Bezeichnungen „Brückenkopf-Befestigungen“ oder „brückenkopfartig ausgebaut“.

Es hängt dies mit dem Vormarsch der verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Heere zusammen, die unzählige Flußübergänge und mehr als ein Dutzend Festungen auf ihrem Siegesweg durch Polen zu bezwingen hatten. Da über den Wert und den Charakter der Brückenkopfbefestigungen in Laienkreisen mancherlei irrige Anschauungen und Unklarheiten herrschen, dürfte zur besseren Beurteilung der Taten unserer Feldgrauen beim Vormarsch in Rußland eine kurze Erläuterung der betreffenden Ausdrücke am Platze sein.

Die meisten Festungen aller Kulturstaaten dienen dazu, örtlich besonders ausgezeichnete Punkte zu schützen. Sei es, daß es sich um Flußübergänge, Eisenbahnknotenpunkte oder wichtige Gebirgspässe handelt. Ganz besonders sind es die bedeutenden Ströme eines Landes, die nicht nur in der Nähe der Grenze, sondern auch im Innern wichtige strategische Abschnitte bilden. Wo aber diese Flüsse von großen Heerstraßen oder Eisenbahnen überschritten werden, da bilden sich Knotenpunkte, deren Sicherung durch besondere Befestigungen wenn auch nicht immer, so doch häufig geboten erscheint.

In der dem Feinde zugekehrten Seite pflegt man sogenannte „Brückenköpfe“ anzulegen, die einesteils den andringenden Gegner in respektvoller Ferne halten, anderseits die Entwicklung der den Fluß überschreitenden eigenen Truppen schützen sollen.

Wir in Deutschland besitzen eine ganze Anzahl wichtiger Festungen, die man in weiterem Sinne als gewaltige Brückenköpfe bezeichnen kann. Wir brauchen nur, ohne auf Einzelheiten einzugehen, an die wichtigen Flußübergänge des Rheins, der Elbe oder der Weichsel zu denken.

Und da gerade von der Weichsel die Rede ist, die sowohl in Deutschland als auch in Rußland eine ungeheuer wichtige strategische Rolle spielt, so kommen wir auch schon auf die großen russischen „Brückenköpfe“, die von unseren Truppen in siegreichem Sturm überwunden wurden.

In den letzten Jahrzehnten ließ es sich Rußland besonders angelegen sein, seine Stellungen gegen Deutschland auszubauen. Je enger die Freundschaft mit Frankreich wurde und je mehr die „Kriegspartei“ in Petersburg an Boden gewann, um so mehr Geld steckte man in die Befestigungen Polens, Litauens und Kurlands; einesteils, um bei einem Kriege den gefürchteten Vormarsch der Deutschen aufzuhalten, anderenteils, um sich selbst Ausfallspforten gegen Ostpreußen, Posen und Schlesien zu schaffen. Zu Beginn des großen Weltkrieges galt in erster Linie die gewaltige Weichselfront als ein Hindernis, das niemals von uns zu bezwingen sein werde. Nowo-Georgiewsk, Warschau und Iwangorod bildeten die mächtigen „Brückenköpfe“ über die Weichsel, auf die man fast abergläubiges Vertrauen setzte. Anderseits hatte der russische Große Generalstab auch Narew und Njemen mit Brückenkopfbefestigungen versehen, die es den Russen jederzeit ermöglichten, in breiter Front gegen Ostpreußen vorzubrechen und, falls geschlagen, sich hinter den fließenden Wall dieser Ströme zurückziehen, um neue Kräfte zu sammeln.

Als solche schon im Frieden vorhandene und stark ausgebaute Brückenköpfe nennen wir fernerhin: Grodno und Olita am Njemen und Ossowec und Lomsha am Narew.

Auch Kowno ist eine Brückenkopffestung, ihre Bedeutung wächst aber weit über den Rahmen dieser Bezeichnung hinaus.

Neben den festungsartigen Friedensanlagen gibt es auch solche, die während des Krieges selbst hergestellt werden und unter Umständen eine sehr erhebliche Rolle spielen können. So haben wir jüngst gehört, daß unsere Truppen beim Vorstoß auf Riga, an der Düna, schwer um Friedrichstadt ringen mußten, dessen „brückenkopfartig“ ausgebaute Befestigungen im Sturm genommen werden mußten.

Die breite Düna bildet einen sehr wichtigen Verteidigungsabschnitt. Bei der Festung Dünaburg hat man dieser Bedeutung in starken Forts Rechnung getragen, in mehr westlicher Richtung aber half man durch improvisierte Feldbefestigungen nach.

Die Russen sind seit alters her Meister im Anlegen von Feldstellungen mit dem Spaten gewesen. Vielleicht liegt das daran, daß die Bevölkerung, aus der sich die „Muschiks“ rekrutieren, überwiegend ländlicher Herkunft ist, mithin an Erdarbeiten und lang andauernde Tätigkeit mit dem Spaten gewöhnt ist.

Die Art, wie man einen Flußübergang „brückenkopfartig“ befestigt, kann nach den zur Verfügung stehenden Mitteln und der Zeit sehr verschieden sein. Unsere moderne Kriegskunst bietet ungeahnte Möglichkeiten. Den Kern der zur Verteidigung dienenden Befestigungen werden aber zweifellos große Erdwerke bilden, vor denen man dann noch Drahthindernisse, Wolfsgruben, Flatterminen und ähnliche liebenswürdige Abwehrmittel aufbaut. Selbst wenn ein solcher Brückenkopf nach starker Beschießung schließlich unter mancherlei Opfern erstürmt wird, hat er doch insofern schon seinen Zweck teilweise erfüllt, indem er den Feind längere Zeit aufhielt, seine Marschkolonnen zur Kräfte raubenden Entwicklung zwang und die Artillerie große Munitionsmengen verschwenden mußte, ehe es gelang, den Flußübergang zu „forcieren“. Nach dem Stande der heutigen Technik der Feldbefestigungen, die oft direkt festungsartigen

Charakter haben, wird es selten möglich sein, solche Brückenköpfe, selbst wenn sie frisch angelegt wurden, ohne weiteres zu überrennen. Wenn sie aber gar schon im Frieden entstanden, bilden sie ein sehr erhebliches Hindernis.

Wir brauchen nur an Ossowec zu denken, das wochenlang Widerstand leisten konnte, weil schwierige Geländeverhältnisse — besonders Sumpf — die Verteidigung dieses Brückenkopfes erleichterten.

Fachkenner behaupten schon heute, daß dieser Krieg mit seinen Erfahrungen ganz gewaltige Umwälzungen auf dem Gebiete der Festungsbaukunst aus dem Grunde herbeiführen werde, weil zurzeit die artilleristische Überlegenheit alle Festungen im Sturm bezwungen habe.

Wie auf dem Meere der Kampf zwischen Panzerschutz und Granaten mit erhöhter Sprengwirkung nie zu Ende geht, und bald die eine, bald die andere Richtung, je nach dem Stand der Technik, triumphiert, so geht es auch auf dem Lande den Festungsbauern und Erfindern neuer Geschütze. Unsere „dicke Berta" und die österreichischen Motorbatterien sind zurzeit die unbestrittenen Sieger, aber wer weiß, ob nicht die Zukunft neue Festungsanlagen erstehen läßt, die selbst den schwersten Kalibern standhalten.

Wie es aber auch kommen möge, ob man die großen Festungen als überflüssigen Ballast schleift oder doch beibehält, die Brückenkopfbefestigungen wird man nie entbehren können.

Sie bilden einen so ungeheuer wichtigen Bestandteil der Befestigungskunst, daß kein Feldherr, sei er im Angriff oder in der Verteidigung, ihrer entraten mag. Wohl aber ist es möglich, daß an Stelle der Stahl- und Betonwerke, die wie Glas vor unsern „42ern" zersplitterten, riesige Erdschanzen entstehen, die viel schwerer kleinzukriegen sind, als die schwersten Panzertürme.

Auch die vorhandenen oder neu zu errichtenden Brückenkopfanlagen oder brückenkopfartigen Befestigungen werden dem Zug der Zeit folgen müssen, wenn sie ihre Rolle weiter spielen wollen, die in diesem Kriege wahrlich wichtig genug war!

Vergleichen wir die Länge der Zeit, die die Russen gebrauchten, um Przemysl, die Beschützerin des Sanflusses, zu bezwingen, mit der Schnelligkeit, die es den Deutschen möglich machte, Kowno, Olita, Ossowec, Grodno, Lomsha, Ostrolenka, Roshan, Pultusk, Nowo-Georgiewsk, Warschau, Iwangorod, Luck und Dubno zu nehmen, so sehen wir, daß es die Tüchtigkeit der Kämpfenden und die Güte des Materials waren, die den Sieg davontrugen.

Germanenkraft.

Von Rolf Günther Maaß.

Urstark und ehern schreitst du deinen Gang
Durch dunkler Zeiten Nacht, Germanenkraft!
Dem Jüngling weckst du Glut — im Schlachtgesang
Jagst brausend du die graue Front entlang —
Die Fahne flattert frisch am Lanzenschaft.

Einst klirrten donnergrollend Schwert und Schild,
Als Ahnen du geführt zum Römerkampf.
Nun dröhnen Trommeln — aus dem Feuerschlund
Erzuckt der Eisentod und mäht im Rund
Das Leben — wogend raucht der Pulverdampf ...

Im Bardensang und im Kanonenhall
Bliebst du, Germanenkraft, dir ewig gleich,
Und krümmt sich auch der Feinde Lügenwurm
Und Drachenfeuer rings und braust der Sturm:
Du schützest doch das alte, hehre Reich!

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Das Ereignis der letzten Woche, welches die allgemeine Aufmerksamkeit, besonders im feindlichen Lager, auf sich lenkte, war der Übergang des Oberbefehls aus den Händen des Generalmachthabers Großfürsten Nikolaus in die der geheiligten Person des Zaren selber.

Mit aller äußerlichen Wichtigkeit vollzog sich dieser bedeutungsvolle Kommandowechsel. Ein Erlaß des Zaren, dessen Wortlaut damit beginnt, daß ihn bis jetzt in diesem Kriege höhere Erwägungen verhindert hätten, seiner innersten Neigung zu folgen und sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, und des weiteren von den unbekannten Wegen der Vorsehung spricht, teilt dem russischen Volke den Entschluß mit, den hochverdienten Großfürsten mit der wichtigen Aufgabe im Süden zu betrauen und ihn zum Vizekönig des Kaukasus und Oberbefehlshaber der tapferen Kaukasusarmee zu ernennen. Desgleichen richtet der Großfürst an sein tapferes Heer und die Flotte seinen heißen Dank für die glänzenden bisherigen Leistungen und spricht das Vertrauen aus, daß Gott von nun ab seinem Auserwählten, dem Zaren, seine allmächtige Hilfe verleihen und Rußland zum Siege führen werde.

Unerwartet kam es nicht, daß der Großfürst in den Hintergrund tritt und die Verantwortung für alles, was nun mit Rußland geschehen wird, dem Zaren einräumt. Vielmehr war es bereits auf allerlei Umwegen der übrigen Welt gewissermaßen angekündigt, daß eine derartige Verschiebung in den Plänen des Großfürsten läge.

Wie nicht anders von russischen Zuständen zu erwarten war, hat sich die Verschiebung nicht ohne starke Reibungen, sowohl in den Regionen des kaiserlichen Hoflagers wie in der Armee und in der Landesregierung vollzogen. Je nach dem Parteistandpunkte, von



Aus dem neuerbauten Fort Höhe 202 vor der Festung Grodno. Hofphot. Kühlewindt.



Deutsche Pioniere erbauen eine Notbrücke über den Njemen in der Festung Grodno. Hofphot. Kühlewindt.

Nach der Eroberung von Grodno.

dem aus das Ereignis mit seinen Nebenerscheinungen erörtert wird, scheint es, daß der Großfürst auch heute noch tatsächlich das Heft in der Hand hat und lediglich abwartet, wie die Dinge ablaufen werden, die er derart in Gang gebracht hat. Oder aber er steht da als die gefallene Größe, über welche die bisher nicht zur Geltung gekommene Partei am russischen Hof triumphiert. Im letzteren Sinne wird eine temperamentvolle Auseinandersetzung mit dem Großfürsten Cyrill gedeutet und nicht minder eine, wie es heißt, verbürgte Meldung von mißglückten Anschlägen auf sein Leben.

Psychologisch glaubhaft ist eine Darstellung der Mittel, die angewendet sein sollen, um den Zaren zur Übernahme des Kommandos zu bewegen. Man habe den Dämpfer ein wenig gelüftet, der auf die Betätigung der Duma seinen wohlkontrollierten Druck ausübt. Die Duma habe auch prompt darauf reagiert. So sei der parlamentarische Block mit fortschrittlichem Programm zustande gekommen, dessen Punkt 1 die Bildung einer geeigneten Regierung fordert aus Persönlichkeiten, die das Vertrauen des Landes genießen. Diese Tatsache, vom Rotfeuer der in Rußland nie schlummernden, aber sonst brutal niedergehaltenen Revolutionsgelüste angestrahlt, habe ihren Eindruck auf das Gemüt des Zaren nicht verfehlt. Sein Wahrsager außerdem habe Dinge der Zukunft enthüllt, und die Überredungskunst der Zarinmutter soll auch das ihrige beigetragen haben.

Jedenfalls ist es nun Tatsache geworden, daß der Zar in Würdigung der großen Schwierigkeiten, die der Durchführung der Maßnahmen Rußlands entgegenstehen, sich an die Spitze der Armee gestellt hat.

Schon tags darauf begann die Verkündigung russischer Siege nach freier Erfindung. Nicht der geringste Erfolg ist in Wirklichkeit zu verzeichnen gewesen.

Im Gegenteil, so unverkennbar russische Bemühungen in die Erscheinung getreten sind, durch Verstärkungen der Nachhuten das Vordringen unserer Armeen zu erschweren, ist uns nirgend Einhalt geboten worden. Wohl aber ist eine ganze Reihe von Erfolgen aus den Meldungen unserer obersten Heeresleitung zu entnehmen.

Als Erfolg ist zu melden, daß die Armee Eichhorn die Seenge bei Nowi-Troky genommen hat, und daß unser Angriff im Gelände von Skidel vorwärtsschreitet. Ein Erfolg ist es, daß Wolkowysk von unseren Truppen genommen und die russische Linie hinterwärts von Roshana über die Lwjanka zurückgedrängt ist. Diese Bewegung der Armee Eichhorn im Zusammenhang mit den Armeen des Prinzen von Bayern und Mackensen bedeutet nicht nur einen erheblichen gegenwärtigen Vorteil, sondern schließt weitere Vorteile für die nächste Zeit in sich.

Ein weiterer Erfolg ist die Eroberung der Festung Dubno. Erst Luck, nun Dubno! Zwei Festungen des wolhynischen Festungsdreiecks sind in unseren Händen! Der Fall Rownos wird nicht lange auf sich warten lassen. Dann ist der Schutz, den das Festungsdreieck dem letzten Rest russischer Truppen in Ostgalizien gewährte, erledigt.

Auch im Norden zwischen Grodno und der See, wo unsern Truppen der stärkste Widerstand geleistet wurde, behaupten wir die Situation durchaus.

Im westlichen Kriegsgebiet wurde die französische Front von einem Sturmangriff erschüttert und durchbrochen, der uns den Besitz von Befestigungen wichtiger Hauptstützpunkte einbrachte. Es war ein bedeutsamer Sieg, den Württemberger und Lothringer Regimenter nordöstlich von Vienne-Le-Chateau errangen. Die Meldung des geschlagenen Generals Humbert an Joffre ist recht bezeichnend; sie hebt ausdrücklich hervor, es sei den Deutschen nicht gelungen, seine ganze Front zu durchbrechen. Es folgten fast gleichzeitig mit diesem Argonnensiege auch in den Vogesen am alten Hartmannsweilerkopf und dem Schratzmännle erfolgreiche Vorstöße unserer Truppen.

Frankreich betrachtet diese Ereignisse nicht ohne Zagen als Vorläufer von deutschen Angriffen größeren Stiles und erwägt entsprechende Verteidigungsmaßnahmen. Also das Gegenteil einer französischen Offensive, die angeblich von langer Hand vorbereitet sein soll.

Sollte, worauf gewisse Anzeichen hindeuten, eine gewisse Offensive mit Hilfe italienischer Verstärkungen südlich von Belfort geplant sein, so werden wir ihr zu begegnen wissen. Wachsame Nachbarn bringen den Besuch Joffres in Italien, vielleicht nicht zu Unrecht, mit derartigen Absichten in Verbindung. Was sollte er auch sonst in Italien gewonnen haben, etwa einen Einblick in die allgemeine Stimmung angesichts des bevorstehenden Winters mit seinen unangenehmen Witterungsverhältnissen?

Noch etwas anderes wird in Frankreich peinlich empfunden. Das ist die Betätigung eines deutschen Unterseebootes vor der Gironde-Mündung. Aus den näheren Umständen, unter denen dort der französische Dampfer „Bordeaux“ gestellt und versenkt wurde, muß der französische Patriot recht ernste Bedenken herleiten. Zugunsten der Leistungsfähigkeit der französischen Flotte werden seine Betrachtungen sich nicht färben. Noch weniger zugunsten der englischen, die sich mit dem starken britischen Selbstbewußtsein, das nie mit Worten, aber um so mehr mit Taten versagt, zum Beschützer der französischen Küste aufgeworfen hat.

England hat einmal wieder große Mühe, um die peinlichen Wirkungen unserer Zeppelinbesuche zu vertuschen. Unsere Berichte, die — wir können uns nur immer wieder darauf berufen— niemals durch die Ereignisse Lügen gestraft werden, melden zahlreiche umfangreiche Einstürze und gewaltige Brände in der City von London und um den Holborn Viadukt herum, die von unsern Luftschiffen, da die Verhältnisse für die Beobachtung äußerst günstig waren, einwandfrei festgestellt wurden, als sie in der Nacht vom 8. zum 9. September London bombardierten.

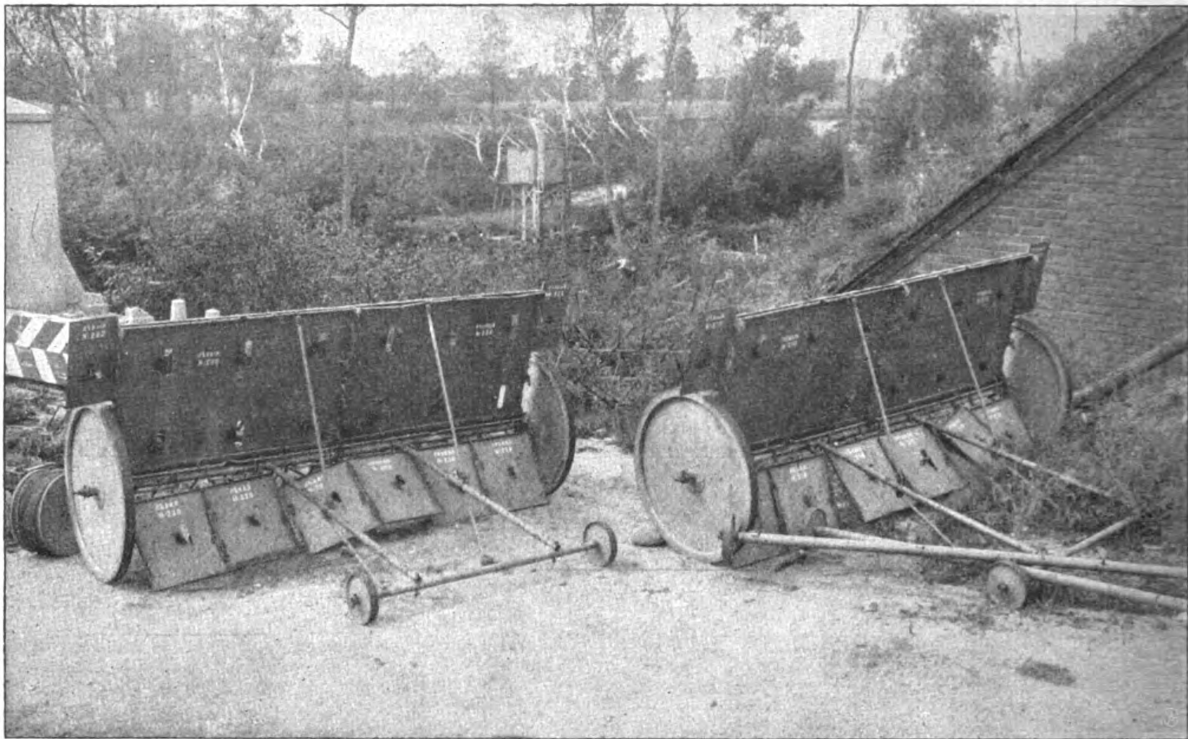
Ebenso sind bei dem ausgiebigen Bombardement von Norwich durch unsere Marineluftschiffe mehrere lang anhaltende Explosionen und Brände beobachtet worden. Ebenso sind bei Middleborough gute Erfolge unserer Zeppelinbomben hauptsächlich in den Hafenanlagen und bei den Hochofenwerken an der Bahn nach Redcar festgestellt worden.

Auch an der russischen Küste haben sich unsere Marineluftschiffe betätigt und den russischen Flottenstützpunkt Baltisch-Port und dessen Eisenbahnanlagen mit gutem Erfolge bombadiert. Der Eindruck dieser energischen Betätigung an dem Punkte, der den Eingang zum Finnischen Meerbusen westlich von Reval bildet, trägt im Verein mit der übrigen Betätigung unserer Flotte, die namentlich in der andauernden Wirksamkeit unserer Unterseeboote sich ausprägt, nicht gerade zur Hebung des Selbstbewußtseins unserer gegnerischen Streitkräfte bei, ist aber wohl geeignet, das deutsche Vertrauen auf unsere Flotte zu stärken.



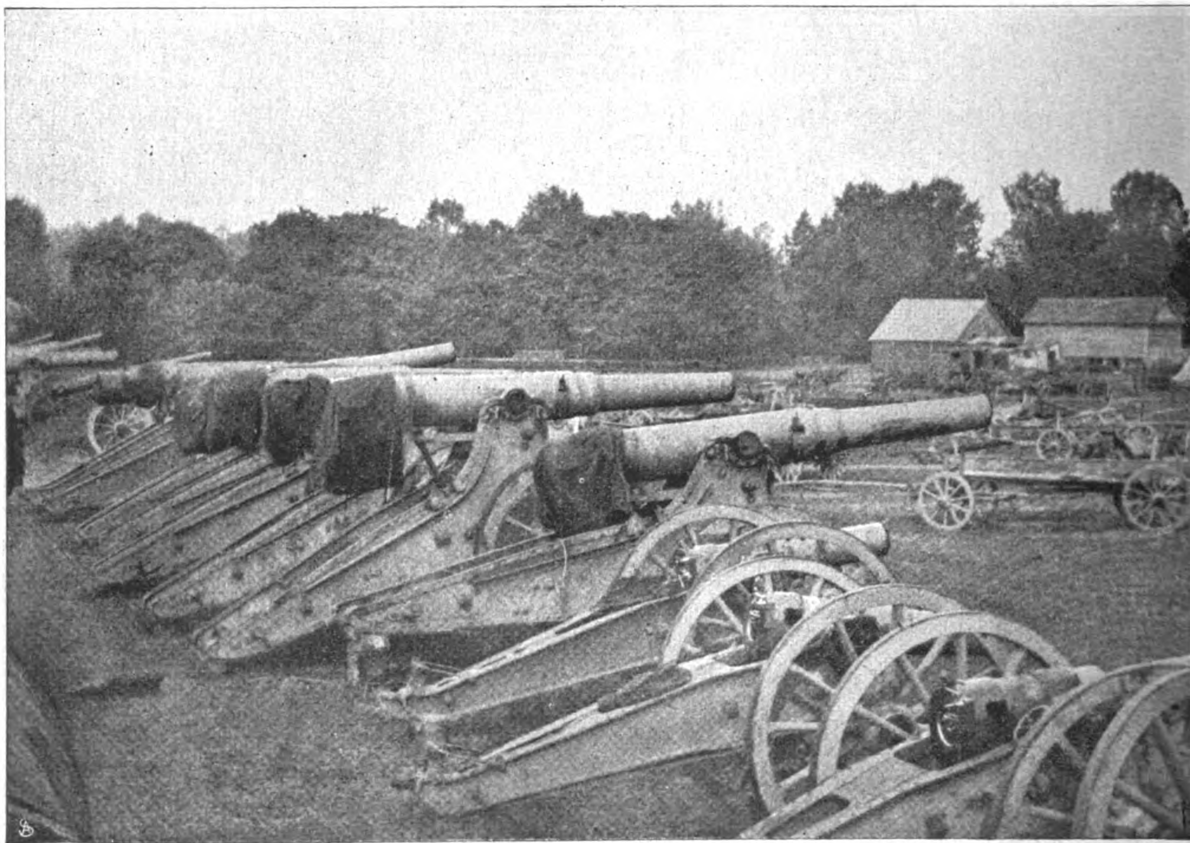
Von links, vordere Reihe: Generalstabsoberst Filz Edler von Reiterdank, General Puhallo, Major Otto Fürst zu Windisch-Graetz, Generalstabschef Gen.-Maj. Edler von Kochanowski.

Zu den Kämpfen in Wolhynien: General Puhallo mit seinem Stab.



Phot. Groß.

Russische Schießscharten, die fahrbar sind und daher nach Belieben in andere Stellungen gebracht werden können.



Phot. Leipziger Presseb.ro.

Zur Prüfung und Überzählung aufgestellte russische Geschütze aller Größen.

Von der riesigen Siegesbeute in den kürzlich eroberten russischen Festungen.


Phot. Paul Borel.
Major Freiherr v. Schleinitz.


Hofphot. E. Bieber
Hauptmann A. Porzelt.


Hauptmann Brandstetter.


Hauptmann Konrad Kunick.


Phot. Gollas.
Leutnant Rud. Frank.


Hofphot. C. H. Schiffer.
Leutnant Josef Liehr.


Phot. Hies.
Leutnant W Waffung.


Oberleutnant Linck.


Feldwebelleutnant Ludwig Gramsch.


Feldwebel Leo Quade und Unteroffizier Reinhold Quade


Hauptmann Edeling.


Leutnant Otto Wiederhold.


Leutnant d. R. Manstetten.

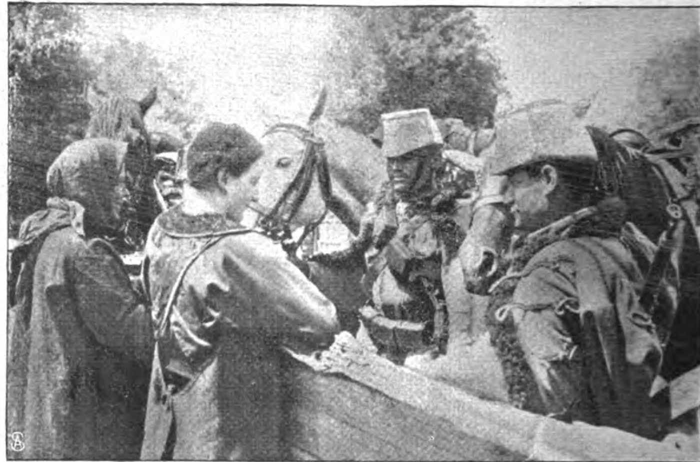

Leutnant Albert Krumnow.


Fliegerleutnant Seeboth.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Ungarischer Feldgendarm schlägt Verordnungen an.



Ungarische Husarenoffiziere im Gespräch mit russischen Frauen.



Ungarische Truppen auf dem Marsche nach Minsk.

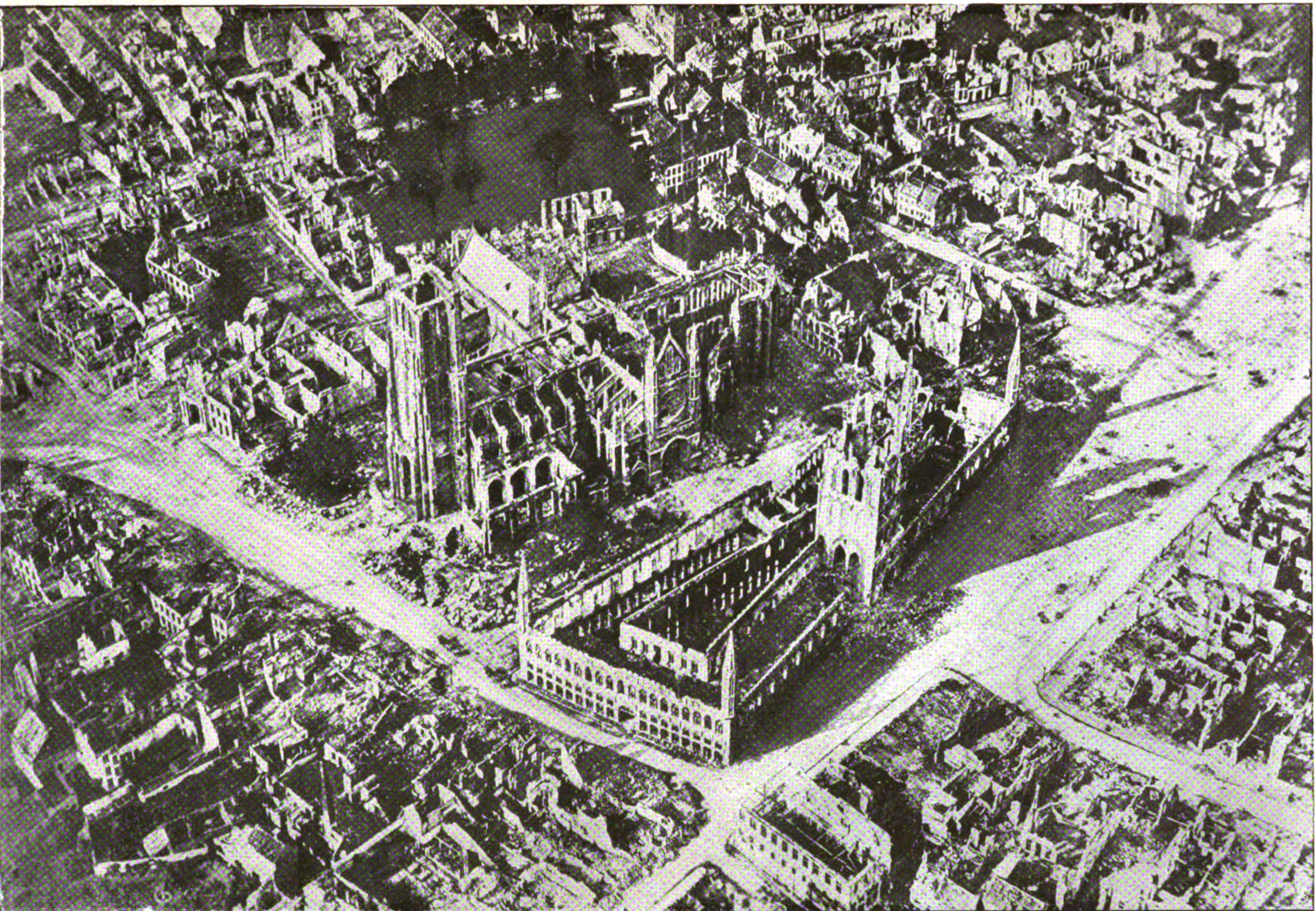


Einzug deutscher Truppen in Kobrin.



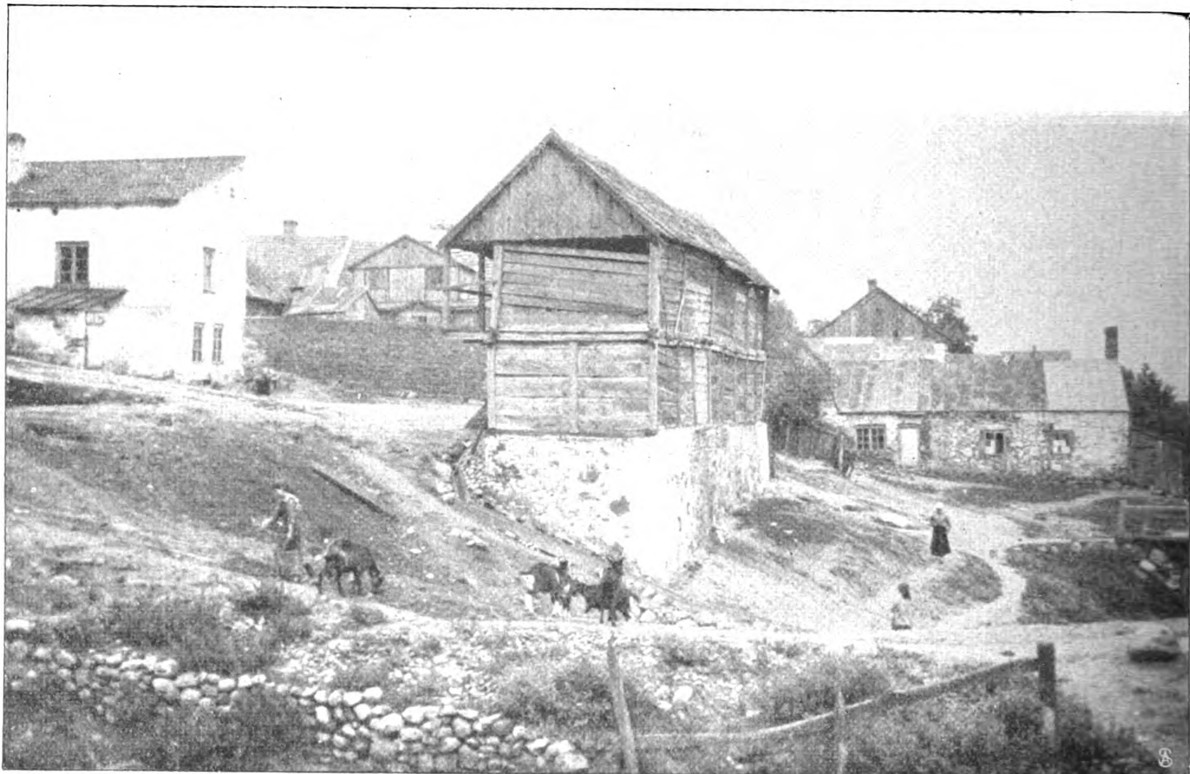
Deutsche Artillerie u. ungarische Husaren marschieren gegen Luck.

Auf der Verfolgung der Russen.



Phot. Vereinigte Fotobüro.

Das zerstörte Ypern vom Ballon aus gesehen.



Ein Dorf, das von den Russen auf ihrem Rückzug verschont geblieben ist. Phot. Sennecke.

Im Südwestwinkel des Gouvernements Grodno am Bug.

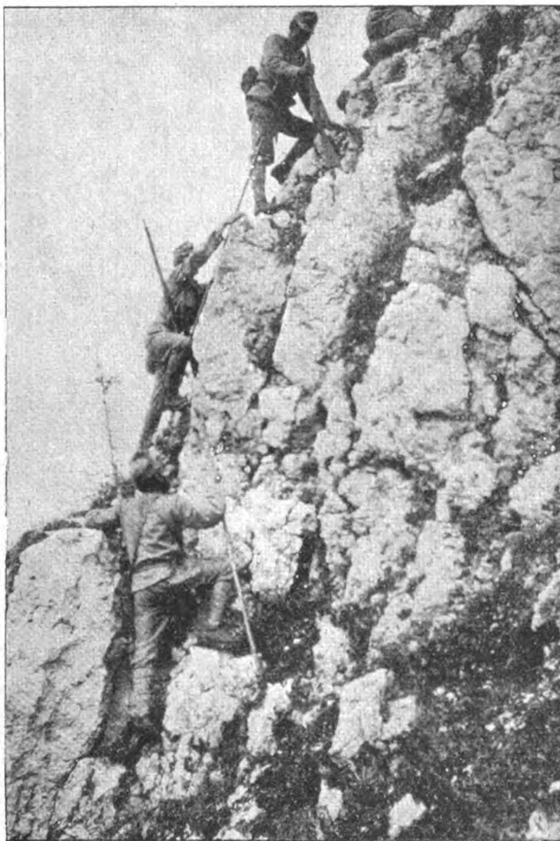


Rast deutscher Truppen vor einem brennenden russischen Dorfe. Hofphot. G. Berger.

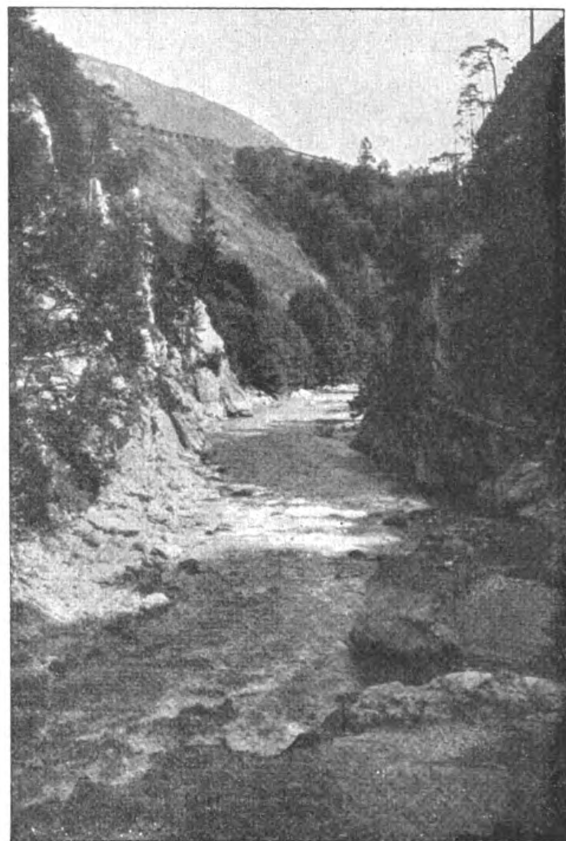
Vom östlichen Kriegschauplatz.



Die Berge sind in Wolken gehüllt, der Feind ist unsichtbar.



Österreichisch-ungarische Soldaten im Krngebiet.



Die Schluchten am Isonzo.

Vom italienischen Kriegschauplatz.


Heimkehr.


Rast der Frauen.


Auch das Storchenpaar kehrt zurück.


Die erste Mahlzeit im zerstörten Heim.


Rückbeförderung der von den Russen geraubten Kirchenglocke.


Ein nicht zerstörtes Dorf wird durchzogen.

Heimkehr der von den Russen verjagten polnischen Landbevölkerung.

Ein Maßstab der Kultur.

Von Dr. P. Meißner.

Unendlich viele Begriffe sind in diesem Weltkrieg umgewertet worden. Fieberhafte Steigerungen und krankhafte Auswüchse des täglichen Lebens haben unter dem blutigen Ernst der Zeit ihr Ende gefunden. Wir haben Kräfte und Werte schätzen gelernt, die unbeachtet jahrzehntelang schlummerten und von Nichtigkeiten und Aeußerlichkeiten überwuchert waren. Eine große Zeit der Selbstprüfung und des Auf-sich-selbst-Besinnens ist für uns Deutsche gekommen. Wir müssen umlernen im positiven wie im negativen Sinne. Das letztere danken wir unseren Feinden. Bei ihnen sind die Grundpfeiler der Kultur und Zivilisation durch diesen frivol uns aufgezwungenen Krieg derart ins Wanken geraten, daß es uns schwer fällt, an ihre ehemalige Bedeutung zu glauben.

Der Feldzug der Lüge gegen uns, der nun schon über ein Jahr allen noch so brutalen und ehernen Tatsachen zum Trotz von unseren Feinden geführt wird, schlägt den Anschauungen rücksichtslos ins Gesicht, die wir mit unserer Erziehung in uns aufgenommen haben. Wir dürfen jedoch nicht zweifeln, daß der Tag kommt, an dem das mit List und Ränken aufgeführte Lügengebäude unserer Gegner in sich zusammenfällt. Daß wir uns aber immer wieder und wieder fragen: ist das die vielgepriesene menschenbeglückende Kultur, deren Träger zu sein, unsere Feinde sich mit so viel Pathos rühmen, ist nur zu begreiflich. Haben wir am Ende gar den Maßstab für den Begriff „Kultur" verloren? Gibt es einen Maßstab, nach dem die Kultur eines Landes und Volkes gemessen werden kann? Wir sind vielleicht anmaßend, wenn wir unsere Begriffe von Kultur verallgemeinern wollen, wenn wir verlangen, daß andere Nationen uns darin gleich sein sollen.

Der Franzose von heute findet es zulässig, gefallene Kameraden als Kugelfang und Deckung im Schützengraben zu benutzen. Er, der Träger der verfeinerten Kultur, läßt sich dazu hinreißen, Kriegsgefangene, die nur ihre Vaterlandspflicht erfüllten, anzuspeien und in der niedrigsten Weise zu verhöhnen. Der Engländer nennt es Kultur, wenn er Zivilgefangene unter den elendesten gesundheitlichen Bedingungen in Konzentrationslagern zusammenpferchte, deren massenmordende Wirkungen jenes Schandmal in Südafrika für ewige Zeiten der Welt verkündet. Der ritterliche Engländer bringt es fertig, Kriegsgefangene als Schutzwall vor sich herzutreiben, um dem feindlichen Feuer zu entgehen. Der Russe, gewohnt zu morden und zu brennen, scheut sich nicht, Tausende von unschuldigen Frauen und Kindern den feindlichen Sturmreihen entgegenzutreiben, wohl wissend, daß der „barbarische" deutsche Soldat auf diese Opfer nicht schießen kann. Ja, sind das alles vielleicht wirklich Zeichen von Kultur? Sind wir mit Irrtum so geschlagen, daß wir es nicht verstehen?

Auf diesem Wege, das ist klar, läßt sich Kultur nicht bewerten, ein Gradmesser für sie nicht finden. Gibt es kein neutrales Gebiet, dessen mehr oder weniger vollendete Ausbildung als Maßstab dienen könnte? Es gibt ein solches Gebiet. Es beginnt auf dem Verbandplatz und endet in der Invalidenfürsorge.

Das Volk, das auf dem Gebiete der Verwundeten- und Kriegsbeschädigten-Fürsorge das Höchste und Beste nach Maßgabe der Wissenschaft leistet, wird zweifellos den Anspruch auf das ehrende Beiwort „kultiviert" haben. Neben allen organisatorischen, rechtlichen und sozialpolitischen Gesichtspunkten muß wahre Herzensgüte und inniges Verstehen und Mitfühlen vorhanden sein, um auf diesem Gebiete Nützliches und Bleibendes zu schaffen. An der Bahre des Verwundeten und vor der Tür des Lazaretts muß der Begriff der Feindschaft haltmachen, da darf und soll nur reine Menschlichkeit gebieten. Das ist eine Vorstellung, die wir auch durch diesen furchtbaren Krieg nicht verlieren dürfen, das ist etwas, das wir nicht umzuwerten brauchen. Gerade deshalb kann es als Gradmesser der Kultur dienen.

Es bedarf keiner erneuten Feststellung von unserer Seite, unsere Feinde haben seit vielen Jahrzehnten vor dem Kriege rückhaltlos und unaufgefordert anerkannt, daß Deutschland in der ganzen Welt mit seiner medizinischen Wissenschaft an der Spitze aller Völker marschiert. Die medizinische Wissenschaft mit allen ihren Nebengebieten ist aber die Grundlage für die öffentliche Gesundheitspflege, die Verwundeten- und Kriegsbeschädigten-Fürsorge. Nur den Riesenfortschritten der Bakteriologie ist es zu danken, wenn unsere Millionenheere von Seuchen verschont bleiben, wenn die ausgedehnten Gefangenenlager nicht zu gefährlichen Krankheitsherden werden. Der hohe Stand der Kriegschirurgie in Deutschland setzt uns in die Möglichkeit, Menschenleben und menschliche Gliedmaßen zu erhalten, wo vor wenigen Jahrzehnten noch Tod und Verstümmelung unvermeidlich waren. Ein opferfreudiges Sanitätskorps, ein Hilfspersonal voll von Mut und Todesverachtung bewahrt Tausende von Verwundeten vor dem sicheren Tode und entzieht viele dem grauenhaften Geschick, auf dem Schlachtfeld vergessen zu werden. Die mustergültige Organisation unseres Feldsanitätswesens, die vollendete Einrichtung der Feld- und Etappenlazarette zeitigt Erfolge in der Behandlung auch der schwersten Verletzungen, die alle Erwartungen übertreffen. Unermüdlich besuchen die erfahrensten Chirurgen, Kliniker und Spezialärzte die Lazarette der Operationsgebiete und Etappen, um alles, was nur denkbar ist, zu tun, dem Freund wie dem Feind in seiner Not zu helfen.

Doch nicht genug damit. Welche Summe von aufopfernder und erfolgreicher Arbeit wird in den großen Heimatlazaretten von Ärzten und Pflegerinnen geleistet! Erholungsstätten, Genesungsheime, Badeorte dienen als wirkungsvolle Ergänzungen dieser vorbildlichen Einrichtungen.

Aber man begnügt sich auch damit nicht. Die Zeiten, wo der Kriegsinvalide mit Leierkasten und Stelzfuß durch die Straßen humpelte, sollen für immer vorbei sein. Es gilt, den vielen Unglücklichen, die den Verlust von Gliedmaßen oder Sinnesorganen zu beklagen haben, neue Wege zu eröffnen, neue Existenzbedingungen zu schaffen. Ausgedehnte Anstalten für Kriegsbeschädigten-Fürsorge sind geschaffen worden oder im Entstehen begriffen. Hier wird der technische Ersatz verlorener Glieder in höchster Vollendung bewirkt, hier werden geeignete Berufe ausgewählt, Unterricht im Gebrauch künstlicher Glieder erteilt und auf diese Weise neuer Lebensmut geweckt. Auf diesem Weg wird es gelingen, Tausende, die vor Jahrzehnten dem körperlichen und

sittlichen Verfall ausgeliefert waren, zu nützlichen, arbeitsfrohen Menschen zu machen. Welch bewundernswerte Erfolge hat jetzt schon die Fürsorge für die Kriegsblinden gezeitigt!

Die Zweige der Kriegsbeschädigten-Fürsorge sind so zahlreich, so verästelt, daß es nicht möglich ist, sie an dieser Stelle erschöpfend zu besprechen, aber es kann gesagt werden, daß das große, von reiner Menschlichkeit getragene Werk reiche Früchte bringen wird. Die Bedeutung dieser Bestrebungen bei uns sind auch dem Ausland nicht fremd geblieben. Neutrale Berichterstatter haben genugsam Gelegenheit gehabt, alle Einrichtungen und Organisation dieses Gebietes kennen zu lernen, und hier und da taucht selbst in der feindlichen Presse eine Stimme auf, die eindringlich dazu mahnt, den „verhaßten deutschen Barbaren" in dieser Richtung nachzueifern. Wie weit unsere Feinde bisher gekommen sind, läßt sich nicht übersehen. Fest steht jedenfalls, daß die Fürsorge für verwundete Gefangene bei unseren Feinden tief unter allem steht, was bei den allerbescheidensten Ansprüchen verlangt werden muß, ganz zu schweigen von den unzweifelhaft nachgewiesenen Grausamkeiten und Roheiten.

Sollten auch fernerhin die Begriffe Kultur und Zivilisation durch das Verhalten unserer Gegner immer unklarer und verwischter werden, so wird man guttun, sich daran zu erinnern, daß ein einwandfreier Maßstab für den Begriff Kultur darin besteht, wie verhält sich dies oder jenes Volk zu den Verwundeten und Kriegsbeschädigten, gleichgültig ob Freund oder Feind.

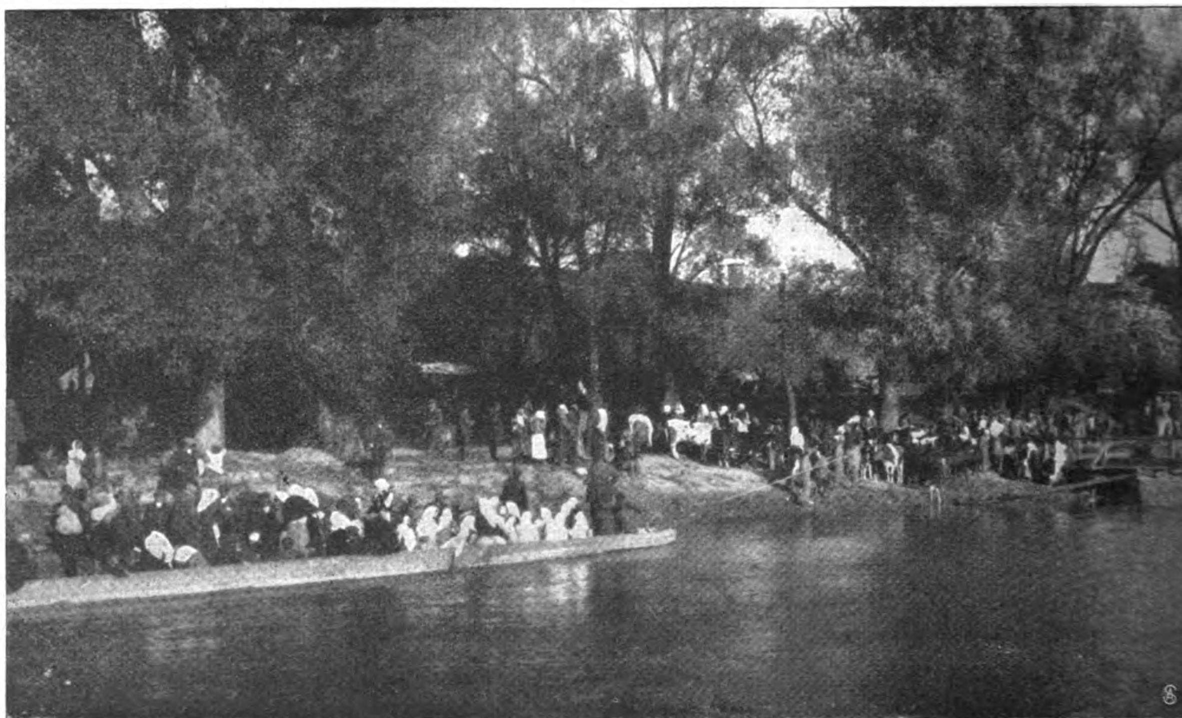
An der Weichsel vor Iwangorod

von Reinhold Cronheim. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Unaufhörlich fluten unsere braven Truppen auf den russischen Feldern nach Osten, dem fliehenden, trotz aller Ableugnungen in Auflösung befindlichen Feinde nach. In glänzendem Ansturm ist ein Festungsgürtel genommen, der unseren Heeren einen unübersteigbaren Wall entgegensetzen sollte, an dem sie sich verbluten, ihre Kräfte nutzlos opfern sollten.

Mit einer Barbarei ohnegleichen wütet Rußland gegen sein eigenes Land und seine Landeskinder. Zu ungezählten Hunderttausenden werden sie von Haus und Hof vertrieben, und diejenigen, denen das Geschick die Rückkehr gestattet, finden nur rauchende Trümmer, in sinnloser Wut zerstörtes und verbranntes Hab und Gut. Elend, wie es kein Krieg der Welt sah, kennzeichnet den Weg, den die flüchtenden russischen Heere nehmen.

Bezeichnend für das russische Vorgehen und Verhalten überhaupt ist vielleicht die Einnahme der Festung Iwangorod. Sie war, wenn man so sagen darf, „die Festung an sich", ein ungeheurer Waffenplatz, der nur für militärische Zwecke bestimmt war — eine eigentliche Stadt Iwangorod bestand nämlich nicht, nur ein riesiger Komplex militärischer Bauten, ein Zwinguri des Zarentums an der Weichsel. Man hatte russischerseits außerordentliche Hoffnungen gerade auf diese Festung gesetzt — sie war dem Ansturm in keiner Weise ge-



Polnische Rückwanderer setzen bei Iwangorod über die Weichsel.

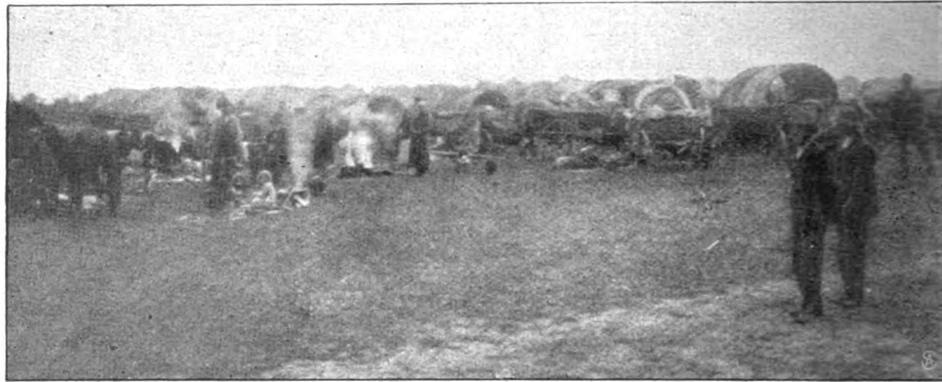


An der Weichselfähre bei Iwangorod.



Bau der Weichselbrücke bei Iwangorod.

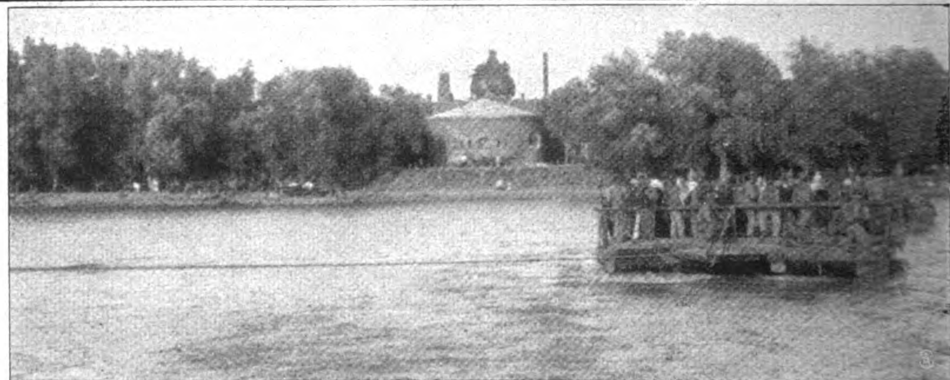
wachsen und mußte von den Russen selbst zum größten Teile zerstört werden. Allerdings waren die Zerstörungsarbeiten in solcher Weise und zum Teil mit solcher Sorglosigkeit ausgeführt, daß kein allzu großer Schaden entstand. Nur die große Eisenbahnbrücke ist mit wirklicher Meisterhaftigkeit zerstört worden, die steinernen Pfeiler sanken in sich zusammen, und das Eisenwerk hing im Zickzack über dem breiten, mächtigen Weichselstrom. Im heutigen Zeitalter einer ausgezeichnet vorgeschrittenen Technik bieten aber solche Zerstörungen für eine vorwärts drängende Armee kaum mehr ein nennenswertes Hindernis. Pioniere richteten zunächst eine Fähre ein und machten sich dann an den Bau einer neuen Pontonbrücke, die, in kurzer Zeit hergestellt, für schwerste Lastautomobile und Geschütze passierbar war.



Flüchtlingslager bei Iwangorod.



Bei Nowo Alexandria. Im Hintergrund die zerstörte Brücke.

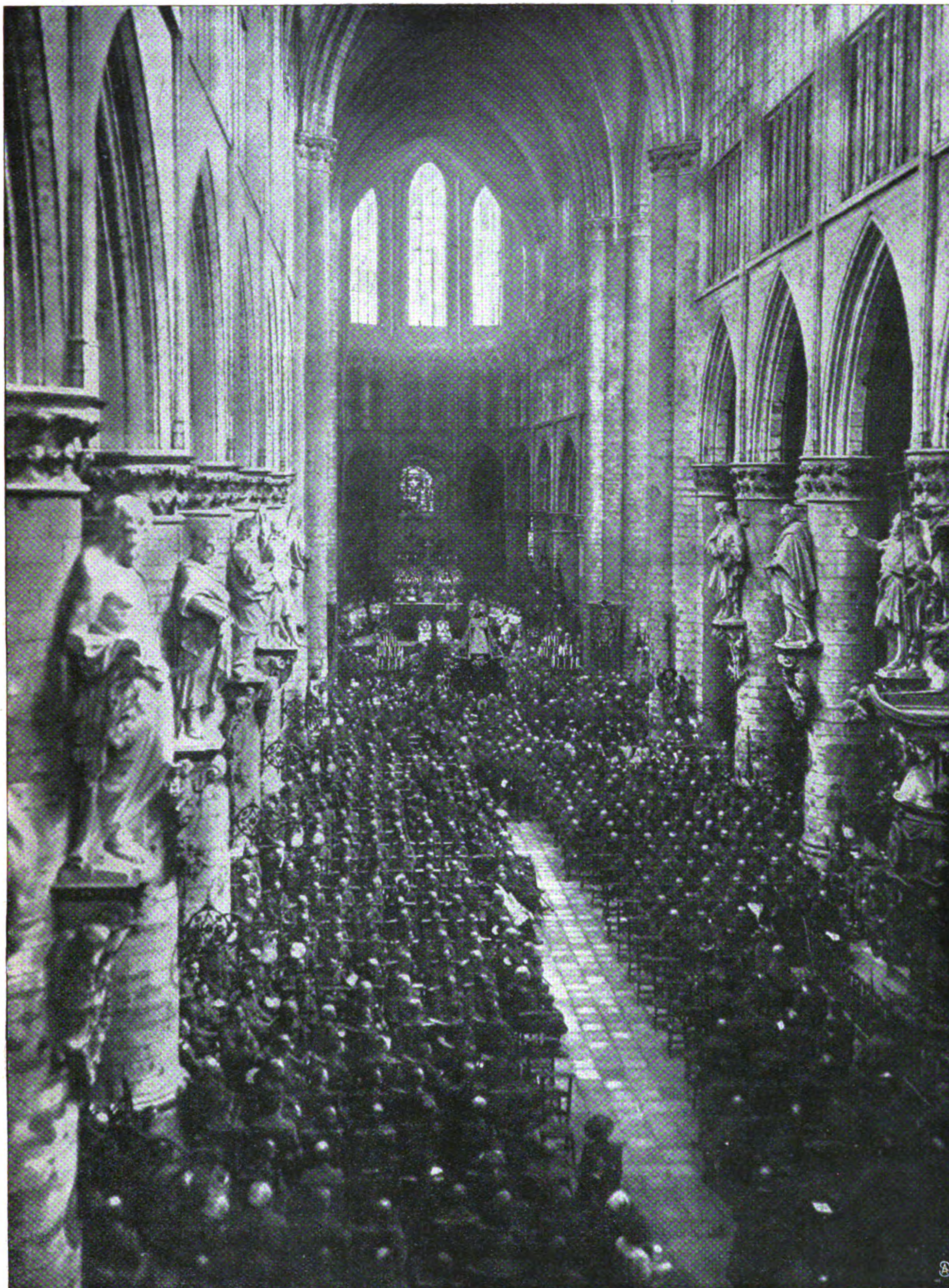


Weichselfähre bei Iwangorod. Im Hintergrund ein Teil der Zitadelle und die mit Reisig bedeckte Kuppel der Festungskirche.

Auf diesen Verkehrsmitteln wälzte sich nun alles über den Strom hinüber und herüber. Hinüber zogen Truppen und Kolonnen mit all den ungezählten Dingen in den geradezu ungeheuerlichen Mengen, die den Vormarsch so riesiger Armeen gewährleisten. Herüber kommen die endlosen Scharen der Landesbewohner jeden Alters und jeden Geschlechts, die, von den russischen Horden verschleppt, aber Gelegenheit zur Rückkehr gefunden haben. Mit dem Rest ihrer tragbaren Habe, mit den Ueberbleibseln ihres Viehbestandes kommen sie zu Fuß oder auf elenden Karren und Gefährten, die heimische Scholle aufzusuchen, wo sie nichts wiederfinden und buchstäblich am Grabe ihrer Habe stehen.

Diese beiden so unendlich verschiedenartigen Züge lösen sich auf den Fähren ab, während sie auf den Brücken aneinander vorüberziehen. Bei dem einen Zuge herrschen frohe Siegeszuversicht und der Drang nach vorwärts, bei dem anderen das trübe und verzweifelte Gefühl des Verlassenseins, die Gewißheit zerstörten Glücks und der Zweifel an eine gesicherte, aussichtsreiche Zukunft.

Vielleicht blüht den unterdrückten russischen Polen nach dem Kriege ein besseres Geschick, als es ihnen bisher unter der Knute zuteil wurde. Bis jetzt hatten sie unter dem Kriege in der schrecklichsten Weise zu leiden, und der Wunsch lebt in jedem Polenherzen, nie wieder die Russen bei sich als Herrscher wiederzusehen.



Phot. Gebr. Beck.

Festgottesdienst zur Feier des Geburtstages Kaiser Franz Josefs
in der St.-Gudule-Kathedrale in Brüssel.



Phot. Wipperling.

Aus den Vogesen: „Minenteich" von einer französischen 100-Pfund-Mine. Links Schlußstück mit Propeller

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

2. Fortsetzung.

Dann ließ die Zenz sich rasch ins tiefere Wasser gleiten, und ihr Gesicht wurde streng und gespannt.

„Adjüs denn!“

Sie schoß in den Strom.

„Zenz!“

Will sprang auf und rannte in langen Sprüngen im Flußbett stromab. Seine Augen hafteten an dem dunklen Kopf und den weißen Schultern, die klein und immer kleiner in dem schimmernden Wasser schwammen. Jetzt riß die Strömung sie ans andere Ufer, aber sie fand keinen Halt, und er sah sie auf- und untertauchen, am Busch eine Hand glänzen, die plötzlich wieder verschwand, und dann nichts mehr.

Da zog er stumm die Schuhe von den Füßen und wartete. Und auf einmal erhellte sich die farbige Tiefe, und es trieb weiß zwischen Spiegel und Grund in der Mitte der Strömung, ein Arm hob sich und schien zu winken. — Will Roßhaupt warf sich eher zum Mituntergehen als zum Retten bereit in das tiefe Wasser. Doch ehe der Strudel ihn wegriß, stieß er einen einzigen hellen Schrei aus, der war von einer so durchdringenden Kraft, daß er die Abendstille wie Glas zerschmetterte, an den Himmel schlug und über die Felder klang, die heimziehenden Arbeiter aus ihrem müden Dahinstampfen schreckte und von jedem, der ihn hörte, als ein Schrei in Todesnot erkannt wurde.

Es ist einer in der Mosel, dachte jeder, der den schrillen, übermenschlichen Schrei auf sich einstürmen fühlte. Dieser Schrei hatte Hände zum Greifen und den Atem des Windes, rüttelte, die er ergriff, stieß, peitschte sie vorwärts, trieb sie vor sich her, daß sie von den Feldern und den Wegen herbeiliefen, und wo vorher kein Mensch gegangen in der Stille, die schwer von Gold zwischen Himmel und Erde hing, da liefen jetzt ihrer zehn und zwanzig dem Ufer zu und riefen einander an, rannten am Strand entlang und spähten nach dem Opfer, das die glitzernde Mosel in blanken Armen begrub.

Plötzlich schrie einer: „Der Herrgott soll mich strafen, das ist die Zenz!“

Sie tauchte auf, stieß noch einmal aus, hielt sich krampfhaft am Ufergrad und keuchte: „Hannes, den Jung, hol den Jung!“

Er riß sie ans Land, und die Weiber drängten sich schützend um sie her. Schon hatte der Bursch Jacke und Hemd über den Kopf gerissen und die Schaftstiefel fortgeschleudert. Noch ein Ruck am Hosengurt, daß sie fest saß, dann klatschte die Flut.

Als Will zu sich kam, lag er unter einem Nußbaum und starrte durch schwarzes Blattwerk in einen feuergelben Himmel. Er spürte einen entsetzlichen Fuselgeschmack auf der Zunge, und einmal liefen ihm ein paar Tränen über die Backen. Er dachte in diesem üblen Zustand, da sich alles um ihn drehte und in ihm in Unordnung war, an den Kuß der Zenz, der hatte gewiß nicht diesen Nachgeschmack hinterlassen.

„Trink, Jung, und wenn die Zenz —“

Er fuhr mit den Händen aus den Kleidern, mit denen sie ihn zugedeckt hatten, und wollte nach der Zenz fragen, nein, schreien nach der Zenz, aber die Kehle war noch zugeschnürt — er schlug nur die Flasche beiseite, und sein Gesicht wurde wieder resedengrün.

Da sagte eine andere, jüngere Stimme: „Laß ihn, er verträgt das nicht. Und wenn er nicht so geschrien hätt, so wär am End die Zenz auch nicht mehr herausgekommen. Na, der Alte, der zahlt ihr den Schrecken bar aus, darauf kann sie den Herrgott nehmen.“

Will wandte mühsam den Kopf und suchte den Sprecher mit den Augen. Da nickte ihm Hannes gutmütig zu, und die silbernen Ringelchen in seinen Ohren glänzten nicht heller als seine Augen.

„Ja, die Zenz! Wenn sie nicht noch hätt sagen können, daß noch einer drinliegt, so schwämmst du schon lang im Rhein, du Teufelsjung. Aber das sag ich, karessiert wird nicht mehr mit der Zenz, sonst schlag ich dir die Knochen kurz und klein.“ Da lachten sie, und an dem Gelächter erkannte Will, daß ein ganzer Schwarm um ihn her summte. Ein Schwall Blut stieg ihm in den Kopf, in Scham und Schwäche schloß er die Augen. Sie gingen, nur der alte Ziegelarbeiter blieb bei ihm.

Als Will wieder stehen und gehen konnte, half ihm der Alte beim Anziehen. Er war noch blaß, und ein schmerzhafter Druck preßte ihm die Stirn zusammen, doch das war alles. In seinem Gesicht stand ein ernster, entschlossener Zug.

Schwankend wie ein Trunkener, immer noch das Geläute in den Ohren, aber tief und glücklich Atem schöpfend, zog Will Roßhaupt heim durch den tiefer sinkenden Abend. Die Welt so schön, das Leben noch schöner, eine Sehnsucht in ihm, so groß, ein Verlangen nach der Mutter, nach dem Vater, ein Heimverlangen — und eine aus süßem Grauen und heißem Glück gemischte Erinnerung an die Stunde, da der erste Kuß den Jüngling in ihm wachgeküßt hatte und er zum erstenmal bewußt den Tod herausgefordert hatte — so eilte er durch den violett und goldbraun gefärbten Sommerabend der Stadt zu, die hinter dämmernden Wällen vor ihm lag.

Im Theater war's dunkel.

„Will, Jung, bist du's?“ klang Annes Stimme von oben.

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

„Ja!“ rief er jauchzend. In tönenden Schwingungen widerhallend stieg die Antwort die Treppen hinauf.

Nun schalt die Mutter, aber er blieb stumm, und erst als der Vater nach Hause kam, erzählte er unaufgefordert und wahrheitsgetreu den Vorgang.

Als er schlief, saßen die Eltern lange voll Sorgen wach, und an diesem Abend faßte der Wachtmeister den Entschluß, eine schriftliche Feststellung über die Auffindung des Kindes und die fruchtlosen Nachforschungen zu machen, die damals gehalten worden waren. Das war wunderlich von ihm, denn nicht er selbst, sondern Will hatte ja heute in Todesgefahr geschwebt, und doch tat der Wachtmeister so, als könnte ihm selbst etwas Menschliches widerfahren und müsse er deswegen Rechenschaft ablegen und sein Haus bestellen.

Mutter Anne schlich an Wills Bett und legte ihm die Hand auf die Stirn. Da seufzte er leise, und als auch der Wachtmeister hereintappte und ein brennendes Hölzchen über ihn hielt, sahen sie einen weichen, zärtlichen Ausdruck in seinem Gesicht, den sie noch nicht an ihm kannten. Ein feiner, dunkler Bartschatten lief über die kurze Oberlippe.

„Wenn du ihm einen Kuß geben willst, so genier dich nicht, er schläft, und ich hab's nicht gesehen“, raunte ihr Roßhaupt mit zärtlichem Spott zu und zerdrückte das Flämmchen in der groben Hand.

Finsternis schlug ein, und Anne Roßhaupt schämte sich nicht, bückte sich langsam tiefer und drückte die Lippen auf seinen Mund. Schlaftrunken fuhr Will auf, legte mit einer weichen Bewegung die Arme um ihren Hals und sank mit einem glücklichen Seufzer wieder zurück.

Der Tod am Wege.

Im Oktober dieses Jahres kam Peter Wingen, der einzige Bruder Annes, seine Schwester zu besuchen. Er war als Elementar- und Gesanglehrer ins Elsaß gegangen und hatte dort eine glückliche Laufbahn gemacht. Als akademischer Gesanglehrer lehrte er am Lyzeum zu Kolmar und war mit einer Elsässerin verheiratet, die ihm ein kleines Erbteil zugebracht hatte.

Will faßte eine Vorliebe für den bestimmt auftretenden Mann, der zehn Jahre jünger war als Anne und kaum wie ein Vierziger aussah.

Aber Wingen langweilte sich in Koblenz, als die ersten Tage in weit in die Vergangenheit reichender Aussprache verflossen waren.

„Das halt ich nicht aus. Ich bin hier nicht mehr zu Hause. Als ich das letztemal hier war, war ich im Elsaß noch nicht angewachsen, da war ja der Will noch ein Knäckes von sieben Jahren, aber jetzt bin ich hier fremd. Schlimmer als fremd, nicht mehr daheim.“

So trieb es ihn schon nach vierzehn Tagen wieder fort. Am Abend vor seiner Abreise lud ihn Roßhaupt zu einem Gang vor das Tor, und dort, im Gebüsch, blieb der Wachtmeister stehen und sagte kurzweg: „Wenn es mich legt, Schwager, so weiß ich zwei Wege. Die Anne geht mit dem Jungen zu dir, oder der Junge geht allein zu dir. Bist du einverstanden?“

Eine Weile schwieg Peter Wingen, dann antwortete er, ohne die kleinste Überraschung zu zeigen, als hätte dieses Gespräch und Roßhaupts Vorschlag schon lange zwischen ihnen gelegen.

„Der Jung ohne die Anne, das ist für ihn und für uns gescheiter. Aber es kommt darauf an, ob die Anne das erträgt.“

Da erwiderte Hermann Roßhaupt schlicht: „Die Anne erträgt alles, was sein muß. Überhaupt die Anne —“ Und im abgebrochenen Satz klang der liebevolle Respekt vor seiner Frau.

Peter Wingen reiste ab, und Anne hat von diesem Gespräch nichts erfahren.

Als die Novembernebel das Rheintal füllten, wurde dem Wachtmeister das Treppensteigen noch saurer als bisher, aber er wollte nichts von einer Ablösung im Dienst wissen.

„Der Blasebalg hat eine Schwarte, ja, aber ich werd dem Teufel was tun und den Postendienst quittieren. Ich könnt ja nicht mehr durch die Straßen gehen, ohne rot zu werden“, antwortete er grimmig, und als der Polizeiinspektor ihm die Führung der Meldezettel abnehmen wollte, um ihn nicht zuviel in die verräucherte Wachtstube zu zwingen, sah er darin eine Zurücksetzung, die er gehorsam, aber bitter räsonierend ertrug.

So kam es, daß er fortan mehr auf der Straße zu finden war, und daß sein Sohn ihm täglich begegnete. Und da fiel dem Knaben zum erstenmal ins Bewußtsein, daß sein Vater nur ein Untergeordneter war in der Welt, die ihn umgab.

Will hielt sich zu den Söhnen der Beamten und Offiziere und hatte dies anfänglich aus einem unbestimmten Zugehörigkeitsgefühl heraus, dann, als die äußere Erscheinung abgeschätzt wurde, bewußt getan. Er war gekleidet wie die andern. Annes Schneiderkunst hatte vor den Anzügen ihres Sohnes nicht haltgemacht, und sie kleideten ihn so gut wie vom Schneider gefertigt.

Aber die Zeiten, da Will stolz war auf den hohen Rang und die allmächtige Gewalt seines Vaters, waren dahin. Jetzt schlug der Pendel seiner Gefühle nach der andern Seite aus, und er schämte sich fast des „Polypen“, er ging nicht mehr gern mit ihm spazieren, wenn er in Uniform war, er schlug einen Bogen, wenn er ihm in Begleitung seiner Klassengenossen begegnete.

Eines Tages rief der Wachtmeister ihn an. Es war ein trüber Novembertag, tief strichen die Wolken, ein feuchter Brodem hauchte vom Rhein herauf durch die Gassen.

Will kam mit Felix Haidwolf, Kurt von Lauppach und Max Elmhorst die Kasinostraße herauf.

Da stieß er an der Ecke der Klemensstraße auf den Vater. Sie sprachen gerade davon, was sie einmal werden wollten, und spähten dabei in den Dunst, der in einer Entfernung von fünfzig Schritten opalisierende Schleier um die Straßengänger warf.

„Da kommen sie“, sagte Max. Und sofort wechselten die Knabengesichter den Ausdruck. Etwas Sehnsüchtiges trat hinein, wurde dann bezwungen, zurückgestellt und dafür ein feierliches, den Couleurstudenten abgelauschtes und übertrieben ausgeprägtes Gesicht aufgesetzt, das stand in seltsamem Gegensatz mit dem Schmelz der Knabengesichter.

Aus dem schimmernden Brodem traten ihre „Flammen“, zu zweien eingehängt, scheinbar nur mit sich beschäftigt, die blonden und die braunen Köpfe tief gesenkt, im eifrigsten Gespräch, langsam wandelnd, als trügen sie wirklich brennende Flämmlein vor sich her, die Mappen am Arm, die Füße schön aufsetzend, daß der weiße Strumpf zwischen Schuh und Kleid jedesmal voll hervortrat.

So kamen sie geschritten, schienen von dem abgekehrtesten zu reden und ließen dabei unter den Stirnlöckchen die muntern Blicke wie Blitze aus dem Gewölk schießen, um die Begegnung, auf die sie brannten, und die sie jetzt auch sich selbst gegenüber nachlässig als Zufall behandelten, voll auszukosten.

Aber in dem Augenblick, da die Buben die Mützen hoben und mit ihnen einen wundervoll geschwungenen Bogen schlugen, der von ihren Stirnen beginnend gen Himmel stieg, dann mit ausgestrecktem Arm langsam bis zu den Knien herabsank, während ihre Augen ernst, wie es dem Andächtigen geziemt, auf die Gleichgültigkeit heuchelnden, vornehm nickenden Mädchen gerichtet waren — in diesem feierlichen Augenblick höchster Sammlung und Spannung aller Gefühle erschien zwischen den beiden Parteien plötzlich die massige Gestalt des Wachtmeisters Hermann Roßhaupt.

Wahrhaftig, es war nicht anders, als grüßten die stolzen Knaben mit federnden Mützen und schwellendem Herzen den Oberpolypen, und als glitten die Taubenblicke der schönen Kinder schmelzend über sein weißbärtiges, faltig gewordenes Unteroffiziergesicht unter dem altmodisch gebogenen Helmdach.

Kam sogar noch die Sonne herzu, bohrte ein Loch in das graue Gewölk und warf aus silbernem Scheinwerfer ein überirdisches Licht auf diese Begegnung, daß Regenbogenfarben von der schweren, dunklen Gestalt des Wachtmeisters ausgingen, der zwei Stunden durch die feuchtesten Gassen der Schifferstadt patrouilliert hatte und nun den Rheinbrodem ausdampfte. Aber keine Fiber zuckte in den Knabengesichtern, auch dann nicht, als Hermann Roßhaupt dankend die große Hand an den Helm legte. Nur in Wills Gesicht kam und ging die Glut.

Doch da geschah das Unerhörte, daß der Wachtmeister, noch ehe die bunten Mützen ihren wundervollen Bogen vollendet hatten und auf die Häupter zurückgekehrt waren, seinem Sohn mit tiefer, freundlicher Stimme zurief: „Will, Jung — komm emal her!“

Diesmal verfärbten sich alle, und die Mädchen, diese kecken, grausamen Kinder, kicherten. Alle vier kicherten. Auch Wills Flamme loderte in einem Kichern auf, daß sie plötzlich alle Haltung verloren und mit beschwingten Schritten davonflatterten. In diesem Augenblick haßte Will seinen Vater. Und zugleich stieg ihm der Zorn in einer roten Wolke aus der Brust und jagte ihm die Gedanken aus dem Hirn, daß er, wie blind und taub geworden, langsam, mechanisch, starr weiterging.

Der Wachtmeister stand noch mitten im Schnittpunkt der Straßen, und die Wagen machten einen Bogen um ihn, die Fußgänger zogen an ihm vorüber — er stand wie eine Säule, den Ausdruck eines bitteren Schmerzes, der mit rührend komischer Verblüffung gemischt war, im hartlinigen Gesicht — stand auf zitternden Knien, die den schweren Leib nicht mehr tragen wollten und doch trugen, und starrte ihm nach.

Er starrte seinem Sohn nach, und dieser Sohn, der so gut sein Sohn war wie einer, schämte sich seiner — ja — soviel Grütze und soviel Räson besaß Wachtmeister Roßhaupt auch noch, daß er fühlte und erkannte, wie sein Sohn sich schämte, sein Sohn zu scheinen! Donnerkeil — was war das! Und Wachtmeister Roßhaupt sah auf einmal das Bild der Jungfrau im Grünen vor

sich mit dem Jesuskind und dem Staatsjung, dem heiligen Johannes, und die Jungfrau hatte die Stirn und die Augen der Anne Wingen von Rhens, und er hörte plötzlich ein Kind weinen im leeren dunklen Theaterhaus, und dann pfiff jemand hell und klar die Romanze Fra Diavolos: „Seht ihr auf Felsenhöhn — — — —"

Ein Anruf riß ihn empor — ein Gassenjung strich vorbei und pfiff das Lied — eine Equipage flitzte vorüber, darin saß die Gräfin Holle, klein und hager, die Kaiserliche Livree auf dem Bock — Wachtmeister Roßhaupt salutierte . . .

Sein Sohn ist nicht mehr zu sehen.

Roßhaupt geht weiter. Er ist im Dienst. Er hat den Posten am Rheinischen Bahnhof und darf sich nicht verspäten. Er geht schnell, aber es kommt ihm so vor, als wäre es die Schnelligkeit einer Schnecke.

Nun ist Will fünfzehn Jahre alt, nun kann ihm jeden Tag einer ins Ohr sagen, daß er nicht seines Vaters Sohn ist. Und gibt es nicht Söhne, die sich nicht als die Söhne ihrer Väter fühlen, trotzdem sie deren Fleisch und Blut sind? Und der Wachtmeister denkt an seinen eigenen Vater und hat keine Erinnerung an ihn. Irgendwo im Thüringischen hat ein Bergmann gelebt, der hat im dunkeln Stollen gepocht, und auf der heitern Erde ist eine Rotte Kinder umhergekrochen, und eines davon war Hermann Roßhaupt. Auseinandergesprengt sind alle. Wie die reifen Samenkerne aus den Kapseln springen und ins Weite rollen, so sind die Bergmannskinder zerstreut worden.

Aber Will, der ist vom Wind getragen worden, wie die Lichter der Butterblumen, die die Wiesen gelb färben und dann ihre weißen Strahlenkugeln aufstecken. Man bläst sie aus, und sie fliegen, fliegen, und so ein Lichtchen, so ein Dingelchen wie ein Strahlenkerzchen mit einem Klümpchen unten dran ist der Will gewesen, und auf der Wiese, auf der die Mutter Gottes sitzt, da ist das Kräutlein gewachsen, und der Heilige Sankt Johannes mit dem Kraushaar und dem trotzigen runden Gesicht, der hat das Lichtchen ausgepustet, und es ist geflogen, geflogen, geflogen — — — —

Der Bahnhof liegt vor ihm, er spürt das verdammte Herzklopfen wieder und atmet schwer. Rechts recken sich die hohen, rauchgeschwärzten Häuser über die alte Stadtmauer, links läuft das Gitter des Güterbahnhofes. Und er muß sich erst klar werden, wer er ist, dann denkt er wieder an seinen Sohn und an die Anne, und was geschehen soll, wenn er nicht mehr da ist.

Er hat alles aufgeschrieben, seinen letzten Willen aufs Papier gesetzt, wie einer, der Tausende hinterläßt. Warum hat ihn der Will verleugnet? Sein Jung! Sein Jung! Und er wundert sich über sich selbst, daß er keinen Zorn im Leib hat, keine Hitz im Blut, kein Mark in den Knochen, daß er so schlapp ist, so weich!

Da rauscht es ihm wieder so wild, so laut in den Ohren, als wäre ein Geschrei um ihn her, ein Lärm und Gespreng hinter ihm, und er sieht Will in seinem Samtanzug schmutzig, rußig vor Kaiser Wilhelm stehen und — — —

Aber da schreckt er auf. Er hat nicht geträumt, hinter ihm von der Löhrstraße her schallt wirklich Geschrei und Lärm, und mit einem Schlag ist er wieder der Wachtmeister Roßhaupt und macht auf dem Fleck kehrt. Und da kommt es auch schon auf ihn zu, ein Wagen, zwei Pferde davor, er sieht kleine runde Bierfäßchen wie Kanonenkugeln von dem Brückenwagen über die Gasse fliegen. Gerade biegt das durchgehende Gespann in den engen Straßenschlauch, links die Eisengitter, rechts die alte Stadtmauer, kein Kutscher mehr auf dem Bock, knallend schlagen die letzten Fässer herab.

Hermann Roßhaupt steht zwischen den Durchgängern und den vielen Menschen, die soeben aus dem Bahnhofsportal strömen, in einer Minute ist ein großes Unglück geschehen, wenn — ja, wenn —

Da weiß er nichts mehr als stehenbleiben, breit und fest, da streckt er die Hände, streckt die Arme aus und spreizt die Beine. Und auf einmal ist ihm warm im Leib und klar im Kopf, spannen sich die Sehnen, werden die Knochen wieder hart. Sein großflächiges Gesicht, die strengen Augen in den mächtigen Höhlen, das runde, feste Kinn, der geteilte weiße Bart, die starke gerade Nase — es ist alles in Entschlossenheit erstarrt.

Sie sind heran. Ein blitzendes, schnaubendes, wirbelndes, klirrendes Gewirr von Köpfen, Mähnen, Hufen, Ketten und Stangen, ein Prall, ein Fluch, zwei Fäuste hochgestemmt an den geifernden Mäulern, Rosse wie Türme so steil, berstendes Holz und schwirrende Splitter, ein Knäuel von Leibern — ein Helm fliegt weit über die Gasse, graues, dünnes Haar flattert auf, und nun ein Wiehern, wie ein einziger schriller Trompetenstoß, dann stürzt das aufgestaute Chaos dumpf prasselnd in sich zusammen.

Als sie herzusprangen, lag Wachtmeister Roßhaupt gestreckt zwischen den Gäulen. Das Handpferd hatte er mitgerissen, Blut tropfte aus den Nüstern des Tieres auf den Toten. Die Deichsel war gebrochen, aber am Wachtmeister fand sich keine Wunde.

Ein Herzschlag hatte ihn getötet.

In seinen Zügen stand wie aus Erz gegossen der Ausdruck unbeugsamer Pflichterfüllung, und dieses Gesicht erweichte sich erst, als er in seinem Bett auf den Sarg wartete.

Da wurde es so weich, so klar, daß es wie ein verstecktes Lächeln in seinem Mund und Augenwinkeln saß und Anne ihn nicht genug anschauen konnte — nicht mehr genug, bis sie über ihm zuschraubten.

Er lag im Sarg, und der stand riesengroß in der hellen Stube. Noch zwei Stunden, dann trugen sie ihn hinaus. Da trat Anne in das Totenzimmer. Die Lichter standen farblos in der Helle.

„Will, steh auf," sagte sie und machte sich Vorwürfe, daß sie ihm erlaubt hatte, auch eine Stunde die Wache am Sarg zu halten. Er lag auf den Knien, die Stirn an die schwarze Sargwand gepreßt, von den welkenden, stark riechenden Kränzen halb verdeckt.

Er richtete sich in die Höhe. Ein weißes Gesicht, in dem der erste unfaßbare Schrecken des Lebens dämmerte.

„Mutter, ich bin's schuld!"

Es war das erste Wort, und es flog wie eine Kugel aus dem Rohr. Aber es traf nicht. Mutter Anne schüttelte sanft den Kopf.

„Was du nicht redest! Er ist uns schon lang nur noch auf Zeit geschenkt gewesen.“

Und sie strich über das geschwärzte Holz des Sarges und blickte mit Augen, in denen kein Licht mehr brannte, die ganz dunkel und stumpf geworden waren seit vorgestern, ins Weite, durch Wand und Mauer ins Weite.

„Doch, ich bin's schuld. Ich hab ihn ja aus dem Weg gewünscht, ich hab mich ja geschämt, weil ich — Mutter, glaub mir's doch, daß ich's schuld bin!“

Er stammelte, bettelte, schrie — und brach dann in ein tränenloses würgendes Schluchzen aus, beide Arme über den hohen, breiten Rücken des Riesensarges geworfen, daß die Kränze herabschossen und eine Wolke sterbenden Blumenduftes aufstieg.

„Jung, laß ihn schlafen!“ antwortete Anne, und in ihrer Stimme klang ein Befehl.

Langsam sammelte sie die Kränze und legte sie sorglich wieder auf den Sarg. Dann ging sie hinaus, denn schon kamen die ersten Leidtragenden, und in der Nebenstube war ein Stimmenmurmeln und Scharren von Menschen.

Nun hatte Will Roßhaupt ihn nur noch wenige Minuten allein.

Er spürte, wie ihm ein geheimnisvolles Grauen mit tausend Spinnenfüßen den Rücken hinauflief und ehrfürchtige Angst ihm am Herzen riß, daß es ihn hin und her schlug wie eine Glocke.

Er hatte nicht gewußt, was geschehen war, als der Kommissar gekommen war, um die Witwe auf ihren neuen Stand vorzubereiten.

Anne hatte nicht aufgeschrien, war nicht zusammengebrochen, hatte den Kommissar zur Tür und an die Treppe begleitet und war hier stehengeblieben, bis sie Hermann Roßhaupts Leichnam im Tragkorb die Treppen heraufgebracht hatten. Und neben ihr stand Will, hörte alles, hörte den unerträglichen Lärm, den die Schuhe machten, das Keuchen der Träger, ihre leisen Zurufe, sah die schwarze Last aus der Tiefe steigen, höher und höher.

Seltsam gedämpfter Widerhall zog durch das leere Haus, und dann lag ein mächtiges Antlitz von der Farbe durchsichtigen Wachses fremd und unwirklich in den Kissen, die Hände gekreuzt, die Gestalt gereckt. Wachtmeister Hermann Roßhaupt und doch ein anderer — trotz des Friedens, des Lächelns, das so verklärt war, so weit über seinem gutmütigen herzlichen Schmunzeln stand, das alle an ihm kannten — etwas so Mächtiges, daß der Knabe die Schauer der Ewigkeit wie Wellengeriesel über sich herabrinnen fühlte.

Nun lag der Leib des Vaters in diesem schwarzen, mit unechten Silberstreifen gezierten Sarg. Und Will rückte dicht heran an diesen Sarg. Der war ihm nicht fremd, nicht leer, nicht tot. Wenn er die Stirn an das Holz lehnte, war ihm, als wär er dem Vater näher, ganz nahe, als könnten sie einander wieder sehen und halten. Jetzt, da er ihn nicht mehr sah, war er wieder lebendig geworden, das Gesicht wieder freundlich in seiner bärbeißigen Strenge und nicht mehr diese gewaltige Totenmaske mit der Ruhe des ins ewige Licht Schauenden, sondern der simple, gute, liebe Vater. Und „Jung, mein Jung — Jung, komm her“, rief er mit seiner von Tabak und Nebel rauh gewordenen Stimme aus dem dumpfen Haus!

„Vater!“ schrie Will. „Vater, lieber Vater!“ und warf sich schluchzend, wimmernd über den schwarzen, großen Sarg.

Da legte sich eine feste Hand auf seine Schulter, und Peter Wingen, noch übernächtig von der langen Eisenbahnfahrt, sprach zu ihm: „Komm, Will, jetzt beiß den Kerl heraus! Jetzt marschiert der Sohn zuerst hinter dem Sarg, und den will ich sehen, der dich nicht bolzengrad an deinem Platz findet!“

Die Stimme klang klar, von keinem Grauen beschwert. Wie von einer Feder geschnellt, stand Will auf. Mit einem Schlag war alles in ihm ruhig geworden. Und dann sah er Peter Wingen die Hand auf den Sarg legen und hörte ihn sagen: „Brav gestorben, Hermann — brav gelebt und brav gestorben!“

Da knackte der Sarg, als reckte sich der Tote in Achtungstellung, und der Kranz, den der Schloßkastellan namens der Kaiserin dem ehrlichen Wachtmeister zu oberst gelegt hatte, ließ ein paar weiße Rosenblätter fallen.

Was dann folgte, ging wie ein Wandelbild an Will vorüber. Er war an seinem Platz, aber er sah sich selbst gehen und lebte alles doppelt. Am Grab stand er scheinbar teilnahmlos neben Wingen, aber als die erste Handvoll Erde aufschlug, stieg ihm Grauen und Schmerz in einem Schwall zum Munde, und als er selbst in die Schaufel griff, auf der ihm der Totengräber mechanisch den Erdzoll reichte, da war er so entsetzlich blaß, daß Wingen rasch seinen Arm ergriff. Dann begannen ihm plötzlich die Tränen das Gesicht zu überströmen, wie in seinem ganzen Leben noch nicht.

Am Abend, da sie Hermann Roßhaupt am Fuß der Kartause ins Grab gesetzt hatten, klang das Theater von Musik, und ein anderer stand Posten im Vestibül.

Anne saß am Tisch unter der Hängelampe und las den letzten Willen ihres Mannes.

Sie war allein, aber nebenan tönte die Stimme ihres Bruders, der zu Will sprach. Und als Anne die schweren, zittrigen Schriftzüge gelesen, vom ersten Wort bis zum letzten geringelten Schnörkel, den Hermann Roßhaupt unter seinem Namen durchzog, da faltete sie die Hände und überlegte. Roßhaupt hatte recht — ja — er hatte recht — — —

Sie war von gestern auf heute eine alte Frau geworden. Und noch etwas war geschehen, das erkannte Will erst später — eine Veränderung in ihrem Verhältnis zu dem Sohn. Als wäre er nicht mehr ihr Sohn, als stünde er ihrem Fleisch und Blut ferner, als der, der jetzt von ihr genommen worden war. Sie hatte Will so zärtlich lieb wie je, sie dachte nicht daran, daß er ein angenommenes Kind war, aber es kam etwas von jener Zärtlichkeit und jener Liebe in ihr auf, wie sie Großmütter für die Kinder ihrer Kinder empfinden.

Sie war eine alte, stille, rastlos tätige Frau. Und als vierzehn Tage vergangen waren, stand Will Roßhaupt noch einmal mit ihr auf dem Kirchhof, sie zupfte

hier und ordnete da, daß das Grab hübsch propper aussah, bis das Steinkissen darauf zu liegen kam und der Efeu eingewurzelt war.

Will nahm Abschied von dem Grab des Vaters und von der Mutter, dann fuhr er allein ins ferne Elsaß. Mit einem Herzen wie ein Stein so schwer, aber auch so spröd und hart wie ein Stein. Er fand es in der Ordnung, daß die Mutter sich nicht vom Theater, von der Stadt vom Rhein und von dem Grab an der Kartause hatte trennen können.

Irgend jemand — er wußte nicht mehr wer — hatte zum Abschied zu ihm gesagt: „Glück auf die Reis', mein Jung, vielleicht findest du dort die Heimat!"

Nun rollte der Zug aus den Festungstoren ins Freie. Will wischte die Scheibe blank und sah die Lebensbäume des Kirchhofs, wo der Wachtmeister die Ruh gefunden, schwarz und ernst, kerzengrad im stillen Lichte stehen. Dann blitzte der stahlgraue Strom zur Linken, und im Dämmer versank das Jugendland.

Die Straße der Erkenntnis.

Als Kaspar Hauser unter die Menschen trat, war er nicht viel hilfloser und törichter als Will Roßhaupt, der plötzlich ins Elsaß verschneit war und in jenem dumpfen, träumenden und scheuen Alter, das noch alle Möglichkeiten und noch keine gangbaren Wege kennt, mitten unter fremde Menschen und in fremde Verhältnisse geschleudert wurde.

Da ist ihm zum erstenmal jene zur großen Freundin geworden, an der er auch als Kind schon unbewußt gehangen — die Natur. Zuerst von allem hat er die Landschaft verstehen lernen, lange vor den Menschen. Dieses Gartenland mit seinen weit in die Ebene wandelnden Rebbergen, den stillen Flüssen, dem grünen Buschwald, den schönen Linien der Berge, die hochgereckt, von ungezählten Tälern aufgesprengt, das Bild gen Westen schlossen, diese sehnsuchtsvoll geschwungene blaue Linie der Vogesen hat ihn an sich gezogen. Dieses weite, ruhende Land hat zuerst den Knaben Wilhelm Roßhaupt in sich aufgenommen und ist ihm zuerst lieb geworden. Lange vor den Menschen, vor allem, was jetzt neu zu ihm drängte und begriffen sein wollte. Begriffen und erobert!

Und seltsam, Will, der so rasch von Peter Wingen angezogen worden war, als dieser in Koblenz auf Besuch weilte, kam jetzt über eine gewisse Kühle nicht hinaus. Etwas Leichtes und Kameradschaftliches war in ihrem Verhältnis, aber die innersten Türen zu der Seele des Jünglings hat Peter Wingen nicht erschlossen.

Ein Fremdling, ein Sucher, ging Will umher. Die Schule stürmte mit neuen Eindrücken auf ihn ein. Andere Methodik, veränderter Lehrplan, neue Lehrer und fremde Genossen — und manches, das er gelernt hatte, nicht zu gebrauchen und vieles, das er nicht gelernt hatte, notwendig.

Aber allmählich fand Will doch mehr Freiheit zu atmen in der Schule als auf dem Gymnasium zu Koblenz. Weniger herkömmliche Tradition, mehr frisches und ungebundenes Leben, nicht alles ausgeglichen, aber anregender als im Eck zwischen Mosel und Rhein. Trotzdem aber hat er die Schule nur als einen lästigen Zwang empfunden, der ertragen sein muß.

Fremder aber als allen stand Will der Frau Peter Wingens gegenüber. Als er angekommen war, von der langen Fahrt und der Fülle der Eindrücke stumpf und taub, da hatte ihn auf der dunklen Schwelle unter dem alten Torbogen des Hauses, das auf der Wallmauer aufgepflanzt war, eine schlanke, hochgewachsene Frau umfaßt und auf den Mund geküßt. Mit kühlen, festen Lippen, und er war einen Augenblick gegen eine runde Brust gedrückt worden, in der er ein starkes Herz kräftig schlagen hörte.

Am andern Morgen aber, als er in die Stube trat, wo Eugenie Wingen, geborene Dantlo, mit Abstauben beschäftigt war, das volle schwarze Haar noch unfrisiert mit einigen Nadeln kreuz und quer auf dem Kopf festgesteckt, da rief sie: „Mein Gott, was für ein großer Bub! 's ist ein Herr, und was für ein artiges Gesichtel! Melanie, Kättele, kommt geschwind — seht, welch großer Jung!"

Und aus der Nebenstube kamen die Zwillinge, die sie vor zwölf Jahren geboren hatte, mit frisch vom Wickelholz gelösten Locken, die Haarfransen bis auf die feinen Augenbrauen gestrichen, in ihren hübsch aufgeputzten Kleidchen und betrachteten den Vetter von allen Seiten.

„So küßt ihn doch!" rief die Mutter und knüpfte die Schleife ihres selbstgefertigten Kattunmorgenrockes auf der Brust unwillkürlich zierlicher, denn die Eitelkeit regte sich auch in ihr vor dem Vetter vom Rhein.

Und nun hatte Will erst die kecke Melanie, dann das stille Kättele küssen müssen.

Er stellte sich schrecklich ungeschickt, denn er kannte die Sitte nicht und wußte gar nicht, was er sollte, als Melanie sich auf die Zehen reckte und dem stocksteif Dastehenden die flaumige Backe hinhielt. Da drückte sie selbst die Wangen an seinen spröden Mund, erst die rechte, dann die linke. Und nun kam das Kättele, das ein wenig rot geworden war, und hielt ihm auch die Backen hin.

„Ja, das hat der Pierre auch nicht gewußt, wo er ins Elsaß gekommen ist, aber er hat's geschwind begriffen", sagte die Mutter lachend.

Da küßte Will, um ein Ende zu machen, das Kättele hastig mit trockenen Lippen.

„Na — und wo bleib ich?" rief Madame Wingen, aber als sie einen unsicheren, beinahe feindseligen Blick in Wills Augen aufzucken sah, erließ sie ihm die Begrüßung, und Will hat sie nicht mehr erneuert.

„Ja, mein Jung, wir sind halt im Elsaß", sagte Peter Wingen, wenn er etwas verwunderlich fand, und nicht immer war die Erklärung richtig. Peter Wingen war ein Mann, der seine Pflicht leicht und heiter tat und sein Stückchen musikalische Phantasie dabei brav in der Zucht hielt, zu Hause aber den Oberbefehl in den Händen seiner Frau ließ. Und wenn er anfangs vielleicht gegen die elsässische Führung des Haushalts und die Erziehung der Kinder nach französischer Tradition angekämpft hatte, so war er jetzt längst zur Anerkennung der Verhältnisse gelangt, die stärker waren als er.

„Papa ist ein Preuß, aber wir sind Elsässerinnen", sagte Melanie.

Will aber lernte mit den hübschen Kindern ein fließendes Französisch sprechen, und da geschah es eines Tages, daß Madame Wingen zu ihrem Mann sagte: „Er redet das Französisch bald besser als wir andern. Er hat eine wundervolle Aussprache. Der ist am Ende gar kein Preuß, wie du, Männele."

„Dummheiten", antwortete Peter kurz.

Will hatte hinter der Laube am Geländer des Terrassengärtleins gestanden und jedes Wort gehört. Er blieb unbeweglich stehen, schämte sich, daß er ohne Absicht etwas erlauscht hatte, und scheute sich doch, seine Anwesenheit kundzutun.

„Warum Dummheiten? Er hat doch gar nicht das Aussehen eines Preußen. Er ist eher ein Franzose oder ein Pole."

Sie stockte.

„Kein Preuß nach der Regel, blond, steif, schroff und so weiter und so weiter", fiel Peter Wingen gereizt ein.

Jetzt wollte Will sich bemerklich machen.

Aber da stand er plötzlich wie Stein.

„Begehr nicht auf, Männel, es gibt Dings und Dings, und du hast mir selber gesagt, daß der Bub nicht der rechte Sohn —"

„Schweig, Eugenie, kein Wort mehr! Daß ihr Weiber auch nichts bewahren könnt!"

Und der Ton Peters war so scharf, daß er ihr die Rede glatt vom Munde schnitt.

Will Roßhaupt blickte starr in das junge Lindenlaub, das dicht vor ihm aufstieg.

Die Frühlingsonne spielte darin und tupfte gelbe, runde Kringel auf den Lindenwall hinab, der sich um die alten Häuser zog. Feine, weiße Schleierwölkchen schwebten in der klaren, blauen Luft.

Und auf einmal fiel auch in Wills dämmerndes Innere ein helles Licht. Aber es tat weh. Die ganze innere Welt brach darunter zusammen, als hätte sie nur im Dämmerdunkel bestehen können. Irgendeine Ahnung — er wußte nicht, ob sie längst in ihm geschlummert hatte oder vor Jahren gefallene und unverstandene Andeutungen in seinem Ohr haften geblieben waren — irgend etwas wurde in ihm geweckt und schlug erschreckt die Augen auf. Er wußte mit einem Schlage, daß über dem Anfang seines Lebens ein geheimnisvolles Dunkel lag.

(Fortsetzung folgt.)

In den Weinbergen am Rhein.

Von G. S. Urff. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen des Verfassers für die „Woche".

Das war ein denkwürdiger Sommer im Kriegsjahre 1915, der uns in mehr als einer Hinsicht in der Erinnerung bleiben wird, auch ganz abgesehen von den kriegerischen Ereignissen. Namentlich was die Witterungsverhältnisse anbetrifft, zeigte sich der Sommer als ein Sonderling unter seinesgleichen. Zunächst die wunderbaren Aussichten auf eine einzigartige Ernte. Dann die lange Zeit der Dürre, in der die heiße Sommersonne alles zu versengen drohte. Endlich der Regen, der wie mit einem Zauberschlage die Pflanzenwelt zu neuem Leben rief. Nun, nachdem der Boden genug Feuchtigkeit aufgenommen hat, scheint die Sonne wieder die Herrschaft zu übernehmen, um den Früchten die volle Reife zu geben. Gewiß war der Sommer eine lange Zeit der Hoffnung, in der uns mancherlei Enttäuschungen nicht erspart blieben.

Für ein Gewächs ist die Witterung bis jetzt durchaus günstig gewesen, für die Weinrebe. Mit schweren Sorgen haben wohl die deutschen Weinbergbesitzer zu Beginn dieses Jahres der Zukunft entgegengesehen. Seit 1911 hatten sie so gut wie keinen Herbst gehabt. Große Summen hatten sie alljährlich für die Weinberge aufgewandt, alles war verloren. In den beiden letzten Jahren hat man sich die Lese überhaupt ersparen können. Vielfach waren selbst in guten Lagen am Rhein die Rebpflanzungen aufgegeben worden. Kartoffeln und Bohnen zog man an Stelle der edlen Rebe. Besondere Schwierigkeiten schien der Krieg mit sich zu bringen. Die Weinbauern waren zum großen Teil unter die Fahne gerufen. Wer sollte die Arbeit leisten, wenn es galt, den Weinberg zu bestellen oder die Schädlinge zu bekämpfen? Große Schwierigkeiten machte auch die Beschaffung des Schwefels, dieses für den Weinbau geradezu unerläßlichen Hilfsmittels zur Bekämpfung einer der schlimmsten Traubenkrankheiten, des Oidium Tuckeri, des Traubenschimmels (Abb. 3). Von Sizilien durfte kein Schwefel mehr ausgeführt werden, und der im Lande vorhandene Vorrat war längst für Heereszwecke beschlagnahmt worden. Schließlich hat sich aber doch alles geregelt. Die Arbeiterfrage ist durch vermehrte Heranziehung der



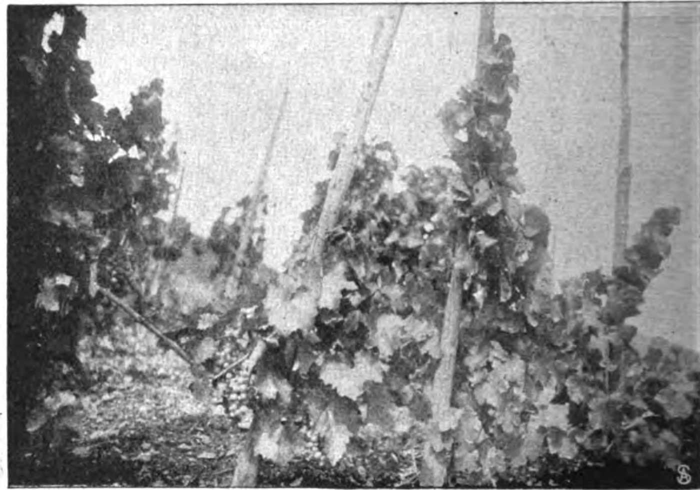
1. Aufbinden der Reben.

Frauen und Jugendlichen, namentlich auch durch Zuteilung von Kriegsgefangenen so ziemlich gelöst, und der Schwefel ist rechtzeitig für die Winzer freigegeben worden. Die beste Tat vollbrachte aber doch die Sonne, indem sie gerade zur Blütezeit, im Mai und Juni, den Reben so sehr auf den Kopf brannte, daß ihnen alle Lust zum Kränkeln verging. So schnell wie in diesem Jahre ist die Blüte selten verlaufen. Dadurch ist nicht nur den Winzern eine Menge von Arbeit und Kosten erspart geblieben, sondern die jungen Trauben zeigten auch ein überraschend schnelles Wachstum und errangen bald eine große Widerstandsfähigkeit gegen alle Krankheiten. Als dann gegen Ende Juli die Regenperiode einsetzte, waren die jungen Trauben bereits derartig gekräftigt, daß ihnen weder Oidium noch Sauerwurm viel anhaben konnte. So bieten die Weinberge am Rhein heute einen herzerfreuenden Anblick. Wenn nicht alles trügt, so wird sich der Kriegswein 1915 den besten Jahrgängen an die Seite stellen dürfen. Möge er uns einen guten Willkommentrunk liefern für unsere heimkehrenden Sieger.



3. Das Schwefeln der Trauben.

Unsern Winzern wäre ein gutes Weinjahr aufrichtig zu gönnen, denn eine unablässige Sorgfalt müssen sie den Reben angedeihen lassen, und gar oft ist alle ihre Arbeit, wenn sie der Himmel nicht unterstützt, vergebens. Kaum zeigen sich im Frühling die ersten Triebe, so werden sie an die Pfähle herangezogen und festgebunden (Abb. 1).



2. Guter Behang.

Und dann bricht das Schneiden und Binden nicht ab bis zur völligen Entwicklung der Reben. Der letzte Schnitt wird im Juli und August vorgenommen. Man nennt ihn das Gipfeln (Abb. 5). Es besteht darin, daß man allen Trieben die Spitze nimmt. Dadurch soll bewirkt werden, daß alle Kräfte der Pflanze in die Trauben gehen. Auch das Holz kräftigt sich besser und kommt ausgereift und widerstandsfähig in den Winter. Nebenher geht fortgesetzt das Hacken des Weinberges. Der Winzer nennt es das Rühren (Abb. 6). Man bedient sich dazu einer zweizinkigen Hacke, um die Wurzeln der Reben nicht zu beschädigen. Würde man das Rühren unterlassen, so wäre bald der ganze Weinberg von Unkraut überwuchert, und den Reben fehlte es an Luft und Nahrung.

Jeder Fremde, der einen Weinberg zum erstenmal in der Nähe sieht, ist wohl erstaunt über den steinigen Boden, mit dem die Reben vorliebnehmen müssen. In Wirklichkeit kann von einem Vorliebnehmen nicht die Rede sein. Durch die jahrhundertelange Kultur ist der Boden so locker und nahrhaft geworden wie das allerbeste Gartenland. Nur die vielen Steine stören oft die Blicke eines Gartenbesitzers. Der Winzer läßt sie gern liegen; weiß er doch, daß sie ein gut Teil Sonnenwärme aufsaugen und an die Reben abgeben. Aus diesem Grunde ist es auch das Streben jedes vernünftigen Weinbauern, durch den Schnitt die Reben zu zwingen, ihren Haupt-



4. Blick auf den Rhein.



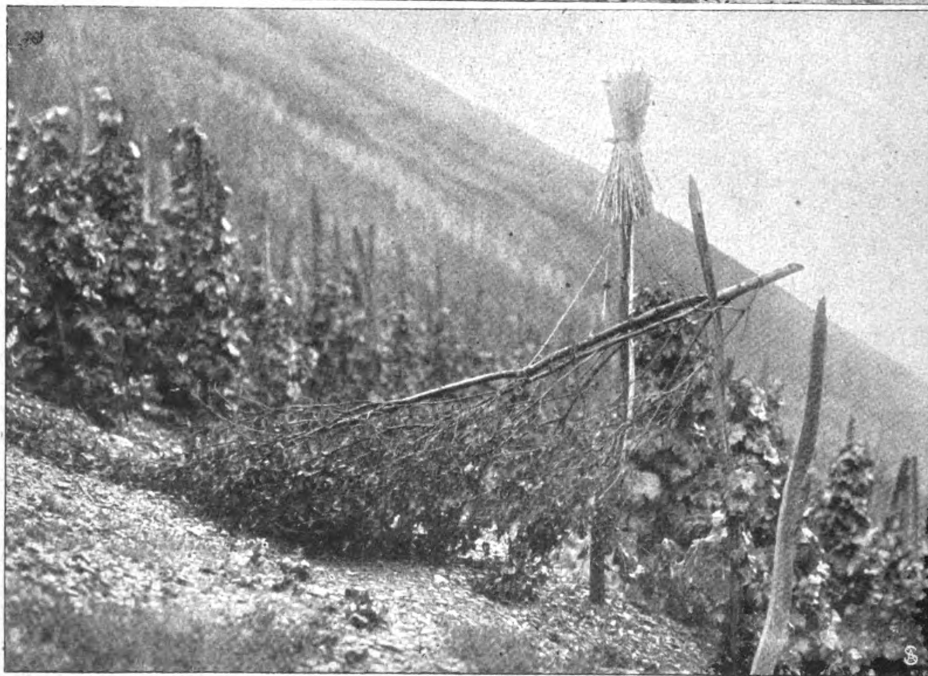
5. Das „Gipfeln" der Reben.

fruchtansatz in der Nähe des Bodens zu bilden. (Abb. 2.) Hier wirkt die Bodenwärme am günstigsten auf die Traube ein, hier entsteht das rechte Edelgut, das so manchem unserer Rhein- und Moselweine seinen guten Ruf verschafft hat und ihn auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen finden läßt.

Bis Ende August müssen die Arbeiten in den Weinbergen in der Hauptsache erledigt sein. Um diese Zeit fangen auch einzelne Sorten bereits zu reifen an. Sobald diese Zeit kommt, tritt in den einzelnen Gemeinden eine Kommission zusammen und einigt sich darauf, die Weinberge zu schließen. (Abb. 7.) Es hat dies auch den Zweck, Näscher fernzuhalten, die Hauptsache ist aber doch, zu verhüten, daß ein oder der andere Weinbergbesitzer seine Trauben zu früh erntet. Die ganze Gemeinde hat Interesse daran, daß in ihren Weinbergen die Trauben zur höchsten Güte gebracht werden, die überhaupt erreichbar ist. Denn Lob wie Tadel fallen weniger auf den einzelnen Besitzer als auf die Gemarkung, darin der betreffende Wein gewachsen ist. Jeder weiß, was er von einem Johannisberger oder Rauentaler oder Steeger Rießling zu erwarten hat. Es wäre nicht schön, wenn ein einzelner den guten Ruf einer Lage schädigen dürfte. Die volle Güte erlangen die Trauben erst sehr spät. In den langen Herbstnächten, wo die Nebel brauen, wo sich auch hin und wieder schon ein leichter Frost einstellt, nehmen die Trauben eine dunkelbraune Färbung an. Die Säure verschwindet gänzlich, der Geschmack wird voll und milde. Diese Veränderungen werden hervorgerufen durch eine Art Schimmelpilz, der gerade um diese Zeit in den Trauben seinen geeigneten Nährboden findet. Der Winzer bezeichnet diese Veränderungen als Edelfäule. Er weiß, daß gerade durch sie die besondere Würze eines Weines, seine „Blume“, erzeugt wird. Nach der „Blume“ eines Weines richtet sich ja sein Wert, den allerdings nur der Kenner richtig zu schätzen weiß. Möge der neue Jahrgang noch besser werden als der 1911er, der vielfach nicht gehalten hat, was er versprach.



6. **Das „Rühren“ des Weinbergs.**



7. **Weinberg geschlossen.**

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

17. Fortsetzung.

Vorläufig lag die „Hamburg" in Brake, und Kapitän Claasen bewies den Mannschaften, daß auch er den Dienst kannte. Die „Lübeck" wurde täglich erwartet, wenn es auch nicht gefahrlos war, sie von der Elbe nach der Weser zu bringen. Das feindliche Geschwader kreuzte so nahe vor den deutschen Strommündungen, daß der Weg über die Watten die einzige Möglichkeit bot, den flinken Kapern zu entkommen. In Bremerhaven wurden Gerüchte laut, daß Brommy an einen Blockadebruch dachte. In Brake raunte man sich zu, daß nicht umsonst die Maschinen und Kessel der Kriegsschiffe einer äußerst genauen Untersuchung unterworfen wurden. Und die Zeitung brachte alarmierende Berichte über die feindlichen Schiffe, über die wenig freundschaftliche Haltung der Helgoländer und die eigenartige Neutralität, die auf dieser englischen Insel im deutschen Meer beobachtet wurde. Wie im vorigen Jahre, führten Helgolands Lotsen auch jetzt die Kaper; auf der Insel war eine Kohlenniederlage für den Raddampfer „Geyser", der nach dem Tage von Eckernförde nach der Nordsee kommandiert war. Von der rußigen Bake aber, dem uralten Feuerturm, gab man Signale. Ist das Neutralität? fragte die Weserzeitung.

Es kümmerte Brommy nicht. Und seine Offiziere kümmerte es erst recht nicht. In der ganzen Marine herrschte fieberhafte Erwartung. Jeder war sicher, daß etwas bevorstand. Der Leutnant Tack, der schöne Belgier, sang auf dem „Erzherzog" so keck und kriegslustig: Malborough s'en va t'en guerre — und Leutnant King vom Flaggschiff „Barbarossa" summte trotz seines finsteren Aussehens: Rule Britannia. Auf der „Hamburg" gab Kapitän Reichert zehnmal am Tag das Kommando: „Klar zum Entern!" Und Kapitän Claasen sah dabei auf Ordnung und pfiff sein Lied: „Und die Jungfer Galathee" . . .

„Das ist wie vor dem Taifun", sagte er zu Peter Stürkens, den er natürlich sofort besucht hatte. „Und nun wollen wir nur aufpassen, daß wir nicht ins Zentrum kommen. Und ein Vergnügen ist es mit den fremden Offizieren. Aber mich soll es wundern, wie das mit der Flagge wird. Nun frage ich Sie, Herr Stürkens, ob uns die Hamburger nicht die liebste ist, Zakramento. Die Frau Baronin Trülülü — nehmen Sie's nicht for ewel, Herr Stürkens, aber in meinen Gedanken sag ich immer Trülülü von ihr, schon damit die Olsch nicht weiß, an wen ich denke — die Frau Baronin sagte, ihr ist die Flagge am liebsten, die am buntesten ist, weil sie am lustigsten aussieht. Sie ist für die Schiffahrt nicht geeignet. Ich glaube, wenn wir im Großen Ozean segelten, und es wäre eine einzige Klippe da, dann würde sie uns auf diese einzige Klippe setzen."

„Ja," sagte Stürkens lächelnd, „es ist möglich. Aber wenn wir Finsternis hätten, und es wäre ein einziger Sonnenstrahl da, würde sie ihn uns zeigen."

Da stand der Kapitän auf und machte ein grimmiges Gesicht.

„Hol's der Snappsack, Herr Stürkens, das ist so."

Und dann schwiegen sie beide und sahen auf die Weser.

Auch in Brake dachte man, daß etwas Besonderes vor sich ginge. Auf dem Klippkanner Groden wurde exerziert, als gelte es, jahrelange Versäumnisse einzuholen. Und neue Mannschaften kamen. 17 Mann schickte Lübeck; 37 kamen von Oldenburg; und täglich kamen Anmeldungen von Offizieren. Die Schanze auf Sandstede bekam ein Geschütz, und einigemal wurde auf dem „Barbarossa" Dampf aufgemacht, um das Heizen zu üben. Vor allem aber setzten die Ruderübungen die Braker in helles Entzücken.

Der Schusterlehrling konnte es nicht begreifen, daß die Frau Baronin an all den aufregenden Ereignissen so gar keinen Anteil mehr nahm. Baronin Edith ließ sich nicht mehr sehen.

Auch Kapitän Claasen schielte nach Großens Garten hin, sooft er vorüber kam, und fragte Babette nach ihr und versuchte, in Stürkens' Gesicht zu lesen.

„Ist sie krank?" fragte er.

„Nein, Captain, sie sitzt am Fenster und sieht über den Strom. Und wenn man zu ihr spricht, sieht sie froh aus und sagt, sie wartet auf den Frühling. Und die Luft hat sie müde gemacht. Die Luft ist schwer an der Küste."

Er sagte es mit so glücklicher, tiefer Stimme, und die grauen Augen sahen so voll tiefinneren Glückes aus, und das Gesicht war so verklärt, daß Kapitän Claasen die größte Entdeckung seines Lebens zu machen glaubte. Zakramento, min Jung, dachte er, nun hat sie dich!

Sie waren an der Kaje; beide sahen über die Weser. Stürkens hatte eben die große Lieferung über Teer, Tauwerk und Eisen abgeschlossen, die Brommy für die zu erwerbenden Schiffe als äußerst wichtig bezeichnet hatte. Denn wenn auch durch Kaufmann Groß ein großer Teil der für die Schiffe notwendigen Materialien bezogen werden konnte, da seine bedeutenden Niederlagen für Schiffsausrüstungen ihn wohl fähig machten, größere Aufträge auszuführen, mußte doch das meiste von England bezogen werden. Brommy war froh, in Stürkens einen Mann gefunden zu haben, der den Informationen, die er über ihn eingeholt, in jeder Weise entsprach.

Sie sahen über die Weser, aber sie wußten nichts zu sagen. Und als Kapitän Claasen dem früheren Chef die Hand zum Abschied reichte, konnte er sie gar nicht wieder loslassen. Immer wieder schüttelte er sie und sagte: „Zakramento." Und fing an zu lachen, obgleich es ihm merkwürdig jämmerlich zumute war. Und dachte auf einmal an den alten Stürkens, und wie dieser Mann ihn gebeten: „Achten Sie auf meinen Vater!" Er hatte nicht auf ihn achten können wegen der verfluchten Freiwilligen. Aber er hatte ihm gesagt: „Wenn Sie mich mal brauchen — denken Sie an mich, Herr Stürkens! Und wenn's mein Leben kostet, Herr

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Stürkens, ich geb's für Sie!" Warum fiel ihm das nun ein? Weil Peter Stürkens die Baronin Trülülü liebhatte? Paßten die beiden nicht zusammen wie zwei Mandelkerne? Und war's nicht eine reine Herzensfreude? Die kleine lachende Welle war für den ernsten Mann da vor ihm. Und er hatte sin Ohlsch. — —

„Gott verdamm mich!" sagte er und ließ die Hand fahren, machte kurz kehrt und ging in den Telegraphen. Und er trank da einen Steifen, wie er ihn getrunken hatte, wenn die „Nanni" Kap Horn hinter sich hatte. Und fühlte sich auch recht wohl dabei. Nur klang es nicht ganz so froh als sonst, als er sein Lied von der Jungfer Galathee sang.

Es war nicht nötig, daß er noch mal in Herrn Großens Garten ging. Kein Mensch hätte es ihm geglaubt, daß er es um 10 Uhr abends wegen der schönen Aussicht auf die Fregatten tat. Aber kein Mensch hätte auch gewagt, den stolzen Deckoffizier zu fragen, was er denn am Veilchenbeet oder bei der Weidenlaube zu tun hatte. Er stand vor dem Veilchenbeet, bis ihm wirklich alles blau vor den Augen war. Sakramento, sah sie ihn denn nicht? Wenn sie am Fenster saß, wie Stürkens sagte, mußte sie ihn doch sehen! Und wenn sie ihn sah, würde sie ihn auch rufen. Er könnte ja auch eine List anwenden. Er könnte sich noch mal das Bein brechen. Er war sicher, daß sie dann käme. Aber Kapitän Brommy würde auch kommen; und er war nicht sicher, wie der den Spaß aufnahm. Peter Stürkens sagte, die Luft ist so schwer? Und der Frühling ist's, der so müde macht? Aber ihn — es war merkwürdig — ihn machte der Frühling außerordentlich lebendig. Man könnte an Finkenwärder denken — und an eine junge Deern — und an einen hohen Zaun, über den man zu klettern pflegte, hol's der Snappsack. — — —

Und dann drückte Kapitän Claasen den Lackhut fester auf seinen Kopf, machte ein Gesicht wie ein bissiger Kettenhund, trat den Rückzug an und ließ den Schlepper klappern, daß es bis zur Weser schallte. Die goldenen Raupen an den Epauletten von dunkelblauem Tuch, die vergoldeten Knöpfe blitzten im Mondenschein; es war Vollmond. Golden fiel sein Licht auf den Strom, tauchte den Deich in weißes Licht, hob die dunklen Umrisse der Kriegsschiffe scharf hervor. —

Ein Mann kam langsam vom Hafen; kam dem Kapitän entgegen; ging wie jemand, der auf Geräusche achtet. Er war groß und schlank. Er erinnerte ihn an jemand, mit dem er schon einmal gesprochen in seinem Leben. Und jung war er. Und als er den Kopf scharf zur Weser wandte, die wie flüssiges Gold dem Meere zueilte, sah Kapitän Claasen eine kühn vorspringende Hakennase.

„Sakramento!" schrie er und lachte und hatte seine Frühlingsgefühle vergessen, „das ist ja — der Kuckuck soll mi tot pedden — der Freiwillige Wendemuth is dat ja — — —"

„Kapitän Claasen!"

Dietrich brauchte Sekunden, um sich von seinem Staunen zu erholen. Ganz traumhaft deuchte ihn die Begegnung.

„Wie ist denn das möglich, Kapitän Claasen, ich denke, Sie sind auf der ‚Deutschland' — —"

Wie sich der Kapitän freute! Und wie er lachte!

„Das ist nun so, Freiwilliger Wendemuth. Und manchmal hat man mehr Glück wie Verstand. Man will den Hund totslagen und trifft sin Ohlsch! — Und was machen Sie denn auf dem Braker Deich?" Denn das war doch eigentlich noch merkwürdiger als seine Anwesenheit vor Großens Garten.

„Ich bin nur mal so rübergekommen von Bremerhaven — —"

Hol's der Snappsack. Rübergekommen von Bremerhaven? Und er zog die Brauen hoch.

„Mir war das so, Freiwilliger Wendemuth, als wenn Sie ein Preuße wären?"

Ja, das war er, aber was meinte der Kapitän damit?

„Ich meine" — es klang recht hochmütig — „was haben Preußen in Bremerhaven zu tun?"

Dietrich lächelte.

„Und was haben Hamburger hier zu tun?"

Das war eine Frage, die den alten Kapitän recht überflüssig deuchte.

„Wenn man Offizier der deutschen Marine ist, Freiwilliger Wendemuth — —"

„Ich habe mich für die ‚Lübeck' gemeldet. Aber ich habe Urlaub, bis sie angekommen ist."

Sakramento! Nun war er auch auf der deutschen Marine! Er nahm den Lackhut ab, kratzte sich hinter den Ohren, sah Dietrich an und grinste verlegen.

„Es ist nur das, Freiwilliger Wendemuth, daß wir die Preußen nicht mögen. Leutnant King sagt, er traut den Preußen nicht und will nichts mit ihnen zu tun haben. Und die Belgier sagen, es ist mit den Afrikanern leichter als mit den Preußen. Und was die Schleswig-Holsteiner sagen, Freiwilliger Wendemuth, das wissen Sie selbst — —"

Trotz seiner Freude über die Begegnung schien Dietz wenig Lust zu haben, im Mondenschein preußische Politik zu treiben. Auch der Kapitän hatte keine Lust dazu; aber, dachte er, was will er auf dem Braker Deich? Zu einer Mondscheinpromenade kommt man doch nicht von Bremerhaven herüber?

„Sie hätten sich melden müssen", sagte er kurz. Richtete sich in seiner ganzen Länge auf. Trat einen Schritt zurück, verschränkte die Arme, wie er es vom Kommandanten Tack gesehen hatte, und zeigte keine Spur von Liebenswürdigkeit mehr. — „Sakramento, warum haben Sie sich nicht gemeldet?"

Dietz lachte ihm ins Gesicht.

„Weil ich das nicht nötig habe, Kapitän Claasen!"

Aber der Deckoffizier meinte es auf einmal verteufelt ernst. Er erinnerte sich ganz plötzlich, welchen Ärger er mit den Freiwilligen auf den Hamburger Kriegsschiffen gehabt. Er erinnerte sich, daß die Freiwilligen des Majors von der Tann geradezu berüchtigt waren wegen ihrer Tollkühnheit und ihrer dummen Streiche.

Da öffnete sich im Grossenschen Hause plötzlich ein Fenster, und eine lichte Gestalt beugte sich weit nach vorn — unwillkürlich zog Claasen den Freiwilligen in den Schatten des Kastanienbaumes, der seine Äste weit über die Deichkappe reckte — wütend sah er ihn an. — „Nun haben wir sie aufgeweckt, Gott verdamm mich!"

Dietz aber machte sich heftig frei. Fragte leise: „Wer ist's? Sagen Sie's, Kapitän Claasen, ich muß es wissen." — —

Und mit einem jämmerlichen Versuch, ein grimmiges Gesicht aufzusetzen, flüsterte er, daß es Edith hören konnte: „Wer soll's groß sein? Die Baronin Trülülü ist's!"

„Kapitän Claasen," rief Edith mit ihrer hellen Stimme, „o bitte, sind Sie's, Kapitän Claasen?"

„Nein, meine Dame!" brüllte der Kapitän und hielt Dietz die Faust unter die Nase.

„Sagen Sie doch wenigstens, mit wem Sie gesprochen haben!“ bat Edith. Und vor dieser bebenden, flehenden Stimme, die wie eine silberne Glocke durch die Mondscheinnacht klang, verkroch sich Kapitän Claasens zornige Aufwallung, verkroch sich alle Feindseligkeit, mit der er eben noch seinen früheren Freund bedroht.

„Das ist weiter nichts, Frau Baronin“, sagte er ganz weichmütig. „Wir haben bei Wilckens Grog getrunken. Und wie wir auf den Deich kommen, ist's Frühling, und der Mond scheint. Und Sie sollten das Fenster zumachen, Frau Baronin; es bläst scharf von der Weser rauf. Und wenn es morgen früh pfeift auf dem „Barbarossa“, brauchen Sie keine Angst zu kriegen, dann wird Dampf aufgemacht. Und wenn sie schießen, Frau Baronin, dann ist's auf der Sandsteder Schanze, wo sie nur die Geschütze aufgestellt haben. Und weiter wollte ich Ihnen nichts sagen, Frau Baronin. Und bei der Flotte und am Flaggenpfahl ist alles in Ordnung!“

Aber Edith gab sich nicht zufrieden.

„Sagen Sie mir nur, Kapitän Claasen, mit wem Sie gesprochen haben! Lieber Kapitän! Sagen Sie mir's!“

Und er meinte, ihre schillernden Augen vor sich zu sehen und ihren roten Mund! Er glaubte, ein Schluchzen aus ihrer Stimme gehört zu haben, meinte, nie so leidenschaftliche Bitte gehört zu haben, und sah auf Dietz.

Der lehnte, die Fäuste an den Schläfen, an dem Staketenzaun. Und der Ausdruck seines Gesichtes war wild und verzweifelt.

Da krallte sich etwas in Kapitän Claasens Herz. Da erinnerte er sich, wie seine kleine Baronin über die wild erregte Elbe gekommen war und mit zagender Stimme ihre Frage gestellt, während die Wellen Sturm rannten gegen die Fregatte und ihr dumpfes Anprallen das Schiff stöhnen machte. — — Kann ich den Freiwilligen Wendemuth sprechen? fragte sie. Und ihre ganze zitternde Seele lag in dieser Frage. Und nun stand der Freiwillige Wendemuth unter ihrem Fenster, und sie fühlte, daß er da war.

„Wer soll's groß sein, Frau Baronin!“ sagte Kapitän Claasen und meinte, seine Stirn feuchte sich. „Ein Fremder ist's, der sich Brake bei Nacht ansehen will. Und die Weser will er sehen. Aber ich will schon auf ihn achten, Frau Baronin, Sie brauchen keine Angst zu haben!“ — —

„Dietz“, rief Edith.

Und dieser Ruf, dieser leise, überselige Ausruf machte den alten Seemann verstummen. Im selben Augenblick kreischte die alte Babette laut auf. Irgend etwas fiel. — —

„Komm, mein Jung“, sagte der Kapitän und faßte rauh nach Dietrichs Arm. Er folgte willenlos. Noch die Hände an den Schläfen. Ihm war auf einmal, als empfände er den Schlag, der ihn vor einem Jahr fast den Schädel gespalten. Blutige Nebel waren vor seinen Augen. Er ging wie ein Trunkener. Kapitän Claasen nahm ihn mit sich an Bord der „Hamburg“. Und als Kapitän Reichert ihn am nächsten Morgen sah, schüttelte er ihm die Hand. „Gut, Freiwilliger Wendemuth, Sie können an Bord bleiben. Mit der Tide gehen wir nach Bremerhaven!“

Eine schreckliche Nacht hatte Kapitän Claasen. Um Mitternacht war er auf die Back gegangen, weil er in der Koje fast erstickte. Er mußte den freien Himmel über sich haben, um klar denken zu können. Und Masten und Rahen mußte er sehen; sie sollten ihm die Ruhe geben; denn sie waren ihm die Zeichen der Heimat. Aber die Ruhe kam nicht. Und es war nicht möglich, einen Gedanken zu fassen. Er dachte, es war aus Wut über den Freiwilligen, der Edith aus dem Schlaf geweckt. Aber diese Wut war doch nur ein wilder Schmerz, der um so grausamer ihn packte, als er ihn jäh überfallen! Er konnte sich auch nicht klar werden, warum das dumme Ding in der Brust so gar erbärmlich ihm zu schaffen mache! Was war nun weiter? Seine kleine Baronin hatte einen Liebsten. Die kleine Baronin Trülülü hatte ihr junges Herz verschenkt. War der Freiwillige nicht ein Kerl, der sich sehen lassen konnte? Hatte er ihn nicht auf der Fregatte behandelt, wie man den besten Freund behandelt? Und war es nicht eine Freude mit ihm gewesen? War es nicht eine Freude, ihm zuzuhören, wenn er von dem wilden Spaß von Hoptrup erzählte? Oder von Altenhof? Und war er je Spielverderber? — „Wir wollen in den Trichter gehen, Freiwilliger Wendemuth“, sagte man. Und sofort ging er mit. „Man könnte mal nach London Tavern zu den englischen Offizieren — —“. Er ging nach London Tavern. Sogar nach dem Hotel ging er mit — und zahlte alles! Ein feiner Bursche war er; das sagte sogar die Ohlsch; nie hat die Ohlsch so viele braune Kuchen und süße Schnäpse bekommen als in der Zeit, da der Freiwillige Wendemuth an Bord der Fregatte „Deutschland“ war! Kapitän Claasen hatte sich nicht einmal darüber gewundert, er hatte sich gekrümmt vor Lachen, als Kapitän Decker ihn gefragt, ob er nicht eifersüchtig war. Sakramento — eifersüchtig wegen der Ohlsch! Das war der beste Witz in seinem Leben! Was konnte er nur dagegen haben, daß der kleinen Baronin Trülülü der hübsche Kerl nicht gleichgültig geblieben war?

Er sah zu den Rahen auf und fluchte ganz gottesjämmerlich. Wer sagte denn, daß es ihm nicht gleichgültig war? Wer konnte ihm denn eine so große Dummheit zutrauen, sich über den Liebsten der Frau Baronin zu ärgern? Sie konnte sich einen Affen nehmen, die Madame, und er sagte: Wohl bekomm's. Oder einen Japanesen konnte sie nehmen — haben die Weiber nicht ihren Geschmack? Und wenn ihr Geschmack der Freiwillige Wendemuth war, konnte er's ändern? Und ging es ihn was an?

Aber trotzdem es ihn nichts anging, machte es ihn doch ruhelos. Ihr silbernes Lachen machte ihn ruhelos und die schillernden Augen. Er dachte auf einmal, daß es die köstlichste Zeit seines Lebens war, als er mit seinem gebrochenen Bein im Hafenkrankenhaus lag und sie zu ihm kam und ihm die größten Dummheiten sagte, die er jemals gehört — und über die er doch nie hätte lachen können! Was war's für 'ne Dummheit mit dem rosa Schnee! Er hatte den Schnee von Kap Horn gesehen und den Schnee in Sydney, vom Schnee in St. Pauli gar nicht zu reden, denn der war schwarz. Sie aber sprach von rosa Schnee. Und es war beinahe eine Freude, sich ihre kleinen Tapsen in rosa Schnee zu denken! Was war's für 'ne Dummheit, sich die Straße zur Sonne zu denken! Aber wenn sie es sagte, glaubte man an sie. Sie legte ihre kleine, weiche Hand auf seine tätowierte Faust und fragte: „Warum ist der Anker drauf?“ „Und warum ist der Ring an Ihrem Finger tätowiert?“ Man erzählt vom Anker — und erzählt vom blauen Ring — der Ring bedeutet, daß man sich dem Meere verlobte, lütte Deern. Und wenn man ihm untreu wird, holt es einen — und als sie weg war, die kleine Baronin Trülülü, hob er vorsichtig die Hand, die sie mit dem rosigen Finger berührt, und sah sie an —

und so weich und weh wurde ihm, als wenn man an fernen Küsten ein Lied hört, das einmal Mutter gesungen. Ein rauher, harter Mann war er im schweren Seedienst geworden; aber an seinem Bett hatte die Poesie gesessen, und bis an sein Ende würde er ihre Märchenaugen nicht vergessen können.

Er saß auf der Back; das dichte, graue Haar war feucht vom Nachttau. Langsam ging die Wache auf und ab. Aber sooft sie auch an ihm vorüberkam, sah sie ihn unbeweglich, den Kopf in die Hände gestützt. Die Wache war überzeugt, daß der Kapitän schliefe. Und hätte sich höchlichst gewundert, wenn sie gewußt, daß der strenge Kapitän das Fazit seines Lebens zog und zu dem Resultat kam: daß jene Wochen im Hafenkrankenhaus ein ganzes, langes Leben aufwogen. Er hatte den Odem der Gottheit gespürt, wenn neben ihm die Poesie saß.

Aber als der Morgen kalt über die Weser grüßte, rieb er sich die Augen, die wohl vom Tau so naß waren. Und war wieder in der Wirklichkeit! Und es fiel ihm ein, daß Peter Stürkens' Augen geleuchtet hatten, als er von der blonden Edith sprach. Es fiel ihm ein, daß der Freiwillige ihm vor einem halben Jahr eine Karte geschickt, durch die er ihm seine Vermählung mit einer fremden, jungen Dame anzeigte — die Ohlsch hatte sie noch am Spiegel stecken — und merkwürdig kalt lief ihm etwas über den Rücken. Was hatte er, ein verheirateter Mann, vor ihrem Fenster zu tun? —

Sakramento, wie er plötzlich wach wurde! Wie es ihm einfiel, daß er eine Schuld an Stürkens einzulösen hatte! Über den Vater hatte er nicht wachen können, daran hatten ihn die verfluchten Freiwilligen gehindert, aber über des Sohnes Glück wollte er gewiß wachen.

Er kletterte von der Back — ganz steif war er. Es machte ihm Mühe, die Treppe zur Koje hinunterzusteigen. Ihn fröstelte. Mit den Kleidern legte er sich auf sein Bett und fiel sofort in tiefen Schlaf.

Wenige schliefen in dieser Nacht. Überall waren Wachen aufgestellt. Die Wachen auf den Schiffen waren verdoppelt. Mannschaften und Offiziere waren ruhelos — trotz strengen Verbotes, nach neun Uhr noch zu sprechen, unterhielten sich die Leute flüsternd von ihren Hängematten aus. Die Seejunker prahlten von entsetzlichen Abenteuern, und nur die Kommandanten und alten Seeleute schliefen so ruhig wie gewöhnlich.

Und wie gewöhnlich fing um 4 Uhr morgens das Leben auf den Schiffen wieder an. Es wurde geschwabbert und geputzt, gekratzt und gefeudelt wie jeden Morgen. Und wie jeden Morgen gellten die Bootspfeifen und riefen die Leute auf Deck zur Flaggenparade. Auf Masten und Rahen waren Matrosen verteilt und hielten die gelösten, aber noch auf den Hölzen zusammengefaltet ruhenden Segel. Die Marinesoldaten standen in Reih und Glied am Quarterdeck. Die große Kriegsflagge, rotschwarzgold mit dem Reichsadler im Eckschild, lag zum Aufziehen bereit, und hoch am Besanmast war der eingeschürzte Wimpel, von dem eine dünne Schnur herablief. Alle Augen wandten sich dem Schimmer im Osten zu, der heller und heller sich verbreitete; nur der wachthabende Offizier blickte unverwandt auf den ebenfalls geschürzten Wimpel des Flaggschiffs.

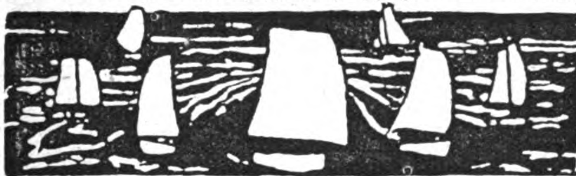
(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 39. | Berlin, den 25. September 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 39.



Die sieben Tage der Woche.

14. September.

Auf Trier, Mörchingen, Chateau-Salins und Donaueschingen werden von feindlichen Fliegern Bomben abgeworfen, bei Donaueschingen wird ein Personenzug mit Maschinengewehrfeuer beschossen. Es sind einige Personen getötet oder verletzt.

Auf der Front zwischen der Düna und der Wilija (nordwestlich von Wilna) sind wir unter Kämpfen im weiteren Vorgehen. Es wurden 5200 Gefangene gemacht. Auch östlich von Olita macht unser Angriff Fortschritte. Im Njemenbogen nordöstlich von Grodno gelangt die Verfolgung bis halbwegs Lida. Weiter südlich nähern wir uns dem Szczara-Abschnitt.

In Ostgalizien greift der Feind die Strypafront an, wird aber abgewiesen. Auch in Wolhynien sind die Russen unter Heranführung neuer Truppen an zahlreichen Stellen zum Angriff übergegangen.

15. September.

Ein französischer Angriffsversuch am Hartmannsweilerkopf wird durch unser Feuer verhindert.

Am Brückenkopf westlich von Dünaburg Kampf. Bei Soloki (südwestlich von Dünaburg) wird feindliche Kavallerie geworfen.

An der Wilija, nordöstlich und nordwestlich von Wilna, werden feindliche Gegenangriffe abgewiesen. Oestlich von Olita und Grodno dringt unser Angriff weiter vor. Südlich des Njemen wird die Szczara an einzelnen Stellen erreicht. Die Verfolgung auf Pinsk wird fortgesetzt.

An allen Teilen der galizischen und wolhynischen Front kommt es abermals zu schweren, für den Feind erfolglosen Kämpfen.

16. September.

Auf dem linken Ufer der Düna dringen unsere Truppen unter erfolgreichen Kämpfen in Richtung auf Jakobstadt weiter vor. Nördlich und nordöstlich von Wilna ist unser Angriff im Vorschreiten.

Halbwegs Janowo — Pinsk versuchen die Russen erneut unsere Verfolgung zum Stehen zu bringen. Das Gelände zwischen Pripjet und Jasiolda und die Stadt Pinsk sind in deutschem Besitz.

Alle Versuche der Russen, die ostgalizische Front ins Wanken zu bringen, bleiben erfolglos.

Auch in Wolhynien schlagen die österreichisch-ungarischen Streitkräfte zahlreiche Angriffe ab.

Die Session der Duma wird durch einen Erlaß des Kaisers bis Mitte November vertagt.

17. September.

Südlich von Dünaburg wird die Straße Widsy—Goduzischki—Komai erreicht. Widsy wird nach heftigem Häuserkampf genommen. Nordwestlich, nördlich und nordöstlich von Wilna wird unser Angriff fortgesetzt. Die Szczara wird bei dem gleichnamigen Orte überschritten.

Die Sumpfgebiete nördlich von Pinsk werden vom Feinde gesäubert.

18. September.

Der Angriff auf den Brückenkopf vor Dünaburg wird fortgesetzt; Teile der feindlichen Vorstellungen sind genommen. Bei Wilna sind unsere Truppen im weiteren Vorgehen. — Zwischen Wilija und Njemen wird die russische Front an verschiedenen Stellen durchbrochen; seit heute früh ist der Feind im Rückzug.

Die Beute von Nowo-Georgiewsk beträgt nach jetzt abgeschlossener Zählung: 1640 Geschütze, 23,219 Gewehre, 103 Maschinengewehre, 160,000 Schuß Artilleriemunition, 7,098,000 Gewehrpatronen. Die Zahl der bei Kowno erbeuteten Geschütze ist auf 1301 gestiegen.

Die russische Offensive in Ostgalizien bricht an der Strypa zusammen. Der Feind räumt das Gefechtsfeld der letzten Tage und weicht an den Sereth. Im wolhynischen Festungsgebiet dauern die Kämpfe mit überlegenen russischen Kräften an.

19. September.

Der umfassende Angriff der Armee des Generaloberſten v. Eichhorn gegen Wilna führt zu vollem Erfolge. Unser linker Flügel erreicht Molodeczno, Smorgon und Wornjany. Versuche des Feindes, mit eilig zusammengerafften starken Kräften unsere Linien in Richtung auf Michaliski zu durchbrechen, scheitern völlig. Durch die unaufhaltsam vorschreitende Umfassungsbewegung und den gleichzeitigen scharfen Angriff der Armee der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz gegen die Front des Feindes ist der Gegner seit gestern zum eiligen Rückzug auf der ganzen Front gezwungen; das stark befestigte Wilna fällt in unsere Hand. Der Gegner wird auf der ganzen Linie verfolgt.

20. September.

Im Brückenkopf von Dünaburg muß der Feind vor unserem Angriff von Nowo-Alexandrowsk in eine rückwärtige Stellung weichen. Der Angriff gegen den aus der Gegend Wilna abziehenden Gegner ist im Gange. Auch weiter südlich folgen unsere Truppen dem weichenden Feinde. Die Linie Mjedniki—Lida—Soljane (am Njemen) ist erreicht.

Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern erreicht den Molczadz-Abschnitt bei Dworzec und südöstlich davon und nähert sich mit dem rechten Flügel dem Wyschanka-Abschnitt.

Deutsche Artillerie beschießt serbische Stellungen bei Semendria und bringt das feindliche Geschützfeuer zum Schweigen.

○ ○ ○

Die diplomatische Niederlage des Vierverbandes auf dem Balkan.

Von Dr. C. Mühling.

Der Donner der deutschen Geschütze hallt bei Semendria über die Donau und verkündet die Morgenröte einer neuen Phase des Weltkriegs. Was in Deutschland lange erwartet, heißersehnt für die wichtigste Forderung der Stunde gehalten wurde, wird zur Tat. Deutschland schickt sich an, mit Hilfe seiner Bundesgenossen seinen Waffen einen Weg nach Konstantinopel zu bahnen. Von wie großer Bedeutung dieses Ereignis ist, wird erst klar, wenn man sich vergegenwärtigt, mit wie verzweifelten Mitteln es

unsere Feinde verhindern wollten. Sie haben ihre ganze Volkstümlichkeit auf dem Balkan eingesetzt, um Bulgarien zu gewinnen und durch seine Hilfe zu erzwingen, was die vereinigten Flotten Englands und Frankreichs seit mehr als sechs Monaten nach ungeheuren Opfern nicht erreichen konnten. Sie haben in Griechenland, dem befreundeten, und in Serbien, dem verbündeten Lande, um dessen unversehrte Erhaltung Rußland angeblich den Weltkrieg entfesselt hat, die größte Erbitterung erregt, indem sie diese beiden Staaten mit drohender Miene aufforderten, gegen Versprechungen, deren Erfüllung mit jedem deutschen Siege unwahrscheinlicher wurde, große Gebiete zu opfern, die in blutigen Kämpfen unter ihrer eignen Billigung erkämpft worden waren. Zu solchen Mitteln greifen große Staaten erst in der höchsten Not. Nur die Ueberzeugung, daß alle seine Hoffnungen zusammenzubrechen drohen, konnte Rußland veranlassen, sich so weit zu erniedrigen, daß es den widerstrebenden Bundesgenossen opfern wollte, um sich die Gunst des kleinen Staats, der ihm sein Dasein verdankt, aber ihm durch schmerzliche Enttäuschungen entfremdet war, wiederzugewinnen.

Unerschütterlich stehen seit Jahresfrist im Westen die deutschen Heere im Feindesland. Vor ihrem feuerspeienden Wall liegt die Blüte der französischen Jugend, und vergebens harrt die Republik auf die englischen Millionenheere, die schon im Frühjahr ihre Industriegebiete befreien sollten. Rußlands „unerschöpfliche" Kraft ist gebrochen. Sein Festungsgürtel ist in unsern Händen, seine Heere fluten zurück vor dem unwiderstehlichen Sturm der deutschen und österreichischen Waffen und zerstören seinen eignen Reichtum. Auf der Halbinsel Gallipoli mißlingt jeder Angriff: unter deutscher Führung ist die Türkei, die man für tot hielt, zu neuem Leben erwacht und zum furchtbaren Gegner geworden. Und auch der neuste Bundesgenosse, dessen Eingreifen für ein Gebot der Menschlichkeit erklärt wurde, weil es den Krieg abkürzen sollte, verlängert ihn nur durch die gänzliche Wirkungslosigkeit seiner opferreichen Angriffe. Selbst die Vernichtung des Handels der Zentralmächte hat Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Kraft nicht erschüttert. Aus eigner Kraft, aus dem Reichtum ihres Bodens, aus ihren glühenden Hochöfen schaffen sie sich durch den Erfindungsgeist ihrer Forscher und die Tatkraft ihrer Unternehmer, durch den unbeugsamen Siegeswillen ihrer opferbereiten Völker Nahrung und Waffen. Auf keinem Kriegschauplatz hat die Uebermacht unserer Feinde nach vierzehnmonatigem Kampf irgendeinen dauernden Erfolg erzielt.

Nur unter dem Druck solcher Not war es denkbar, daß vier Großmächte um die Gunst des kleinen Bulgarien bettelten und dadurch das demütige Eingeständnis machten, daß sie von ihm ihre Rettung erwarten. Die Bulgaren sollten ihnen die Dardanellen erobern helfen, deren Widerstand sie selbst nicht brechen konnten, sie sollten ihre Söhne für fremde Interessen im Kampf mit einem Nachbar töten lassen, der nicht mehr ihr Feind war, und von dem sie nichts mehr begehrten, und sie sollten durch Gebiete dafür belohnt werden, die sie als ihr rechtmäßiges, ihnen durch einen schnöden Verrat geraubtes Eigentum betrachten.

Daß die Diplomatie des Vierverbandes die Hoffnung auf das Gelingen eines so aussichtslosen Planes hegen konnte, ist schwer zu verstehen und eigentlich nur dadurch zu erklären, daß sie einen anderen Rettungsweg nicht fand. Und daß sie diese Hoffnung nun begraben muß, da die deutschen Granaten über die Donau fliegen, das Weltkrieges beginnt. — — Auch in der Weltgeschichte ist der Grund dafür, daß am 19. September, am Geburtstage der bulgarischen Union, eine neue Phase des gilt das Wort: „ne bis in idem."

Der Vierverband hatte das staunenswerte Kunststück zustande gebracht, Italien in einen Krieg zu stürzen, der dieses Land, selbst wenn es siegreich wäre, um alle seine Zukunftshoffnungen bringen müßte. Um der Befriedigung eines sentimentalen Hasses willen, für die Herrschaft auf der Adria will es die Herrschaft auf dem Mittelmeer, auf die seine geographische Lage es hinweist, und die es erringen konnte, auf dem Altar der englischen Freundschaft opfern. Den Erfolg, den die Kurzsichtigkeit und die Schwäche eines verblendeten Ministeriums und die Ohnmacht eines irregeleiteten Volkes ihm in Rom erringen half, hoffte der Vierverband nun zum zweitenmal auf dem Balkan davonzutragen. In Bukarest wäre es ihm vielleicht gelungen, durch Bestechung und Drohung und durch geschickte Ausnützung der Fehler, die man im feindlichen Lager begangen hatte, eine weise Politik, die sich auf eine dreißigjährige Überlieferung stützen und auf große Erfolge berufen konnte, zu Falle zu bringen, wenn nicht die Siege der deutschen Waffen das halb gewonnene Ministerium zur Besinnung gebracht hätten.

Darum war ihm der Mißerfolg sicher, und wenn es so lange dauern konnte, wenn man es in Sofia nicht sofort mit einer höhnischen Ablehnung beantwortete, so lag das nur daran, daß Bulgarien von feindlichen Nachbarn umgeben ist, und die Gefahr sich wiederholen konnte, der es im zweiten Balkankriege erlegen war, die Gefahr, gegen seine drei Schuldner gleichzeitig kämpfen zu müssen. Darum mußte es die Verhandlungen, die es niemals ernst genommen hat, so lange hinausziehen, bis das lang erwartete Ereignis eintrat, das die Drohungen von vier Großmächten und von drei Nachbarn ihrer Furchtbarkeit beraubte. Und dieses Ereignis verkündet der Donner der deutschen Geschütze, der über die Donau hinüberhallt, in die bulgarischen Lande. Die Balkanpolitik des Vierverbandes hat Schiffbruch gelitten. Zu den Niederlagen auf den Schlachtfeldern gesellt sich die Niederlage seiner Diplomatie. Noch ist harte Arbeit zu leisten. Aber wenn es gelingt, die Verbindung mit Konstantinopel herzustellen, dann ist die Hoffnung vorhanden, daß diese Niederlage den Anfang vom Ende bedeutet.

In Sofia aber war alle Liebesmühe umsonst und mußte umsonst sein. Der nationale Haß, der dem Werben des Dreiverbandes in Italien zum Bundesgenossen wurde, der wurde ihm in Bulgarien zum Verhängnis. Denn hier richtete er sich nicht gegen den Feind, sondern gegen den Schützling der werbenden Mächte, ja gegen den Staat, der den Anlaß zur Entfesselung des Weltkrieges gegeben hatte. Von den Bulgaren wurde verlangt, daß sie sich mit denen versöhnten, die sie beraubt hatten, und gegen die das Schwert zögen, mit denen alle politischen Gegensätze durch einen vorteilhaften Frieden ausgeglichen waren. War es schon eine Zumutung von unerhörter Dreistigkeit, von einem Volke zu verlangen, daß es über einen Nachbar herfallen soll, mit dem es in den freundschaftlichsten Beziehungen lebt, so wurde diese Zumutung zu einer Handlung, die ohne Beispiel in der Weltgeschichte ist, weil das von den wer-

benden Mächten gewollte Ergebnis dieses Krieges, wenn er siegreich gewesen wäre, das Todesurteil des Umworbenen bedeutet hätte. Denn Bulgariens Angriff gegen die Türkei sollte Rußland den Weg nach Konstantinopel öffnen, und die Herrschaft Rußlands über die Dardanellen und das Schwarze Meer hätte das Schicksal Bulgariens und wahrscheinlich auch das der anderen Balkanvölker besiegelt, weil der Landweg zum neuerworbenen Besitz durch ihre Länder geführt hätte. Das Werben des Vierverbandes um Bulgariens Hilfe gegen die Türkei war die freundliche Aufforderung zum Selbstmord.

Finnland und der Weltkrieg.

Von Wilho Suomalainen.

„Die nördlichen Kontinente der Erde, mit Ausnahme von Skandinavien und Finnland, fallen sämtlich gegen das Eismeer ab, also gegen die Nachtseite, und erfrieren unter der Übermacht der Polarmächte. Skandinaviens und Finnlands Neigung nach der Sonnenseite ist die einzige, die dem Leben und der Kultur eine dauernde Heimstätte bietet. Skandinavien blickt mit einem Auge nach dem Atlantischen Ozean, Finnland mit beiden nach der Ostsee."

„Die Ostsee stellt sich auf der Karte als eine Seejungfrau dar, die Finnland an ihrem Busen und Skandinavien auf ihrer gebeugten Schulter trägt. Alle Freier der Ostsee haben um Finnland geworben. Finnlands Beherrscher ist der Herr der Ostsee gewesen."

Diese Worte des finnländischen Dichters enthalten, wenn auch nicht in buchstäblichem, so doch in historischem Sinn eine unbestreitbare Wahrheit. Fast ein Jahrtausend lang ist Finnland der Zankapfel zwischen den Mächten gewesen, die um die Vorherrschaft über die Ostsee gerungen.

In drei Kreuzzügen trug Schweden (1157, 1249 und 1293) seine siegreichen Waffen über finnisches Land bis vor die Tore Rußlands. 1362 wurde Finnland den übrigen Provinzen Schwedens gleichgestellt. Kein Jahrhundert dauernden Frieden sah das Land seitdem. Die Grenzen zwischen den beiden Nebenbuhlern, Rußland und Schweden, verschoben sich, je nach dem Erfolg der Waffen und der Diplomatenkünste. Der letzte große Waffengang, 1809, schien endlich das Schicksal des Landes für immer zu besiegeln: Rußland ging als Sieger hervor und nahm von ganz Finnland Besitz.

Das Volk, das seit Urzeiten dieses von tausend — genauer: zehntausend — Seen durchfurchte Land bebaut, gehört laut Zeugnis der Sprachforscher dem großen finnisch-ugrischen Volksstamm an, der auf seinen Wanderungen über die osteuropäische Tiefebene vom Ob und Ural bis zu den Ufern der Donau eine Reihe von Einzelstämmen absplitterte, die noch heute unter verschiedenen Namen (Ostjaken, Wogulen, Syrjänen, Wotjaken, Mordwinen, Tscheremissen u. a.), in dem ungeheuren Gebiet des russischen Reiches verstreut, ihre Sprache und vielfach auch ihre völkische Eigenart bewahrt haben. Daß der nördlichste Zweig dieser großen Familie, die Finnen, auch zu einem politischen und kulturellen Volksbewußtsein heranreifte, verdankt er vor allem dem Umstande, daß es ihm allein vergönnt war, durch die Verbindung mit Schweden mit Westeuropa in Verbindung zu kommen. Schweden brachte dem Lande die ersten Grundbedingungen des Fortschritts: die Volksfreiheit und die gesetzliche Ordnung. Seit 1335 kennt das Volk weder Sklaverei noch Leibeigenschaft, und das Gefühl der Treue zum Mutterlande war ihm so tief ins Blut gedrungen, daß es wiederholt (1520, 1562, 1742, 1788) einstimmig und mit Unwillen die Versuchung eines Abfalls von sich wies.

Als es 1809 gewaltsam vom Mutterlande getrennt und dem russischen Reich einverleibt wurde, sah es sich plötzlich vor eine ebenso schwierige wie ungewohnte Aufgabe gestellt: sein Schicksal in die eigene Hand nehmen zu müssen. Unter welchen Umständen und in welcher Weise es dieser Aufgabe gerecht wurde, kann hier nur in wenigen allgemeinen Zügen angedeutet werden. Daß dies überhaupt möglich war, verdankt es in erster Linie der politischen Tat Alexanders I., Finnland „in die Reihe der Nationen zu erheben", indem er die Verfassung Schwedens als für Finnland weiter geltend sanktionierte und das Land für einen autonomen Staat erklärte. Unter dem Schutz dieser Autonomie hat das Land im Verlauf des 19. Jahrhunderts einen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung erlebt, dessen fieberhaftes Tempo vielleicht gerade durch die Schwierigkeiten und Gefahren zu erklären ist, unter denen er stattfand. Am auffallendsten wird diese Tatsache, wenn man bedenkt, daß die eigentliche Entwickelung erst in die zweite Hälfte des Jahrhunderts fällt. Denn Alexander I., der bald in ein mystisch-absolutistisches Fahrwasser geriet, ließ es bei dem, wenn auch generösen, doch nur sehr allgemein formulierten Verfassungsgeschenk bewenden, und seinem autokratischen Nachfolger Nikolaus I. erschien schon der bloße Gedanke an eine Volksvertretung als eine Erschütterung der Grundfesten des Staates. Man kann aber nicht sagen, daß die finnländische Autonomie während dieses halben Jahrhunderts nur ein toter Buchstabe gewesen wäre. Wenn sie sich auch nicht in der Praxis betätigen konnte, so schützte sie doch das Land vor der Einmischung der russischen Verwaltung. Sie befand sich sozusagen in einem latenten Zustande.

Erst mit dem Regierungsantritt Alexanders II. begann die eigentliche konstitutionelle Wiedergeburt Finnlands. 1863 wurde die Volksvertretung endlich nach halbhundertjährigem Schlummer wieder berufen, und nun betrat Finnland den Weg der großen Reformen. Die Entwicklung, die das Land im Verlauf der darauf folgenden Jahrzehnte auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet zurückgelegt hat, ist staunenswert. Politisch konnte es sich nun ungestört dem weiteren Ausbau der ihm gewährten Verfassung widmen. Kulturell schwang es sich binnen Kurzem auf die Höhe westeuropäischer Bildung, und zwar nicht nur in Wissenschaft und Kunst, sondern auch und vor allem auf dem Gebiet des Volksschulwesens. Handel und Schiffahrt, die rasch aufblühten, trugen Wohlstand und Unternehmungsgeist ins Land und riefen neue Industriezweige ins Leben, die in den natürlichen Hilfsquellen des Landes, den zahllosen Stromschnellen und jungfräulichen Wäldern, einen

schier unerschöpflichen Reichtum an Kraft und Rohstoffen fanden. Nirgends anderswo in der Geschichte findet sich ein so augenfälliges Beispiel dafür, wie die schöpferischen Kräfte eines Volkes, sobald ihm die Tore zu selbsttätigem Wirken geöffnet worden, sich in überraschender Weise entfalten und Werke des Friedens und der Wohlfahrt in ungeahnter Fülle zeitigen.

Daß die unumgängliche Voraussetzung für diesen kulturellen Aufschwung Finnlands die ihm von Alexander I. verliehene und von Alexander II. weiter entwickelte politische Autonomie war, ist unbestreitbar. Worin besteht nun diese Autonomie und weshalb und in welcher Weise will Rußland das, was seine eigenen Kaiser ins Leben gerufen, wieder vernichten?

Die Hauptpunkte der Verfassung können in Kürze folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Finnland ist ein durch politische und Zollgrenzen abgesondertes Staatsgebiet, auf dem nur finnländisches Recht Geltung hat. Völkerrechtlich ist Finnland nicht souverän, sondern wird durch die entsprechenden Organe Rußlands vertreten. Der Kaiser von Rußland ist der durch die Verfassung gebundene konstitutionelle Großfürst von Finnland. Die Gesetzgebung liegt in den Händen des Großfürsten und des Landtags gemeinsam. Ebenso bedarf das jährliche Staatsbudget unbedingt der Zustimmung der Volksvertretung. Die Regierung des Landes liegt in den Händen des „Senats", der mit seinen „Expeditionen" einem Gesamtministerium in den konstitutionellen Staaten entspricht. Der Vortrag sämtlicher finnländischer Angelegenheiten beim Großfürsten erfolgt durch einen besonderen finnländischen Ministerstaatssekretär in Petersburg. Die gesamte Behördenorganisation ist national, d. h. da eine besondere finnländische Staatsangehörigkeit besteht, dürfen nur Finnländer Ämter im finnländischen Staatsdienst bekleiden. Die Beamten sind unabsetzbar. Die offiziellen Landessprachen sind Finnisch und Schwedisch. Das finnländische Militär ist eine geschlossene Organisation für sich, in der nur Finnländer dienen, die aber dem russischen Kriegsminister untergeordnet ist, und in der Russisch als Kommandosprache gilt. Die persönliche Unantastbarkeit ist garantiert, ebenso die evangelisch-lutherische Landeskirche. Russische Behörden haben keinerlei Amtsbefugnisse in Finnland.

Um diese Verfassung führt Finnland seit 1899 einen zähen Kampf, der auch heute noch nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Er begann auf militärischem Gebiet, indem die russische Regierung durch einen Gewaltakt die nationale finnländische Heeresorganisation abschaffte und dafür die russische Wehrpflicht auch auf Finnland auszudehnen suchte. Dieser letztere Versuch mißlang allerdings, und zwar durch den Widerstand der wehrfähigen Jugend Finnlands, die sich weigerte, zu den Gestellungen zu erscheinen. Die russische Regierung gab klein bei und begnügte sich damit, die persönliche Wehrpflicht durch eine reichlich bemessene jährliche Wehrsteuer zu ersetzen. Dies konnte sie umso leichter tun, als der Hauptzweck dieses ersten Vorstoßes, die Entwaffnung des Volkes, erreicht war. Nun konnte sie, ohne die Gefahr eines Aufstandes befürchten zu brauchen, an die weitere Durchführung des eigentlichen Russifizierungsplanes schreiten. Dieser sah zunächst die Entfernung der verfassungstreuen Elemente aus der Verwaltung und deren Ersetzung durch gefügige Werkzeuge vor. Der nächste Schritt war die Entnationalisierung des Volkes durch Zwangsunterricht im Russischen.

Gegen diese zwiefache Unterdrückung setzte sich das Volk mit dem friedlichen Mittel der passiven Resistenz zur Wehr. Die Erfahrungen der bisherigen fünfzehn Jahre haben gezeigt, daß alle Bemühungen der russischen Regierung, wenigstens soweit sie eine Russifizierung im Auge hatten, an der Unerschütterlichkeit dieses passiven Widerstandes kläglich gescheitert sind. Die höchsten und bestbesoldeten Aemter befinden sich zwar jetzt in den Händen von Russen, aber im großen und ganzen ist die Behördenorganisation (von wenigen Ausnahmen, wie z. B. in der Polizei, abgesehen) noch heute ebenso verfassungstreu und national wie zu Beginn des Kampfes. Und die Ueberlastung des Stundenplans der Schulen mit russischem Sprachunterricht hat nur zur Folge gehabt, daß man heute in Finnland erst recht kein Russisch lernt.

So ist das positive Endergebnis dieser mit einem ungeheuren Aufwand von Willkür und Brutalität betriebenen Jahrzehnte langen Politik, wenigstens von russisch-nationalem Standpunkt, gleich Null. Noch viel trauriger und verhängnisvoller ist das negative Ergebnis derselben, und zwar nicht nur von russisch-nationalem, sondern auch und vor allem von finnländisch-nationalem Standpunkt. Denn wenn auch die Verwaltung in ihrer Hauptmasse und das Volk in seiner Gesamtheit von einer Verseuchung durch russische Einflüsse unberührt blieb, so fiel doch die Leitung der Staatsgeschäfte selber einer vollständigen „Verrussung" und Desorganisation anheim. Die Kontrolle durch die Volksvertretung wurde in echt russischer Weise ausgeschaltet, indem man den Landtag — nicht formell aufhob, — denn den Schein gesetzmäßigen Vorgehens suchte man schon Europas wegen möglichst zu wahren, sondern indem man ihn einfach ignorierte. Man ließ ihn beraten und Beschlüsse fassen, kümmerte sich aber in Wirklichkeit nicht im geringsten um diese Beschlüsse. So konnte der russische Einfluß, der in den breiten Schichten des Volkes und der Verwaltung versagte, sich an der Machtsphäre der obersten Regierungsgewalt umso habgieriger schadlos halten, um in dem bisher mustergültig verwalteten Bezirk der finnländischen Staatsfinanzen einen ebenso gewissenlosen wie schamlosen Raubbau zu treiben, der das Land in absehbarer Zeit einem vollständigen Ruin entgegenführen mußte.

In dieser Günstlings- und Mißwirtschaft ist vor allem der Grund dafür zu suchen, warum man in Finnland selbst bis in die jüngste Zeit den eigentlichen und letzten Zielen der russischen Finnlandpolitik gegenüber so gut wie blind gewesen ist. Man glaubte in ihr immer wieder in erster Linie den Raubzug einer beutegierigen Tschinownikmeute sehen zu müssen, die sich die Machtstellung des „Tschin" (der Bureaukratie) im autokratischen Rußland zu Nutze machen wollte, um ihre Geld- und Machtgier in dem für vogelfrei erklärten Lande zu befriedigen. Man glaubte das Opfer einer Tyrannei zu sein, die an der Unterdrückung als solcher ihr Wohlgefallen fand, und man appellierte an Europa schlecht und recht im Namen der heiligen Freiheit.

Psychologisch mochte diese Annahme in Anbetracht bekannter russischer Instinkte und Maximen begründet genug sein. Politisch war sie naiv und einseitig. Denn die oberste Leitung der russischen Regierungsgeschäfte mußte natürlich noch andere und triftigere Gründe gehabt haben, um den auch für sie nicht wenig kostspieligen Apparat von Volksverhetzung und politischer Pro-

paganda in Bewegung zu setzen, mit dem sie nun seit drei Lustren arbeitet, um Finnland zu „assimilieren".

Welches die eigentlichen Motive und Ziele dieser Politik waren, erkannte man zuerst nicht in Finnland, sondern in Schweden, und zwar aus leichtbegreiflichen Gründen. Das weitverzweigte und infolge seiner übertriebenen Intensität schließlich sich selber verratende russische Spionagesystem in Schweden lüftete in überraschender Weise einen Zipfel des Vorhangs, der die nordische Politik Rußlands bisher verheimlicht hatte. Jetzt trat auch die allen Wünschen und Plänen des finnländischen Landtages zuwiderlaufende Eisenbahnpolitik, die die russische Regierung in Finnland eigenmächtig durchführte, in ein ganz neues Licht. Daß nur Strategie, und zwar eine nach einem ganz bestimmten Ziele hinarbeitende Strategie die Richtungslinien dieser Eisenbahnpolitik bestimmte, begann man schließlich auch in Finnland einzusehen. Finnland sollte nur die Brücke sein zum Ausfallstor am freien Atlantischen Meer, und die ganze Russifizierungspolitik war im Grunde nichts anderes als die zur eigenen Sicherung russischerseits notwendig befundene Umpflasterung dieser Brücke.

Daß Finnland selbst erst so spät über die letzten Ziele der russischen Finnlandpolitik zur Einsicht kam, ist ebenfalls erklärlich. Unter den Peitschenhieben der russischen Gewaltherrschaft blutend, empfand es sich ausschließlich als Opfer eines ebenso blinden wie unbegreiflichen nationalistischen Hasses. Dieser Irrtum ist umso entschuldbarer, als auch das übrige Europa, wie zahlreiche Kundgebungen von Deputationen, Gelehrten und Parlamenten dartun, in demselben Glauben befangen war. Es hatte zwar nicht an Stimmen gefehlt, die auf die russische Gefahr aufmerksam machten, die auf dem Wege des „assimilierten" Finnland den beiden Reichen auf der skandinavischen Halbinsel drohte. So hatte Konni Zilliacus in seinem 1912 erschienenen Buche „Revolution und Gegenrevolution in Rußland und Finnland" ein ganzes Kapitel dieser Frage gewidmet. Aber in der breiteren Öffentlichkeit, die sich mehr durch Gefühlsmomente als durch realpolitische Gesichtspunkte beeinflussen läßt, blieben diese Warnungsrufe ohne Widerhall. Erst der Alarm, mit dem die konservative Presse Schwedens die Aufmerksamkeit nicht nur ihres eigenen Landes und Finnlands, sondern auch Europas auf die weitzielenden Pläne der russischen Nordlandpolitik lenkte, hat der öffentlichen Meinung hier wie dort die Augen über dieselbe geöffnet. Jetzt weiß alle Welt, daß Finnland nicht schlechthin und bloß zur Sättigung jenes Molochs von Bureaukratie und Nationalismus hingeopfert werden, sondern mit seiner Freiheit und seinem Wohlstand auch die Erreichung „höherer" Zwecke russischer Politik bezahlen soll.

Von diesem Gesichtspunkt aus erhält die sonst vollkommen sinnlos erscheinende russische Finnlandpolitik doch wenigstens einen Sinn, dieser mag von einer höheren Warte aus noch so verwerflich und von allgemein europäischem Standpunkt aus noch so gefährlich erscheinen. Und von diesem Gesichtspunkte aus erhält der Verfassungskampf Finnlands, ganz abgesehen von seiner ethischen und nationalen Bewertung eine wenn auch nicht weltpolitische, so doch allgemein europäisch politische Bedeutung.

Kriegskameraden.

Von Dr. Ernst Franck.

Als wir Kinder waren, klang uns wohl manchmal aus des Vaters oder eines Verwandten Munde das Wort „Kriegskamerad" ins Ohr. Ein älterer Herr, dessen straffer Haltung, dessen knapper, energischer Ausdrucksweise wir den früheren Offizier anmerkten, kam auf der Durchreise zum Besuch oder traf im Badeort mit den Eltern zusammen; und wenn wir neugierig fragten, wer das gewesen sei, für den die beste Flasche Wein aus dem Keller geholt wurde, und dessen Gespräche mit dem Vater sich so unwahrscheinlich in die Länge zogen, dann kam die kurze Antwort: „Alter Kriegskamerad von mir, Kriegskamerad von 66, von 70/71", und die kindliche Wißbegier mußte sich damit zufriedengeben. Viel Klares konnten wir uns unter dem Worte „Kriegskamerad" nicht vorstellen, durch unsere Phantasie glitten dabei höchstens romantischen Zuges Bilder von „am Lagerfeuer beisammensitzen" oder „den Freund aus einer Schar Feinde heraushauen", und Bruchstücke des alten Schulbücherliedes, jetzt aber unsterblicher Herzensbesitz unseres Volkes gewordenen Hochgesanges „Ich hatt' einen Kameraden" klangen uns im Ohr. Es blieb inzwischen immer etwas Geheimnisvolles und dabei zur Ehrfurcht Zwingendes in dem Begriff des Kriegskameraden.

Von denen, die 1866 und 1870/71 Kriegskameraden waren, sind die meisten längst zur großen Armee abgegangen. Nur unter den hohen Offizieren gibt es noch eine kleine Anzahl Kriegskameraden aus jenen großen Tagen, und einige unserer glänzenden Heerführer zählen in erster Linie dazu. Von den schlichten Veteranen jenes Krieges, die diese Zeit noch miterleben dürfen, haben einige mit Stolz und in Ehren ihr Eisernes Kreuz angelegt, als der Krieg ausbrach, und dieser oder jener hat es sich trotz seiner weißen Haare nicht nehmen lassen, sich auch jetzt, wo das Deutschland, das sie damals schmieden halfen, um Sein und Zukunft kämpft, dem Vaterlande wieder zur Verfügung zu stellen. Aber Kriegskameraden im engeren Sinne des Wortes dürften sich unter ihrer Zahl kaum noch zusammenfinden.

Aber dafür ist das, was wir Kriegskameradschaft nennen, Kriegskameradschaft als einfache Tatsache, als stolzes Gemeinschaftsgefühl und stets freudig erfüllte Ehrenpflicht, in diesem Kriege von der ersten Stunde an neu erwacht und zu wundervollem Glanze erwachsen. Wir, die wir nicht im Felde stehen, kennen sie ja nur vom Hörensagen, kennen sie aber, wie wir die Sonne kennen würden, auch wenn sich nur ihre Strahlen in Millionen Regentropfen brächen. Jener edle Prinz, der in Belgien fiel, und dessen letzter Wunsch war, nicht im stolzen Erbbegräbnis, sondern inmitten seiner gefallenen Kameraden in feindlicher Erde bestattet zu werden, gab mit diesem Wunsche ein ergreifendes Beispiel echter, ich möchte sagen tiefsinniger Kriegskameradschaft; und unzählige andere Beispiele erfuhren wir aus Schlachtberichten und Feldpostbriefen, aus mündlichen Erzählungen und aus dem, was die amtlichen „Ehrentafeln"

künden, in denen die Heldentaten einzelner in unabläßiger Folge wie in Erz eingeschrieben stehen. Diese Kriegskameraden sitzen zwar kaum noch „beim Lagerfeuer zusammen", es sei denn im Unterstand oder im Rücken des geschlagenen, fliehenden und verfolgten Feindes, aber „den Freund aus einer Schar Feinde heraushauen", das tun sie allerdings noch in unzähligen Fällen, und den verwundeten Kameraden im schärfsten Feuer in Sicherheit bringen und den fechtenden Kameraden durch den Kugelregen hindurch den Kaffeekessel heranschleppen und mit dem Kameraden das letzte Häppchen Kommißbrot, den letzten Pfeifenkopf Tabak brüderlich teilen, das tun sie auch.

Wir ahnen auch dann etwas von dem hohen Gesetz dieser Kriegskameradschaft, sobald wir als dritte dabei sind, wenn verwundete oder beurlaubte Kameraden sich in der Heimat begegnen. Es hatte kürzlich ein Verwundeter vorgeschlagen, jedem, der im Feuer gestanden hat, in irgendeiner Art ein Abzeichen zu verleihen, um ihm, dessen Verwundung vielleicht nicht augenfällig ist, taktlose Bemerkungen gewisser falscher Patrioten zu ersparen, die jeden daraufhin mustern, warum er nicht in der Front ist. Nun, wenn zwei, die im Feuer standen, beisammen sind, brauchen sie ein solches Abzeichen nicht. Für den dritten in ihrer Gesellschaft tragen sie das Freimaurerzeichen ihrer Kriegsgemeinschaft und Kriegskameradschaft unverkennbar in ihrem Wesen, an ihrer Stirn, in jedem ihrer Worte. Es webt um beide ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das keiner teilt, der „nicht dabei war". Die Dinge, Bilder und Erinnerungen, die sie gemeinsam haben, machen sie im vornehmsten Sinne „exklusiv". Und standen die beiden gar im gleichen Gefecht, standen sie nicht nur bildlich, sondern tatsächlich und wörtlich in schwerer Stunde Schulter an Schulter, dann kettet sie das Gefühl der Kriegskameradschaft nun fester zusammen, als irgendeine im Frieden erwachsene Freundschaft und Gemeinschaft es zu tun vermöchte. Daß es so etwas nicht nur unter einzelnen Menschen, sondern auch unter Völkern gibt, hat bis zu diesem Kriege wohl niemand geglaubt. Aber Deutschland und Österreich sind in diesem ungeheuren Kampfe zu Kriegskameraden geworden, die den Begriff der Kriegskameradschaft, wie er zwischen den einzelnen erwachsen ist, zu einer welthistorischen Größe, zu einem welthistorischen Erlebnis erhoben haben.

Einst, wenn dieser Krieg zu Ende sein wird, und weiter, wenn Jahre über ihn hinweggegangen sein werden, und noch, wenn er Jahrzehnte zurückliegen wird, wird, was in unserm Heere als Kriegskameradschaft gelebt und gewirkt hat, köstliche Früchte tragen. Gewiß, die alten Kriegskameraden werden auch nicht selten bei einem Tropfen edlen Weins aus deutschem Gewächs beisammensitzen und von der großen Zeit und der Zeit der großen Taten reden. Sie werden auf Karten und mit Zündhölzchen das einzelne Gefecht und seinen Verlauf darzustellen versuchen, werden dabei auch ein wenig kritisieren und sich schließlich in aller Freundschaft in die strategischen Haare geraten. Aber sie werden auch in größeren und wichtigeren Dingen die kriegskameradschaftliche Überlieferung, wie es von jeher geschah, pflegen und ehren und ihr Leben lang hoch halten. Für einen alten Kriegskameraden tut man, wenn es nötig ist, viel; tut man am Ende, was man für einen guten Freund schwer oder gar nicht tun würde. Das gemeinsame Kriegserlebnis schmiedet fest, sehr fest zusammen. In einem der großen Romane der Weltliteratur sagt ein alter Offizier: „Ein Kriegskamerad? Der Name klingt in mein Ohr wie der meines liebsten Freundes. Geh, Johann, und bitte ihn in mein Haus!"

Der Krieg bringt im übrigen auch sonst noch allerlei gute Kriegskameradschaft zuwege. Auch die liebe Waffe, das gute Gewehr und das „Schwert an der Linken" sind treue, werte Kriegskameraden, und Theodor Körner hat in seinem bekannten Gedicht einen rührend zärtlichen Ausdruck für das starke Glücksgefühl dieser Kriegskameradschaft gefunden. Von einem deutschen Prinzen wurde kürzlich erzählt, daß er am Tage der Mobilmachung seinen Degen aus der Scheide gerissen und voll Inbrunst geküßt habe. Ich weiß nicht, ob diese Geschichte wahr ist, aber ich habe sie nicht ohne einen leisen Schauer der Ergriffenheit hören können. Auch das Geschütz, das man bedient, wird zum lieben Kriegskameraden, denn die Kanone ist kein seelenloses Wesen. Die „dicke Berta" wird von ihren Fußartilleristen sicher zärtlich geliebt, und rührend war es seinerzeit, zu hören, daß die alten österreichischen Landsturmkanoniere, als sie zu den Waffen gerufen wurden, dringend gebeten hatten, nur ja wieder zu „ihrer" Kanone zu kommen, an dasselbe Geschütz kommandiert zu werden, das sie im Frieden bedient hatten. Es bilden sich auch noch andere Kriegskameradschaften im Felde. Denn auch die Kameradschaft, die im Feldlazarett, in der Etappe etwa den Arzt mit der Schwester zu schwerem, segensreichem Dienst verbindet, kann man eine Kriegskameradschaft nennen.

Und schließlich denke ich an eine Kriegskameradschaft ganz eigener Art, die vielfach in diesem ungeheuren Ringen in deutschen Herzen erwachsen ist. Das ist das kameradschaftliche Gefühl, das während des Krieges, durch den Krieg in vielen Ehen sich gebildet hat, die es so frei und schön vorher noch nicht gekannt haben. Der Mann steht in der Front, schirmt das Heim mit Brust und Waffe, kann sich aber um die häuslichen Angelegenheiten nur selten oder gar nicht kümmern. Was bisher seine Aufgabe war, hat er in die Hände seines besten Kameraden, seiner Gattin, gelegt. Sie muß die Kinder erziehen, muß die fehlende väterliche Autorität ersetzen, muß das Vermögen verwalten, das Feld bestellen, das Geschäft leiten, das Personal beaufsichtigen und trägt zu ihren alten häuslichen Pflichten hundertfache neue Last und Verantwortung. Das verschiebt das Verhältnis der Gatten unwillkürlich ins Kameradschaftliche, wo solche Kameradschaft eben noch nicht bestand, und auch dies ist eine Kriegskameradschaft, die wir gerne und dankbar neben alles andere stellen, was uns als Kriegskameradschaft erhebend und verehrungswürdig ist.

○ ○ ○

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Eine der ersten Maßnahmen des Zaren, nachdem ihm der Kommandostab in die Hand gegeben wurde, ist die Maßregelung der Duma. Zwar ist sie einstweilen noch nicht aufgelöst, sondern nur vertagt. Indessen bedeutet diese Vertagung bis Mitte November doch wohl kaum etwas anderes als den Ausdruck der Selbstherrlichkeit, die eine abweichende Meinung nicht duldet und unbedenklich zu unterdrücken nicht zögert. Eine Reihe von Abgeordneten ist durch die Polizei festgenommen. Die Bildung eines Rumpf-Parlaments ist mit Gewalt unterdrückt und den Herrn Volksvertretern in ihrer Gesamtheit klargemacht worden, daß die Duma zwar eine erhebliche Arbeit geleistet habe, daß indessen



Kanonenboot der Weichselflotte bei Warschau.

ihre fortgesetzte Einmischung nur störend auf das Land wirke.

Der künstliche Nimbus, mit dem die russische Heeresleitung die neuübernommene Feldherrntätigkeit des Zaren zu umgeben trachtet, indem sie ihm ungeniert sofort militärische Erfolge andichtete, ist schnell verblaßt. Ohne auf die Einzelheiten näher einzugehen, die aus den Berichten der deutschen und österreichischen Heeresleitung erkennen lassen, wie sehr die Russen sich bemüht haben, auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz durch Massenanhäufung von Truppen einen Aufschub zu gewinnen und zugleich den Eindruck einer militärischen Offensive vorzutäuschen, brauchen wir nur ins Auge zu fassen, daß Kiew bereits geräumt wird. Der Bevölkerung Südrußlands hat sich begreiflicherweise eine Aufregung bemächtigt, die durchaus das Gegenteil von der von den Russen so dreist verkündeten Siegeszuversicht ist.

Unter den Schlägen unserer siegreichen Heere drohte Rußland: Nun werden wir euch im zweiten Winter-Feldzug müd und mürbe machen; wir werden das Frühjahr abwarten, dann werden unsere neuen Pläne reifen, dann werden wir aufs neue zum Angriff übergehen. Mögen die Russen prahlen, daß in ihrem Riesenreich Raum genug sei, um uns noch weite Gebiete abzutreten, mögen sie auf die Persönlichkeiten ihres neuen Generalstabschefs und der Generale Everth, Rennenkampf usw. große Hoffnungen setzen; was bedeutet jetzt noch die russische Armee? Selbst wenn sie es zustande bringen, ihre Kaders neu aufzufüllen, selbst wenn die Munitionsfrage in günstigster Weise für sie sich lösen ließe, sie könnten doch nur ein Heer von Rekruten gegen uns führen mit einem mehr als mangelhaften Offizier- und Unteroffizierkorps. Gewiß ist der russische Bauer blind gehorsam und läßt sich vorwärts treiben, wie wir das an den Karpathenkämpfen und selbst an den jüngsten Offensivversuchen erlebt haben, der geschulten Disziplin des deutschen Soldaten wird er sich nie gewachsen zeigen. Es ist der Notschrei verzagter Brutalität in höchster Bedrängnis.

Ehe eine Großmacht die Waffen streckt, versucht sie das Äußerste. Schon ein Aufschub birgt eine unbestimmte Hoffnung in sich, ihr Überwinder könnte einen Fehler machen, einer Schwäche nachgeben, abgelenkt werden. Deutschland hat das feste Vertrauen, daß eine uferlose Strategie auf seiner Seite ausgeschlossen ist.

Nach den Meldungen der deutschen Heeresberichte sind die Fortschritte der Armee Hindenburg im Norden gleichmäßig und unwiderstehlich. Schon ist Wilna gefallen. Nachdem bereits am 13. die Bahnlinie Wilna—Dünaburg—Petersburg an mehreren Stellen erreicht war, während zugleich die Verfolgung am Njemenbogen südöstlich Grodno im Flusse blieb, ließen die weiteren Meldungen von Tag zu Tag das unaufhaltsame Vordringen erkennen. Riga und Dünaburg sind längst geräumt. Der Kampf am Brückenkopf von Dünaburg ist im Gange. Die Bedeutung dieser Festung geht schon aus den Anstrengungen der Russen hervor, diesen Platz so fest wie möglich zu gestalten. Der Düna-Abschnitt Riga—Dünaburg ist eine starke Barriere zum Schutze des direkten Weges nach Petersburg über Pskow. Die Festung Dünaburg an der nördlichen Ausbiegung der Düna ist der Knotenpunkt wichtiger Straßen und Bahnlinien.

Bedenkt man ferner, wie wenig die Naturhindernisse des Urwaldes von Bialowiec und der Rokitnosümpfe imstande sind, das Schritthalten der südlicheren Heeresteile zu verhindern, so ist die oben erwähnte Beunruhigung im Innern Rußlands nur zu begreiflich.

Kurz und knapp, wie gewohnt, sind die Berichte der Obersten Heeresleitung über die Operationen der Armee

des Prinzen Leopold von Bayern und der des Generalfeldmarschalls Mackensen. Zu Beginn der Woche wurde von erster Stelle gemeldet: Der Feind ist im Rückzug; es wird dichtauf gefolgt. Schon am 17. war der Übergang über die Szczara Tatsache. Und Mackensen meldete am 13.: Der Widerstand des Gegners ist auf der ganzen Front gebrochen: die Verfolgung in Richtung Pinsk ist im Gange. Bereits am 16. war das Gelände zwischen Pripjet und Jasiolda in deutschen Händen und ebenso die Stadt Pinsk. Pinsk liegt mitten in der Wildnis der Rokitnosümpfe. Was hier unsere Truppen und besonders die Infanterie geleistet haben und täglich leisten, muß uns mit tiefstem Dank erfüllen, zugleich aber auch liefert es uns den Beweis, daß die deutsche Ausdauer, an welche das zweite Kriegsjahr erhöhte Anforderungen stellt, vollkommen frisch und lebendig ist.

Zu welchem Zeitpunkt der Vormarsch auf der langen Linie von der Ostseeküste südwärts haltmachen wird, darüber können wir die Entscheidung getrost dem weiteren Verlauf der Ereignisse und unseren bewährten Führern überlassen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz sind große Ereignisse gegenwärtig nach Lage der Dinge nicht zu melden. Natürlich wird Tag und Nacht das äußerste geleistet in Wachsamkeit und Abwehr, und manch eine überraschende Offensive bringt auch an dieser Front neue Beweise von der Stoßkraft unserer Truppen, die in dem langen Stellungskrieg nicht erlahmt ist. Unter den Meldungen der einzelnen Ereignisse ist von besonderem Interesse die kurze Bemerkung, daß Ypern, welches neuerdings sehr stark beschossen worden ist, die Wirkung einer 42-Zentimeter-Granate zu spüren bekommen hat. Die Erwähnung dieser einen Granate dürfte genügende Antwort sein auf die von gegnerischer Seite verbreitete Behauptung, unsere gefürchteten Festungsbrecher seien abgenutzt. Vom Flugzeug betrachtet, macht Ypern einen Eindruck wie etwa die ausgegrabene Trümmerstadt Pompeji.

Recht eindrucksvoll haben sich, wie sich trotz der hartnäckigen englischen Ableugnungsversuche nach und nach immer mehr bestätigt, die Wirkungen der Sprengkörper geltend gemacht, welche von unseren Zeppelinen angewendet werden. Hat schon der Hof und wer es irgend ermöglichen konnte, längst London verlassen, so wird jetzt auch die Verlegung der wichtigsten Reichsbehörden und Archive nach auswärts auf Beschluß des Kronrates vorgenommen. Hat doch bereits die Bank von England durch das Feuer unserer Luftschiffe gelitten und steht doch ganz London in steter banger Erwartung neuer Zeppelin-Angriffe, gegen welche die bisherigen sogar den selbstbewußtesten Engländern nur als Vorboten schwerer Heimsuchung gelten.

Die englische Regierung kämpft mit inneren Schwierigkeiten: die Streiks nehmen bedenklichen Umfang an; die allgemeine Wehrpflicht, in welcher die eine Partei der leitenden Kreise die Rettung erblickt, wird hin und her erwogen. Selbst wenn die allgemeine Wehrpflicht zustande kommen sollte, so ist damit eine Gleichstellung mit unserer militärischen Leistungsfähigkeit natürlich nicht erreicht, auf lange Zeit hinaus werden englische Soldaten stets nur das bleiben, was sie heute sind, Dilettanten in der Kriegführung, denen der Geist und die Tüchtigkeit eines Berufsheeres, wie des unseren, fernliegt. Der wahre Geist englischen Wesens spricht sich viel eher in anderer Weise aus, und zwar in den Erörterungen über die Kriegskosten. Es ist recht bezeichnend, daß der Premierminister im Unterhaus als Hauptursache der finanziellen Schwierigkeiten Englands die starken Vorschüsse an seine Verbündeten bezeichnet, und es gibt zu denken, daß er den Satz ausgesprochen hat, Englands Kraft sei in bedrohlicher Gefahr, gelähmt zu werden durch die Unfähigkeit von Regierenden und Regierten, die Tatkraft und den Willen des britischen Volkes auf die Aufgabe zu konzentrieren, die ihnen das Schicksal heute stelle.

Seit der schweren Niederlage bei Anaforta sind die Aussichten auf eine Durchführung der Angriffspläne gegen die Dardanellen ganz gering geworden, zumal die Zeit drängt, denn mit Eintritt der jetzt zu erwartenden Herbststürme schwindet auch die letzte Aussicht der Feinde.

Man scheint im feindlichen Lager Grund zu haben, besonders auf die Verteidigung des Suezkanals bedacht zu sein. Wenn man französischen Nachrichten trauen darf, soll Italien herangezogen werden zur Überwachung an dieser bedrohten Stelle. In Italien werden ja wohl allerdings Truppen frei werden, denn die Durchbruchsversuche vom Stilfser Joch ab, an der Tiroler Front entlang über Kärnten und die Isonzofront hin werden nun wohl vertagt werden müssen. Cadorna soll sich nicht wohl fühlen. Neutrale Grenznachbarn wollen inzwischen beobachtet haben, daß er den Strapazen der vorgerückten Jahreszeit nicht länger gewachsen sei. Das wäre schade, seine Berichte tragen doch viel zur Belebung der Stimmung an unserer italienischen Front bei. X.

* *

Unser Emmich.

Von Wilhelm Georg. (Berlin, A. Scherl G. m. b. H., 1 M.)

Mit dem Namen Lüttich ist der des Generals der Infanterie v. Emmich unlösbar verbunden: die Kunde der ersten großen Waffentat unseres Heeres gab dem deutschen Führer sofort allgemeine Volkstümlichkeit: er wurde „unser Emmich“. Und er hat gehalten, was der Anfang versprochen; die Mai-Offensive in Galizien gab ihm und seinen Truppen neuen Ruhm. Eine warm geschriebene Biographie des Heerführers wird vielen eine willkommene Gabe sein; sie ist mit hübschen Bildern ausgestattet und bringt im Anhang einige Emmich-Gedichte.



Großherzog Friedrich von Baden und Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Abschied auf dem Bahnhof in Lötzen.



Eine zerstörte Straße in Brest-Litowsk.

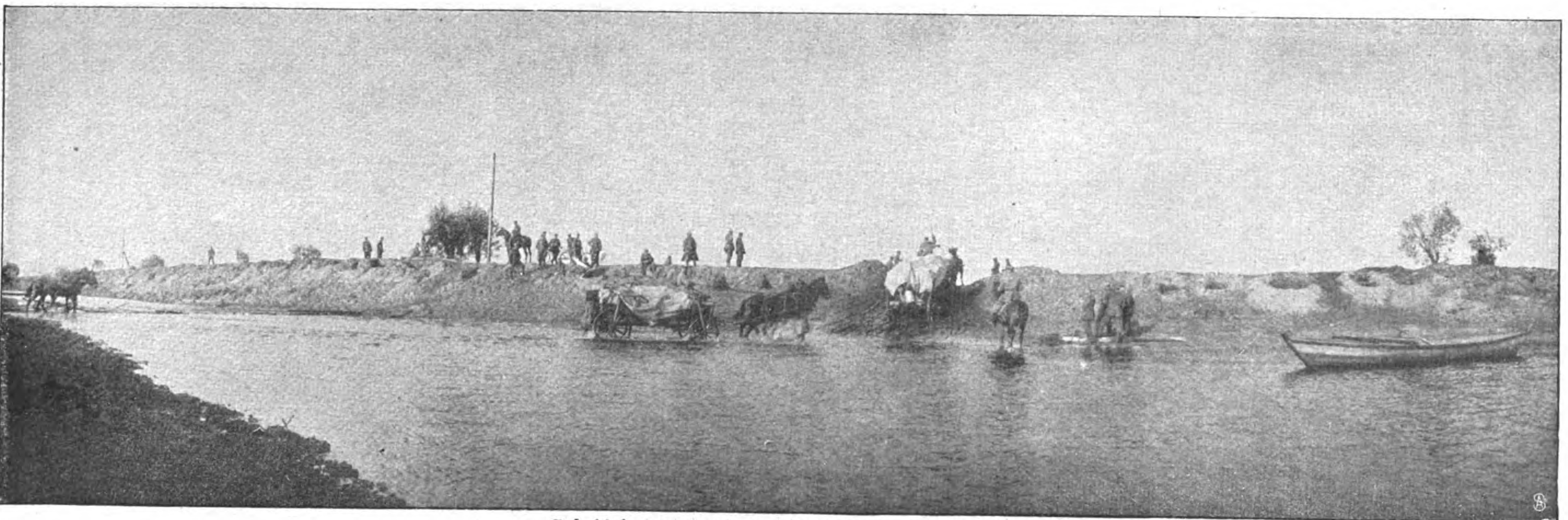


Aus der Umgebung von Brest-Litowsk: Zerstörter Wald.



Eroberte russische Geschütze, die nicht zerstört waren.

Bilder aus Brest-Litowsk.



Gefechtsbagage durchquert den Dnjepr—Bug-Kanal.



Leichte Feldhaubitzen-Batterie passiert den ausgebesserten Damm über den Sumpf bei Jagelki.

Auf der Verfolgung der Russen über Brest-Litowsk hinaus.



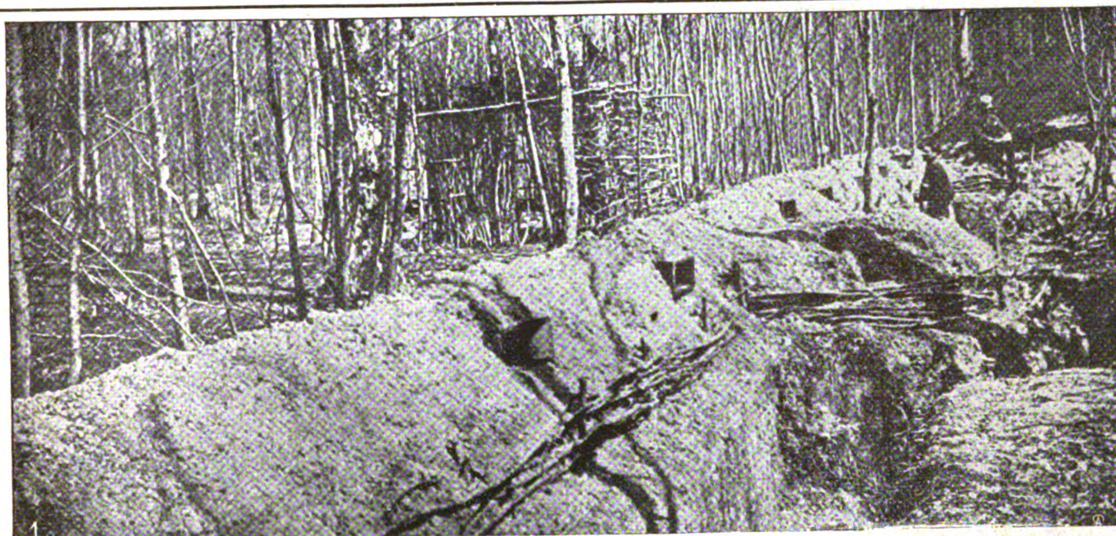
Ein zwischen Felsen eingebautes deutsches Schanzwerk in den Vogesen, das durch aufgestellte Tannen unkenntlich gemacht ist.



In einem Berg eingebaute Treppe, die zu einer Batterie führt.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Aus den Vogesen.









Unsere Gegner:

Französische Stellungen in den Argonnen und im Priesterwald.



1. Schützengraben in den Argonnen. 2. Radfahrpatrouille im Priesterwald. 3. Horchposten in einem Granatenloch. 4. Drahtverhau in den Argonnen.


Oberst Crohn.


Major Hasse.


Hofphot. Noack.
Hauptmann Fritsche.


Phot. M. Rakonz.
Hauptmann Gärtner.


Hauptmann Hädrich.


Hauptmann Ernst Schregel.


Phot. Gebr. Rotton.
Leutnant Hans Genßler.


Vizefeldwebel Suck.


Oberleutnant v. Winckler.


Leutnant Werner v. Winckler.


Phot. Schwarz.
Gefreiter Emil Eckerdt.


Phot. Lindemann.
Vizefeldwebel Schimkat.

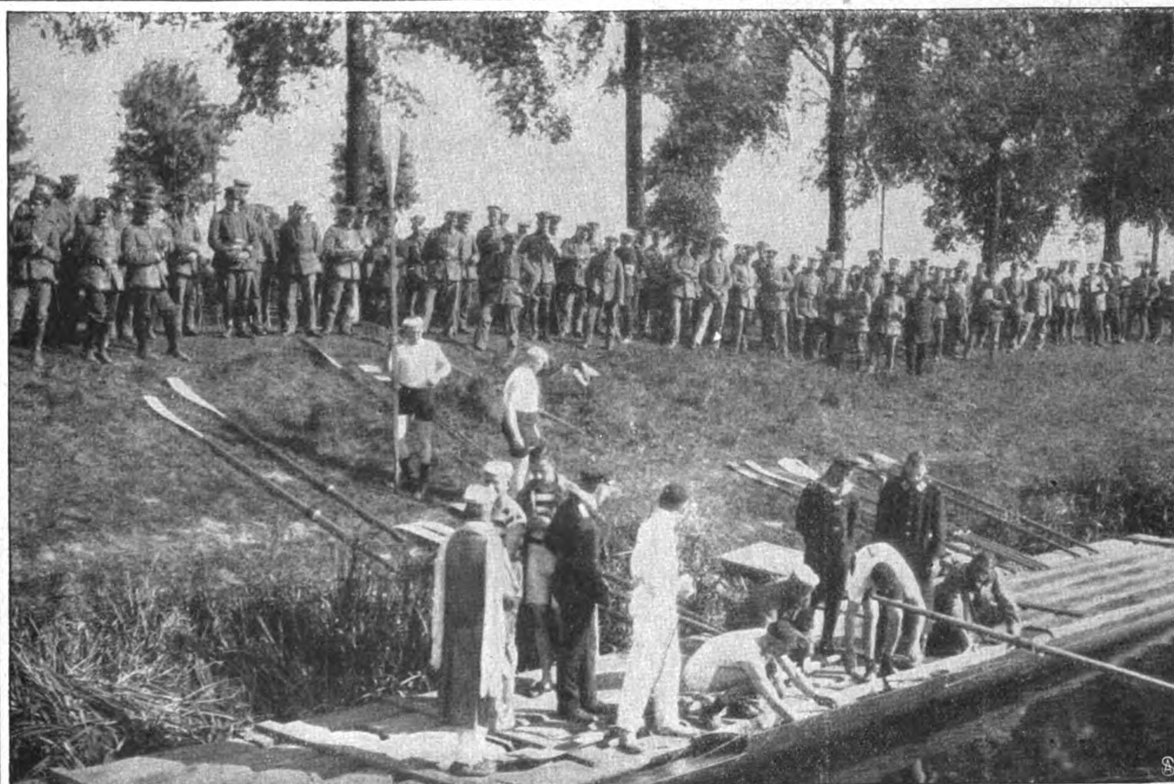

Gefreiter Hermann Schnell.


Vizefeldwebel Bruno Buß.


Vizefeldwebel Paul Ducrée.


Unteroffizier Max Tröber.

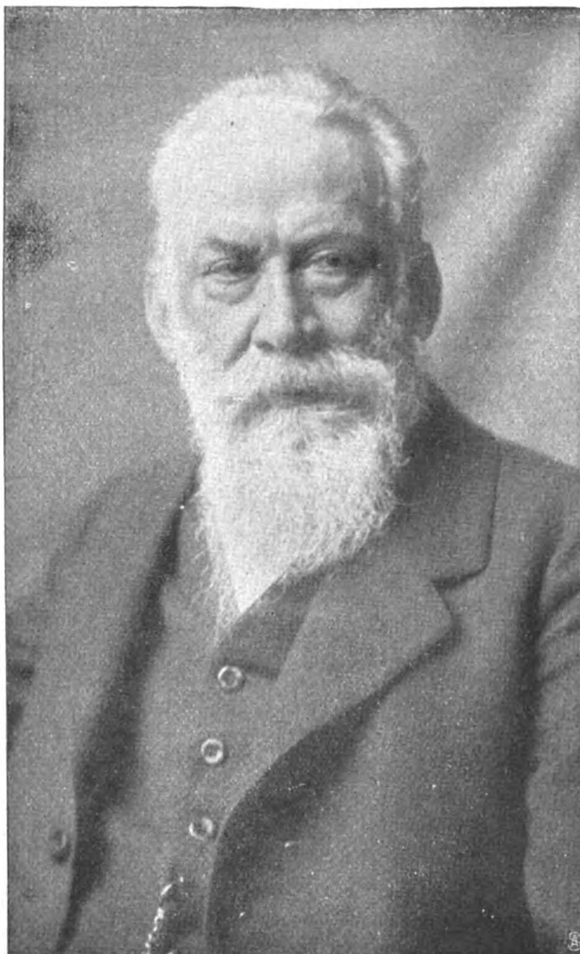
Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Kriegs=Ruder=Regatta in Gent.

Oberes Bild: Vorbereitung zum Rennen. Unteres Bild: Einer=Rennen. Von links: Wiegels, Trapp.
Eckbild: Vor der Preisverteilung. Von links: General Frhr. v. Hügel, Graf v. Westarp, Oberstlt. v. Wurmb.

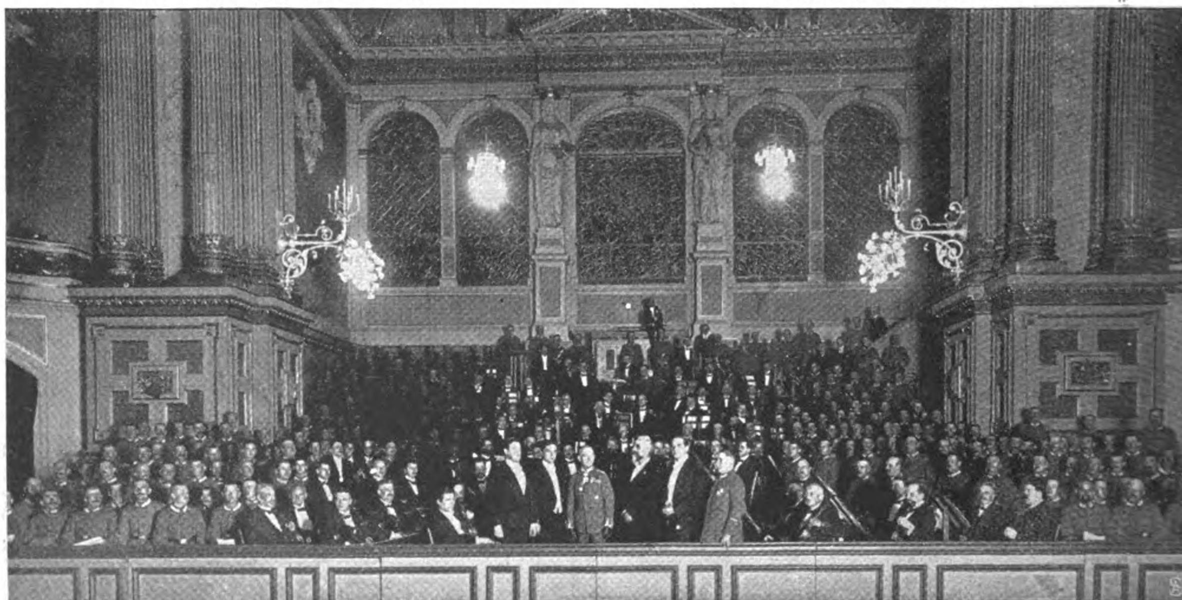




Paul Meyerheim †
hervorragender Berliner Maler.



Oberbürgermeister Beutler, Dresden,
trat von seinem Amt zurück.



Links und rechts der Männerchor der Feldgrauen. In der Mitte das verstärkte Philharmonische Orchester. Hinten, auf dem Spieltisch der Orgel sitzend, Organist Professor Bernhard Irrgang, Königl. Hof- und Domorganist zu Berlin. Im Vordergrund stehend von links nach rechts: Königl. Opernsänger Johannes Bischoff; Opernsänger Rudolf Laubenthal; Major Guido v. Eillhaußen; —; Königl. Schauspieler Hans Mühlhofer und (in Feldgrau) Fürstlich Lippischer Kammervirtuos Karl Stabernack; an der Harfe Vorstand des Philharmonischen Orchesters Otto Müller.

Wohltätigkeitskonzert des 3. Garde-Regiments zu Fuß in der Berliner Philharmonie: Die Mitwirkenden.

Die von der Waterkant.

Von Rudolf Herzog.

„Brigade Monteton — geht vor!"
Kein Mann im Glied ein Wort verlor.
Es zwinkten die Männer der Waterkant
Nur heimlich sich zu, und im Auge stand:
„Tja, helpt ut dem Dreck kein Deubel, mien Jong',
Dann helpt Brigade Monteton."

Und sie half und hielt keine Rede feil
Und hämmerte wortkarg den eisernen Keil
Gradaus in die donnernden Schanzen hinein.
Da packte das Feuer die vordersten Reih'n,
Schrapnells und Granaten und kreuz und quer,
Und war kein Zurück und kein Vorwärts mehr.

Ein Unteroffizier über die Schulter sah.
Der Gatzky war es aus Altona.
Der winkte bei dem verfluchten Gedröhn
Dem Brüggmann zu aus Kalübbe bei Plön.
Und sie schoben den Priem von rechts nach links
Und pfiffen fünf Mann — und abseits ging's.

Und der Schlamm war tief und die Strecke war lang;
Sie krochen und krochen den Graben entlang
Und wußten nichts andres als dies auf der Welt:
Daß die Satansbatterie da das Maul bald hält!
Jetzt — sacht vorbei. Kehrt. Kein Verschnauf!
Feldgeschrei: „Monteton!" — „Feuer!!" „Drauf!!"

Und die Sieben knallten wie Siebzig schier!
Hei, nahmen die Russen das Hasenpanier.
Zum Schluß der Trompeter verzweifelten Blicks.
Den griff sich der Gatzky: „Man bloß nich zu fix."
Riß das Horn an den Mund und schmettert zu Tal:
„Rasch vorwärts! Rasch vorwärts!" Das [Stürmersignal.
Zweihundert fast ließen das Laufen sein.
Die Sieben sammelten sorglich sie ein.
Dann zählten sie zweimal und dreimal gar ...
Fast dreißig Geschütze die Beute war.
Und zum Brüggmann sprach heimlich der Gatzky: [„Mien Jong',
So bläst die Brigade Monteton."

Am Njemen, September 1915.

Quitte und Kürbis.

Von Wilhelmine Bird.

Wenn der Sommer sich erschöpft hat in Gaben aller Art und kaum noch letzte Vertreter des Königs „Apfel" an den Bäumen hängen, so behauptet die Quitte noch beharrlich ihren Platz, und es ist ein erquickender Anblick, wie die großen, gesättigt golden schimmernden Früchte durch das kräftig schöne Blattwerk leuchten. Hat sie auch viele Freunde, so gehen doch noch gar zu viele an ihr vorüber und behaupten, mit ihr sei nichts Rechtes anzufangen. Sie kennen sie nicht in ihren nützlichen Eigenschaften. Schon Duft und Aroma sind köstlich und reicher als bei irgendeiner anderen Frucht. Allerdings ist sie in rohem Zustand nicht zu gebrauchen, aber sie gibt wie keine andere Frucht mit größter Sicherheit ein festes, äußerst fein schmeckendes Gelee, und bis auf die neuere Zeit war sie von den Konditoren fast allein gültig für diese Form. Der Grund liegt in ihrem großen Gehalt an Gallertstoffen, der namentlich in der Haut der Kerne enthalten ist.

Nicht immer stand sie so im Hintergrund des Interesses wie heute, wo sie unter dem Kernobst das Stiefkind ist. In den südlichen Ländern seit undenklichen Zeiten verbreitet, wurde sie in Deutschland wahrscheinlich erst durch Karl den Großen eingeführt. Und nicht nur zur Labung des Gaumens diente die Quitte, sie ist auch ein Mittel der Volksheilkunde. Der Inhalt der Kerne besitzt eine zusammenziehende Kraft gegen gelockerte Schleimhäute und ist ein geschätztes Mittel gegen Augenentzündungen. Zuletzt und nicht zum wenigsten dient sie kosmetischen Zwecken, und es wird vielleicht manche Dame interessieren, daß der Inhalt der Quittenkerne, den man einfach durch kaltes Wasser auslöst, ein vorzügliches Fixiermittel für das Haar ist.

Da es Apfelquitten und Birnquitten gibt, so entsteht oft ein Zweifel, welche für die Genußformen die richtige sei. Wohl eine Laune der Natur ließ die Quitte in zweierlei Gestalt sich entwickeln, und vielleicht ist darin der Sinn zu finden, daß sie, auch Erisapfel genannt, von der Mythologie neben der Aphrodite auch der Eris, der Zwietrachtsgöttin, geweiht war. Nur ein geringer Unterschied zeigt sich im Geschmack, doch kann wohl der Birnquitte der Vorzug gegeben werden. An Sorten zeichnen sich besonders aus: die persische Zuckerquitte, die Konstantinopeler, die Bereczkiquitte, die portugiesische Birnquitte und die Riesenquitte von Lescovac. Die alljährlich große Tragbarkeit aller Quittensorten sollte um so mehr zu einem reicheren Anbau bei uns führen, als der Baum niemals von Schädlingen befallen wird, uns also ein unangenehmer Kampf erspart bleibt und wir zudem mit ziemlicher Sicherheit von der Blüte auf die Ernte schließen können. Jeder Obstzüchter weiß, was das zu sagen hat.

Zu einem einfachen Kompott wird die Frucht fein geschält, in Achtel geteilt und mit Wasser bedeckt angesetzt. Das Kerngehäuse legt man dazu, kocht unter Zugabe von Zucker, der infolge der Fruchtsäure reichlich bemessen sein kann, abgeriebener Zitronenschale und einem Stückchen ganzen Zimt die Frucht langsam weich, nimmt sie danach aus dem Saft, der, mit etwas Zitronensaft oder weißem Wein nach Geschmack versehen, noch etwas einkochen muß, und gießt ihn nach Entfernung der Kerngehäuse, die ihn bündig machten, über die Früchte.

Das vielfach beliebte Quittenbrot erfordert gut reife Früchte. Sie werden mit einem Tuch abgerieben, un-

geschält zerteilt und von dem Kernhaus befreit. Dann kocht man sie mit nur soviel Wasser, wie eben erforderlich ist, recht weich. Da das Wasser das Aroma aufnimmt, muß es mitverbraucht werden. Die Masse wird durch ein Sieb getrieben und mit gleichem Gewicht Zucker, einer Zugabe von abgeriebener Zitrone und etwas feinem Zimt so lange gekocht, natürlich unter stetem Rühren — bis die Masse schwer und breit vom Löffel fällt. Man färbt sie auch wohl mit etwas Himbeersaft oder dergleichen unschuldigen Mitteln rot. Fertig gibt man sie dann auf starkes Papier, dessen Rand man an allen Seiten etwa 3—4 Zentimeter umgebogen hat, so daß eine Art Kasten entsteht; darauf trocknet man sie in einem abgekühlten Ofen. Das so entstandene Quittenbrot wird dann in beliebige Stücke geschnitten und am besten in einem Blechkasten aufbewahrt. Aus dieser Masse kann man nach dem Erkalten walnußgroße Kugeln drehen, auf ein mit Zucker bestreutes Papier legen und sie an der Sonne oder warmer Stelle trocknen lassen. Täglich drückt man sie dann etwas nieder, so daß schließlich flache, runde Kuchen entstehen, die man, mit ein wenig Vanillezucker bestreut, zwischen Papierlagen als sehr angenehmes Konfekt aufbewahrt.

Die Konservierung der Quitte in diesem Jahre ohne Sterilisation in einfachen Gläsern oder Steintöpfen zu vollziehen, ist gewiß vielfacher Wunsch. Dieses geschieht für die Haltbarkeit am besten mittels Zucker und Essig. Die Frucht wird fein geschält, in Achtel geteilt und vom Kernhaus befreit. Beides wird dann in Wasser und Essig zu gleichen Teilen gekocht, bis die Fruchtstücke knapp gar sind. Dann werden sie in kaltem Wasser abgekühlt und auf ein Sieb zum Abtropfen gegeben. Nun kocht man Essig und Zucker, im Verhältnis von zwei Pfund Zucker auf einen halben Liter Weinessig, mit etwa 10 Gramm Zimt, ebensoviel Nelken und einem Stückchen Ingwer — die Kerngehäuse müssen ebenfalls mit kochen, da sie den Saft dicken — bis zur Bündigkeit und gibt die Fruchtstücke hinein und stellt das Ganze bis zum nächsten Tag zur Seite. Dann wird der Saft abgegossen, nochmals aufgekocht und wieder über die Frucht gegossen. Nach zwei bis drei Tagen wiederholt man das Kochen des Saftes, der sich nun in starkem Faden vom Löffel lösen muß, entfernt die Kerngehäuse, gießt den Saft über die Fruchtstücke, so daß er sie gut deckt, und verbindet den Topf mit Pergamentpapier, das man durch kochendes Wasser geschmeidig gemacht und wieder getrocknet hat.

Sollten die Früchte zunächst zu sehr an der Oberfläche bleiben, so schadet das nichts. Nach und nach, namentlich wenn man sie einigemal schüttelt, so daß der Saft zwischen die Stücke dringt, saugen sie den Saft ein und senken sich dann selber zu Boden. Die Sterilisation ist natürlich viel einfacher. In dem Fall wendet man meist nur Zucker an, aber der Geschmack wird durch Zugabe von etwas Zitronensäure sehr gehoben. Sie werden nur leicht vorgekocht, dann in die Gläser gefüllt und mit einer Lösung von 300—400 Gramm Zucker auf 1 Liter Wasser übergossen. Die Zugabe des Zuckers richtet sich im ganzen am besten nach dem persönlichen Geschmack. Die Sterilisation vollzieht man 25 Minuten bei 80 Grad. — Manchem ist das Aroma der Quitte zu stark; in dem Falle rate ich zur Mischung mit Äpfeln.

Zu gleicher Zeit wie die Quitte, auch schon früher, ist der Kürbis zur Verwendung reif. Gut ist aber, wenn er erst nach der Ernte noch eine Lagerzeit von einigen Wochen durchmacht. Durch die Verdunstung eines Teiles seines Wassergehaltes wird das Fleisch kerniger, was bei seiner losen Struktur sehr vorteilhaft ist. Willig zeigt sich der Kürbis veredelnden Einflüssen, und so hat er sich denn durch Verwendung von Zucker und Essig eine große Anhängerschar mit der Zeit erworben. Da der Kürbis nun, selbst gegenwärtig, nicht hoch im Preise steht, so ist zu seiner Verwertung, namentlich in dieser Form, zu raten. Bei der Konservierung von Kürbis wendet man zur Aufnahme am besten Steintöpfe an. Er wird geschält und, um nichts einzubüßen, in quadratische Stücke von etwa 3 Zentimeter Stärke geschnitten. Diese werden eine Nacht in verdünnten Essig gelegt, dann läßt man sie ablaufen. Im Verhältnis von 2½ Pfund Zucker auf 1 Liter Weinessig, dessen Maß sich natürlich nach dem Quantum Kürbis richtet, kocht man eine Lösung, der man etwas Zitronenschale, ein Stückchen ganzen Zimt und einige in ein Stückchen Mull gebundene ganze Nelken zugibt. Letztere müssen nach dem Kochen wieder herausgenommen werden, da der Kürbis sonst davon leicht Flecken annimmt. Nach Belieben kann auch ein kleines Stückchen Ingwer dabei sein. In dieser Lösung kocht man über langsamem Feuer die Kürbisstücke, bis sie beginnen, glasig zu werden. Dann hebt man die Kürbisstücke in einen Steintopf, läßt den Saft noch etwas einkochen und gießt ihn abgekühlt darüber. Nach zwei Tagen wird der Saft noch einmal aufgekocht, so daß er sich etwas verdickt, über die Frucht gegossen, und nach wieder zwei Tagen wird der Saft so weit eingekocht, daß er gerade noch die Früchte deckt. Dann legt man ein mit Rum bedecktes Papier darauf, bindet Pergamentpapier darüber und stellt den Topf an einen kühlen Ort. — Sehr zu empfehlen ist die Mischung von Quitte und Kürbis. Das reiche Aroma der Quitten dringt so in das Fleisch des Kürbis ein, daß es den Geschmack in milderer Form annimmt. Beide ergänzen sich in glücklicher Weise. Die Behandlung ist die gleiche wie oben, nur darf auf keinen Fall Ingwer dazugegeben werden. Zu Kürbismarmelade eignet sich eine Zugabe von Quitte ebenfalls vorzüglich, ebenso die von feinsäuerlichen Äpfeln, die aber auch keine Ingwer- und auch keine Nelkenzugabe verträgt.

In einer Glanznummer möchte ich den Kürbis *ohne Zusatz* noch vorführen, und zwar als Tortenfüllung. Es wird ein Mürbeteig hergestellt, zu dem gegenwärtig Kriegsmehl und Kunstbutter dienen können. Ausgerollt bis Zentimeterstärke, legt man eine Tortenform damit aus, so daß rings ein Rand hoch steht. Ein Teil des Teiges bleibt zurück, um Streifen davon zu einem Gitterbelag zu schneiden. Diese Teigform füllt man mit trockenen Erbsen aus, bäckt sie gar und schüttet die Erbsen wieder aus. Wir haben nun eine leere Form aus Teig. 1—1½ Pfd. Kürbis wird mit knapp Wasser gar gekocht und durch ein Sieb getrieben. Es muß ein ziemlich steifes Mus sein. Dieses mischt man mit dem Dotter dreier Eier, Butter nach Geschmack, einer guten Messerspitze geriebener Muskatnuß, einem gestrichenen Eßlöffel feinem Zimt und soviel Milch, daß die Masse etwas geschmeidig wird. Dann zieht man den Schnee der Eier leicht und ohne stark zu rühren darunter, füllt das Ganze in die Teigkruste, legt aus den Teigstreifen das Gitter darüber und bäckt bei guter Hitze die Torte goldbraun. Man wird dieser Torte alle Ehren erzeigen und fortan den Kürbis loben.

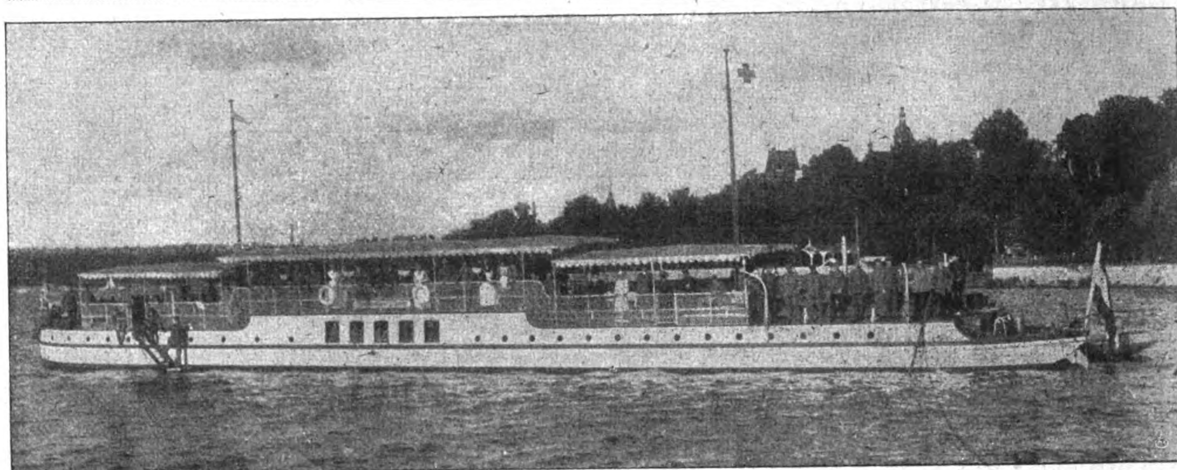
Das Lazarett-Hausboot „Sommernachtstraum" auf dem Wannsee.

Oberes Bild: Verwundete auf dem Deck.

Mittleres Bild: Aeußere Ansicht des Hausbootes.

Unteres Bild: Der Speisesaal.









Deutsche Soldaten in ihrer freien Zeit Schafe hütend. Illustr. Photo.



Französische Frauen reinigen und bessern unter militärischer Aufsicht Säcke aus. Illustr. Photo.

Unsere Feldgrauen und die Ernte in Nordfrankreich.



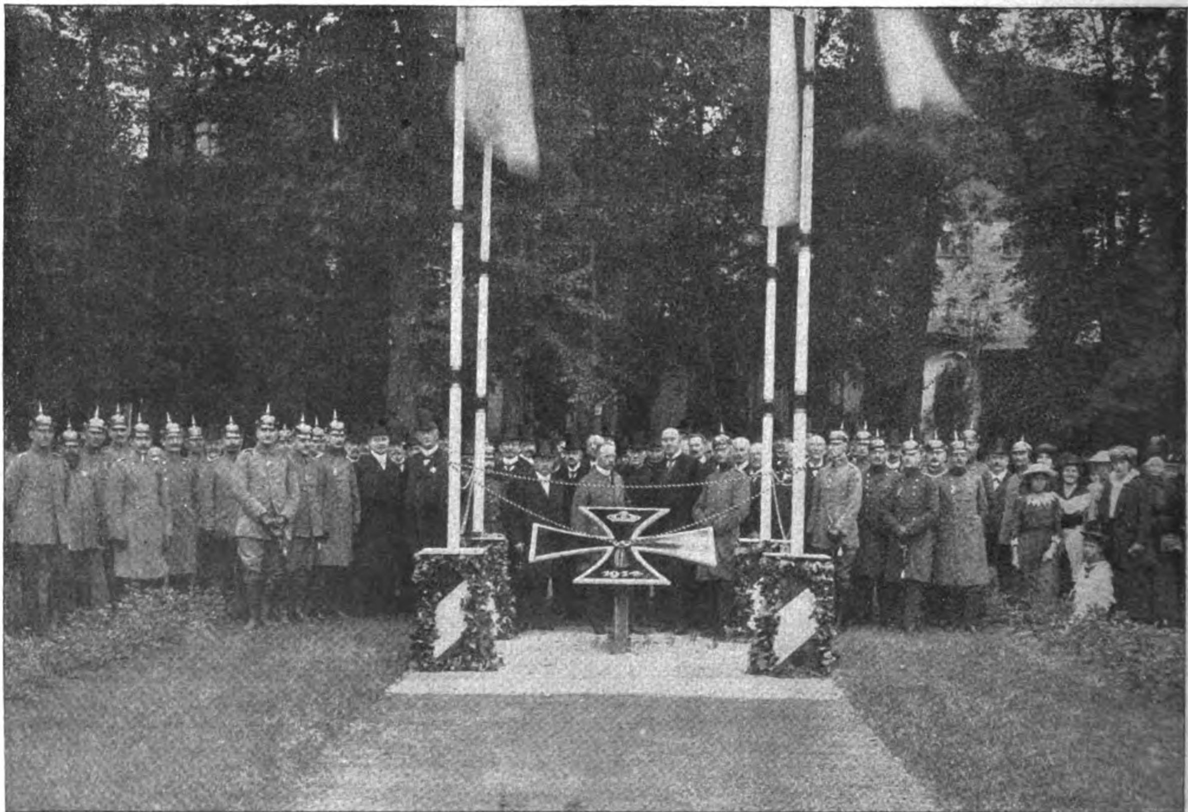
Erzherzog Karl Franz Josef und Erzherzogin Zita.

Neuste photographische Aufnahme von O. Kallos.



Von links: Zivilkommissar Dr. Kreuter, Staatsminister v. Loebell, Präsident Gersthein, Geh. Oberreg.-Rat v. Gröning.

Wo unsere Helden ruhen: Besichtigung des Soldatenfriedhofs in Haecht (Belgien) durch Staatsminister v. Loebell.



Phot. Ganzemüller.

Feierliche Weihe des Eisernen Kreuzes in Herford.

Zum Besten der Fürsorge für die erblindeten Krieger des Landheeres und der Flotte.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

3. Fortsetzung.

Will war jetzt siebzehn Jahre alt, er war kein Knabe mehr. Er wußte, wie alles wächst und wird. Er ging mit zusammengebissenen Zähnen, voll unsäglicher Erwartung den vorgeschriebenen Weg, der ihn aus dem dumpfen Tor des alten Lyzeums in die Freiheit führen sollte. Er kannte sein Spiegelbild, kannte seine Mutter, die schmal und grau in ihrer Witwenwohnung saß und Zimmer ausmietete, und fühlte auf einmal eine grenzenlose Leere und Öde um sich her.

Sie war schon vorher dagewesen, aber jetzt lag sie im hellen Licht, das plötzlich auf ihn eindrang.

In der Laube gingen noch ein paar Worte von Mund zu Mund, dann trat die Frau heraus, und er blickte ihr feindselig, ohnmächtig wie ein wundgeschossenes Wild nach, als sie, ohne ihn zu sehen, durch die Terrassentür in die Stube ging.

Und dann hörte er den Mann aufstehen und wußte, daß dieser ihn nicht übersehen werde. Wußte es, wie er oft voll Ahnungen in kleinen Dingen vorausfühlte, was geschehen mußte. Diesmal erwartete er nicht den Aufruf zur Lösung irgendeiner Aufgabe, den er im Unterricht oft schon kommen fühlte, ehe der Lehrer selbst seine Wahl getroffen hatte, diesmal wartete er auf das, was in Peter Wingens Zügen zu lesen stand.

Und es kam, wie er ahnte.

„Will — du?" —

Der Jüngling antwortete nicht, aber in seinem todblassen Gesicht standen zwei dunkle Augen, und darin brannte eine Frage.

Es war ein Samstag. Peter Wingen war im Begriff, in die Schule zu gehen. „Kannst du bis heute abend warten, Will?" fragte er nach einem kurzen Schweigen.

Und es war wieder die klare, frisch zufassende Art, die keine Schwierigkeiten kannte.

Will nickte. Er konnte nicht sprechen.

Da hielt ihm Wingen die Hand hin.

„Du verlierst nichts dabei, mein Jung. Aber verbiestere dich nicht. Ich hab's dir doch bald sagen wollen."

Will wollte sich auf die Hand stürzen, die ihm entgegengestreckt wurde, sich dem Mann an die Brust werfen, weinen, sich ausweinen, und was tat er? Er stand in abwehrender stolzer Haltung, mit gepreßten Lippen und löste die Hände nicht vom Geländer, das er krampfhaft umklammert hielt.

Peter Wingen lächelte, ein gutmütiges, verständnisvolles Lächeln war's, und die ausgestreckte Hand hob sich höher und legte sich mit einem festen Schlag auf Wills schmale Schulter.

„Nichts merken lassen — so ist's recht, mein Jung! Das treibt die Haare in den Bart. Also heute abend von 6 Uhr an bin ich frei, du kannst mich holen, und dann gehen wir zusammen spazieren."

Dann ging er ruhig ins Haus, ohne sich noch einmal nach Will umzuschauen.

Mit rosenfarbenen Wölklein kam der Abend über die Berge, da schritten Peter Wingen und Will Roßhaupt die Rufacher Landstraße hinaus.

In seiner weichen Schönheit lag das Land dämmerselig hingegossen. Die Kirschbäume blühten und breiteten einen zauberhaften Glanz um sich. Soweit sie gingen, reckten sich über ihnen die blütenweißen Äste, lag im feinen Wegstaub der Blütenschnee gestreut. Die Vogesen waren von Strömen sterbenden Lichtes überflutet, die goldklar von den Kämmen quollen, purpurrot über die Halden flossen und violett im Schatten der Täler mündeten. Wie zarte, brennende Herzen standen die blühenden Pfirsichbäume in den Rebgärten und erröteten stärker, ehe sie ins Dunkel tauchten, als wartete ihrer ein besonderes Glück in der verschwiegenen Frühlingsnacht.

Die frisch gebrochene Erde dampfte, heimziehende Pflüger saßen lässig auf den müde schreitenden Gäulen. Es war so still, daß der schleppende Hufschlag weit ins Land klang.

In diesen Frieden, in diese schaffende, keimende Stille trug Will Roßhaupt seine Schmerzen.

Lange waren sie schweigend gegangen. Die letzten Häuser blieben zurück, die schwere Glocke zu St. Martin rief noch einmal hinter ihnen her, dann erzählte Peter Wingen von sich aus, wie er vor siebzehn Jahren, als er noch in Ehrenbreitstein war, eines Tages zu seiner Schwester gekommen sei und sie mit einem Kind auf den Armen gefunden habe, das sie ihm glücklich und zärtlich als „ihr Jüngelchen" unter die erstaunten Augen gehalten habe.

„Aber nun verlang nicht von mir, daß ich dir erzähle, wie alles gekommen ist. Als dein Vater — halt nur still, mein Jung, zuck nicht, wie wenn dir ins Leben gegriffen würde — ich sag, als dein Vater müde wurde und du die ersten Hörner ausstrecktest, da hat er sich eines Abends hingesetzt und die Geschichte aufs Papier gebracht. Ja — und diesen Bericht hab ich heute eingesteckt. — Geduld, du sollst ihn lesen, aber erst noch ein Wort, lieber Will: Ob du der Sohn des Wachtmeisters Roßhaupt bist oder nicht, das ist heute ganz gleich. Doch, ganz gleich! Du bist anders als der Hermann, anders als die Anne, du bist von einem andern Stamm gefallen, aber du bist doch in ihrer Liebe groß geworden. Und das ist die Hauptsache. Es gibt Kinder, die fallen so weit weg von einem, daß man gar nicht versteht, wie die aus uns herausgewachsen sind,

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

und wenn sie an die Zwanzig herankommen, dann werden sie einem fremd, und wir werden ihnen fremd. Manchmal noch schlimmer als fremd. Nun sag mir mal, bist du oder ist dir der tote Wachtmeister Hermann Roßhaupt so fremd geworden, daß du nicht sein Sohn sein möchtest?"

Da antwortete Will mit erstickter Stimme: „Möchte? Ja! Aber ich bin's nicht!"

Und wieder klopfte ihm Peter Wingen auf die Schulter und entgegnete: „Du bist, was du möchtest, mein Jung. Und das ist das Schönste im Leben, glaub mir das, sich als das zu fühlen, was man sein möchte!"

Nach diesem dunklen Spruch griff er in die innere Rocktasche. „Es ist noch schön hell. Nun setz dich hier an den Straßengraben unter den Kirschbaum und lies. Die Bäume stehen ja da, als müßten sie dir das Licht dazu halten."

So setzte sich denn der Jüngling in das sprossende Gras, das Gesicht den hohen Bergen zugewendet, von denen das Abendlicht in kristallener Reinheit herabflutete. Die Farbenströme hatten sich geläutert, die Sonne war hinter dem Gebirgskamm versunken, aber der Himmel gab jetzt ein helleres, klareres Licht als vorher. Bis im Zenit stand er offen, daß der Blick in ewigen Glanz tauchte.

Und in diesem Glanzlicht schwammen die krausen Buchstaben des Wachtmeisters, und Will las diesen schmucklosen, ungelenken, aber in jedem Satz die strengste Wahrheit atmenden Bericht von der Auffindung des Kindes männlichen Geschlechts, das, angetan mit einem feinen leinenen Hemdchen und Jäckchen und wollenen Socken und eingewickelt in den vierten Teil eines kostbaren indischen Schals, am 7. Oktober 1869 abends 11 Uhr 20 Minuten oben an der linken Treppe vor der Schlafzimmertür der Eheleute Roßhaupt auf der Fußmatte gefunden worden war. Las von den Nachforschungen, die gehalten worden waren, fand auch die Schlußfolgerungen aufgezeichnet, die Wachtmeister Roßhaupt gezogen, und am Schluß die schlichte Bemerkung: „Da sich nun meine Frau von dem Kinde nicht trennen will und wir selbst in unserer Ehe nicht mit Kindern gesegnet sind, Anne aber in ihr zweiundvierzigstes Jahr geht und ich glaube, daß für das Wurm besser gesorgt ist, wenn es wie ein eigenes Kind gehalten wird, so habe ich eine hierauf bezügliche Eingabe an die löbliche Behörde gemacht, damit die Sache ihre Ordnung hat. Wir wollen den Findling behalten. Und es ist mir darauf von einem löblichen Bürgermeisteramt der Residenzstadt Koblenz eröffnet worden, daß ich obengenannten Findling solle in meine Hut nehmen und als eigen aufziehen dürfen vorbehaltlich der Ansprüche, so etwa bei Auffindung der rechtmäßigen Eltern oder der Mutter könnten von Elternseite erhoben werden. Am 7. Oktober 1871 ist auch letzterer Vorbehalt aufgehoben und das Kind den Eheleuten Roßhaupt mit deren Namen und mit den Rechten eines eingeborenen ehelichen Nachkommen als eigen zugesprochen worden. Wir haben den Jung lieb wie ein eigenes Kind, wir wissen nicht mehr, daß er nicht von uns ist, so lieb haben wir den Jung."

Ein paar Kirschblüten flitterten über das gelbliche Aktenpapier, auf dem die gekörnte Tinte noch erhaben stand im weißen Licht.

Folgte noch ein besonderer Bogen, der war in einem Umschlag verschlossen und der Umschlag überschrieben: „An meinen ersten Sohn Wilhelm Roßhaupt, so er es bleiben will."

Der Jüngling saß und wog den Brief.

Er war stets seinen Jahren voraus gewesen, ein frühreifes Kind, ein träumerischer, zwischen tollen Bubenstreichen und einem sensiblen Innenleben hin und her schwankender Knabe und jetzt so jäh in Schuß gekommen wie die Welt nach einem linden April und einem warmen Mairegen.

Er saß und wog den Brief.

In der Ferne erging sich Peter Wingen und schlenderte so behaglich, als lernte der Primaner Will eine Ode des Horaz auswendig.

Der Jüngling blickte in das weite, ruhende Land, über das sich langsam die Schleier der Nacht legten. So weit aufgerollt die Ebene, daß ihre Säume in Duft zerflossen. Freundliche Dörfer am Fuß der Berge ausgestreut, die Stadt mit blanken Fenstern ins frische Grün gesetzt, der gewaltige breite Turm des Münsters rot angehaucht vom scheidenden Licht und die geschwungenen Kammlinien der Vogesen von Silber glitzernd. Drei schwarze Türme auf einem Berg, die Ruine der drei Exen, deren ausgeschartete Zinnen mit geschlagenem Gold belegt schienen.

Und als Will die geblendeten Augen wieder auf den Brief Hermann Roßhaupts senkte, da fand er, daß sich die Dämmerung eingeschlichen hatte, so daß er die Schrift nicht mehr hätte lesen können. Das nahm er als Zeichen, denn es paßte zu dem Entschluß, den er gefaßt hatte.

Er stand auf und ging Wingen entgegen.

„Ich danke Ihnen — nur den Brief, den behalt ich ungelesen zurück." Er gab ihm den Bericht des Wachtmeisters.

Peter Wingen zog die Brauen zusammen, als Will ihn förmlich anredete, aber rasch glätteten sich seine Züge wieder.

„Ist recht, Will. Du bist einen goldenen Mittelweg gangen. Liest ihn noch nicht, aber behältst ihn. Wenn ich raten darf, so lies ihn erst, wenn es dich unwiderstehlich treibt, oder wenn etwas Besonderes eintritt. Im übrigen aber laß es nur bei dem Du und dem Onkel! Oder willst du, daß sie zu Hause Lärm schlagen. Oder was sonst?"

„Was ich will? Ich will meine Heimat suchen", antwortete der Jüngling, und seine Stimme zitterte, aber sie hatte einen metallenen Unterton, den hörte Wingens geschultes Ohr heraus.

„Dein Recht, mein Sohn — aber mach erst dein Abitur", entgegnete er trocken.

Und als Will eine ungestüme Bewegung machte, fügte er ruhig hinzu: „Hast eigentlich auch dann Besseres zu tun! Deine Mutter findest du karg und grau gesorgt in ihrer Mietwohnung in der Friedrichstraße in Koblenz und deinen Vater unter der Kartause."

Da drehte sich Will auf dem Absatz und rannte in die Felder. Peter Wingen zog einen Lufthieb mit seinem Stock, zögerte einen Augenblick und ging dann mit starken Schritten den Weg nach Hause.

Weit ins Feld lief Will Roßhaupt oder der so genannt worden war am 7. Oktober 1871, und die Schatten sanken um ihn her. Wind lief mit ihm und lüftete ihm das Haar, von dem der Jüngling die Mütze gerissen, Ackerboden hauchte ihn kräftig an, stillfließendes, glatt und eben mit den Ufern streichendes Wasser glänzte freundlich auf, wenn er von einem der vielen Holzbrücklein, die das Adergeflecht des Landwassers überspannten, in den dunkeln Spiegel blickte. Sterne zogen auf, und Wolken rundeten sich und glitten mit ihm dahin — und die Nacht nahm ihn mit weichen Finsternissen in die Arme und führte ihn wie eine Mutter.

Dann ging er wie ein Doppelgänger neben sich selber her nach Hause. Der eine in träumerischem Schmerz wühlend, der andere klar und trotzig überlegend. Der eine sich nach Vergessen, nach Schlaf sehnend, der andere willenstark und danach verlangend, das Leben zu meistern. Der eine weich und müd, der andere diesen weichen, müden Jüngling verspottend und die Nachtluft tief in die Lungen saugend.

Als er, ohne irgend etwas zu verlangen, in sein Stübchen im Giebel ging, legte Peter Wingen die Zeitung aus der Hand und sagte zu seiner Frau: „Laß ihn ganz in Ruhe! Höchstens das Kättele, das stört ihn noch am wenigsten auf, aber nur nichts fragen! Und sonst bleibt alles, wie es ist."

„Essen muß er — essen hält Leib und Seele zusammen", erwiderte Madame.

Das Kättele wußte nur, daß der Vetter einen großen Kummer hatte, dachte in seinem fünfzehnjährigen Herzen, von der klugen Melanie beraten, an eine unglückliche Liebe und trug ihm zitternd vor Neugier und Teilnahme und ein klein wenig eifersüchtig, wie sie alle sind, zwei doppelte Butterbrote mit Wurst und eine Tasse Tee hinauf und stand so lange vor seiner Tür, bis er öffnete.

Es war dunkel im Zimmer. Das Kättele fand aber den Weg auch so und setzte Tasse und Teller auf den Tisch.

Dann tastete sie sich zur Tür zurück. Aber sie konnte nicht stumm gehen.

„Willst du nicht die Lampe anzünden?" fragte sie furchtsam.

Keine Antwort.

Da seufzte sie leise.

Und dann noch schüchterner, aber mit einem mütterlichen Unterton: „Du mußt essen — weißt du —"

Und als er immer noch schwieg und sie mit den nun ans Dunkel gewöhnten Augen seine schwarze Gestalt auf dem winzigen alten Sofa sitzen sah, da machte sie in einer plötzlichen Anwandlung von Mut einen Schritt auf ihn zu und setzte sich leicht wie ein Mäuslein neben ihn. Trotzdem schnarrte und klang eine zerbrochene Feder in der alten Polsterung.

„Hör, Will, sei nicht so traurig — das tut mir weh —"

Er schob ihre Hand weg, die leise seinen Arm hinaufgeklettert war.

„Laß mich, Kättele, ich bitte dich!"

Da fing sie an zu schluchzen, und dann weinte sie still vor sich hin, und das tat ihr herzlich wohl. Die Tränen liefen wie aus zwei Brünnlein, sie weinte mit einer Andacht, die sie ganz in Tränen aufzulösen drohte. Und als sie einige Minuten so schön, mit einem wimmernden Stimmchen und sanft schnürfelnden Näschen in den Schoß geweint hatte, lagen plötzlich ihre Wangen aneinander, und er hielt sie um die Schulter gefaßt.

Er weinte nicht, er saß ganz ruhig, aber das Kättele weinte an seiner Statt, und es war dunkel um sie her, der Schatten der Lindenkronen stand im blassen Fenster, ein Gerüchlein von Wurst zog durch das Zim-

mer, und unter ihnen spielte Melanie Klavier, Auszüge aus Opern, ein Stücklein aus der Regimentstochter, dann den stattlichen Marsch aus Norma und zuletzt die Romanze aus Aubers Fra Diavolo: „Seht ihr auf Felsenhöhn den stolzen Räuber, Roßhaupts Will".

Da fiel ein schwerer Tropfen, bleischwer und heiß, in die raschen klaren Tränlein des Kättele Wingen, und ihre Wangen klebten aneinander, bis sie sich mit zitternden Lippen berührten.

Sie hatten sich geküßt.

Wie ein Geistlein schwebte das Kättele aus dem Zimmer.

Wandern und Werden.

Als die ersten Tage vergangen waren und die Welt nicht still stehen wollte, alles seinen Gang ging und jede Stunde ihren Zweck hatte, da legte sich die Erschütterung in Wills Wesen und klang nur noch in einzelnen Wellenstößen aus wie Erdbeben, die aus weiter Ferne kommen.

Peter Wingen ließ ihn ruhig gewähren, aber eines Abends trat er zu ihm in sein Stübchen und fragte ihn aufs Geratewohl: „Nun, Will, was willst du denn werden?"

Will sollte in den Herbsttagen die Schwelle der Unterprima überschreiten. Werden! Was er werden wollte! Mein Gott, das hatte er ja ganz vergessen, daß er etwas werden mußte! Er hatte so unendlich viel zu denken, sich so gegen die Welt zu wehren und mit ihr auseinanderzusetzen, daß er ganz vergessen hatte, sich mit der äußeren Zukunft zu beschäftigen. Aber, Wingen hatte recht — man muß ja etwas werden! Und doch bäumte sich alles in ihm auf gegen die Mahnung und den Mahner!

Er preßte die Lippen und schwieg.

„Ja, nun sieh mal, lieber Will — mit der Universität, das wird wohl unmöglich sein. Wenn dein Vater noch lebte, so hätte es mit Stipendien vielleicht erzwungen werden können, aber heute sitzt meine Schwester auf einem schmalen Stühlchen, und es ist das menschenmögliche, wenn sie —"

Da unterbrach ihn Will. Mit einem Schlag wußte er, was er wollte, und wollte er, was er wußte.

„Ich geh, ich komm schon durch", stieß er hervor.

Und als er am 8. August 1885 sein Zeugnis in Händen hielt, laut welches er schlecht und recht in die Prima befördert wurde, da erklärte er seinem Vormund, daß er der Schule Valet sage.

„Schön — und was nun?" fragte er trocken.

Will schwieg.

Da zählte ihm Wingen alle Berufe auf, die er nun ergreifen könne, aber er konnte keine Antwort, noch weniger eine Entscheidung von Will erlangen und riet ihm endlich, noch einmal über die Sache zu schlafen.

Will schlief nicht. Er saß an seinem Giebelfenster und sah den Vollmond in den Bäumen hängen. Schwer und groß wie eine ungeheure reife Frucht hing er im Geäst. Da packte Will Roßhaupt sein Bündel. Er hatte alles überlegt, glaubte ungeheuer klug und sachgemäß zu handeln, und doch wog ihm das Herz so schwer wie nie.

Er schrieb einen tapferen Brief an Peter Wingen, einen Brief, so tapfer und töricht, so selbstbewußt und scheu, so lieblos und zärtlich — einen Brief, der auf dem Tisch liegenblieb und den Dankesgruß am Schluß nicht vergaß.

Als der Morgen die ersten grünen Wolkenbänder aushing und den Himmelspfad, den die Sonne wandeln sollte, mit Rosen bestreute, da erhob sich Will Roßhaupt und stieg, sein Köfferchen aus Segeltuch tragend, leise die engen Treppen hinab.

Vor der Tür, hinter der die Mädchen schliefen, blieb er einen Augenblick stehen. Ihre Schuhe warteten vor der Schwelle auf die Stubenmagd, die um sechs Uhr kam. Und — seltsam, daß Will in diesem Augenblick zum erstenmal die Beobachtung machte, Kätteles Stiefelchen seien eine halbe Nummer kleiner als die Melanies.

Aber dann setzte er sein Köfferchen vorsichtig auf den Boden, trennte leise ein Blatt aus dem schwarzen Notizbuch und schrieb darauf: „Leb wohl und werde glücklich, Dein dankbarer Vetter Will." Das schob er tief in den rechten Schuh des Kättele.

Am Fuße der Vogesen zogen elfenbeinfarbene Düfte und stiegen langsam aus den Rebhängen die Berge hinan. Will wäre lieber in die Berge hineingelaufen, zu den rauschenden Wasserfällen und durch die graustämmigen Tannenwälder, hinauf zur Schlucht und zu den blanken Seen, wo die Kühe im Alpgras gingen und die Winde über die runden Kuppen tanzten, aber die Zeit der Schülerstreifen und Ausflüge war vorbei.

Der Frühling trug ihn durchs Land in ein neues Leben.

Auf den Herlisheimer Wiesen blühten schon die ersten Herbstzeitlosen. Das klare Wasser sprudelte in den Schleusen, und der Buschwald verlor seine weichen, vollen Formen und ließ schon die Leiber der Bäume deutlich hervortreten, wenn die Morgenhelle ihn von Osten her durchleuchtete.

Wills Barschaft reichte nicht weit, doch war er nicht ohne Plan aufgebrochen. Im Gymnasium hatte er zwar wenig genug vom Leben erfahren, aber er hatte den Uhrmacher J. B. Dantlo, Madame Wingens Bruder, mehr als einmal die Schweiz rühmen hören. Wie dort alles einen frischeren Zug besitze und ein jeder, der einen hellen Kopf und einen Sack voll Courage habe, sein Glück machen könne.

Am liebsten wäre er ja nach Amerika ausgewandert, aber er scheute sich doch ein wenig davor, ohne den kleinsten Brocken Englisch, mit ein paar Mark, die wohl nicht einmal zur Überfahrt gereicht hätten, den Weg ins neue Land zu suchen. Auch ging er nicht ohne einen bestimmten Anhalt.

Er hatte sich eine Anzeige ausgeschnitten, in der ein Basler Buchhändler und Buchdrucker einen Gehilfen suchte, der des Französischen, wie es im Elsaß gesprochen werde, und des Vogesenpatois mächtig sei. Von dem eigentümlichen Patois kannte Will nur wenig, aber er besaß ein Heft der romanischen Studien, das irgend

einmal bei Wingen liegengeblieben war, und in dem sich ein Wörterverzeichnis, Sprachproben sowie eine kleine Grammatik befanden. So hatte Will denn wohlgemut an Herrn Bogumil Lange in Basel geschrieben und ihm kurzerhand angezeigt, daß er sich persönlich vorstellen werde.

Diesem Brief folgte er nun auf dem Fuß, ohne eine Antwort abzuwarten.

Als er in Basel ankam, benahm er sich wie ein Großer. Er ging, als wären ihm Weg und Steg bekannt, blindlings in die Stadt hinein. In der Äschenvorstadt winkte ihm ein kleiner Gasthof gar verheißungsvoll, und Will trat gern in den dunklen, kühlen Torbogen und die niedrige Stube. Als er aus dem Dachfenster in den Hof blickte, wo die Schatten schliefen, und von fern das Pochen eines Küfers klang, quoll ihm das Herz. Aber er stieg hinunter und trank einen kleinen Schoppen herben Landwein und kaufte sich neuen Mut.

Polternd, scheibenklirrend karriolte ein Omnibus durch die Äschenvorstadt. Dem ging er auf Geheiß des Wirtsknechtes nach und kam durch eine schöne, alte Gasse, die von winkligen überhängenden Giebelhäusern gebildet war, auf den Marktplatz. Endlich hatte er sich zum Entengäßlein durchgefragt. Wäre nicht der Trotz in ihm aufgestiegen, so hätte er kehrtgemacht. Kaum ein Stücklein Himmelsblau fiel in dieses Gewinkel. Die Haustür schrie wie ein keifendes Weiblein, als er sie aufstemmte.

Er tappte eine schwarze Treppe hinauf, klopfte an eine schwere Tür und stand in einem verräucherten Zimmer, das von Bücherregalen verfinstert war.

Das Fenster lag lichtlos, graue Mauern stellten sich überall entgegen, ein Doppelpult, über das sich zwei Köpfe bückten, eine Gaslampe, die am hellen Septembertag brannte und infolge eines Fehlers im Rohr unter ihrem grünen Papierschirm lustig zwitscherte wie ein Vogel im Hanfsamen.

Es war eine verschollene Welt, in die Will Roßhaupt geraten war. Über der Lampe schwebte an zwei Zwirnsfäden aufgehängt in einem Drahtkörbchen eine Brissagozigarre und schwelte langsam weiter.

Er stand schon eine Zeitlang im Zimmer, ohne daß die beiden Köpfe sich nach ihm umgewendet hätten. Er sah nichts, als hier ein bartloses und dort ein bartbestandenes Antlitz in der Seitenansicht, Brillen, starke, gerade Nasen, Lippen, die sich leise bewegten, bleiche, stille Gesichter und gelbe Hände, die mit den Federn die Zeilen entlang fuhren. Aus einem Raum nebenan klang taktmäßiges Schieben und Stampfen, und Will mußte an die glänzenden Maschinen der Rheindampfer denken, auf die er so gern hinuntergeschaut hatte, wenn er mit dem Vater ein Reislein machen durfte.

Dann straffte sich seine Gestalt, und er fragte mit heller Stimme: „Herr Bogumil Lange?"

Einen Augenblick bewegten sich die Lippen und Federn noch, dann wandte der Bärtige langsam den Kopf und sagte: „Sie sprechen mit Bogumil Lange."

Der andere wartete, bis die Antwort gegeben, um dann weiter zu lesen.

Will trat aus dem Schatten. Das grüne Licht machte ihn blaß. Er sah noch jünger aus, als er war.

„Ich komme auf die Anzeige in der Zeitung. Mein Name ist Wilhelm Roßhaupt."

Bogumil Lange schob die Brille auf die hohe Stirn zurück. Die grauen Locken fielen wirr darüber. Mit seinen großen, blauen Augen, die durch die mörderische Arbeit im dunklen Raum einen stumpfen Glanz angenommen hatten, blickte er Will fragend an. Zur gleichen Zeit griff er mit unfehlbarer Sicherheit vor sich in die Luft, erfaßte die Zigarre und steckte sie in den Mund.

Da sagte der andere, ohne im Lesen innezuhalten, mit verschnupfter Stimme: „Druck von Professor Pradel — Werk über Jura- und Vogesenpatois."

„Achtzehn Bogen ohne Index und Vokabular", fiel Lange ein. Und dann zu Will gewendet: „Ja, und was willst, was wollen Sie dabei tun?"

Will unterdrückte die stolze Aufwallung, die ihm verbieten wollte, seine Dienste anzubieten, und berief sich nochmals auf die Anzeige, in der ein Gehilfe gesucht wurde.

Bogumil Lange fuhr sich mit der Hand durch das mächtige Lockenhaar und den krausen Bart und zog hastig an der langen, dünnen Zigarre, von der ein brenzliges Räuchlein wirbelte.

„Das ist ein Irrtum. Sie sind sechzehn — gut, sind siebzehn Jahre. Sie sehen überhaupt ganz anders aus. Ich brauche einen firmen Setzer, der sich in einem vertrackten, unleserlichen, gottverbotenen Manuskript behaglich fühlt. Jawohl, behaglich fühlt, und dieses phonetische Zeug — phonetisch heißt's doch, Abel?" unterbrach er sich.

„Jawohl, Vater", bestätigte die verschnupfte Stimme.

„Also setzen und selbst mit Korrektur lesen kann. Das brauch ich. Und das sind Sie nicht, mein Sohn."

Wie Keulenschläge fielen die Worte auf Will nieder. Er hatte sein Schulzeugnis und seinen Berechtigungschein zum Einjährigendienst schon in den Händen, um sich auszuweisen. Er hielt auch den Ausschnitt aus der Zeitung in zitternden Fingern.

Einen Augenblick war es still. Nur das Zwitschern der Gasflamme, das Rollen der Schnellpressen in der Druckerei und Wills heftiger Atem waren zu hören.

Und dann rechtfertigte er seine Reise und seine Hoffnungen mit dem Wortlaut der Anzeige und ließ schon am ersten Tag, da er auf eigene Füße trat, den Willen erkennen, nicht eher den Rücken zu wenden, bis er seinen Standpunkt vertreten und seine Anschauung behauptet hatte, unbekümmert darum, ob ihm das noch einen Vorteil oder einen Nachteil brachte.

„Die Anzeige war für einen Nichttypographen unklar abgefaßt, Vater", bemerkte Abel Lange, während er eine Korrektur ablöschte.

Bogumil Lange streckte die Hand aus.

„Geben Sie her!"

Er warf die grauen Locken zurück, rückte die Brille und las den Ausschnitt. Dann legte er ihn vor sich hin und blickte Will über die Brille hinweg forschend an.

„Was fang ich mit Ihnen an? Sie sind auf die

Anzeige gekrochen wie die Fliege auf den Honig. Und dabei ist es gar kein Honig. Aber Abel hat recht, das Inserat war zu lakonisch. Sind das da Zeugnisse?"

Er las, und auf einmal ging ein Wetterleuchten über das blasse Gesicht im verwilderten Haar.

„Mit dem Primanerzeugnis auf die Walz! Und grüßt nicht einmal die Kunst! Da steckt etwas dahinter, Herr Wilhelm Roßhaupt. Muck nicht auf, mein Sohn, sondern beichte!"

Seine Stimme stieg plötzlich wie Donner aus der Brust, er schüttelte den Kopf, daß die Locken flogen, und stieß die Brissagozigarre in das Drahtkörbchen, daß sie knisternd über der Gasflamme auf und ab tanzte.

Will ballte die Fäuste.

„Mit welchem Recht verlangen Sie das von mir, Herr Lange? Ja, mit welchem Recht? Ich bin kein Kind mehr —"

„Und deine Eltern, denen du durchgebrannt bist!"

„Ich habe keine Eltern mehr."

„Keine Eltern — hm — ach so — ja — Abel, trag einmal die Korrekturen in die Setzerei!"

Sie waren allein.

Bogumil Lange schüttelte die Ladung von Broschüren, die den Sessel neben seinem Stuhl bedeckte, unter den Tisch und trat dicht zu Will heran. Will war größer als der untersetzte, breitschultrige Mann, aber die großen, blauen Augen standen wie zwei milde Sterne über ihm.

„Nun setz dich einmal hierher und erzähl, soviel du kannst und willst von deinem Leben. Ich bin vielleicht schuld daran, daß du mit dem Inseratenköder im Maul wie ein Fisch davongeschossen bist. Nun gib den Haken wieder her! Und siehst du, mein Sohn, das ist das Recht, das ich an dich habe: die unbewußte Mitschuld."

Will wehrte sich, aber schon drückte ihn Lange auf den Stuhl.

„Also Eltern hast du nicht mehr?" ermutigte er ihn.

Da antwortete Will, daß er noch eine Mutter habe, und erzählte dann, wo sie wohne, und wie bedrängt sie lebe, und daß er erst vor wenigen Tagen von seinem Vormund darüber aufgeklärt worden sei und nun seinen Weg suchen wolle. Auch daß er den ersten Schritt ins Freie heimlich getan habe, verschwieg er nicht.

Bogumil Lange hörte den kurzen, wortkargen und lückenhaften Bericht ruhig an.

„Hast du etwas ausgefressen? Du verschweigst irgend etwas. Aber ich frag dich nur eins: Hast du etwas getan, was dich fortgetrieben hat?"

Will durchlief die Register seiner Streiche und Sünden, aber er wußte, daß das alles versunken und vergessen war, als er zur Ausfahrt gerüstet hatte.

Er schüttelte den Kopf.

Da brachte Bogumil Lange ihm sein haarumwalltes Gesicht ganz nahe, daß der scharfe Brissagoduft in Wills Nase stieg, und raunte: „Ehrenwort, Wilhelm Roßhaupt?"

Eine helle Glut schlug in Wills Wangen.

„Ehrenwort, Herr Lange!" antwortete er stolz und wuchs ein ganzes Stück, als er so allen Ernstes und ohne pädagogischen Zweck und ironischen Beigeschmack, wie es wohl auf dem Gymnasium zuweilen geschah, sein Ehrenwort ins Gewicht legen konnte.

Und dabei fuhr ihm ein Frost den Nacken hinab, denn er sah hinter Bogumil Lange in der Bücherecke deutlich die Gestalt des Wachtmeisters Hermann Roßhaupt mit dem großflächigen Gesicht unter dem Helm, und der Wachtmeister salutierte.

Da deutete Lange mit dem Finger auf den leeren Platz seines Sohnes und sagte: „Gut! Setzen Sie sich dorthin, und schreiben Sie an Ihre Mutter, daß Sie in der Buchhandlung von Bogumil Lange in Basel Anstellung gefunden haben."

Dann holte er die Brissago aus der Luft und ging in die Druckerei.

So schrieb Wilhelm Roßhaupt von der ersten glücklichen Station seiner Lebensfahrt an Anne Roßhaupt, und ihre Antwort fand ihn als Lehrling in der Buchhandlung von Bogumil Lange, wo er auch die Korrekturen von Pradels Werk „Das Jura- und Vogesenpatois" lesen half.

Bogumil Lange hatte ihn durch das weitläufige alte Haus an der Entengasse geführt, in dem seit vierhundert Jahren schon die schwarze Kunst geübt wurde. Der Buchhändler war vor siebenunddreißig Jahren mit dem Felleisen auf dem Rücken über die Basler Rheinbrücke gewandert, und die Stiefel, die er damals mit talergroßen Löchern in den Sohlen nach der alten Rheinstadt gebracht hatte, waren in Stendal in der Mark gemacht worden. Der Märker war seßhaft geworden und hatte schon lange Wurzel geschlagen in der Schweiz. Aber fremd geblieben war ihm die Mundart, und er verleugnete seine Abstammung nicht.

Als er Will durch das Haus geführt hatte, war er seinen Söhnen begegnet.

Abel, der älteste, war mit seinem Vater ins Kontor zurückgekehrt, ehe Will noch seinen Brief beendigt hatte. Bogumil Lange nahm Will mit einem Handschlag in Pflicht und sagte dann, auf Abel deutend: „Mein Sohn Abel."

Und in der Setzerei sagte er, auf einen jungen Mann weisend, der, mit den Locken des Vaters geschmückt, im weißen Kittel zierliche, alte Lettern sortierte: „Mein Sohn Benno." An der Schnellpresse stand ein kräftiger Bursch, kurzgeschoren und scharfen Blicks, und: „Mein Sohn Christoph" rief Lange dröhnend in das Stampfen der Maschinen. Unter dem Dach war die Lithographie zu Hause, und hier stand ein schlanker, blonder junger Mann und war wiederum ein Jahr jünger, den nannte der Drucker „meinen Sohn David". Elimar Lange war erster Gehilfe in der Buchhandlung, und Friedrich Lange führte die Buchhaltung. Von Gideon Lange erfuhr Will, daß er sich als Soldat im Manöver tummle. Weiter war Bogumil Lange im Alphabet noch nicht gekommen, wie es schien, und Will fand sich bald unter den sieben Söhnen zurecht, von denen der jüngere immer wieder eine Schattierung schweizerischer war.

In seinem Beruf fühlte sich Will so wohl, als sich ein Jüngling in Dingen wohl fühlen kann, die ihm nur als Mittel zum Zweck erscheinen. Mittel, das Leben zu

fristen, und daher tückisch wie Feinde, die täglich besiegt, täglich wieder aufstehen, um aufs neue bezwungen zu werden.

Will war auf Langes Empfehlung vom Faktotum des Geschäfts, dem Ausläufer Dänzler, in Pflege genommen worden. Er hauste in einer Mansarde, von der der Blick auf ein Wirrsal von spitzgiebligen, alten Dächern ging. Drei und vier Dachfenster stiegen in einem solchen Dachbau übereinander, hier war ein Giebel seitwärts geknickt, dort drohte einer in sich zusammenzusinken. Schien die Sonne, so lief ein Gewirr von Schlagschatten darüber hin, regnete es, so hockten sie verdrießlich mit moosgefleckten Ziegeln im grauen Tag. Aber wenn der Mond schien, dann glitzerten sie wie Silber, und ihre Firstlinien wuchsen schwarz und stolz in den blassen Himmel.

In der Nacht hörte Will sogar den Rhein rauschen, der jung und stark unter den Jochen der alten Brücke hindurchschoß, und dann zupfte zuweilen etwas wie Heimweh an seinem Herzen. Ein Heimweh, das mehr ein Heimverlangen war, und von dem er wußte, daß es auch im Rheinland nicht zur Ruhe kam.

Der Winter kam geschlichen.

In der Buchhandlung schwoll die Flut der Weihnachtsliteratur, und Will lernte arbeiten. Mechanische Arbeit im Magazin, die Leiter auf und ab, Ordnen und Binden zahlloser Sendungen, dazwischen feuchte Korrekturstreifen, auf die der Setzerlehrling, der sich als Kollege und Leidensgenosse Wills betrachtete, mit vertraulicher Grobheit wartete, mit Reden, wie: „Mach zu, sonst zahlst du mir die Ohrfeige, die ich heimtrag" oder „Schleck die Schrift nicht ab, es ist kein Brief von deinem Schatz", bis Will eines Tages wild wurde und ihn in einem kurzen, heftigen Ringen zu Boden warf und ihn Mores lehrte.

Todmüde hockte er abends in der kleinen Stube, wo Frau Dänzler die Nähmaschine schnurren ließ, während ihr Mann am Marktplatz die Pinten absuchte. Wenn dann Dänzlers schwerer Tritt durch das Haus schallte, riß die Frau den Faden ab und sagte: „Er kommt", und dann klappte Will das Buch zu und ging zu Bett.

Er hatte ein vernachlässigtes Antiquariat gefunden, um das sich niemand kümmerte. Das wurde ihm lieb, und als im Januar stille Zeit einfiel, begann er es zu ordnen, nachdem er es so lange nur als Lesegrube benutzt hatte. Das machte ihm die stumpfe Tagesarbeit erträglicher.

Er legte sogar einen besonderen Katalog an, die Lust zu organisieren regte sich in ihm. Alte Bücher, von denen er gehört, wie Opitzens Poeterei und eine schöne Aussage von Sebastian Brants Narrenschiff, die ganze Pitavalsammlung, die er mit brennendem Interesse durchlief, und stockfleckige Drucke der Romantiker, das lag hier bunt durcheinander.

Fremd in der Stadt, die ihm keine andern Türen öffnete, saß Will in dem Hause an der Entengasse. Bogumil Lange zahlte ihm die Korrekturen, die er mit Geschick las, besonders, und diese wenigen Franken war alles, was ihm in der Hand blieb.

Eines Tages redete ihn der Prinzipal, der sich seit seinem Eintritt scheinbar nicht mehr um ihn gekümmert hatte, im Magazin an.

Will schnürte gerade mit Dänzler den Leipziger Ballen auf.

„Ich gebe Ihnen an einem Nachmittage der Woche zwei Stunden frei, Roßhaupt. Da gehen Sie hin und lüften sich aus. Und die Abendkurse des kaufmännischen Vereins, die besuchen Sie von jetzt an mit Elimar zusammen. Und ein Freibillett für das Theater, das liegt in der Ladenkasse, das haben Sie auch noch nie benützt. Und dann möchte ich gerne wissen, wer Ihnen Auftrag gegeben hat, die alten Scharteken auszuklopfen im dritten Stock."

Will wußte nicht recht, was er antworten sollte, und deshalb schwieg er, aber ein Zug des Trotzes grub sich in sein Gesicht.

Da klopfte ihm Lange auf die Schulter.

„Friß mich nicht, mein Sohn, ich tu dir auch nichts. Für das Ladengeschäft bist du verdorben, aber irgend etwas steckt in dir — wart es nur ab — das wird sich schon Luft schaffen."

(Fortsetzung folgt.)

Schweizer Grenzwacht.

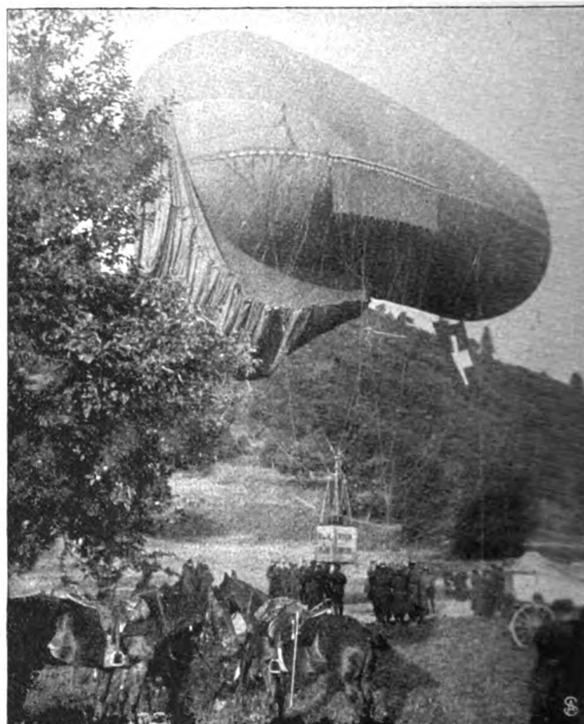
Von Franz Otto Koch. Hierzu 8 Aufnahmen des Verfassers.

Die Schweizer halten eine treue, wenn auch überaus kostspielige Grenzwacht. Beliefen sich doch die Kosten dieser schweizerischen Mobilisation bis Ende 1914 auf 109 Millionen Frank. Die Lehren des schweizerischen Generals Wille sind auf fruchtbaren Boden gefallen, und so haben die Schweizer mit überraschender Einmütigkeit verstanden, daß die stärkste Stütze der Neutralität in der tatkräftigen Entschlossenheit des Landes liege. Wie stark dieser Entschluß gewesen ist, beweist die mit der Schweiz vorgegangene Wandlung seit Beginn des Krieges. „Ein Volk in Waffen". Ueberaus interessant und lehrreich sind die allenthalben längs der Grenze errichteten, teilweise recht starken Verteidigungstellungen. Ganz besonders bemerkenswert ist der tiefe, stark befestigte „Schützengraben".

Die freie Schweiz hat seit Beginn dieses Weltkrieges wiederholt bewiesen, daß sie mit schärfster Aufmerksamkeit und mit größter Energie über ihrer Neutralität wacht. Sie verwaltet sehr sorgfältig ein vierhundertjähriges Erbe; denn die schweizerische Neutralität stammt nicht aus internationalen Verträgen der letzten Jahrzehnte, sondern ist vielmehr in einer Uebung von 400 Jahren zum ersten Grundsatz der gesamten internationalen Politik der Schweiz geworden. Sie ist gewissermaßen ein Bestandteil des Begriffes „Schweiz", mit dem die Existenz dieses Staates unlösbar verknüpft ist. Durch festen Zusammenschluß der schweizerischen Kantone ist es diesem kleinen Land von jeher möglich gewesen, inmitten großer Kriege sich vor dem Heimsuchen blutiger Kämpfe zu bewahren.



Schweizerischer Beobachtungsposten auf dem obersten Berggipfel an der Südspitze des Simplon.

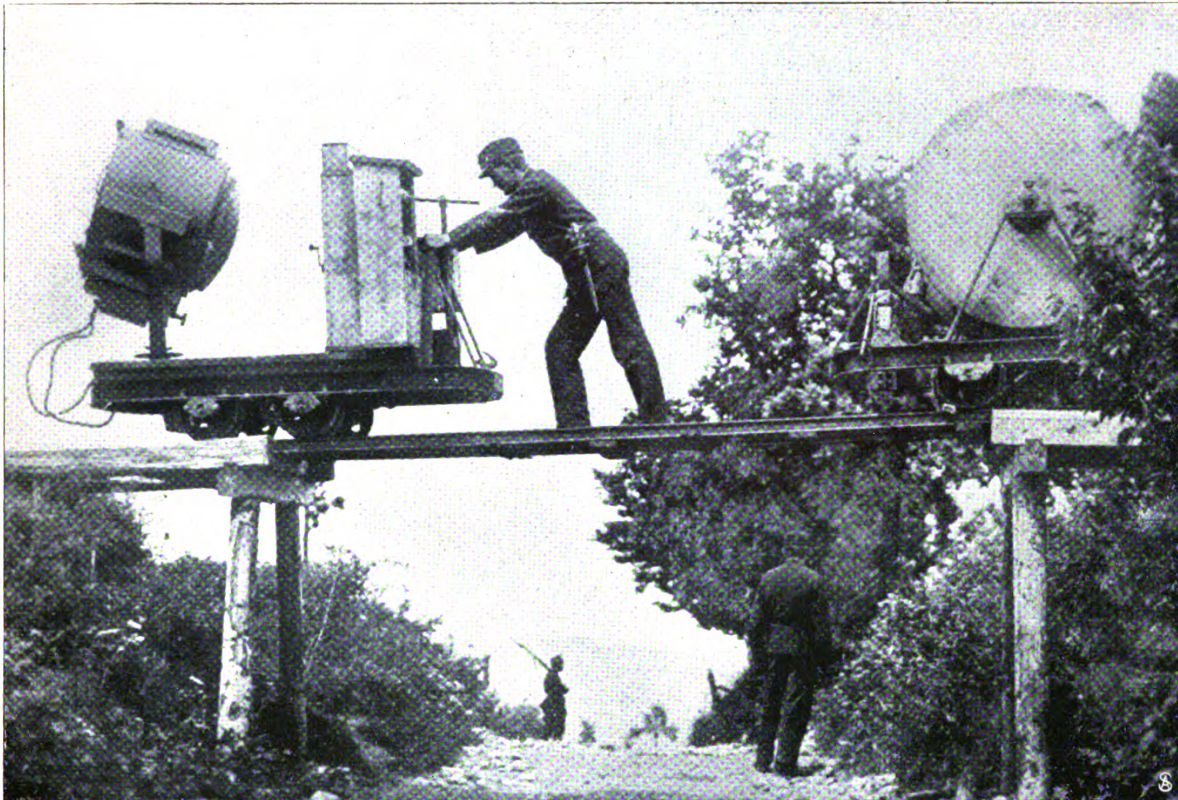


Der Ballon wird von schweizerischen Luftschifftruppen nach dem Aufstiegplatz gebracht.

Wiederholt war die Schweizer Regierung genötigt, ihre Grenzen zu bewachen, um das Eindringen fremder Heere abzuwehren. Seit 1848, als die Schweiz in einen festen Bundesstaat umgewandelt wurde und das Heer seine straffe Einheitlichkeit erhielt, ist ihr dies auch immer gelungen. Verschiedentlich haben sich die



Schweizerische Patrouille an der Grenze, die durch den Stacheldrahtzaun mit rotweißer Flagge markiert ist.



Scheinwerfer an der Grenze.

Diese Scheinwerfer sind zum großen Teil auf Feldbahnuntergestellen aufmontiert und können so leicht von einem Platz zum anderen befördert werden.

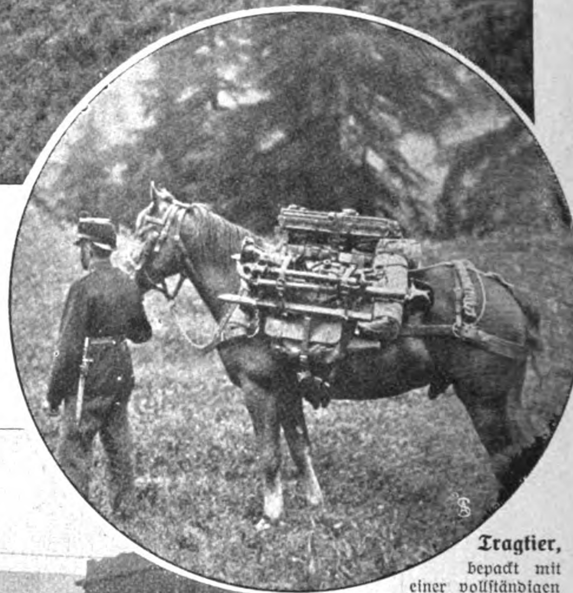


Schweizer Offiziere beobachten aus einem Schützengraben eine Gefechtsübung mit scharfer Munition.



Hart an der italienischen Grenze.

französische und englische Regierung dafür entschuldigen müssen, daß die Neutralität der Schweiz durch Ueberfliegen französischer und englischer Flieger verletzt wurde. Sie haben das Versprechen geben müssen, daß solche Fälle sich nicht wiederholen sollen. Allerdings hat die Schweiz auch stets sofort angekündigt, daß sie eine



Tragtier, bepackt mit einer vollständigen Maschinengewehrausrüstung einer schweizerischen Gebirgsinfanterie-Mitrailleusenkompagnie.



Eine Soldatenstube in St. Moritz-Bad (Graubünden).

Wiederholung unter allen Umständen verhindern würde!

England hat bisher vergeblich versucht, der Schweiz die Schlinge des Einfuhrtrustes umzulegen, um sie dadurch wirtschaftlich in ihre Dienste zu zwingen. Die verschiedenen, von der Schweiz gegebenen Beispiele, ihre Neutralität und ihre Selbständigkeit zu schützen, sollten die Franzosen und Italiener von einer ernsteren Probe zurückhalten.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

18. Fortsetzung.

Da hob sich leuchtend das Gestirn — und der Wimpel auf dem Admiralschiff löste sich und flatterte lang dahin. Gedankenschnell folgten ihm jene auf „Hamburg“ und „Lübeck“; die große Flagge rauschte stolz am Mast empor. Die Trommeln wirbelten, die Truppen präsentierten, die Segel fielen von den Rahen, die Tambours schlugen Parademarsch. — —

„Sakramento“, schrie Kapitän Claasen und konnte nicht sprechen vor Aufregung. Der „Barbarossa“ gab das ersehnte Signal: „Dampf aufmachen! Fertig halten zum Auslaufen in See!“

Es herrschte eine so tolle Freude, eine so wilde Begeisterung, daß es dem Kommandanten ganz unmöglich gewesen wäre, ihr zu steuern. Das Hurrageschrei tönte weit über den Strom; in allen Sprachen ertönten Seemannslieder. Endlich bekamen die Leute Erlaubnis, die Waffen auf Deck zu holen. Die Offiziere teilten Waffen aus, Enterbeile und Enterpiken, Enterhaken und Pistolen, Gewehre und Säbel.

„Sakramento,“ schrie Kapitän Claasen mit wilder Wut im Herzen, „nu geiht dat los.“ Und sah nach der „Lübeck“ hinüber, von der Lärm und Lachen und Gesang herübertönten; auf der auch der Freiwillige Wendemuth war. Er hätte ihn gern neben sich gehabt. Nun er an Bord war, waren Landgeschichten vergessen. Das ist nun mal so unter Seeleuten. Man küßt ein hübsches Kind in Rio oder in Buenos oder in Sydney und sagt „Farewell“. Sie steht am Bollwerk und weint und macht einem das Herz schwer. Aber da springt der Wind in die Segel, und vom Klüver lacht's, und ein Beben und Zittern geht durch der „Nanni“ schlanken Leib — — hol's der Snappsack, denkt man. Und steht an der Pinne und hält auf die See zu! Auf die offene See!

Er hätte ihn gern neben sich gehabt, den Freiwilligen. Er liebte die Augen, die so kühn in die Ferne blickten. Er liebte den kühnen Schnitt des Gesichts. Und daß die breite Narbe sich plötzlich rötete, liebte er auch. Er hatte sich tapfer rumgeschlagen, der Freiwillige, und der Major von der Tann hatte ihn seinen tollsten Reiter genannt. Solche Männer haben heiße Herzen. Kapitän Claasen riß den Lackhut vom Kopf, schwenkte ihn zur „Lübeck“ hin, ließ ein Donnerwetter über ein Dutzend Leute heruntergehen, die lachend und übermütig auf Rahen und Masten hockten, der Kommandos wegen der Takelung gewärtig — lachte — und sang mit einer Stimme, die seinen besten Freund in die Flucht getrieben hätte, sein Lieblingslied: „Und die Jungfer Galathee, fuhr spazieren in der See!“ Und ging dann selbst zu den Waffen, suchte sich den größten Säbel aus und begab sich voll Kampfesmut mit dem langsamen, schiebenden Gang des Seemannes zum Schleifstein. Kommandant Reichert kam ihm mit raschen Schritten entgegen. Seine Augen blitzten. Der schwarze Bart wehte im Morgenwinde. Er blieb vor ihm stehen; drückte ihm fest die Hand.

„Nu geiht dat los, Claasen!“

Claasen lachte vor Vergnügen. Was soll man da antworten?

„Weißt noch, im ‚Trichter‘, Claasen, wie die Altonaer das Boot mit den Raketen führen sollten?“

„Und wie sie nicht wollten? Und wie wir sie verhauen haben? Junge, Junge, dat war 'ne Tid!“

Und sie lachten beide, die stolzen, tapferen Hamburger Kapitäne, und ihre harten, großen Fäuste lagen noch immer ineinander.

„Aber nun entern wir sie“, sagte Reichert.

Und Claasen schlug sich dröhnend gegen die Brust. — „Allright! — — Sakramento!“ und sah schon jetzt wie der Henker aus, als er mit dem blanken Säbel in der Faust an den Schleifstein trat.

Und dieselbe Geschäftigkeit war an Bord der „Lübeck“. Leutnant Thatcher war ein hübscher, eleganter Offizier der englischen Marine gewesen; wenn es ihn sicherlich auch schmerzte, nun der deutschen Marine anzugehören, machte es ihm doch Vergnügen, mit seinen 30 Jahren der Kommandant der Korvette „Lübeck“ zu sein. Das einzige, was ihn bitter ankam, war, daß nicht die Union Jack am Mast sich blähte.

Am Schleifstein stand Dietz Wendemuth. Die Unruhe und schmerzhafte Spannung, die sein Gesicht seit Wochen so verstört und entstellt hatten erscheinen lassen, waren geschwunden. Geschwunden der fieberhafte Glanz der Augen, die Unrast seines Wesens. Vor allem war der Druck geschwunden, der sich so oft dumpf und schwer auf seine Stirn gelegt, daß sie ihn wie mit eisernen Fäusten eingepreßt deuchte. So leicht und freudig klopfte sein Herz! Die ganze Freude seiner Jugend schien über ihn gekommen! Plötzlich war ihm eingefallen, daß gerade heute der tolle Streich von Hoptrup sich jährte. Hinter den Knicks lagen die Dänen, beschlichen die Geschütze, die Kartätschen über sie schossen. „Hurra!“ schrie Graf Rantzau. „Hierher Wendemuth!“ Und er folgte dem Ruf und fühlte den furchtbaren Hieb über den Schädel!

Und heute jährte sich der Tag, der des Krieges größte Heldentat gebracht! Nur daran wollte er denken! Und daß er mit Blut auslöschen wollte, was sein Hirn so verbrannte und sein Herz ruhelos gemacht. Und er sang sein Reiterlied, das er so oft vor sich hergesummt, wenn er durch Schleswig-Holsteins blühende Fluren geritten, nach dessen Rhythmus er sich bewegte, wenn er auf Kundschaft in den lachenden Morgen ritt! An das er trotzig dachte, wenn die Sehnsucht nach Edith ihn weich machte — — —

Wohlan, die Zeit ist kommen,
Mein Pferd, das will gesattelt sein!
Ich hab's mir vorgenommen,
Geritten muß es sein! — —

„Auslaufen in See!“ signalisierte der „Barbarossa“. An seinem Mast wehte die Flagge, die die Braker Damen Kapitän Brommy überreicht hatten. —

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Die „Hamburg" war an der Spitze. Klein und zierlich glitt sie vor dem gewaltigen „Barbarossa" her, dessen Gallionfigur, das holzgeschnitzte Brustbild des alten Kaisers Rotbart, weit nach vorn gereckt, sich im Strom spiegelte. Er führte neun Stück achtzöllige Bombenkanonen, die vorläufig noch zu je zwei auf Deck gedreht waren, so daß ihre Längenachse mit dem Kiel des Schiffes parallel lief. Sollte gefeuert werden, so konnten sie mit Leichtigkeit auf ihren Rollen und Reifen an die in jedem Teil lösbare Schanzkleidung gebracht werden. Durch diese Verteilung der Last hatte man erreicht, daß das nicht allzu stark gebaute Schiff diese Last leicht und in gutem Gleichgewicht trug. Die Geschütze sahen gut aus und waren gegen die Unbilden des Wetters mit einem glänzenden, dunklen, glatten Firnis überzogen. Leutnant Tack vom „Erzherzog Johann" pflegte mit stiller Wehmut auf die stattlichen Kanonen des „Barbarossa" zu sehen. Außer einem einzigen Signalböller hatte man der Wrackfregatte keine Geschütze gelassen.

An der Spitze fuhr die „Hamburg".

Unablässig wanderte Kapitän Reichert an Steuerbord vom Hinterdeck zum Vorderdeck und wieder zurück. Sein Gesicht verriet die leidenschaftliche Ungeduld seines Innern. Und unablässig wanderte Kapitän Claasen an Backbord vom Vorderdeck zum Hinterdeck und meinte, seine Brust müsse springen vor Spannung und Erregung.

Aber die Herzen wurden ihnen weit, diesen beiden Männern, die seit ihrer Knabenzeit die Meere befuhren, die auf ihnen zu Männern und zu Helden geworden, als der Nordsee grüne Wogen breit und majestätisch sich ihnen entgegenwälzten. Sie leckten sich die Lippen — — „Zakramento! Salzwasser war das!" Sie nahmen die Hüte von den Köpfen. — — Der Seewind wehte wieder um ihre Stirnen! Sie blinzelten sich zu, als die erste Sturzsee über das Deck ging — — Junge, Junge, wie das wohl tat! Saß man nicht fast zwei Jahre in der Mausefalle! Wie hatte man's nur ertragen können, der See fernzubleiben! Sie konnten nicht sprechen, das, was sie bewegte, war zu gewaltig, um sich in Worten ausdrücken zu lassen. Aber aus ihren Augen leuchtete etwas, das in den Augen der Stedinger Bauern oder der Dithmarschen geblitzt haben muß, als sie in den Tod gingen, um ihr Land von den Feinden zu säubern. Kapitän Reichert fluchte in stillem Grimme. Seine Augen suchten durch das Fernrohr den Horizont ab.

Und da sah er die dänische Segelkorvette „Valkyren" südöstlich von der Düne von Helgoland.

Seine Stimme bebte, als er das Kommando gab, dem „Barbarossa" ein „Schiff in Sicht" zu signalisieren. Und sein Herz hämmerte, als er das Gegenzeichen hissen sah. Die Fregatte brauste unter Volldampf vorwärts, gefolgt von „Lübeck", aber umsonst wartete Kapitän Reichert auf das „Fertig zum Gefecht" — — die Korvette holte die Wäsche herunter, sie kroch bei dem ganz schwachen Winde kaum vorwärts, unfähig, sich mit den drei Segelfregatten des Blockadegeschwaders: „Rota", „Thetis" und „Bellona", zu vereinen, die zwei bis drei Meilen westlich von der Insel lagen und kaum dem Steuer gehorchten.

„Goddam", fluchte Kapitän Claasen, und seine Augen verschlangen den Signalmast des „Barbarossa".

„Goddam", fluchte Kapitän Reichert.

Da flammte es plötzlich vom „Barbarossa", da rollte der Donner über das Wasser und weckte das Echo am Felsen von Helgoland.

„Vorwärts", brüllte Kapitän Reichert, unfähig, sich zu beherrschen. Und stierte auf die „Valkyren".

Durch das Fernrohr sah er, daß die Mannschaft an die Geschütze eilte. Er wußte, daß sie 22 kurze 18 Pfünder führte. Er sah aber auch, daß die Geschosse des „Barbarossa" keinen Schaden angerichtet hatten.

Und das war natürlich. Beim Laden der Geschütze waren nach dem Einsetzen der Kartuschen die Ansetzkolben in den Geschützen steckengeblieben und nicht wieder herauszubringen. Denn man hatte bis jetzt nur, aus Sparsamkeitsrücksichten, beim Exerzieren Exerzierkartuschen gebraucht, die größeren Umfang hatten als die richtigen Kartuschen. Während beim Laden jener die Kolben der Ladestöcke nur bis an die Mündung der konischen Kammern kamen, keilten sie sich bei der Kleinheit der scharfen Kartuschen in den Konus. So hatte man sich jetzt durch Herausschießen geholfen.

Die „Valkyren" erwiderte dieses Feuer mit einer Breitseite, war aber ängstlich bestrebt, zwischen dem Feind und der Südspitze der Düne durchzusegeln und sich mit den Fregatten zu vereinigen. Sie setzten alle Segel, denn der südliche Wind frischte auf, hielt gerade auf den Hafen zu.

„Volldampf!" brüllte Kapitän Reichert. „Klar zum Entern!" Himmeldonnerwetter, sollten drei deutsche Steamer eine einzige dänische Segelkorvette entkommen lassen? Und wie toll rannte Kapitän Claasen auf den Sechsundfünfzig-Pfünder los und versetzte dem Artilleristen einen Faustschlag in den Rücken.

„Zakramento" — —

„Feuer!" brüllte Kapitän Reichert.

Und der Schuß krachte, und stinkender Pulverdampf hüllte das Schiff in graue Nebel — mit Beilen und Säbeln stand die Mannschaft bereit; manche kreidebleich; manche mit vorgereckten Hälsen; viele hatten die Zähne entblößt, viele stießen dumpfe Wutschreie aus — — traf der Schuß? Nein, ins Kielwasser sauste das Geschoß. Ein zweites flog über die große Rahe — ein drittes über das Vorderteil hinweg. Reichert schäumte vor Wut. Waren das die berühmten englischen Artilleristen? Waren das die Männer, von denen man im Kriege abhängig war? Denn es war ja nicht anders auf der „Lübeck", und die Bombenkanonen des „Barbarossa" brüllten und donnerten wohl, aber nicht ein Schuß traf! Wacker erwiderte die Korvette das Feuer und kroch dabei gemächlich von der Südspitze der Düne zur Insel hin.

„Vorwärts!" Kapitän Reichert war heiser vor Wut. Er stand auf der Brücke, war jetzt selbst am Steuer.

Wie auf der Galerie eines Theaters standen die Helgoländer, stand Gouverneur Hindmarsh und die zahllosen Badegäste am Falm des Felsen und sahen dem ungleichen Gefecht zu. Die Deutschen mit brennender Scham im Herzen, denn schon ahnten viele den Ausgang dieser Seeschlacht. Der Gouverneur aber runzelte die Stirn, als über der Riffe langgestreckte Rücken hinweg deutscher Kanonendonner grollte! Er weiß nichts von einer deutschen Flotte, er kennt keine deutsche Flagge! Aber Englands Ehre ist beleidigt, wenn fremde Schiffe es wagen, im britischen Hoheitsbereich befreundete Schiffe anzugreifen. Englands Ehre verlangt, daß vom Felsen eine warnende Stimme ertönt.

Und ein uralter Böller, der rostig und versonnen übers Meer sieht, von dem keiner weiß, ob er sich nicht etwa auch von hinten entladet, wird behende instand gesetzt. Geschäftige Hände finden sich, Englands

Ehre zu vertreten. Es ist unangenehm, daß der alte Bursche durchaus nicht losgehen will; denn es fehlen ja die Geschosse. Aber tut es nicht auch Helgolands grüner Rasen? Und flinke Hände bringen Rasenstücke, stopfen sie in das gähnende Maul — und da spricht John Bull! Da brummt es drohend und unmutig von Englands Warte — take care!

Und vor dem rostigen Böller weicht Deutschlands junge Flotte! Das heisere Gebrumm warnt so nachdrücklich! Der deutsche Befehlshaber weiß wohl, was englisches Brummen zu bedeuten hat!

„Fertig zum Entern", brüllt Kapitän Reichert.

„Und die Jungfer Galathee"—jauchzt Kapitän Claasen und stellt sich mit dem scharfen Säbel neben seine Leute.

„Wenden! Südwärts steuern!" signalisierte der „Barbarossa".

Reichert faßte sich an die Gurgel.

Auf seinen Lippen war Blut. Die „Hamburg" verfolgte ihren Kurs.

„Wo wollen Sie hin?" signalisierte der „Barbarossa".

„Ich will entern" — zeigte es zurück.

„Zurück in die Linie", befahl Kapitän Brommy.

Da stieß Reichert einen furchtbaren Fluch aus und ließ südwärts wenden.

Das feindliche Geschwader war um Helgoland herumgekommen. Lief in Kiellinie, jetzt beim Winden, mit scharfer Brise auf die Wesermündung zu, um den Bundesschiffen den Rückweg abzuschneiden. Die Fregatte „Rota" führte die Flagge des Admirals Steen Bille.

Bleich und verstört blickten die Offiziere. Merkwürdig still wurden die Mannschaften. Es war nicht einer unter den deutschen Männern an Bord, der nicht freudig sein Leben für sein Schiff gegeben hätte! Und nicht einer war da, der den Oberbefehlshaber begriff; denn man wußte ja nicht, daß die Frankfurter Weisungen lauteten, „nichts Ernstliches" vorzunehmen. Finster und niedergeschlagen standen die Leute umher, während die Schiffe scharf auf Cuxhaven zuhielten. Und wußten nicht — war es der Däne oder der alte Gouverneur, der sie zurückgetrieben? Kapitän Claasen stand wohl eine Stunde lang schweigend auf der Brücke neben dem Kommandanten und sagte auf einmal: „Hol's der Snapppsack", und fuhr sich über die Augen. Und wußte, daß er den Abschied von der See eben erlebt. Und wußte, daß es das letztemal war, daß seine Augen des Meeres Majestät erblickt, und daß er das Rauschen im Kielwasser gehört. Nie wieder würde der Seewind über seine Stirn streichen. Nie wieder würde sein Herz sich weiten vor der Unendlichkeit um ihn her — eine jubelnde Hoffnung hatte er eben zu Grabe getragen.

„Farewell!" sagte er ganz leise und griff an den Lackhut. Und nickte Kapitän Reichert zu. Der sah an ihm vorbei.

„Nu helpt dat nich, min Jung", sagte Kapitän Claasen und legte dem Jüngeren die Hand auf den Arm. „Und nu will ich wieder nach St. Pauli. Mir bekommt die Luft in Brake nich. Und wenn's schon zu Ende geht, dann will ich wenigstens die Elbe vor mir sehen."

Kapitän Reichert drückte ihm krampfhaft die Hand. Aber sprechen konnte er nicht. Er sah ihm auch nicht nach, als er von der Brücke ging. Gebeugt schien der Alte. Und sein Schritt war schwer. Und er schämte sich, an den Leuten vorbeizugehen.

Noch ehe die Schiffe wieder in Brake waren, fragte der britische Geschäftsträger bei den Hansestädten, John Lloyd Hodges, im Auftrage des Lord Palmerston beim Bremer Senat an, was das für Schiffe waren, die da unter unbekannter Flagge sich eine Aggression im britischen Wasser erlaubt hätten, und auf welche Autorität hin das geschehen sei. Es war eine fatale Überraschung, als es sich herausstellte, daß die Reichsflagge nur den Kabinetten von Washington, Brüssel, dem Haag und Neapel notifiziert, von den übrigen europäischen Staaten also nicht anerkannt sei. Sir Hodges bedauerte, dem Senat mitteilen zu müssen, daß, da der König von Preußen die Auflösung der Zentralgewalt öffentlich erklärt habe, diese Dampfschiffe als Piraten behandelt werden würden, wenn keine der bestehenden Regierungen sie als unter ihrer Autorität handelnd anerkenne.

Und keine der 38 Staatsregierungen bekannte sich zu ihnen, keine war berechtigt, ihnen ihre Flagge zu geben. Denn sie waren Eigentum der Gesamtheit, die noch durch die Zentralgewalt in Frankfurt vertreten war. Es war der größte Schimpf, der je einer Marine geschah: Deutschland erkannte seine eigene Flotte nicht an.

Der alte Barbarossa im Kyffhäuser Berg hatte seinen Zwerg gefragt, ob es Zeit sei, den Schlaf aus den Augen zu reiben und den Berg zu sprengen. Aber der Zwerg sprach flüsternd von den Raben, die krächzend der Freiheit drohten, sprach flüsternd von Germaniens Trauerschleiern und ballte die Fäuste, als er von britischer Freundschaft berichtete. Da seufzte der Kaiser, und sein Haupt sank auf die Brust. Er kannte die Zauberformel.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
Dann muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Es war zu dieser Zeit, als man in Frankfurt erfuhr, daß das stolze Schiff „United States" leider mit schwerer Havarie in Liverpool angekommen war. Der amerikanische Führer Kapitän Howard hatte es auf die Nantucket Shoals auffahren lassen.

* * *

Edith dachte: Ich will ihm nur sagen, wie froh ich bin, daß er gesund ist.

Es war nicht nötig, daß sie es gesagt hätte; denn das Glück lag auf ihrem lächelnden Gesicht.

Sie lief durch den Großschen Garten zur Weidenlaube, die auf Steinen und Pfählen sich erhob und einen freien Blick über die Weser gewährte. Sie sah die Kriegsschiffe, die nun wieder untätig im Strom lagen, wie starke Festungen über den Wasserspiegel ragen und dachte, so wie er an Land kommt, muß ich ihm sagen, daß ich so glücklich bin, weil er nun selbst einsehen muß, wie abscheulich Axel ist! Sie lief zu den großen Steinen, um die bei Ebbe die Wellen spielten, und auf die man leicht springen konnte, um den Schiffen näherzukommen, und ließ ihr Batisttuch im Winde flattern; und dachte — ich wußte ganz genau, daß Dietz hier ist! Wie glücklich man ist, wenn man Menschen aus der Heimat in der Nähe hat! Lächelnd war sie mit Peter Stürkens auf der Deichkuppe gegangen, so lange die Schiffe nicht da waren. Und hatte gedacht — wie ist es schön, daß er so stumm ist! Da kann man immerfort denken! Man könnte auch immerfort neben ihm gehen; so stark und ernst und gut ist er! Und er hat so gute Augen. Alle Menschen lieben ihn. Es ist so schade, daß ich nur immer dumme und kindische Gedanken habe. Ich fühle mich so klein und unbedeutend neben ihm! Und einmal dachte sie, als ihr junges Herz übervoll war von jauchzender Frühlingsluft, so übervoll, daß ihr die Tränen in den Augen

standen: Ach, wenn er doch lachen könnte! Wenn er mit mir über den Deich laufen könnte! Wenn er doch wüßte, wie schwer es ist, so ernst zu gehen, wenn die Füße tanzen möchten! Ach, wenn man doch den Mut hätte, ihm zu sagen — ich möchte lachen! Weil die Sonne scheint und der Strom glänzt, weil es so köstlich warm ist und die Vögel singen! Weil der Himmel blau ist und man immer denkt — da ist der liebe Gott neben mir!

Sie lief den Deich hinunter, weit über den Hafen hinaus, um so dicht wie möglich an den Schiffen zu sein. Sie war den ganzen Tag im Garten und lauschte auf den bekannten Tritt. Sie war so schön in dieser Erwartung, daß Stürkens oft mitten im Satz anhielt und vergaß, was er hatte sagen wollen. Sie war so schön, daß er ruhelos war vor Sehnsucht und nicht den Tag erwarten konnte, der sie nach den Gesetzen frei machte. Und glückselig war er, wenn er neben ihr in der Weidenlaube sitzen durfte, in die schillernden Augen sah, deren Blicke dem Strom folgten und den Möwen; in die schillernden Augen, die plötzlich auf ihm ruhten.

„Ich bin so froh, daß Sie wieder gesund sind —"

Sein Herzschlag setzte aus.

„Und so froh bin ich, daß die Welt so schön ist."

Da kam das Lächeln in seine Augen. Und es rauschte und brauste in seinen Adern. Und auf einmal sagte er: „Frau Königin!" und beugte das Knie vor ihr und wußte, daß sie seine Herrin war bis zum Tod.

Und sie lächelte und fühlte den brennenden Kuß auf ihrer Hand und dachte an den andern.

Aber Dietz war ja nicht auf dem Schiff. Er war in Bremerhaven geblieben. Hatte sich zur Begleitung des Leutnants Poppe gemeldet, der an Stelle des Kapitäns Donner die abgetakelte Fregatte „Gefion" in Eckernförde übernehmen sollte, wenn dieser die „Hansa" — „United States" erhielt den Namen „Hansa" — von Liverpool um Schottland herum nach Bremerhaven brachte. Auf diesem Weg, meinte Brommy, war die einzige Möglichkeit, sie den Späheraugen der Dänen zu entziehen. Der Leutnant Poppe aber hatte vom Reichsministerium strenge Weisung, mit Ehre und Leben für die „Gefion" zu haften, weder königlich preußische noch schleswig-holsteinische Truppen durften das Schiff besetzen. Eher war das Schiff zu verbrennen oder in die Luft zu sprengen! Das Schiff war ausschließlich Reichseigentum. — Leutnant Poppe wußte nicht recht, warum der Preuße Wendemuth ein so leidenschaftliches Interesse hatte, auf die „Gefion" zu kommen. Aber er war Lübecker, und die von der Tannschen Freischärler hatten im letzten Jahr auch sein Herz schneller schlagen machen; Dietz hatte so ruhig gesagt — Sie dürfen mich über den Haufen schießen wie einen Hund, wenn ich Ihr Vertrauen mißbrauche — und die Narbe auf seiner Stirn flammte.

Noch aber war die Order zur Abreise nicht da.

Er beteiligte sich an den Rudermanövern und bei den Uebungen auf dem Exerzierplatz. Er schoß mit den Soldaten, und seine Stimme schallte über den Kanonenplatz. Er war ruhelos von morgens bis abends. Sein Blick war flackernd, und seine Pulse jagten. Todmüde warf er sich abends aufs Bett und lag schlaflos, bis der Morgen über die Weser kroch! Und dachte an Edith mit zerrissenem, todkrankem Herzem; dachte an ihren zitternden Ruf; fühlte ihr Sehnen und Verlangen — und dachte — ich darf sie nicht sehen. Es muß die Sühne sein, daß ich sie nie wieder sehe.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 40. | Berlin, den 2. Oktober 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

21. September.

Im Abschnitt Souchez—Arras unterhält die französische Artillerie fast ununterbrochen starkes Feuer; in der Gegend von Neuville kommt es zu Handgranatenkämpfen.

22. September.

Die Zeichnungen auf die dritte deutsche Kriegsanleihe haben eine Summe von 12,060 Millionen (zwölf Milliarden 60 Millionen) erbracht.

Zwischen Souchez und Neuville sowie östlich von Roclincourt greifen die Franzosen an. Die Angriffe brechen im Feuer vor unseren Hindernissen zusammen.

Oestlich von Smelina (südwestlich von Dünaburg) brechen unsere Truppen in die feindliche Stellung in einer Breite von 8 Kilometer ein.

Vor einer Anzahl von Anhängern der Regierung erklärt Radoslawow, daß Bulgarien nunmehr eine bewaffnete Neutralität annehmen werde.

23. September.

Westlich von Dünaburg gelingt es, in die russische vorgeschobene Stellung einzudringen.

24. September.

Die Artillerie- und Fliegertätigkeit auf der ganzen Westfront steigerte sich im Laufe des gestrigen Tages. Ein südlich von La Bassée angesetzter Angriff weißer und farbiger Engländer scheitert bereits in unserem Artilleriefeuer.

Der König von Griechenland ordnet die Mobilisierung von 20 Jahrgängen an. Eine amtliche Mitteilung betont, daß die Mobilisierung nur als Sicherheitsmaßnahme zu betrachten ist.

25. September.

Auf der ganzen Front vom Meere bis an die Vogesen nimmt das feindliche Feuer an Stärke zu und steigert sich östlich von Ypern, zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras sowie in der Champagne von Prosnes bis zu den Argonnen zu äußerster Heftigkeit. Die nach der zum Teil fünfzigstündigen stärksten Feuervorbereitung erwarteten Angriffe haben begonnen. Zwischen den Bahnen von Ypern und Roulers und nach Comines stießen die Engländer heute früh vor. Ihr Angriff ist auf dem Nordflügel abgeschlagen. Ferner greifen sie nordöstlich und südöstlich von Armentières und nördlich des Kanals von La Bassée an. Die Franzosen werden bei Souchez und beiderseits von Neuville zurückgeschlagen.

In der Champagne, von Prosnes bis zu den Argonnen, erfolgen französische Angriffe, die an den meisten Stellen abgewiesen werden.

26. September.

Die Kämpfe im Westen nehmen ihren Fortgang, ohne die Angreifer ihrem Ziele in nennenswerter Weise näher zu bringen. Im Ypern-Abschnitt erleidet der Feind große Verluste. Südwestlich von Lille gelingt es dem Gegner, eine unserer Divisionen bei Loos aus der vordersten in die zweite Verteidigungslinie zurückzudrücken. Der im Gange befindliche Gegenangriff schreitet erfolgreich fort. Zahlreiche andere Angriffe auf dieser Front werden glatt abgeschlagen, an vielen Stellen mit schwersten Verlusten für den Gegner.

Auch bei dem Ringen zwischen Reims und Argonnen muß nördlich von Perthes eine deutsche Division ihre durch nahezu siebzigstündige, ununterbrochene Beschießung zerstörte vorderste Stellung räumen und die zweite, 2 bis 3 Kilometer dahintergelegene einnehmen. Im übrigen aber scheitern auch hier alle feindlichen Durchbruchsversuche.

27. September.

Im Ypernabschnitt wiederholt der Feind seine Angriffe nicht. Südwestlich von Lille ist die große feindliche Offensive durch Gegenangriff zum Stillstand gebracht. Die Offensive zwischen Reims und Argonnen macht keinerlei Fortschritte, sämtliche Angriffe des Feindes scheitern unter schwersten Verlusten für ihn.

Im Rigaischen Meerbusen werden russische Kriegschiffe, darunter ein Linienschiff, durch deutsche Flieger angegriffen.

Auf der Südwestfront von Dünaburg wird dem Feind eine weitere Stellung entrissen.

○ ○ ○

Ortelsburg und andere Patenstädte.

Von Wirkl. Geh. Rat Wermuth,
Oberbürgermeister der Stadt Berlin.

Die Hilfe für die von den russischen Verwüstungen am härtesten betroffenen Gegenden Ostpreußens ist jetzt von allen Seiten kräftig und planvoll in die Wege geleitet. Der Staat hat begonnen, in großem Stile zu arbeiten. Wenn er auch noch nicht genügend Unterlagen besitzt, um seiner peinlichen Genauigkeit gemäß die Unterstützungen von Anfang bis zu Ende auszurechnen, so hilft er doch in kluger und, soviel ich sehe, zureichender Art durch vorläufige Unterstützungen, die es den ihres Obdachs beraubten Bewohnern ermöglichen, sich durch den Winter durchzuhelfen und vor allem schon jetzt Hand anzulegen zum Wiederaufbau ihres Heims. Vorsicht auf seiten des Staates ist durchaus am Platze und dringend anzuraten. Denn nichts wäre bedenklicher, als wenn sich ein Unterstützungsystem bildete, das nicht auf strengster Prüfung des tatsächlich eingetretenen und unmittelbar nachweisbaren Schadens beruhte. Genug wird sicher gegeben werden; die Sorge ist nur, daß die Gabe stets und ausschließlich an den rechten Mann kommt.

Man könnte nun fragen, was es noch für einen Zweck habe, daß neben dem staatlichen Apparat auch die nicht amtliche Anteilnahme und Wohltätigkeit sich regt. Daß insonderheit Patenstädte erstanden sind, die je einen

kleineren Bezirk Ostpreußens unter ihre besondere Obhut nehmen möchten.

Der Ausdruck Patenstadt trifft vielleicht nicht ganz zu. Nicht Berlin ist Patenstadt des Kreises Ortelsburg, nicht Köln Neidenburgs usw. In den großen Städten Deutschlands haben sich Vereine gebildet, welche unter dem Fittich ihrer Stadt stehen und deren Spenden mit Beiträgen der Vereinsmitglieder vereinigen, um alles zusammen dem „bevatterten" Bezirke für genau umgrenzte Aufgaben zuzuwenden. Diese Vereine finden ein reiches Feld der Tätigkeit vor. Ja, ihr Wirken wird sogar noch durch das der allgemeinen Kriegshilfsvereine ergänzt. Massenhaft strömen von Berlin Gebrauchsgegenstände, Gerätschaften und Kleidungstücke nach Ostpreußen, um dort für den Winter zur Aushilfe zu dienen und zum Handanlegen anzufeuern.

Flecke schnellstens unter Beobachtung milder Bauvorschriften der Kreisbehörde wieder aufbauen. Und das geschieht in bewundernswerter Weise zu einer Zeit, in der auch noch die Ernte alle Kraft erforderte. Aber in der Stadt will und muß man planvoller vorgehen.

Ortelsburgs Mittelpunkt und Markt bestand bisher aus einer langen gewundenen Straße, die bis an das verschont gebliebene hübsche kleine Rathaus führt. Unmöglich können die Bewohner sich jetzt darauf beschränken, schematisch jedes Haus an den alten Fleck zu stellen und dadurch die alte unpraktische und wenig reizvolle Gestalt neu zu beleben. Es wäre geradezu eine Sünde, wenn die Bürgerschaft nicht die Gelegenheit benutzte, um durch bescheidene Verbesserungen sich einen ordentlichen Stadtmittelpunkt und ein leidliches Städtebild zu verschaffen.



Das zerstörte Ortelsburg: Die Rastenburger Straße.

Aber die Patenstadtvereine wollen Größeres leisten, und zwar mit barem Gelde.

Man stelle sich vor, daß die Stadt Ortelsburg bis auf ein geringes Bruchstück, jedenfalls aber ihrem wichtigsten Bestandteile nach, vollkommen verwüstet und niedergelegt ist. Die nach und nach zurückgeströmten Bewohner hausen enggedrängt zusammen. Einer räumt dem andern soviel Platz ein, wie er irgend übrighat. Die Ladeninhaber, Handwerker, Gastwirte der ehemaligen Hauptgeschäftsstraßen errichten sich entweder an den Trümmern ihrer Häuser notdürftige Bretterräume oder zwängen sich in die wenigen verschont gebliebenen Straßen hinein. Daß dieser Zustand noch fortdauert und fortdauern wird, ist ganz natürlich. Eben hier liegt ein Hauptunterschied zwischen der Stadt Ortelsburg und den Dörfern des Kreises. In den Dörfern kann sich der zurückgekehrte Bauer, wenn all die Seinen mit anfassen, sein Haus und seine Stallungen am alten

Das wollen die Ortelsburger tun. Sie wollen die Fluchtlinien ändern durch eine kleine Ausbuchtung der Marktstraße, so daß sie in der Nähe des Rathauses einem wirklichen Markte wenigstens ähnlich sieht; dann durch einen Durchbruch zu dem unmittelbar an der Hinterfront der Marktgebäude sich hinziehenden See, dessen neue, durch die Verwüstungen bedingte Anschüttungen mit Leichtigkeit zu einer Uferpromenade gestaltet werden können.

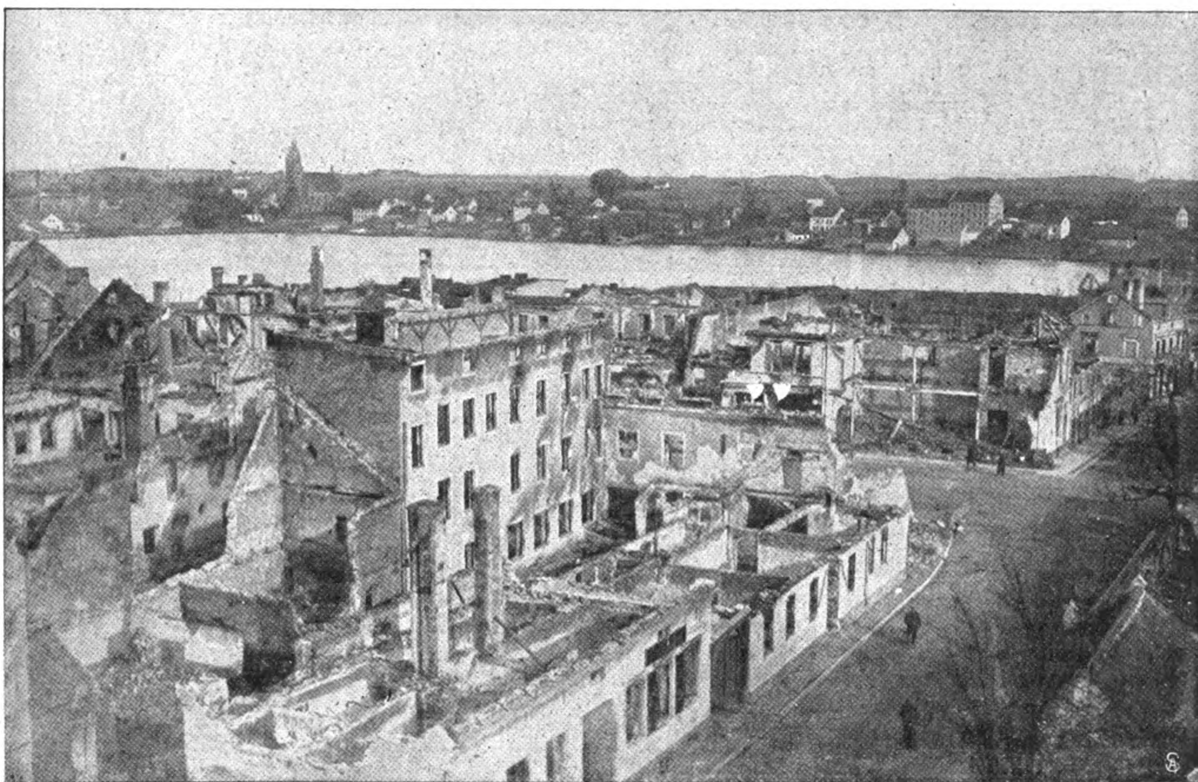
An solchen Punkten nun eben ist es, wo die Patenstädte eingreifen und nützen können. Der Staat muß und wird zufrieden sein, wenn er den einzelnen Einwohnern die unmittelbaren nachweislichen Schäden vergütet, mit denen jeder sein eigenes Gebäude wieder herstellen kann. Aber die rege Sympathie der Reichshauptstadt kann es dahin bringen, daß Ortelsburg künftig den Krieg nicht nur als eine schreckliche Erinnerung, sondern als einen freundlichen Helfer betrachtet, der ihm



Ortelsburg: Der Markt nach der Zerstörung.

das brachte, was seine Entwicklung als Stadt unbedingt fordert. Und würde es nicht auch für uns Berliner eine Genugtuung sein, wenn wir dazu beigetragen haben, daß Ortelsburg mit einfachsten und billigsten Mitteln eine Gestalt bekommt, die den dringendsten Anforderungen des Verkehrs und der Schönheit entspricht? Auch dem Kreise Ortelsburg wird man, wenn gleich auf etwas anderem Wege, einen praktischen Trost spenden können für die Heimsuchung, die er um des Vaterlandes willen erlitten hat.

Ich habe das Beispiel Ortelsburgs etwas näher beleuchtet, um auf Grund eigener Beobachtung den Patenstädten ihren Weg deuten zu helfen. Meine Mitbürger bitte ich um recht entschlossene und nachdrückliche Hilfe für Stadt und Kreis Ortelsburg selbst. Wir wollen nicht mit den vielen Millionen des Staates in Wettbewerb treten. Wir wollen auch nicht blindlings, sondern nach festem, geschäftlich durchdachtem Plane geben. Dafür möchten wir das vielgeprüfte, aber immer von neuem auf dem rechten Flecke befundene Herz der Reichshauptstadt wieder einmal erwärmen. Die anderen Großstädte werden es für die Bezirke, denen sie treue Gevattern zu sein gelobt haben, sicher auch nicht an sich fehlen lassen.



Ortelsburg nach der Zerstörung durch die Russen.

Verlag Rösler.

Mein Bataillon.

Von Walter Bloem.

Heut ist es just einen Monat her, seit ich russischen Boden betreten habe. Und dieser Monat hat uns in Kampf und Sieg weit, weit gen Osten geführt. Pultusk war grade gefallen, als ich bei der Truppe eintraf — und heute stehen wir ein ganzes Stück östlich von Bialystok. . . . Auf der Landkarte nimmt sich das noch gar nicht einmal so sehr weit aus — aber wenn man jeden Schritt Bodens einem zähen, mit verbissener Verzweiflung sich wehrenden Feind abringen muß, so weiß man nach solch einem Monat, was man getan hat.

Von den dreißig Tagen, die verflossen sind, waren wir an dreien nicht im Gefecht. Alle andern Tage waren Kampftage: an allen andern haben wir in der Feuerzone gelegen, haben die kleinen, spitzen, braunen Käferchen uns um die Ohren schwirren gehört und das scheußliche Höllengrunzen der schweren Granaten vernommen rund um uns herum und mitten zwischen uns. Und wie ein Kamerad es ausdrückte: „man gewöhnt sich ja an die schwarzen Säue, aber zum eigentlichen Lebensbedürfnis werden sie einem doch nicht." Rechnet man hinzu, daß in diesen Zeitabschnitt sechs Sturmangriffe gefallen sind, so darf man sagen, daß wir uns im vergangenen Monat unsere Löhnung einigermaßen sauer verdient haben.

Es ist festzustellen, daß in der Heimat und auf dem westlichen Kriegschauplatz einigermaßen falsche Vorstellungen über den Russen als Gegner bestehen. Es ist allbekannt, daß der Russe mehr für die Verteidigung als für den Angriff geschaffen ist. In der Defensive leistet er Erstaunliches, und ich bezweifle, daß Engländer und Franzosen eine solche wochenlange Gegenwehr, bei der es trotz aller hingebungsvollen Verteidigung von Tag zu Tag weiter rückwärts geht, zu leisten imstande wären, ohne zusammenzubrechen. Und zusammengebrochen ist der Russe noch nicht. Kaum haben wir nach gründlicher Artillerievorbereitung eine seiner vortrefflich ausgewählten und sorgfältig ausgebauten Deckungen gestürmt, da hält er zwei Kilometer weiter rückwärts aufs neue stand — und wieder beginnt das gleiche Spiel. Wenn wir dennoch mächtig vorwärts gekommen sind, so ist das der überlegenen Ruhe unserer Führung und der unbeschreiblichen Hingabe unserer Truppen zu verdanken.

Die Führung! Es ist nur natürlich, daß ich in diesen Tagen beständig rückwärts denken muß an die herrlich grausigen Wochen des Kriegsbeginns.

Und diese Ruhe der Oberleitung durchdringt dies ganze östliche Kriegsleben. Es ist staunenswert, zu beobachten, wie diese ungeheure Maschinerie des Krieges sich eingespielt hat. Von all den Lügenmärchen unserer Feinde ist eins der kindischsten dies: Wir hätten uns totgesiegt, stünden am Ende unserer Kraft und Leistungsfähigkeit, die Armee sei erschöpft und kriegsmüde. Genau das Gegenteil ist der Fall. Wir alle haben uns an den Krieg gewöhnt . . . . und es ist weit eher zu besorgen, daß mancher dieser harten Landsknechte, die nun zwölf Monate lang die Feuer- und Wasserprobe bestanden haben, aus dem erregenden Tausenderlei des Kriegslebens später zur stillen Nüchternheit des Alltagslebens den Rückweg nicht finden wird. Man muß sie sehen, diese rund- und braunwangigen Kriegsgesellen in ihren zerschlissenen, ausgebleichten, lehmdurchtränkten Röcken und über- und über geflickten Hosen, wie sie mitten im Gefecht sich um die Feldküche drängen und mit dem Heißhunger gesunder Reckenjugend über ihre Suppe herfallen, um dann, wenn es in die vordere Linie geht, gelassen schmauchend — vorausgesetzt, sie haben was zu schmauchen — dem Russen zu Leibe zu gehen. Man muß diese Offiziere sehen — auch sie zuzeiten mehr abgerissenen Wegelagerern oder Zigeunerhäuptlingen denn Angehörigen der obersten Kaste deutscher Gesellschaftsabstufung gleichend — auch sie voll breit behaglichen Humors und völlig aufgehend in ihrem Kriegertum.

An der Spitze eines Bataillons solcher schlachterprobten Gesellen zu stehen — tausend solcher kampfgehärteten deutschen Männer zur Schlacht und zum Siege zu führen — ist das nicht ein stattlicher Gipfelpunkt für ein fünfundzwanzigjähriges Reserveoffiziersleben, wie ich's hinter mir habe? Begreift ihr, Freunde, daß ich sehr stolz und sehr glücklich bin als Führer des zweiten Bataillons Infanterieregiments . . .?!

Jawohl! Das aktive Infanterieregiment . . . ! Eine verdammt „hohe Hausnummer" und leuchtender Beweis deutscher Kraft und trotzigen deutschen Siegeswillens! Und dabei hat dieses junge Regiment, dieses Kriegsgebilde, diese Improvisation bereits eine Regimentsgeschichte, um welche die ältesten historischen Regimenter — wie sie vor dem Weltkriege dastanden — das noch nicht ein Jahr alte hätten beneiden müssen. Gegenüber dem Ringen unserer Tage schrumpfen eben die Kriege der Vergangenheit zur Winzigkeit zusammen. Das wichtigste Kapitel dieser Regimentsgeschichte aber sind die Geschehnisse, die uns unter der strammen und allbeseelenden Führung unseres hochverehrten Regimentskommandeurs der letzt vergangene Monat gebracht hat — und an denen Anteil gehabt zu haben der größte Stolz meines Lebens ist. Was diese Kämpfe freilich gekostet haben — unsere Verlustliste legt davon Zeugnis ab, die endlose Reihe weißer Lattenkreuze mit Bleistiftinschrift, die unseren Siegesweg bezeichnet, in bunter Reihe mit den Feindeshügeln, welche am russischen Kreuz erkennbar sind, das neben dem geraden Balken des Welterlösers den Schrägbalken des heiligen Andreas trägt. Und von all den lieben Toten beklage ich keinen tiefer als meinen prachtvollen Hauptmann K., den Kompagnieführer meiner Achten, der, beim Sturmangriff auf die formidable russische Stellung östlich Woronje seiner vorwärts stürzenden Schützenlinie weit vorauseilend, von Schrapnells zerrissen wurde. Nun liegt er am Saume des niedergebrannten Dorfes, „wie das Gesetz es befahl". Nie starb ein Krieger schöneren Heldentod.

Doch keine Weichheit, kein Rückwärtsschauen! Denn viel Arbeit liegt noch vor uns. Was unsere nächste Bestimmung ist, ich dürfte es nicht sagen — wenn ich's selber wüßte. Vorläufig haben wir ein paar wohlverdiente Rasttage. Erst war das Wetter prachtvoll, und mein Bataillon biwakierte fröhlich auf einer trockenen Wiese südlich eines unfaßbar schmutzigen Dorfes, in dessen Mitte sich pompös, mit weißem Gemäuer und von fünf grünen Zwiebelkuppeln mit frisch vergoldeten

Kreuzen überragt, der Neubau einer Kathedrale erhebt. Dann kam Nässe und Wind, und wir mußten „unterziehen", das Bataillon in Scheunen und Hütten, ich mit meinem Stabe in den Rohbau der Kirche. Diese kuriose Niederlassung müßtet ihr sehen! Der Wind pfeift durch die glaslosen Fenster. Wo sich einmal der Hochaltar erheben soll, stehen nun auf roher Holzempore ein paar Schutzwände aus Zeltleinwand, die unser Strohlager kümmerlich genug vor den Unbilden des russischen Frühherbstes abschließen. Hier essen wir an einem herbeigeschleppten Tisch, in grausamem Zugwind, hier schlafen wir nachts wie die Götter, gestiefelt und gespornt — wir, das heißt mein Adjutant, mein Stabsarzt nebst seinem Assistenzarzt und ich, betreut vom „Unterstabe", unseren Burschen und Gefechtsordonnanzen. Nebenan im Stalle des verlassenen Pfarrhauses scharren unsere Pferde, ungeduldig, daß es noch immer nicht weitergeht . . .

Es wird weitergehen, zu neuen Kämpfen, zu neuen Siegen. Soviel ist gewiß — wohin aber? Wer kann's ahnen?!

Kriegerlos . . .

„'s ist ein elend, erbärmlich Leben —
möcht es doch für kein anderes geben!"

Die Verwertung weniger gebräuchlicher Fleischteile.

Von Greta Warneyer.

Unser hauptsächlichstes Nahrungsmittel, das Fleisch, ist stark im Preise gestiegen und wird auch auf absehbare Zeit vorläufig nicht sinken, weil die Mastverhältnisse zu ungünstig sind. Da möchte man sich mit gutem Recht fragen: Wäre nicht auch beim Fleisch eine Streckung möglich, wie sie beim Brotgetreide mit so großem Erfolg angewandt wurde? Die Lösung dieser Frage ist gar nicht so unmöglich, wie sie auf den ersten Blick erscheint, wenn sie auch etwas anders ausfallen muß als bei der Brotmehlfrage, denn hier wurde einfach eine umfassendere Ausmahlung des Kornes vorgenommen, durch welche zunächst nur die Kleie, die als Viehfutter dient, stark vermindert wurde, außerdem setzte man dem Brotmehl auch Kartoffelprodukte zu. Beides ist beim Fleisch schlecht anzuwenden. Aber es könnten sehr wohl dadurch, daß die Wurstfabrikation eingeschränkt wird, eine Anzahl Fleischteile frei werden, die in frischem Zustand dem kaufenden Publikum zugänglich gemacht werden, denn in der Ernährungsfrage kommt alle Aufschnittware erst in zweiter Linie; in erster Linie soll an die Versorgung der Hauptmahlzeit, des Mittagessens, welches uns ohne Fleisch stark vermindert vorkommt, gedacht werden. Außerdem ließe sich gleichzeitig eine bessere Ausnutzung der Knochen, namentlich der Kopf- und Beinknochen unserer Schlachttiere, vornehmen. Wie wir nun nach kurzer Zeit der Gewöhnung unser Kriegsbrot als gutes und vortreffliches Nahrungsmittel schätzen gelernt haben, so werden wir auch in der Verwendung gedachter Fleischteile, wie Herz, Lunge, Gekröse, Kopf usw., zu einem gleichen Urteil kommen und einsehen, daß das Vorurteil, das bei uns Norddeutschen diesen Gerichten gegenüber herrscht, durchaus ungerechtfertigt ist. Die süddeutsche Küche kennt die Verwendung dieser Fleischteile nicht allein längst, sondern sieht in einigen dieser Gerichte direkt Spezialitäten. Ich erinnere da nur an Wiener Lungenbratel, Nierenschnitterl, faschierte Schweinsfüß, Hirnschöberl, gebacknes Kalbsohr, gebratenes Rindsherz, Milzsuppe, Kuttelfleckerln, Ochsenmaulsalat und so weiter. Abgesehen davon, daß gerade die inneren Fleischteile, wie Herz, Lunge und Gekröse, an Nährwert noch über dem Fleisch stehen, welches wir bisher als erstklassig zu bezeichnen gewöhnt waren, so haben wir beim Einkauf auch noch den von keiner Hausfrau zu unterschätzenden Vorteil, daß wir keine Knochen mitbekommen, also bis auf einige Sehnen und Hautteilchen überhaupt keinen Abfall haben.

Prüfen wir zum Beispiel ein Rinderherz auf seine Verwendung hin, und sehen wir dabei von der süddeutschen Kochweise ab, um es uns mundgerechter zu machen. Je nach Größe wiegt es drei Pfund und darüber. Zunächst schneidet man das Herz seitlich auf, entfernt aus den Herzkammern Blutreste und die hineinmündenden Adern und legt es dann 3—4 Tage in eine Marinade aus Weinkräutern, Zwiebelscheiben, Lorbeerblättern und etwas Essig. Mit einer Farce aus durchgedrehtem Rauchspeck, Reibbrot und aufgelösten Trockeneiern gefüllt, spickt man das Herz und brät es mit grobgewürfeltem Sellerie und Karotten, einer Brotrinde und einigen Wacholderbeeren gar; die sehr kräftige Sauce wird mit Marinade abgeschmeckt und durch ein Sieb gegossen. Oder man legt das Herz drei Tage in Halb- oder Buttermilch, spickt es und brät es mit Sahne, welche man von der täglichen Gebrauchsmilch abfüllt. Wie Rinderherz kann man auch Kalbs- und Hammelherz verwenden.

Wenig begehrt ist bisher auch Rinderleber gewesen, und doch läßt sie sich zu äußerst kräftigen und wohlschmeckenden Gerichten verwerten, wie Leberpudding, Leberklöße, Leberfarce usw. Aber auch in Scheiben geschnitten und gebraten schmeckt sie sehr gut. Da sie gröber im Geschmack ist als Schweineleber, brüht man sie vorher mit heißem Wasser und legt sie einige Stunden in Milch. Sie wird mit Zwiebeln, einigen Zitronenscheiben und Gewürz in Butter gebraten, dann gießt man dunkles Bier darunter, legt ein Stück Honigkuchen und ein Lorbeerblatt hinein und schmort sie fertig. Ein Stiefkind der norddeutschen Küche sind ebenfalls alle Gerichte aus Lunge. Unsere Kochbücher geben zur Verwendung dieses Fleischteiles fast überhaupt keine Kochvorschriften. Das ist sehr zu unserem Schaden, denn in jetziger Zeit müssen wir darin eine Beschränkung in der Verwendung von Fleisch erkennen. Gespickte und mit Wein und Pilzen gebratene Schweine- oder Kalbslunge schmeckt ausgezeichnet. Diese Überzeugung zu gewinnen, braucht man durchaus nicht erst nach Wien oder München zu reisen. Aber auch zu Gulasch läßt sich Lunge verwenden. Grob gewürfelt brät man sie in Butter, setzt wie beim Rindsgulasch Zwiebeln, Speck und Paprika hinzu und brät sie fertig. Oder aber man kocht die Lunge mit Suppenkraut in Wasser gar, würfelt sie und richtet sie in einer mit Curry, Schalotten und Petersilie abgeschmeckten holländischen Sauce an. Rinderlunge, die an sich gröber ist, dreht man roh durch die Maschine und verwertet sie zu falschem Hasen oder Bratklopsen

sowie zu Haschee. Zu letzterem Gericht wird die durchgedrehte Lunge in Fett angebraten und in etwas hinzugegossenem Wasser gar gemacht. Mit einer Mehlschwitze fertiggestellt, schmeckt man das Haschee mit Zitronensaft, Zwiebeln und Gewürz ab.

Mit einem linden Nasenrümpfen begrüßt sind bei uns Kaldaunen, die für manchen Süddeutschen „an Leibspeis" bedeuten. Hat man sich nur einmal entschlossen, dies Gericht überhaupt zu kosten, wird man ihm nur Beifall spenden können. Die bereits vom Schlächter gründlich gereinigten Kaldaunen werden nochmals einer eingehenden Säuberung unterzogen und mehrmals in frisches Wasser gelegt. Dann setzt man sie in Wasser mit Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Suppenkraut und Gewürz auf und kocht sie gar, was zirka 3—4 Stunden dauert. Die Kaldaunen müssen so weich gekocht sein, daß sie sich mit einem Löffel durchstechen lassen. Grobgewürfelt richtet man sie in einer Mehlschwitze, die man aus der äußerst kräftigen Kochbrühe bereitet und mit Zitronensaft abschmeckt, an. Oder aber man kocht Sülze daraus. Hierzu wird die Kochbrühe, nur geklärt und mit Essig abgeschmeckt, über die gewürfelten Kaldaunen gegossen. Zumeist hat die Kochbrühe Stand genug, sonst hilft man mit aufgelöster Gelatine nach. Gekochte und durchgedrehte Kaldaunen lassen sich zu Panhas verwerten. — Einem ebenso großen Vorurteil pflegt die Verwertung eines Kuheuters zu begegnen, das gekocht doch im Geschmack an das sehr teure Kalbsmidder erinnert und auch geräuchert sehr gut mundet. Auch in Scheiben geschnitten, paniert und gebraten gibt Kuheuter eine gute Beilage zu allen Gemüsen. — Zu den bisher wenig gewerteten Fleischteilen zählen auch Milz und Nieren. Beide liefern ganz vorzügliche Suppen, namentlich gilt dies von jeder Art Nieren. Außerdem verwenden wir die in der Suppe gekochten, in Scheiben geschnittenen und panierten Nieren gleich zu Bratbeilagen für Salate oder geben sie durch die Fleischmaschine und machen Fleischpolster oder Klöße davon. Auf diese Weise haben wir einen größeren Vorteil, als wenn wir Suppenfleisch kaufen und das bestimmte Gewicht Knochen mitbekommen.

Doch nun zu einer Verwertung der Köpfe und Beinenden unsrer Schlachttiere. Außer einem gelegentlichen Ragout aus einem Kalbs- oder Hammelkopf oder einmal Eisbein mit Sauerkraut wissen wir für gewöhnlich nichts damit anzufangen. Und doch liefert ein Rinderkopf außer dem bekannten und vorzüglichen Ochsenmaulsalat äußerst kräftige Fleischsuppen, die es mit jeder Kraftbrühe aufnehmen. Glatte Fleischschnitten kann man von einem Rinderkopf nicht schneiden, das ist auch dem Preise nach nicht zu verlangen. Dafür aber lösen wir alles Fleisch vor dem Kochen ab und verwenden es gehackt zu deutschem Beefsteak, oder zu braunem Ragout, Frikandellen, Klops usw. Auch kann man das Fleisch mit bestem Erfolg einsalzen und später mit Grünkohl oder Hülsenfrüchten kochen; ebenfalls werden nicht gleich verwendbare Knochen eingepökelt und später mit Gemüse gekocht. Sitzt doch gerade in den Knochen fast mehr Kraft als in dem Fleisch. Es ist geradezu erstaunlich, wie vorteilhaft die Verwertung eines Rinderkopfes ist, und wie viele Pfund Fleisch man davon ablöst. Fast dasselbe gilt von einem Schweinekopf, den man, halbgeteilt, zum Beispiel vorzüglich räuchern kann, um ihn dann mit Hülsenfrüchten zu kochen. Will man die Schweineschnauze nicht gern als solche auf den Tisch bringen, so löst man schnell in der Küche das Fleisch ab, schneidet es in Würfel oder Streifen und richtet es kranzartig um das Gemüse an. — Auch die Verwertung der Beinenden kann in einer Weise geschehen, daß das Gericht vor den Augen jedes Gastes des täglichen Tisches einwandfrei dasteht. Tadellos gesäubert werden Kalbs- und Schweinefüße mit Suppenkraut, Zwiebeln und Salz zunächst als Suppe aufgesetzt und so weich gekocht, daß sie sich leicht ausbeinen lassen. Dann bestreut man das Fleisch mit Salz und Gewürz, rollt es auf und bäckt die Fleischrollen, die man vorher mit aufgelöstem Trockenei und Reibbrot paniert, in Fett kroß. Das sieht netter aus als eine Schüssel voll Beinknochen, ja die meisten werden gar nicht wissen, was vor ihnen steht. Die Kochbrühe der Kalbsfüße gibt eine außerordentlich kräftige Suppe, ebenfalls die der Rinderfüße; die Kochbrühe der Schweinefüße benutzt man zum Schmoren von Sauerkraut usw. Rinderfüße werden vor dem Kochen aufgeschlagen und das Mark später zu Klößen oder erkaltet zu Bratfett verwandt; das abgelöste Fleisch wird feingewiegt mit in die Suppe gegeben oder zu Klops verarbeitet; zum Braten ist es zu zähe.

Der Pfadfinder Erntedank.

Von Else von Boetticher.

Ein sommerlich warmer Wind zieht über den Griebnitzsee und die schöngepflegten Gärten von Neubabelsberg, in denen späte Rosen und bunte Herbstblumen blühen. Schon raschelt es welk unter den Füßen des Wandernden. Ahorn und wilder Wein leuchten in flammendem Purpurrot. Die Wipfel der Kastanien strahlen in lichtem Goldgelb, das sich scharf vom herbstlich stumpfen Grün der Tannen abhebt.

Die Berliner Pfadfinderinnen feiern Erntedank. Seit einem halben Jahr haben sie mit Fleiß und Liebe den Garten bebaut, der ihnen in Neubabelsberg zur Verfügung gestellt wurde. Sie haben gesät, gepflanzt, Beeren und Gemüse gepflückt und manch freien Nachmittag jätend und harkend auf ihrem Grundstück verbracht, um auch teilzunehmen an dem großen vaterländischen Werk, das in diesem Sommer so viele Hände in Bewegung setzte: Der Bebauung der heimischen Erde, der gesteigerten Nutzbarmachung des nährenden Bodens.

Treue Helfer haben ihnen dabei zur Seite gestanden. Die Potsdamer Pfadpfinder, die ihnen die schweren Erdarbeiten abnahmen und an zwei Nachmittagen der Woche statt ihrer den Garten hegten. So hat er reiche Ernte gebracht und mit freudigem Stolz konnten sie zur Erntedankfeier rüsten.

Noch prangt der Garten in buntem Blumenschmuck. Sonnenblumen nicken auf hohen Stengeln und schwanke Malven schimmern in dichten, bläulich getönten Büscheln. In den Treibbeeten duften zarte Teerosen und rötliche Tomaten reihen sich zu schweren Dolden.

Eine festliche Menge wogt ab und zu. Flinke Pfadfinder, mit Ranzen und Rüstzeug beladen. Pfadfinderinnen in der Wandertracht aus grünem Loden oder im bunten Bauerngewand. Die Feldgrauen aus dem nahen Kurhause, von sorgenden Schwestern geleitet. Für sie

werden bei den Aufführungen die ersten Stuhlreihen frei gehalten. Man bewirtet sie mit Zigarren und erweist ihnen alle Ehre. Viele Gäste tragen Blumensträuße in den Händen, die sie von den Gärtnerinnen erstanden haben. Postkarten und Programme werden feilgeboten. Eine Verlosung bringt mannigfachen Gewinn.

Schon frühmorgens hat die Feier begonnen. Mit Choralgesang und einer Predigt wurde sie eingeleitet. Dann sangen der Pfadfinderinnen helle Stimmen Wanderlieder und schlossen feierlich überzeugungsvoll mit: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Nun ruft der kräftige Baß eines Pfadfinders zur Gemüseauktion. Schnell hat sich ein dichter Kreis von Käufern um ihn geschart. Vorsichtige Hausfrauen sind schon mit Körben versehen und mit unheimlicher Geschwindigkeit wird der Gemüsestand verkauft. Der kräftige Grünkohl mit den prächtigen krausen Blättern, die stattlichen Wirsingköpfe, die leuchtenden Tomaten und die zarten Frühkartoffeln. Flott werden die Preise in die Höhe getrieben. Eine gute Einnahme scheint gesichert.

Pfadfinder und Pfadfinderinnen wechseln ab in Darbietungen zur Unterhaltung der Gäste, so daß der bunte Strom der Geladenen sich bald hierhin, bald dorthin zieht.

Auf dem freien Platz vor dem weinumrankten Gartenhäuschen erscheinen zierliche Elfen als Gemüse und Blumen. Sie sprechen kunstvoll gebaute Verse, in denen sie die Freuden und Leiden ihres Pflanzendaseins schildern. Auf grünem Rasen schlingen anmutige bayrische Bäuerinnen einen deutschen Reigen. An den Turngeräten wird eifrig geturnt. Hoch schweben die leichten Gestalten am Rundlauf empor, oder sie erklettern das Reck mit kühnem Schwunge. Auf dem Barren hat sich eine Gruppe von Sängerinnen mit Gitarren niedergelassen. Mit weichen hohen Stimmen singen sie dreistimmig Schnadahüpferln und Soldatenlieder und zupfen dazu die Saiten mit spitzen Fingern. Unten im Gemüsegarten aber wird Kartoffelernte gehalten und die Schaulustigen ergötzen sich am Kartoffelkochen.

Unterdessen sind die Pfadfinder rastlos tätig. Sie eilen auf Rädern hin und her, immer bis zur Bahnstation und wieder zurück. Sie steigen in die Kronen der Bäume, wo sie zwischen den gelben Blättern lange Drähte befestigen, um eine Telephonleitung herzustellen. Über eine Sandgrube, die als Fluß gedacht ist, errichten sie eine Brücke aus starken Seilen, an denen sie geschmeidig hin und her klettern. Wie Eichkatzen klimmen sie an den Baumstämmen empor, um die Tauenden oben im Astwerk zu befestigen. Sie breiten die braune Leinwand ihrer Lagerzelte auf den Sandboden und knöpfen die Zeltteile aneinander. Pflöcke werden in den Boden gerammt, kleine Fahnen gehißt und bald erheben sich wie braune Pilze an den Straßenecken die „Telephonfeldstationen". Neben dem Pfadfinderinnengarten ist ein ganzes Zeltlager errichtet: Große und kleine Zelte nebeneinander. Auch das Sanitätzelt mit dem Wimpel des Roten Kreuzes.

Nach der Erntedankfeier führt das Pfadfinderkorps Potsdam seine Geländespiele vor. Ihnen liegt ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan zugrunde, der mit militärischer Pünktlichkeit ausgeführt wird. Der Pfadfinderinnengarten soll gegen einen gedachten Feind verteidigt werden, der aus der Richtung Berlin anmarschiert und schon am jenseitigen Ufer des Griebnitzsees angelangt ist. Die Telephonzentrale befindet sich im Lager, die Feldstationen an allen Straßenecken zwischen dem Griebnitzsee, dem Bahnhof und dem Lager. Die Aufklärer fahren auf ihren Rädern die umliegenden Straße ab und melden jeden Vorübergehenden, jeden Wagen und jedes Auto bei den Telephonfeldstationen. Von hier werden die Meldungen sofort der Zentrale weitergegeben.

Da es nur ein gedachter Feind ist, begnügt der Hilfsfeldmeister sich mit einem Rundgang zu den Telephonstationen. Er nimmt hier noch einmal die Meldungen der Aufklärer entgegen. Er zeigt den Gästen die Telephonfeldapparate, die den Schülern zweier Schulen gehören und von diesen in Tätigkeit gesetzt werden. Mit strah-



Phot. Gennecke.

Generalgouverneur v. Beseler überschreitet mit seinem Gefolge die neue Brücke.

Einweihung der neuen „von-Beseler"-Brücke über die Weichsel zwischen Warschau und Praga.

lenden Augen erfüllt ein jeder seine Aufgabe. Als der Befehl zum Abrüsten gegeben wird, sind im Nu die Zelte zusammengelegt, die Apparate auseinandergenommen.

Als Kräfte stählendes, für die Aufgaben der Zukunft vorbereitendes Spiel sind die Übungen der Pfadfinder ursprünglich gedacht. Der blutige Ernst der Kriegszeit hat ihnen jedoch erhöhte Bedeutung verliehen. Jeder Mitwirkende weiß, daß das Spiel für ihn bald Wirklichkeit werden kann und erfüllt seine Aufgaben darum mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit fürs Vaterland.

Der Parademarsch, mit dem die junge Schar Abschied nimmt, wird mit solch einem Ernst ausgeführt, als stünde sie vor dem Kaiser selbst. Brausend erschallt das Hoch auf unsere braven Truppen im Felde. Mancher wäre gern selbst dabei, denn in ihm regt sich vielleicht schon der zukünftige Stratege. Herzhaft erklingt beim Scheiden der Gruß, mit dem Pfadfinder und Pfadfinderinnen einander grüßen und den alle ihre Freunde ihnen zurufen: „Gut Pfad!"

* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Aufgabe unserer siegreichen Armeen im Osten, den geschlagenen Feind vor sich herzutreiben, immer aufs neue zu schlagen und immer weiter zu verfolgen, Bewegungen auszuführen, die neue unvermeidliche Niederlagen des Gegners bewirken, ist bis in die verflossene Woche hinein mit größter Tatkraft durchgeführt worden. Mit zäher Hartnäckigkeit, zu der sich die Russen aufrafften, haben sie versucht, stellenweise Widerstand zu leisten. In der alten Weise, wie sie es in blutigen Karpathenkämpfen getan haben, werfen sie, wo es ihnen aussichtsvoll erschien, um die Freiheit eines einigermaßen geordneten Rückzuges zu erkämpfen, starke Kräfte unsern verfolgenden Truppen entgegen, die ohne Rücksicht auf die schwersten Blutopfer in vielfachen Reihen hintereinander anfluteten.

Die Anstrengungen der russischen Hauptarmee konnten jedoch nicht verhindern, daß unsere Offensive auf diesem nördlichen Teil des östlichen Kriegsschauplatzes uns neue Fortschritte brachte.

Als wichtigen Erfolg haben wir die Einnahme des stark befestigten Wilna zu verzeichnen. Die Einnahme Wilnas vereitelte russische Verteidigungspläne, die wohl geeignet waren, einen Aufenthalt unserer Vorwärtsbewegung zu bewirken.

Welchen hohen Wert die russische Verteidigung auf die Durchführung dieses Gedankens legte, geht aus den starken Gegenstößen hervor, die von ihr versucht wurden, die aber vor dem unaufhaltsamen Vordringen der Armeen Scholtz und Gallwitz nicht standhielten. Die ganze russische Front mußte also weiter zurückweichen. Der Angriff auf Dünaburg nahm seinen Fortgang, und wir blieben dem aus der Gegend von Wilna abziehenden Gegner auf den Fersen und in gleichem Schritt mit den an der übrigen Front vordringenden Heeresgruppen. Vor der Front des Prinzen Leopold von Bayern konnten die Russen nur vorübergehend Widerstand leisten. Die außerordentlichen Marschleistungen unserer verfolgenden Truppen gönnten ihnen nur dann Ruhe, wenn wir für einige Zeit haltmachten, um dann mit erneuten Kräften und stets erfolgreich weiter vorzudringen. Unsere Heeresleitung meldete die Erreichung des Gawia-Abschnittes, den Übergang über den Molczadz-Abschnitt. Dort kam es bei der Verteidigung zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie Brest-Litowsk—Minsk zu Kämpfen, in denen unsere Truppen ihre Überlegenheit aufs neue bewiesen.

Diese in ihrem Zusammenhang sehr bedeutungsvollen Operationen sind im Fluß.

Gegen die russische Südarmee haben die österreichischen Truppen schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Eine starke russische Gegenoffensive von Rowno her erreichte einen räumlichen Erfolg, der allerdings in keiner Weise eine ernsthafte Bedeutung hat. Denn trotz großer Anstrengungen der Russen, die mit überlegenen Kräften vorgingen, können sie sich eines Einflusses auf die Lage in Ostgalizien und Wolhynien nicht rühmen.

Serbien wurde angegriffen. Die Stadt Semendria, südöstlich Belgrad, war der Schauplatz deutscher Angriffe, während an der unteren Drina und an der Sawe österreichisch-ungarische Truppen vorgingen.

Gleichzeitig mit diesen Angriffen erfolgte die Mobilmachung Bulgariens. Auch Griechenland mobilisiert seine Streitkräfte.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz ist die erwartete neue große Offensive mit einem allgemeinen Angriff auf der ganzen Front vom Meer bis zu den Vogesen eingetreten. Ein einziger ungeheurer Angriff setzte auf der ganzen Linie ein. Das feindliche Feuer schwoll zur höchsten Stärke an, ein orkanartiger Granatenschlag trommelte nicht stunden-, sondern tagelang auf unsere Verteidigungstellungen nieder und leitete den gemeinsamen Angriff der französischen und englischen Streitkräfte ein. Aber schon im ersten Anprall zeigte sich, wie stark unsere Heeresleitung dagegen gewappnet und gerüstet ist. An welchen Stellen die feindliche Offensive ihre schwersten Durchbruchsversuche zu unternehmen sich eingerichtet hat, ist aus den bisher gemeldeten Ereignissen noch nicht zu ersehen. Soviel aber ist aus den Berichten unserer obersten Heeresleitung zu entnehmen, daß wir an keinem Punkte der ganzen Verteidigungslinie überrascht worden sind. Wo die Angreifer besonders heftig vorstießen, stellte sich ihnen hinter unserer ersten Stellung sogleich eine zweite entgegen, und kräftige Gegenvorstöße vereitelten ihre Absichten. Der heftige Anprall gegen unseren Verteidigungsgürtel brachte die Gegner von vornherein nirgends in nennenswerter Weise ihrem Ziele näher.

Die ersten Tage brachten ein Bild, aus dem zunächst ersichtlich war, daß die seit Monaten vorbereitete große Offensive einen Überraschungserfolg nicht zu erreichen vermocht hat.

Im Ypern-Abschnitt erlitten die Engländer, die ihren Angriff durch erstickende Gase zu fördern versuchten, schwere Verluste. Ihr Versuch, an der Küste von See aus den Angriff zu unterstützen, endete mit dem Verlust mehrerer Schiffe und dem Rückzug der übrigen.

Südwestlich von Lille zogen wir uns zunächst auf die zweite Verteidigungslinie zurück, gleichzeitig aber wurde gemeldet, daß unser Gegenangriff im Fortschreiten sei.

Auch zwischen Reims und den Argonnen, nördlich von Perthes, erreichte der Feind durch eine 70stündige ununterbrochene Beschießung nur, daß wir die zweite Verteidigungslinie einnahmen.

Im übrigen aber scheiterten alle feindlichen Durchbruchsversuche.

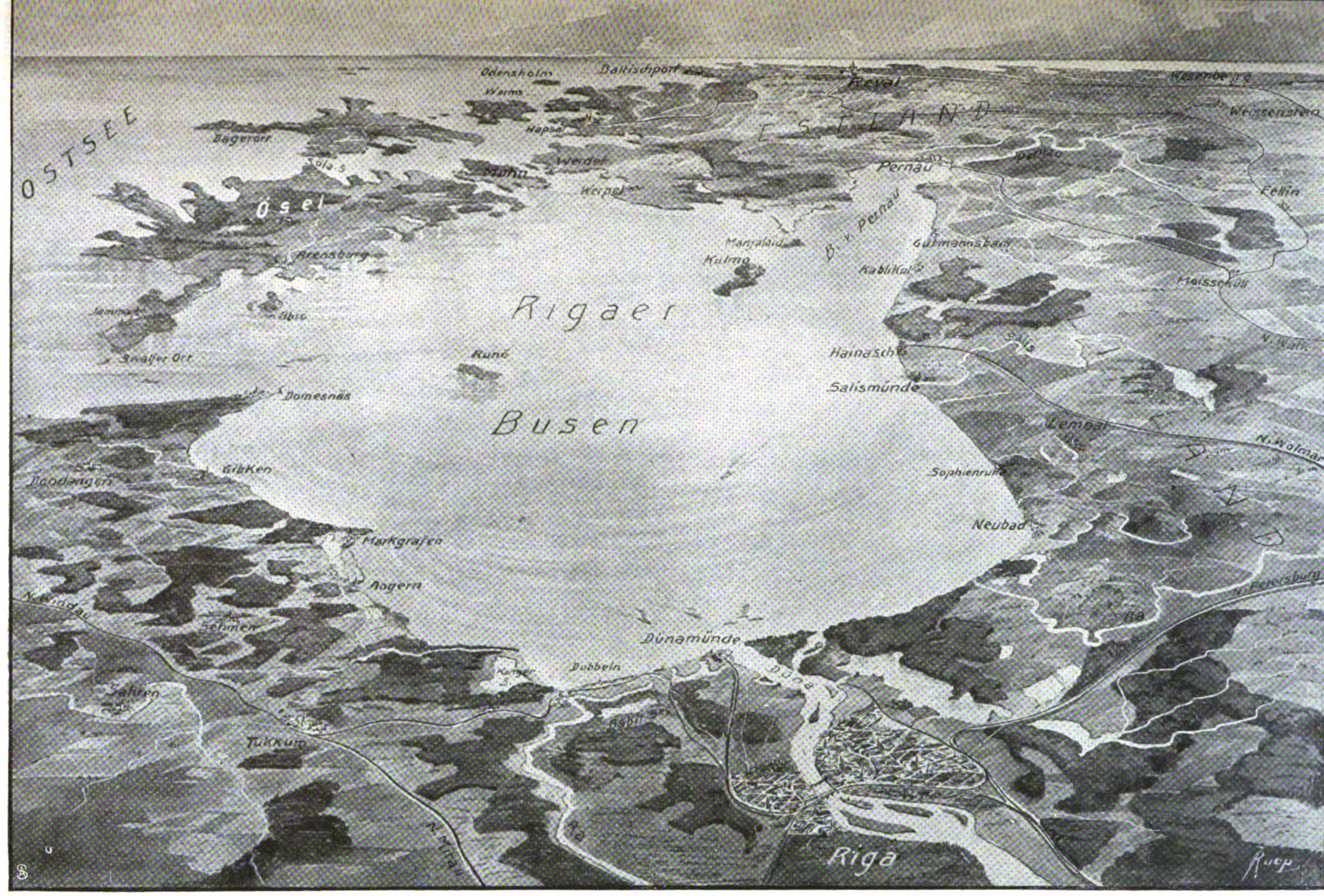
Besonders ausgezeichnet haben sich bei sehr hartnäckigen Kämpfen hessische und norddeutsche Landwehr.

Nummer 40. | DIE WOCHE Bilder vom Tage | Seite 1413.



Kaiserin Auguste Viktoria, Kronprinzessin Cecilie und die Prinzen Wilhelm, Louis Ferdinand, Hubertus und Friedrich.

Neueste Aufnahme von Hofphot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.



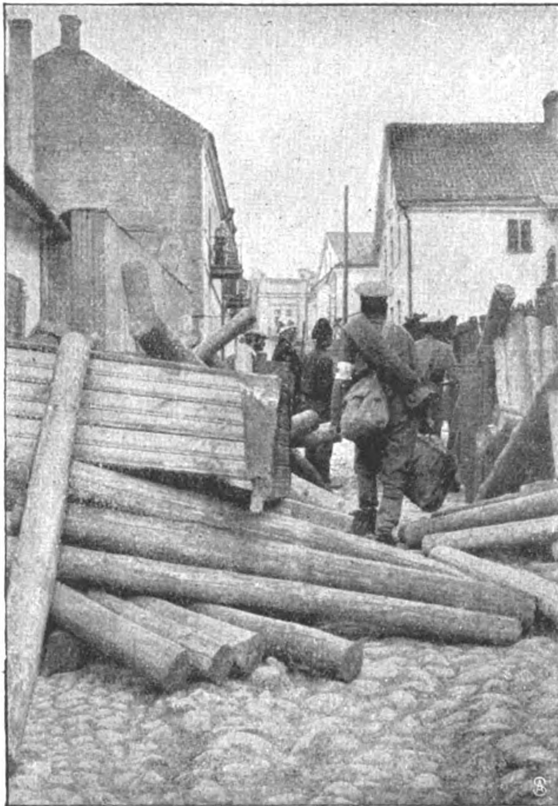
Blick auf Riga und den Rigaischen Meerbusen aus der Vogelschau.



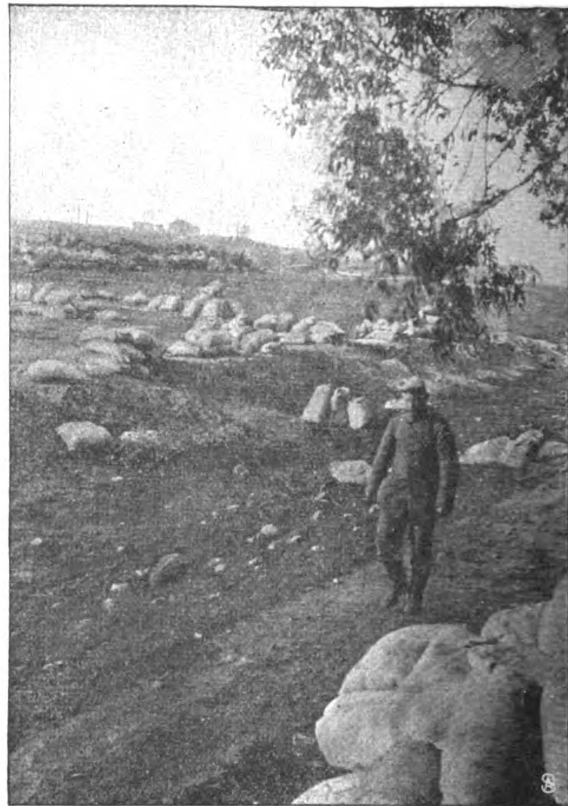
Originalzeichnung von Prof. K. Ziegler.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Zu seinem Geburtstag am 2. Oktober.



Eine Barrikade nach dem Kampf.



Gerettete Mehlvorräte aus einem abgebrannten Magazin.



Gefechtsstand während des Straßenkampfes.

Die Eroberung von Grodno.



Kavallerie-Patrouille in Grodno nach dem Straßenkampf.



Maschinengewehrabteilung in den Straßen Grodnos.



Infanterie auf dem Marsch gegen Fort 7.



Die ersten Soldaten gehen die menschenleeren Straßen ab.

Die Eroberung von Grodno.



Hauptmann Dr. Scholz, Ob.-Bürgermstr.



Hauptmann Hans Leitlof.



Hauptmann Kurt Graebe.



Hauptmann Walter v. Minckwitz.



Hofphot. Uhlenhuth.

Hauptmann Gustav Stelzer.



Hauptmann v. Selasinsky.



Leutnant Gebhart.



Hofphot. Elvira.

Major Otto Füger.



Hauptmann Franz Grämer.



Oberleutnant Eugen Kuhlow.



Phot. Fröhlich.

Hauptmann Gürtler.



Hauptmann Otto Riebes.



Leutnant Firsbach.



Phot. für Kunst und Gewerbe.

Leutnant Louis Herrmann.



Vizefeldwebel Middendorf.



Hofphot. Rögel.

Leutnant Epner.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Kilophot.

Ueberschiffung österreichisch-ungarischer Truppen über einen Fluß in Russisch-Polen.



Blick auf den Narew. Eine Munitionskolonne passiert die Notbrücke.



Phot. Groß.

Eine Proviantkolonne begibt sich durch eine gänzlich zerstörte russische Ortschaft zur Front, um den kämpfenden Truppen neue Lebensmittel zu bringen.

Bilder vom Narew.

Aus der nordeuropäischen Frauenwelt.

Von Dr. Cajus Moeller.

Verfassungsgemäß tritt am ersten Oktobermontag der dänische Reichstag zusammen. Die demnach am 4. des Winzermonats am Oeresund beginnende parlamentarische Session wird ungewöhnliche Aufmerksamkeit beanspruchen. Einmal wegen der fortgesetzten Debattierung jener Verfassungsrevision, die grundsätzlich das dänische Königtum auf den bloßen Namen herabbringen will, zunächst aber noch die Feuerprobe mehrerer Wahlperioden zu bestehen haben wird. Ganz besonders aber dadurch, daß an jenem 4. Oktober zum erstenmal Frauen in der dänischen Volksvertretung Einlaß finden werden. Die Gesetzgebung der jüngsten Sessionen hat ihnen zu dem politischen Wahlrecht jetzt auch die Wählbarkeit verliehen.

Der Vorgang ist übrigens in der nordeuropäischen Politik nicht völlig neu; Norwegen ist mit denselben Änderungen vorangegangen. Vor einigen Jahren erschien zu Christiania im Großthing als erste Frau eine hauptstädtische Lehrerin; die männlichen Gesetzgeber erwiesen ihr die ausgesuchteste Aufmerksamkeit. Das sanfte Geschlecht hatte dort diese Rücksicht vollauf verdient. Vor gerade einem Jahrzehnt hatte das norwegische Volk über die eben vom Großthing beschlossene Auflösung der 1814 mit Schweden vereinbarten Personalunion nachträglich durch schriftliche Massenabstimmung zu entscheiden. Neben den Hunderttausenden männlicher Jazettel befanden sich immerhin etwa zehn Dutzend „Nein", von weiblichen nicht eines. Entsprechend werden sich künftig jetzt auch in Dänemark die weiblichen Gesetzgeber sicher auf der Seite des entschiedenen Fortschritts befinden. Die gesamte Entwicklung des dänischen Geisteslebens hat ständig auf dieses Ziel hingesteuert. Schweden hat keine weiblichen Gesetzgeber, auch das politische Wahlrecht besitzen dort die Frauen nicht. Dafür sind sie in den Gemeinden wahlberechtigt und wählbar, und auf dem Stockholmer Rathaus tagen seit längerem mehrere Vertreterinnen des schönen Geschlechts.

Man hat häufig den nordeuropäischen Völkern, im Unterschied von den südgermanischen Vettern, einen besonders männlichen Charakter nachgesagt. Allenfalls könnte das auf Schweden zutreffen, obgleich dort die zum Weltruhm emporgestiegene Dichterin Selma Lagerlöf ihren Namen (Lorbeerblatt) mit vollstem Recht führt. Weit ältere, aber noch heute frische Lorbeeren hat dort die heilige Brigitta geerntet, eine Verwandte des alten Königshauses, dessen Geschichte sie in ihrem Kloster schrieb, sie reihte politische Prophezeiungen an, die zum guten Teil eingetroffen sind. In Norwegen aber und ganz besonders in Dänemark hat von alters her das weibliche Geschlecht einen hervorragenden Anteil an der Öffentlichkeit besessen. Auch abgesehen von dem höfischen, der freilich am Christianiafjord erst vor zehn Jahren wieder den länger als fünf Jahrhunderte leer gelassenen Platz eingenommen hat.

Auch ohne die Beeinflussung der Herrscher durch körperliche Schönheit haben die nordischen Frauen politisch seit ältester Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. Was Tacitus von den alten Germanen berichtet: daß für sie die Frau etwas Heiliges sei — die Gestalt der Velleda bestätigt ja die Angabe — gilt in erhöhtem Maß von der nordischen Frau. Eine ganz besondere Stellung behauptete dabei Island. Als gegen den Schluß des neunten Jahrhunderts der viel besungene Harald Schönhaar sich die „Talkönige" unterwarf, rettete ein großer Teil dieser Bauernaristokratie sich die Freiheit durch Übersiedlung auf der Sagainsel. Dort hat sie dann noch Jahrhunderte hindurch das bisherige Dasein weitergeführt. Aus ihrer Weltentlegenheit heraus ist sie für die gesamte europäische Dichtung sehr bedeutend geworden, natürlich an erster Stelle für die germanische. Sir Walter Scott war von ihr wesentlich beeinflußt, und auch sonst lassen sich die Spuren ihrer Wirksamkeit weit verfolgen. Ihre „Söger" (Sagas) sind in der Hauptsache geschichtliche Familienromane, und in ihnen tut sich ein sehr eigentümliches Dasein auf. Die geistige Bildung dieser Geschlechter stand augenscheinlich hoch über der sittlichen, was für die herrschenden Schichten der nordischen Völker überhaupt lange Geltung behielt, besonders deutlich aber im früheren Mittelalter hervortrat. Die durch das Meer aufrechterhaltene Verbindung mit dem festländischen Westeuropa hob diese Aristokratie geistig über die innergermanischen Standesgenossen, ließ aber dafür die Sitten früher und stärker von dem Hauch der sinkenden romanischen Kultur angeweht werden und entsprechend früher verwittern. Eine Frauengestalt wie die Halgerdis der isländischen Gunnarsage könnte in einem Pariser Sittenroman Platz finden. Die herrschsüchtige Schönheit hat ihren Gemahl in blutige Fehde mit den bisherigen Freunden verwickelt. Ein unvergleichlicher Bogenschütze, erlegt er mehrere im Kampf, schließlich gelangt der Streit vor den Gerichtshof der Insel, und dieser erkennt auf mehrjährige Verbannung des Gunnar. Für die Reise nach Norwegen liegt das Schiff am Strand, und Gunnar reitet mit seinen Freunden dahin. Da sieht er seinen Hof im Morgenlicht auf dem Hügel liegen. Trotz der Bitten der Freunde reitet er zurück und verwirkt damit sein Leben. Nach dem insularen Gesetz ist er fortan vogelfrei und kann straflos getötet werden. Die Feinde lassen auch nicht auf sich warten. Aber wieder handhabt er den Bogen und erlegt abermals mehrere der Angreifer, bereits sind diese es müde und beraten über den Abzug, da zerreißt ihm die Bogensehne. Gib mir eine Locke von deinem Haar, sagt er zu Halgerdis, ich will mir daraus eine neue Sehne machen. Hängt viel davon ab? fragt sie kaltblütig. Nichts als mein Leben, lautet die Antwort. Dann wirst du dich wohl erinnern, daß du mich neulich in das Gesicht geschlagen hast, freiwillig gebe ich dir die Locke nicht; aber du kannst sie ja mit Gewalt nehmen. Nun, jeder hat seine Art, auf die Nachwelt zu kommen, versetzt der Gemahl spöttisch, öffnet die Tür des verrammelten Hauses, tritt hinaus und läßt sich ruhig niedermachen. Dabei war die Ohrfeige nichts gewesen als die Strafe für die Anzettelung jener Feindschaft, welcher der friedliebende Mann erliegen sollte. Dann wieder das ergreifende Gegenbild in der Frau des alten Njal, des Helden der Njalsage. Durch die Bluttaten seiner wilden Söhne ist der friedliebende alte Mann gleichfalls mit den Seinen Gegenstand der insularen Achtung geworden. Auch die Söhne verteidigen sich großartig, und die Angreifer stehen vor

der Wahl des Rückzuges oder der Brandlegung. Ungern entschließen sie sich zu der letzteren, wollen aber ihr Gewissen retten, indem sie dem greisen Hausherrn und den Frauen des belagerten Hofes den freien Abzug anbieten. Sie erzielen nichts als die kühle Ablehnung. Ich bin alt und kann meine Söhne nicht rächen, in Schande leben aber kann ich nicht, erwidert der Vater: Jung wurde ich an Njal gegeben und bin mit ihm alt geworden, ohne ihn leben will ich nicht, sagt die Hausherrin. Eine Poesie, deren Wirkung jedes weitere Wort nur abschwächen würde.

Gegenüber solchen Gestalten treten die männlichen durchweg in die zweite Reihe. Ein höchst bezeichnender Typus in dieser Hinsicht ist der berühmteste aller Isländer, der Geschichtschreiber und Dichter Snorre Sturluson (1179—1241). Sein langes Leben war vom Jünglings- bis zum Greisenalter durch gemeine Leidenschaften zerrissen. Aber als Wiederbeleber der heimischen alten Dichtung und als Geschichtschreiber des norwegischen Königshauses ist er gleich vortrefflich. Die Verbindung mit dem letzteren wurde ihm verhängnisvoll. Er wollte die Insel unter die norwegische Hoheit bringen und sich dabei zugleich über die heimatlichen Widersacher erheben. Aber der Lohn war eine Verschwörung, zu deren Leitern Snorres eigener außerehelicher Sohn gehörte. Auf dem befestigten heimatlichen Hofe wurde Snorre nachts überfallen und getötet.

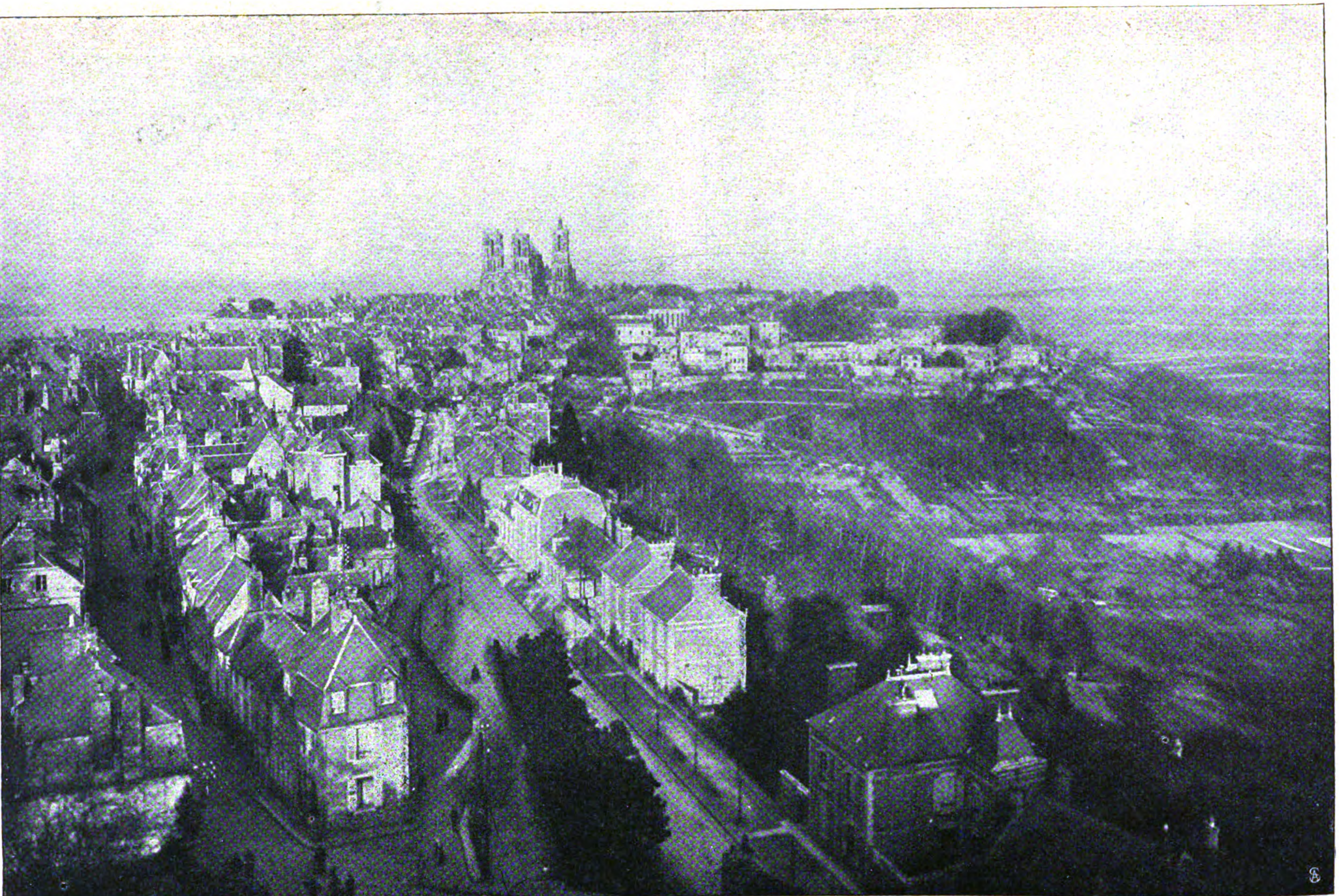
„Von einer langen Wanderung in der Vergangenheit kehre ich zu jüngerer Zeit zurück", schreibt in seiner dänisch-norwegischen Geschichte F. C. Dahlmann und schreibe heute ich. Die Teilnahme der dänischen Frauen an den Arbeiten der heimischen Volksvertretung wird dieser hoffentlich ein erfrischendes Element zuführen und die friedlich reformierende Tätigkeit dieser Körperschaft kräftig fördern. Trotz allem, was uns früher getrennt hat, sind wir nahe verwandten Stammes und haben jetzt auch durchaus gleiche weltpolitische Interessen. Daß eine Niederlage der deutschen Mächte Schweden unter russische, noch weit stärker aber Dänemark und Norwegen unter englische Bevormundung bringen würde, sieht jedes Kind und wird auch den Frauen der hochgebildeten dänischen Nation nichts Neues sein. Und somit hier ein herzliches Glückauf den Kulturträgerinnen, die künftig am Oeresund mit am Webstuhl der Gesetzgebung weben und wirken werden.



Hofpho. Dittmar.

Von links. Obere Reihe: Oberleutnant Crau, Oberleutnant v. Schöpf (Max-Josephs-Ordensritter), Ihre Kaiserliche Hoheit Frau Prinzeß Gisela, Major v. Roser (Max-Josephs-Ordensritter). Untere Reihe: Leutnant Breuling, Leutnant Röver, Assistenzarzt Neidemann, Leutnant Aichele, Baronin Rodich.

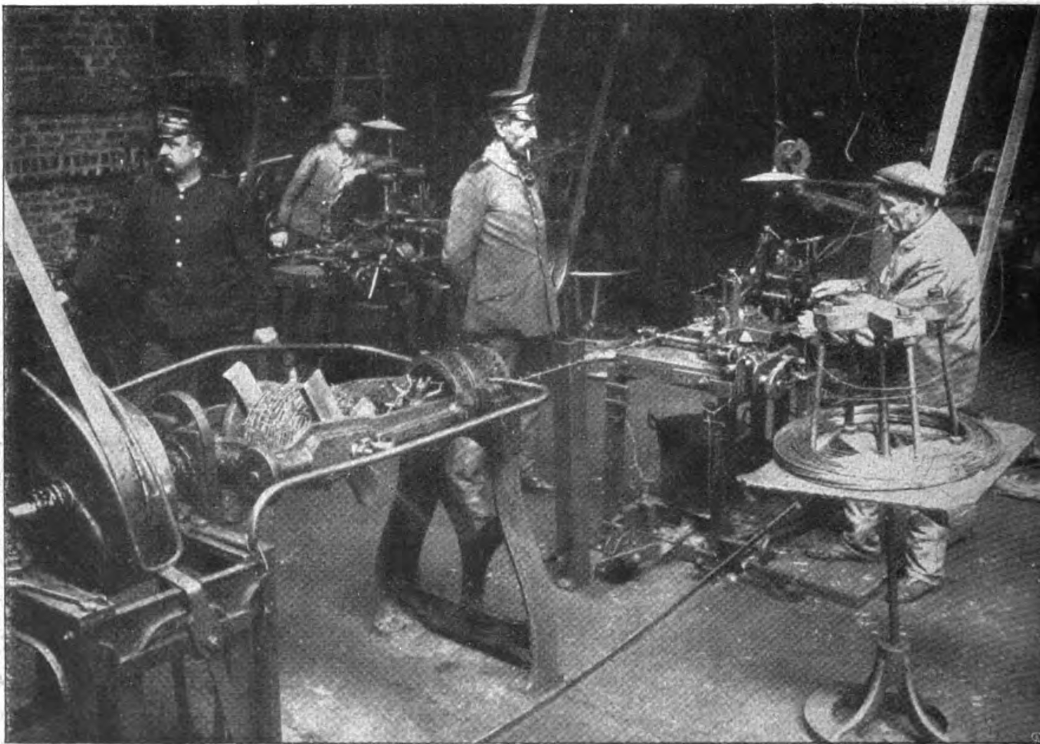
Verwundetenpflege in München: Prinzessin Gisela von Bayern mit ihren Verwundeten.



Laon, von der Martinskirche aus gesehen.



1. Die Drahtzieherei.



2. Eine Verseilmaschine, die gleichzeitig die Stacheln in den Draht einflicht.

Eine Stacheldrahtfabrik in Feindesland.



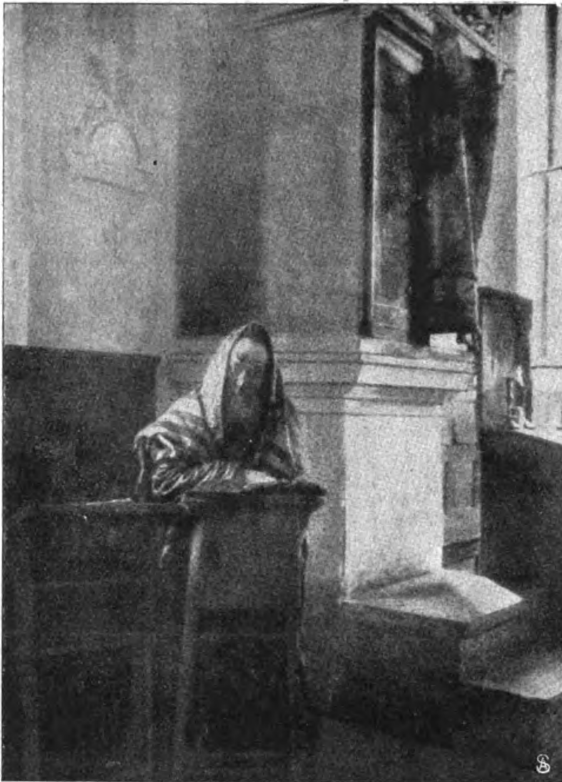
3. Ueberblick über einen Fabrikations- und Lagerraum.



Phot. Hohlwein & Girke.

4. Der Stacheldraht wird in Eisenbahnwagen verladen und an die Front gebracht.

Eine Stacheldrahtfabrik in Feindesland.



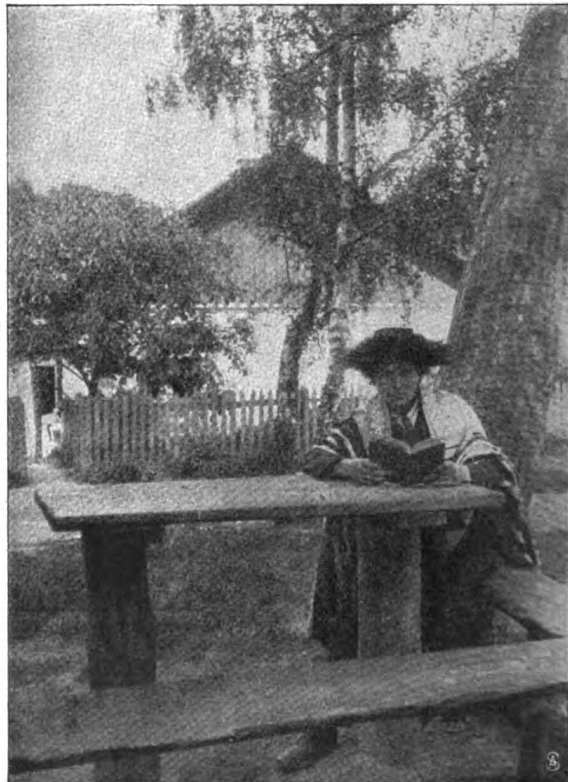
Im Gebet.



Auf der Straße.



Zwei Freunde.



Beschauliche Lektüre.

Galizische Juden.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

4 Fortsetzung.

Als der junge Roßhaupt einigemal im Theater gesessen hatte, da kam der Sturm gefahren und riß ihn aus dem Ankergrund. Er fühlte es kochen und wallen, er begann zu schreiben. Hatte gestern noch nicht daran gedacht, daß er dichten könnte, und saß heute schon in die Nacht hinein und schrieb mit kalten Fingern und fieberhaftem Hirn ein Römerdrama. Als er drei Wochen diesem Taumel gelebt hatte, brachte Dänzler, der um den Verstand seines Pensionärs besorgt war, die Sache vor den Prinzipal.

Will wurde ins Kontor beschieden. Es war ein Märztag. Eine Amsel saß auf dem höchsten Giebel der Dächer und rief zum erstenmal um Liebe. Leichte luftige Frühlingswölkchen flatterten über den Jurahöhen — im dämmernden Kontor zwitscherte die Gaslampe unter dem grünen Schirm.

„Roßhaupt, Sie strapazieren Ihre Nächte mit geheimnisvollen Dingen. Sie sind in einem Haus, in dem jeder Nagel weiß, was das bedeutet, wenn jede Nacht die Lampe ausbrennt und die Nachbarschaft durch hitzige Selbstgespräche am Schlaf gehindert wird. Was ist es, Roßhaupt, ist es eine Tragödie, oder sind es Frühlingslieder?"

„Eine Tragödie", antwortete Will.

„Sollen wir sie drucken, Abel?" fragte Bogumil Lange über das Pult hinüber mit einem ironischen Lächeln.

Abel Lange blieb die Antwort schuldig.

„Nun, Wilhelm Roßhaupt, warum holen Sie denn das Manuskript nicht?" wandte sich der Drucker an Will.

„Es fehlt noch ein Akt, Herr Lange."

„Ich hab mit vier Akten genug, junger Herr!"

Da holte Will sein Manuskript.

Und Bogumil Lange blies den Rauch seiner Brissago darüber hin, während er las.

Will hatte sich entfernen wollen, aber ein Wink bannte ihn fest, und nach einer halben Stunde tönte eine Stimme an sein Ohr und sagte: „Ist noch Feuer im Ofen, mein Sohn?"

Und beide, Abel und Will, antworteten ja.

Da stand Bogumil Lange langsam auf und trat mit dem blauen Heft vor den alten eisernen Ofen.

„Es ist nicht das erste, das ich in der Hand hab. Ich habe sogar schon ein Kind aus der eigenen Familie hier drinnen verbrannt. Weißt du, wer von meinen Sieben gedichtet hat? Der da, jawohl, Abel Lange, steck nur die Nase tief in des Pradel-Le Jeune. Auch du hast dich zum Dichter gelesen, und dir, mein Sohn —" wandte er sich an Will — „habe ich zu sagen, daß du deine Nächte verschlafen sollst. Ob du ein Dichter bist, weiß ich nicht. Aber das Ding da taugt nichts. Hörst du die Amsel pfeifen? Ja? Gut, mein lieber Sohn, so überlaß die verdammten Römerdramen allen anderen und schaff dir lieber erst eine richtige Liebschaft an. Du brauchst ja nicht gleich die Nächte dazu zu nehmen. Was deine Tage anbetrifft, so gehören sie ohnehin der Buchhandlung von Bogumil Lange. Und nun wirst du ein Mann sein und kommandieren. Bei drei laß ich's fallen!"

Die Ofentür ging auf, und ein matter Schein schlug empor.

Will stand mit zuckenden Lippen. Er hätte ihm an die Kehle springen können; aber während die gelbe Hand das Heft in den aufglühenden Ofenschlund hielt, lagen die großen kurzsichtigen, blauen Augen so gütig und fest auf ihm, daß sein Zorn daran schmolz.

Und plötzlich sprang er doch zu, und ehe Bogumil Lange erriet, was geschah, hatte ihm Will das Heft entwunden und rief mit tonloser Stimme, von einem Schluchzen gewürgt: „Das tu ich selbst!"

Quer durch riß er das Papier und stieß es hinab. Eine feurige Lohe schlug auf und fuhr in einem schwarzen Wirbel aus dem Schlot, daß die Amsel scheltend davonflog.

Zerline.

Bald darauf beschwor Bogumil Lange selbst die erste wirkliche Liebe über Will herauf, die er ihm als Gegengift verordnet hatte. Der Frühling war mit wildem Brausen ins Land gefallen. Über Nacht stand alles in Grün und Weiß. Der Rhein trieb in gelben Wirbeln unter den Jochen, die Jurahöhen glänzten vom warmen Regen, und aus den Gärten stieg der Duft der Zinken und des Flieders.

Da lud Elimar Lange Will ein, den Sonntag in der „Wiege" zu Arlesheim zuzubringen.

Die „Wiege" war Langes Heim, in dem sie während der schöneren Hälfte des Jahres hausten; ein behäbiger alter Bauernhof, zu einem Landsitz ausgebaut und von Bogumil Lange „die Wiege" getauft. Die Devise war im Bilde angebracht. An der Front war ein Drucker in altertümlichem Gewand zu sehen, der einen Wiegendruck herstellte. Aber das Landhaus war auch den Kindern des Märkers und der Aargauerin zur „Wiege" geworden, und Bogumil Lange scheute eine Anspielung auf diese Zweideutigkeit mitnichten. Als Will Frau Lange auf der Diele vorgestellt wurde, lächelte ihn eine schlanke, kleine Frau aus braunen Augen an. Sie konnte keinem ihrer sieben Söhne die Arme um den Hals legen, ohne sich auf die Zehen zu erheben, aber Bogumil Lange war der erste, der ihrem kleinen Finger gehorchte.

„Also Sie sind Wilhelm Roßhaupt?" fragte sie und gab ihm die Hand.

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Und dann wandte sie sich und rief in die niedrige getäfelte Stube, wo jemand mit Bestecklegen beschäftigt war: „Zerline, ich will ihn dir gleich vorstellen, ehe sie ihn fortschleppen."

Da trat ein Mädchen aus der Stube, noch das Besteckkörbchen am Arm, mit schlanken, feingerundeten Gliedern, die Augen Bogumil Langes, aber in tiefem blauem Glanze strahlend und das krause braune Haar, das noch keinen Aufbau ertrug, von einem Band im Nacken zusammengehalten.

„Unsere Tochter", sagte die Mutter und weidete sich an seiner Überraschung, als hätte sie gewußt, daß ihm diese Kenntnis vorenthalten worden war.

Bogumil Lange war Will immer nur als der Vater mit den sieben Söhnen erschienen. Auch die Überraschung, die ihn bei dem Anblick der kleinen, mädchenhaft schlanken Gestalt der Mutter dieser Sieben befallen hatte, war nur ein flüchtiges Staunen und Zurechtfinden gewesen, aber jetzt stand er in tiefer Verwirrung vor dem Mädchen, das seinen Namen ebenso einem Doppelspiel verdankte wie das Haus.

Weil Hermine Lange Zinslin Mozart über alles liebte, und weil Bogumil Lange das Alphabet nicht in Unordnung bringen, zugleich aber Raum für die Zukunft lassen wollte, war das Mädchen, das als achtes Kind zur Welt kam, Zerline getauft worden. Die Yolanthe, die Xenia, die Wera, und welche Namen Bogumil Lange auch schon, das Alphabet für seine Töchter von rückwärts aufbrauchend, bereitgelegt hatte, waren freilich nicht mehr vergeben worden. Zerline blieb allein.

Frisch aus dem Welschland heimgekehrt, stand sie vor Will und nickte mit dem höflichen Lächeln, das Madame Cornamusaz in Glion sie gelehrt hatte, einen tadellos damenhaften Gruß.

Da rief Bogumil Lange von der Gartenschwelle her: „Gib ihm die Hand, Zörnli, er ist ein Hitzkopf und dichtet, aber ein guter Junge."

„Das hat der Einsiedler geschrieben," sagt Zerline Lächeln auf. Die Oberlippe, die einen so schönen Schwung hatte, daß Will noch nie so etwas Vollkommenes gesehen hatte, hob sich, und kleine weiße Zähne glänzten und dazwischen das Spitzlein einer roten Zunge, das sogleich wieder verschwand. Die goldbraunen krausen Haare flimmerten um Stirn und Wangen, die Augen tauchten in Wills Blicke, und ihre Hand fügte sich mit einem festen Griff um seine kühlen Finger. Sie schwenkte seinen Arm wie einen Brunnenschwengel.

Will wußte nicht mehr, was er tat und ließ, wie und wo er ging und stand, und was er aß und trank. Der Mittagstisch mit dem Siebengestirn der Söhne, das sich um die Eltern herzog, war für ihn nur da, um Zerline gegenüberzusitzen, und wenn sie lustig mit einer knabenhaften Bewegung den Kopf zurückwarf, daß die flimmernden Haare wie gesponnenes Gold schwer in den Nacken schlugen, dann hielt er den Atem an, so heftig war die Wirkung auf ihn.

Und dann durfte er mit Abel, Friedrich und Gideon, Zerlinen und Frau Lange Krocket spielen. Er hatte das Spiel in Kolmar geübt, aber heute jagte er die Bälle wie Kanonenkugeln in alle Winde, daß sie über den Kies in die Gartenbeete sprangen und die keimenden Sämereien wie ein Schlachtfeld pflügten.

Das Zörnli lachte, und wenn es sich bückte und ihm der Schopf vornüberfiel, daß der weiße, ganz zart mit Rosa getönte Nacken sichtbar wurde, die Linie der Schulter aus der leichten Bluse lugte, dann wandte Will den Blick ab und hörte die Luft von ihrem Lachen klingen, als wären goldene Glockenspiele aufgehängt in den alten, kaum die Knospen sprengenden Bäumen der „Wiege".

Und immer schöner wurde der Tag. Sie gingen durch das Dorf an einem hellen Bach entlang zu einem steilen Hügel, der von einem wundervollen Park bedeckt war. Da waren Taxushecken und Grotten im Kalkgestein, ein Rindenhäuschen, in dem die Wachsfigur eines Einsiedlers saß, wie der leibhaftige selbst vorher dort gesessen, und sogar das Glöcklein hing noch über ihm, den Strick zur Hand gelegt, als könnte der stille Gesell es heute noch zum Gebet rühren.

Schloß Birseck hieß die wohlerhaltene Burg, die den Felsen krönte, und zu der sie durch die Irrgänge des Parkes hinaufstiegen.

Bogumil Lange schritt zwischen Will und Zerline. Den mächtigen Schlapphut auf den Locken, die Brissago mit fünf Fingern haltend wie eine Klarinette, ging er zwischen seiner Tochter und seinem Lehrling.

Das Siebengestirn leuchtete um die Mutter her, die einen andern Weg eingeschlagen hatte.

Und während Bogumil Lange lehrreiche Gespräche pflog, in die die beiden zu seiner Rechten und Linken mit einem Ja oder Nein, einem „Gewiß, Herr Lange" oder „Was du nicht sagst, Papa" einfielen, geschah das Unbegreifliche und ewig Natürliche, daß sie sich ineinander verliebten.

Er blickte hin, und sie blickte her. In seinen scheu staunenden Jünglingsaugen stand schrankenlose Verehrung. In ihren glänzenden Sternen anfangs ein wenig Überlegenheit und Abwehr, dann ein Nachdunkeln des Blickes, ein Fragen und Abirren, und plötzlich übergießt Erröten ihre Wangen, und die Liebe der beiden steigt über Bogumil Lange hinweg in einer feurigen Lohe gen Himmel.

In einer Grotte glänzt ein Wasserbecken wie ein dunkler geschliffener Spiegel.

„Zeig es ihm, Zörnli, mir ist's zu feucht in dem Loch", sagt Bogumil Lange und setzt sich an den steinernen Tisch vor der Einsiedelei.

Will und Zörnli stehen in der kühlen Grotte. An der geglätteten Wand ist ein Spruch eingegraben:

„Beata solitudo — sola beatitudo!"

„Das hat der Einsiedler geschrieben", sagt Zerline erklärend.

„Glückselig die Einsamkeit — einzige Glückseligkeit", übersetzt Will laut.

Und dann sehen sie sich an und werden wieder rot. Erst rot, dann blaß.

In klingendem Fall schlagen die Tropfen von der Kalkwand in das Wasserbecken.

Sie bücken sich und blicken hinein, und ihre achtzehn Jahre leuchten ihnen entgegen.

Ihre Hände haben sich gefunden, wie sie so nebeneinander gebückt stehen, denn das Wasser ist mindestens eine Spanne tief, und wer hineinfällt, muß rettungslos ertrinken!

Aber solange sie sich an der Hand halten, kann nichts geschehen.

Eine Blaumeise schwirrt ganz leise durch die Grotte.

Da lassen sie sich tief erschrocken los, und dieser Schrecken ist süß und die Welt so schön — Herzklopfen erschüttert ihre Brust.

Bogumil Lange sitzt wie der Einsiedler oder wie Gott Vater selbst am steinernen Tisch, als müßte sein Bart hindurchwachsen in alle Ewigkeit. Leise knistert die Brissago . . .

Auf dem Schloßhof trafen sie wieder mit Frau Lange und ihren Söhnen zusammen, aber der Zauber blieb, und als Will gegen Abend Abschied nahm, um in die Stadt zurückzukehren, trug er ein Büschel Anemonen in der Hand, aus dem großen Strauß, den Zerline gepflückt hatte. Sie ließen die Kelche hängen und welkten in seinen Fingern, ehe er heimkam, denn der Weg lief weit durch das grüne Birstal.

Wilhelm Roßhaupt hat in diesen Tagen wie in Verzückung gelebt. In dem Magazin und im Kontor, in das ihn Lange zu ziehen gedachte, da er im Laden nicht zuzureden wußte, ging er wie ein Kettensträfling umher, aber in seiner Mansarde und vor den Toren, da war er ein freier Mann. Er schrieb auch zum erstenmal um Geld an seine Mutter und ließ sich für achtzig Schweizerfranken einen hellgrauen Anzug machen, die Schultern wattieren und die Hosen mit Stegen versehen.

Leider hing dieses Prachtgewand über dem Bügel im Schrank, und Will steckte im Kontorrock, als am nächsten Markttag Zerline Lange mit einem Netz voll französischem Salat und Neudorfer Radieschen im Entengäßlein erschien.

Sie schenkte jedem ihrer Brüder einen rosigen Rettich, gab dem Vater einen Kuß und setzte sich dann neben ihn und wollte gar nicht mehr aufstehen.

Will befand sich nebenan in einem Kämmerchen und ordnete die Aushängebogen einer Doktordissertation. Er hörte ihre Stimme, er hatte gehört, deutlich gehört, wie sie ihren Vater geküßt hatte, und konnte sich nicht bemerkbar machen. Eher wäre er gestorben, als sich so vor ihr zu zeigen. Er hielt sich mausstill.

Aber Zörnli saß und überschüttete den Vater mit Fragen und Erzählungen, um ihn über die Länge ihres Dableibens wegzutäuschen. Sie konnte nicht gehen, ohne Will gesehen zu haben.

Endlich ergriff sie die Gelegenheit, als Abel in die Offizin ging, und fragte geradeaus nach Will.

„Es ist hier eigentlich alles noch, wie es war, Vater, aber wo ist denn der junge Mann, der — wie heißt er doch — der am Sonntag bei uns in der ‚Wiege‘ war?“

Das sagte sie so gleichgültig, warf es nebenbei hin, während sie das tollste Herzklopfen hatte.

Als Will dies hörte, wurde er blaß.

Bogumil Lange hatte vergessen, daß Will nebenan war.

„Wilhelm Roßhaupt heißt der Jüngling“, belehrte er seine Tochter.

Da stand sie plötzlich auf und ging.

Am Abend machte Will sich auf den Weg nach Arlesheim. Es regnete sanft, tröpfelte im Laub und säuselte in den Zweigen. Ein feiner Duft stieg aus der Erde auf.

Die Nacht hing grau im Tal, als er das Dorf erreichte. Der Regen hatte aufgehört, und die zarte Wolkendecke war in weiche Daunen zerflossen, zwischen denen Mondlicht und Sternenschein schimmerten.

Nun sah er die „Wiege“ mit breiten Giebeln schwarz an der Straße liegen. Goldgelbe Lichtflecke brannten in dem massigen Bau, Musik klang heraus, vier von den Sieben bildeten ein bescheidenes Streichquartett.

Will schlich die lange, hohe Gartenmauer entlang und war glücklich, ihr so nahe zu sein.

Ein Laden schlug, ein neuer Goldfleck leuchtete unter dem Giebel, ein Schatten bog sich heraus.

Aber als Will gerade seine Blicke, seine Gedanken, sein ganzes Sein zu ihr hinaufsandte, da tönte unten, im Erdgeschoß oder auf der Schwelle, eine Stimme und rief: „Es regnet ja gar nicht mehr, und es ist so herrlich warm — wer kommt mit in den Garten?"

Da riß sich der Jüngling von dem falschen Bild los, denn nicht dort oben, sondern unten, hinter der Mauer, im Garten war die Geliebte!

Er hörte ihre Schuhe auf dem Kies und erinnerte sich plötzlich der Ecke, wo ein Hügel aufgeschüttet war, von dem man über die Mauer blicken konnte.

Als er atemlos, mit schlagendem Herzen die Ecke erreicht hatte, immer in Gefahr, von einem Dorfköter gewittert und verbellt zu werden, lehnte eine Gestalt an dem eisernen Staket der Laube, an dem die Reben noch nackt hingen. Die Gestalt hielt sich ganz still. Aber jetzt warf sie den Kopf zurück, und da strich das zarte, graue Licht der Frühlingsnacht über sie hin.

Diesmal äffte ihn keine Magd, und aus dem liebesseligen jungen Toren wuchs plötzlich der Jüngling, und Will legte die Hände an den Mund und rief mit leiser Stimme zu ihr hinauf: „Beata solitudo!"

Eine scheue Bewegung, ein atemloses Lauschen, und dann kam es wie ein zitterndes Glöckchen von oben: „Sola Beatitudo!"

Sie kamen über diese schöne improvisierte Lösung nicht hinaus, denn gleich darauf floh Zerline davon.

Als Will fröstelnd im letzten Lokalzug saß und heimfuhr, stellte sich auf einmal die Muse ein und schlich sich hinter der Liebe in sein Herz, so daß er begann, in Versen zu reden, und seine Not hatte, sie alle daheim niederzuschreiben. Den Schnupfen, der sich darein gemengt hatte, strafte er mit Verachtung.

Einige Tage darauf boten sie in der „Wiege" ein Unterhaltungsblatt reihum, und es war eine Mischung von Achtung und gutmütigem Spott, womit die Sieben das Frühlingsgedicht Wilhelm Roßhaupts lasen und besprachen, das da seine stolzen Reime erklingen ließ.

Die Mutter nahm sich des Poeten an.

„Abel hat auch gedichtet, und von Elimar weiß ich's nicht sicher, das liegt an den Jahren und ist nichts Schlimmes. Es ist Kraft in den Versen."

Bogumil Lange aber legte die Zeitung hin und antwortete: „Verliebt ist der Bursch!"

Dabei schüttelte er seine Locken.

Seine Frau stieß ihn an und wies mit einem mahnenden Blick auf Zerline, damit er nicht in ihrer Gegenwart von solchen Dingen rede, aber Lange zuckte die Achseln, um ihre Sorge zu beschwichtigen. Das Zörnli hatte ja während der ganzen Zeit nicht aufgeschaut von seinem Brief aus der Pension und nichts gehört und nichts gesehen.

Aber als sie zu Bett gingen, war das Blatt spurlos verschwunden, und ein Räuchlein stieg aus dem Kamin in Zerlinens Zimmer. Das Gedicht hatte sie ausgeschnitten, und auf einmal, sie las es bei der niederbrennenden Kerze gerade zum elftenmal — entdeckte sie, daß es ein sogenanntes Akrostichon war, und daß die Anfangsbuchstaben der drei Strophen zusammen ihren Namen Zerline Lange bildeten.

Da kaufte sie ein malvenfarbenes Seidenband als Buchzeichen und stickte heimlich einen Lorbeerzweig darauf und mit Goldfaden die Worte: Dem Dichter Wilhelm Roßhaupt.

Sieben Brüder standen um sie her, und keiner sah, wie sie es dem Geliebten in die Hand spielte, als er zum zweitenmal in die „Wiege" geladen war.

Er war männlicher geworden, in seinem hübschen Gesicht beschattete sich die Oberlippe schon.

Und als es Abend wurde und er sich verabschiedete, mußte er Zerlinen suchen, denn sie waren alle im Garten zerstreut, und sie fanden sich, indem sie von zwei Seiten her in die Reblaube stürzten, und da hielt er sie plötzlich in den Armen, und sie küßten sich mit Lippen, die von Angst und Hast bebten, und die erst lernen mußten, sich zu öffnen im Kuß.

Zu Fuß über die Höhe des Bruderholzes ging Will nach Hause. Sein Buchzeichen war so groß wie ein Fahnenband, und unter jeder Laterne betrachtete er es voll Entzücken.

Aber in dieses selige Gefühl der ersten Liebe mischten sich alsbald ernstere Züge, und mitten hinein in diese Liebe schlug die Nachricht von einer schweren Erkrankung der Mutter.

Peter Wingen schrieb kurz und klar, ohne Umschweife und Schonung, daß sie auf den Tod liege.

Will hatte erst vor acht Tagen wieder eine Geldsendung erbeten und erhalten. Der Brief schrie wild in die selige Stille um ihn her.

Anfangs traf ihn die Botschaft eher als eine peinliche, unerhörte Störung seines Glückes. Erst nach und nach stieg etwas anderes vor ihm auf — eine versunkene, vergessene Welt, und dann trat er zögernd vor Bogumil Lange, halb noch hoffend, halb aber auch fürchtend, er möchte ihn abweisen, und bat um Urlaub.

Und als er ihm gewährt war, stürzte er in sein Zimmer und schrieb seinen ersten Liebesbrief. Keck und gerade, töricht und aufrichtig und war überzeugt, daß der Tag kommen werde, an dem er vor Bogumil Lange treten und zu ihm sagen könnte: „Herr Lange, ich bin Ihnen nun sieben Jahre (fünf waren auch genug) ein treuer Gehilfe gewesen, ich habe einen Namen als Dichter und liebe Ihre Tochter. Und Zerline liebt mich, ich bitte um ihre Hand."

In dieser Stimmung schrieb er an das Zörnli und verschmähte alle Schleichwege, setzte ihren Namen und die Arlesheimer Adresse darauf und betraute die eidgenössische Post mit der Besorgung dieses Briefes.

Dann reiste er ab.

In Colmar wartete Wingen am Bahnhof, und sie gaben sich die Hand. Ein hübsches Fräulein stand neben Peter auf dem Bahnsteig. Einen Augenblick zweifelte Will, ob es Melanie oder Kättele sei, denn ihre Bilder waren im Scheine seiner Liebe rascher verblaßt als ein Daguerreotyp an der Sonne, und als es Melanie war, vergaß er, nach dem Kättele zu fragen.

Wingen ersuchte ihn zu telegraphieren, wenn es sich zum Schlimmsten wende, damit er kommen könne, dann ging die Fahrt weiter.

Es war unruhige Zeit. Im Abteil wurde von Kriegsgefahr gesprochen. Als auf der Landstraße eine Batterie sichtbar wurde, die im ersten Sommerstaub blitzte, erfaßte die Reisenden eine Beklemmung. General Boulanger schürte den Krieg. Ein Wetter stieg auf hinter der blauen Linie der Vogesen, während im Elsaß die Reben blühten.

Ein alter Mann mit einem Spitzbart und einem roten Bändchen im Knopfloch blickte auf den Figaro, den Will in Mülhausen von einem ausgestiegenen Gast geerbt hatte, musterte den schlanken, gutgekleideten jungen Mann mit dem dunklen Haar und fragte dann, ob er Franzose sei.

Einen Augenblick schwankte Will, denn er nahm die Frage für ein Kompliment, dann aber antwortete er ruhig auf die französisch gestellte Frage: „Pardon, Monsieur, je suis Allemand!"

Da entstand ein befangenes Schweigen.

Will starrte zum Fenster hinaus, und auf einmal stieg ihm die Antwort als Frage zum Munde, und er fragte sich: Bin ich denn wirklich ein Deutscher? Aber die Frage zerfloß ihm in plötzlich stark und lebendig werdenden Erinnerungen an den Wachtmeister Hermann Roßhaupt, und als es Abend wurde und der Zug durch die roten Klüfte ins Nahetal trat, als es dem Rhein entgegenging und es feucht und kühl hereinwehte, da lehnte Will in seiner Ecke und kannte nur noch eins: Ankommen, die Mutter wiedersehen! Und manchmal war es ihm, als käme er auch den Vater zu grüßen, als stünde Wachtmeister Roßhaupt am Rheinischen Bahnhof im blauen Rock mit weißen Knöpfen, den hochgewölbten Helm auf dem Kopf und den Finger der rechten Hand in den dritten Knopf des Ueberrocks gehängt und wartete auf den Sohn.

Und dann sprach plötzlich alles um ihn her vom Kronprinzen, der auf den Tod krank sei. Der alte Kaiser lebte noch. Will spürte ein eigentümliches Flimmern auf seiner Stirn. War es die kühle Frische, die vom silbergleißenden Strom heraufschlug, oder die Erinnerung an eine Hand, die auf seinem Scheitel gelegen vor vielen Jahren, so vielen, daß es unmöglich schien, der alte Kaiser könne noch leben! Und in einem sehnsüchtigen Schauer zitterte sein Herz. Und dann dachte er an den Rosenstrauß und seine junge Liebe! Und von dieser Liebe fand er den Weg zu Anne Roßhaupt und hatte auf einmal, endlich, endlich das unbezwingliche, sehnsüchtige Verlangen, sie zu sehen, bei ihr zu sein, sie nach drei Jahren wiederzuhaben, seine Mutter — ja — ja — trotz allem Nein — erst recht — seine Mutter!

Und ganz im Hintergrund, ganz in der Tiefe die Hoffnung, die Freude, die egoistische Freude, ihr von seiner Liebe, von Zerlinen, von seinem Glück und seiner Zukunft zu erzählen!

So kehrte Wilhelm heim zu Anne Roßhaupt, die ihm Sehnsucht und Krankheit, ihr ärmliches, karges, auch vom Sohn nicht mit Liebe gespeistes Leben verschwiegen hatte und erst von fremden Leuten darauf vorbereitet wurde, daß ihr Sohn komme, um sie in ihrer Krankheit zu besuchen.

Am Löhrtor blies der Hornist den Zapfenstreich, als Will in die Friedrichstraße einbog. Schwermütig zogen die Töne über die Stadt. Als das Horn zum letztenmal rief, trat Will leise an das Bett der Mutter. Sie schlief.

Erschöpft vom Fieber der Erwartung war sie eingeschlafen, denn man hatte ihr Wills Ankunft erst für den nächsten Morgen angekündigt.

Er stand am Fußende des Bettes. Sie war ganz ergraut, die Augäpfel wölbten sich unter den Lidern. Sie glich ihrem Bruder, während sie schlief.

Und dann war ihm etwas fremd an dieser schlafenden Frau, das ihn quälte, bis er herausfand, daß es die schmale Tannenbettstatt war, in der sie lag. Mit einem zweiten Blick machte er das Inventar ihrer Schlafstube und erschrak. Außer dem schönen, aus Elfenbein geschnitzten Christusbild und den Photographien in den vergoldeten Stuckrahmen kannte er nichts von diesen billigen Tannenmöbeln. Die Vorhänge waren verhängt, denn das Zimmer ging auf den dumpfen Hof, in den von vier Seiten neugierige Fenster hereinschauten.

Auf einmal schlug Anne Roßhaupt langsam die Augen auf, ohne Blick, wie im Traum, aber dann erschien ein großes Licht in ihnen, das stieg ganz aus der Tiefe und saugte sich an dem jungen Mann fest, der dort unten an ihrem Bett stand und an den Wänden hinausschaute.

Sie konnte nicht rufen, konnte sich nicht bewegen, lag wie erstarrt und zitterte inwendig vor Glück und sah sein hageres, klares Gesicht, die bekannte Falte über der Nasenwurzel, die weichen, vollen Haare, den Mund, den er als kleiner Kerl in einem Schüppchen so traurig nach unten zog, wenn er gescholten wurde, und darüber ein wirkliches, ganz kleines, aber sicher schon vorhandenes Schnurrbärtchen! Und so bolzengrad stand er da, die Hände auf der Bettlehne, so stolz, so stattlich, und sie sah, wie er gepreßt und tief atmete. Da kehrte auf einmal die Kraft in ihre Arme, und die magern Hände, zerscheuert und zerstochen, hoben sich von der brüchig gewordenen Steppdecke, und „mein Jung!" rief sie leise, und als er zusammenfuhr, sie anblickte, stehenblieb, vom Anblick des lebendig gewordenen Gesichtes erschreckt — noch einmal, aber jetzt mit einem scheuen, unsicheren Lächeln: „Mein Jung!"

Da gab er sich einen Ruck und ging zu ihr hin.

Sie legte die Hände um seinen Kopf und zog ihn herab, schaute ihn an und wollte ihn küssen, aber sie wagte es nicht zu tun.

Sie fühlte einen Zwang, einen Widerstand, den er selbst vergebens zu überwinden trachtete, und auf einmal ließ sie ihn frei, und es war ein beängstigendes Stillschweigen zwischen ihnen.

Endlich fragte Will nach der Natur ihres Leidens, aber sie wehrte ab und sagte, das brauche er nicht zu wissen. Mein Gott, an was leiden alte Frauen! Und er begnügte sich mit dieser Antwort. Er peinigte sich selbst, aber er fand die Sprache nicht wieder, in der er so gern mit ihr geredet hätte . . . Und alles, was er ihr erzählen wollte, blieb unerzählt.

Es war eine Qual geworden, dieses Wiedersehen, und auch der nächste und der nachfolgende Tag brachten keine Aenderung.

Er weiß alles, sagte sich Anne, und sie begann sich vor ihm zu schämen, sie zog die Decke höher, sie strich die Haare glatt, sie war nicht mehr die Mutter für ihn.

Anne war auch nicht mehr die Frau, die den Wachtmeister Hermann Roßhaupt gemeistert hatte. Sie war kleinlicher geworden, eine Vermieterin, die die drei Vorderstuben ausmietete und sich fügen gelernt hatte, ein Sparweiblein, das sein Ehebett an einen Leutnant vermietet und vergessen hatte, seinen Stolz daraus mitzunehmen. Eine kranke, gebrochene Frau, die jedes Jahr zu Allerseelen die Lichter eingrub auf dem Grab ihres Mannes und ihr Sterbehemd jedes Jahr einmal frisch wusch und bügelte. Sie hatte Bekannte, die sie besuchten und mit ihr schwatzten und nun alle den Sohn zu sehen verlangten, aber da wehrte sie ängstlich ab, als könnte daraus etwas folgen.

Er war nicht mehr ihr Sohn, war es nie gewesen.

Und er wußte es — Peter Wingen hatte es ihr ja geschrieben. Damals waren vier Monate verstrichen, ohne daß Will etwas hören ließ, dann schrieb er eines Tages, daß er bei Bogumil Lange in Basel als Lehrling eingetreten sei, und sie hatte zu ihren Freundinnen gesagt: Mein Sohn ist Buchhändler in der Schweiz.

Am dritten Tag des Urlaubs brachte der Briefträger einen Brief für Will. Die Wartefrau legte ihn Annen auf das Bett. Will war ausgegangen. Er ging oft aus, denn das Zusammensein war beiden zur Pein geworden. Anne drehte den Brief zwischen den Fingern. Sie war eifersüchtig und mißtrauisch geworden. Er hatte ihr nichts erzählt, hatte gesagt, er habe nichts zu erzählen, aber dieser Brief war von einem Mädchen. Das sah sie an der Schrift, und das roch sie an dem mattblauen, feinen Papier. Es war etwas darin, das fühlte sich weich und doch wieder hart und rund an. Er würde ihr nichts erzählen aus diesem Brief, und sie, sie würde ihn nicht danach fragen.

Sie legte den Brief unter das Kopfkissen, aber auf einmal zog sie ihn hervor und öffnete ihn. Rasch, damit es sie nicht reute, ehe es geschehen war. Gierig machte sie sich über den Inhalt.

Eine Locke fiel heraus. Ein Liebesbrief, der von unsäglicher Sehnsucht und Treue und Küssen handelte und um größere Vorsicht bat. Will solle postlagernd schreiben, und das Kennwort sei „Eremitage". Und zuletzt die Unterschrift „Ewig Deine Zerline".

Anne zitterte vor Befriedigung. Jetzt wußte sie etwas von ihm, ohne daß er es erzählt hatte. Jetzt wußte sie das letzte seiner Geheimnisse. Aber Zerline war ein Theatername. Sie ließ sich die zusammengebundenen alten Theaterzettel reichen, die sie im Wandschrank aufbewahrte als Andenken an ihre bessere Zeit. In einer Oper — sie hatte sich nicht getäuscht — es war also am Ende eine Schauspielerin! Dazu war der Junge noch viel zu jung! Und wieder die Eifersucht, eine kindische und doch so mütterliche Eifersucht — sie behielt den Brief. Sie konnte ihn nicht mehr schließen und wollte ihn überhaupt nicht abliefern.

Und Will erfuhr nichts von Zerlinens Hingabe.

Aber Anne, die war weicher und zärtlicher, lag so geduldig, war zufrieden, wenn er nur ein paarmal rasch hereintrat. Sie hatte ihn ja jetzt wieder, und sie lag mit einem arglistigen Lächeln, wenn er verschlossen und ein wenig beschämt und mit sich selbst uneins kam und ging — mochte er nur schweigen — sie wußte alles, mehr als er, alles, alles.

Und als am siebenten Tag, da die Kranke schon merklich schwächer und von einer seltsamen Unruhe bedrängt in den Kissen lag, ein zweiter Brief kam, öffnete sie ihn, den sie diesmal mit Vorbedacht hatte abfangen lassen, ohne Zögern und ohne Gewissensbisse. Anklagen, leidenschaftliche Fragen, eine Tränenspur und ein paar scharfgezogene Federstriche, wie im Zorn gesetzt. Und diesmal stand nicht Zerline darunter, sondern Zörnli. Da lachte Anne Roßhaupt leise vor sich hin. So eine Zornige! Dann ließ sie sich Wills Köfferchen geben und steckte die beiden Briefe inwendig in die Ledertasche des Zwischendeckels. Nun war sie ruhig.

Gegen Abend saß Will an ihrem Bett. Er hatte an Wingen telegraphiert, aber er selbst fand die Kranke lebhafter, und wie sie so seine Hand hielt und von Zeit zu Zeit drückte, ihn zärtlich anschaute, da sah er auf einmal das alte überlegene Lächeln in ihrem kleingewordenen Gesicht. Sie waren allein.

Will, der auf dem Schlafdiwan eines Zimmerherrn übernachtete, war müde. Im Hof spielten Kinder, Zwielicht fiel blaß in die Stube. Er schloß die Augen.

Da zuckte plötzlich die mürbe Hand in seinen Fingern. Er schaut auf — sieht sie entfärbt, mit fremd gewordenem Gesicht in den Kissen liegen — ein „Mutter! Mutter!" ruft er, ruft's zum erstenmal mit voller Angst, und da steigt noch ein letztes Licht in ihre Augen, zucken die Hände zu ihm hin. Anne Roßhaupt verscheidet mit einem einzigen röchelnden Atemzug.

In ihrem Antlitz ist ein kümmerliches Lächeln stehen geblieben, das für irgend etwas um Verzeihung zu bitten scheint.

Es fiel ein Reif . . .

Als Anne Roßhaupt unter der Erde lag, wurde Will von Peter Wingen in sein Erbe eingeführt. Wingen tat nicht, als hätte Will jemals seine Sohnschaft geleugnet. Vergangenes war vergessen. Und Will wehrte sich nicht. Er kannte nur ein Verlangen, mit all dem fertig zu werden und fortzukommen von einem Ort, in dem er fremder als je umherlief.

Er hatte einen Menschen sterben sehen, und der erste Mensch, der sich unter seinen Augen, in seinen Armen aus einem Wesen, wie er selbst eins war, lebendig, von Gedanken und Gefühlen, von Hoffnungen und Schrecken bewegt, in ein totes Bild verwandelte, war seine Mutter.

Als der Vater starb, hatte er sich als Mörder angeklagt, und die Totenmaske hatte ihm ehrfürchtige Schauer über den Leib gejagt. Als sie die Mutter einsargten, lag ein Alp auf ihm, und als sie unter der Erde lag, kam er sich verloren vor in der weiten Welt. Aber dann strömte plötzlich das Bewußtsein des Lebens um so mächtiger durch seine Adern und riß ihn aus dem dumpfen Taumel.

(Fortsetzung folgt.)

Gletschereinsamkeit.

Aus der Zeiten reicher Fülle
Reiht sich endlos Tag an Tag;
Durch die ungeheure Stille
Dringt kein einz'ger Glockenschlag.

Hoch am Himmel, vielgestaltig,
Geht der lichten Sterne Lauf;
Menschenklage, leidgewaltig,
Dringt mit keinem Ton herauf.

Abseits bleibt von allem Leben
Rein und weiß der Berg sich gleich;
Nur von fern die Adler schweben
Um des Todes Riesenreich.

Georg Ruseler.

Auf dem türkischen Kriegschauplatz.

Von E. Germann. — Hierzu 13 Aufnahmen von Razi Bey.

Um die Serailspitze, über der die schlanken Minarette und die Kuppel der Hagia Sofia in die klare Abendluft ragen, saust das Torpedoboot an den Prinzeninseln vorbei in die Marmara hinein. Drüben, vom Hafenkai in Haidar Pascha, löst sich ein mächtiger Dampfer der Schirket-Linie los und folgt ihm in Kiellinie. Bald weit voraus, bald seitwärts schneidet der schwarze Geselle, aus dessen Schornsteinen dicke Rauchwolken qualmen, die Fluten, läßt den Großen ein Stück voraus, um dann hart Ruder zu wenden und einen mächtigen Bogen um ihn zu beschreiben. Wie ein Hund, der unablässig über der Herde wacht. Ein neues Bataillon geht wieder hinaus nach den Dardanellen. In den Kammern liegen sie, einer am andern, auf den roten Samtpolstern haben sie es sich bequem gemacht; oben an der Reeling lehnen sie neben den Geschützen, die drohend auf das nachtschwarze Wasser hinauslugen. Kein Licht im ganzen Schiffe, kein Laut. Sie singen nicht und sprechen kaum leise, flüsternd. Nicht als ob sie zag wären; das sieht diesen sonnenbraunen, sehnigen Kerlen nicht ähnlich. Der Türke ist kriegerisch. Selbstverständlich scheint ihm, für seinen Boden zu kämpfen, zu sterben. Aber er ist — nicht von den Städtern spreche ich, die ja den geringsten Teil der Armee ausmachen — still und verschlossen.



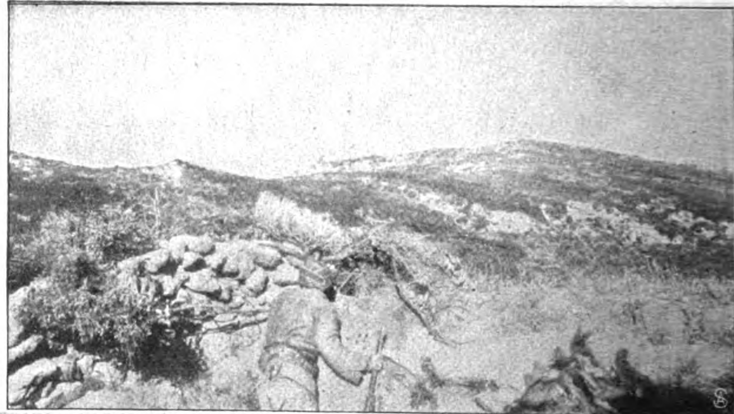
Der Nationaldichter Emin Bey
liest einem jungen Offizier seine Verse vor.



Soldaten in einer Straße von Kilid Bahr.
Die Stadt ist von der Zivilbevölkerung fast ganz verlassen.

Das Marmarameer wird durchfahren, im Morgen-

grauen tauchen links die Hügel von Gallipoli auf. Am Hafen und in der Stadt liegen ein paar Häuser in Trümmern. Englische Granaten. Unbekümmert darum hört man hier den Pulsschlag des Krieges deutlich klopfen. Ungeheure Berge von Vorräten und Proviant sind aufgestapelt, immer weitere werden herangebracht. Ein ewiges Kommen und Gehen ist das. Und überall, wohin man blickt, die graugrünen Uniformen.



Soldat belauert ein feindliches Torpedoboot.



Lebensmitteletappe bei den Dardanellen: Ausgeladene Vorräte.

Tief im Grün breitkroniger Bäume verborgen leuchten drüben auf der asiatischen Seite die roten Dächer von Lapsaki auf, Maidos, Nagara, Tschanakkalé, die Einfahrt der Dardanellen. Zu ansehnlicher Höhe steigen hier die Felsen Gallipolis an. Nackt scheinen sie und kahl, von Furchen und Falten durchzogen. Berg wechselt unaufhörlich mit Senkung. Wenig Bäume nur, aber um so mehr Gestrüpp. Tot ist die ganze Gegend und öde. Erst am Lande erkennt man die Täuschung. Feine, schmale Striche durchziehen das ganze Gelände. Schützengräben. Einer neben und hinter dem andern. Eine furchtbare Festung, von der Natur selbst zur Verteidigung geschaffen. Und was noch mangelte, das hat die Armee unter ihrem genialen Führer Liman Pascha, dem deutschen Reitergeneral, ergänzt. Wie eine Maschine ist das alles. Dort an der Straße, die gegen Sicht durch den Berghang gedeckt ist, bewegt sich eine lange Trainkolonne. Aus einer Senkung kommt eine zweite hervor. Die bringen Brot, jene Munition. Steil steigt der Weg an. Oben auf der Spitze öffnet sich weit der Blick auf die Aegäis, auf die ragenden Berge von Samothrake. Alle Anhöhen, die Hänge und Hügel sind von den türkischen Gräben durchzogen.



Eine Niederlage von Vorräten.



Ein Stapelplatz von Lebensmitteln.

Unten am Strande dehnen sich die Stellungen des Feindes, der seit Monaten vergeblich vorwärts strebt, um sich immer wieder blutige Köpfe zu holen. Hie und da tönt der peitschenartige



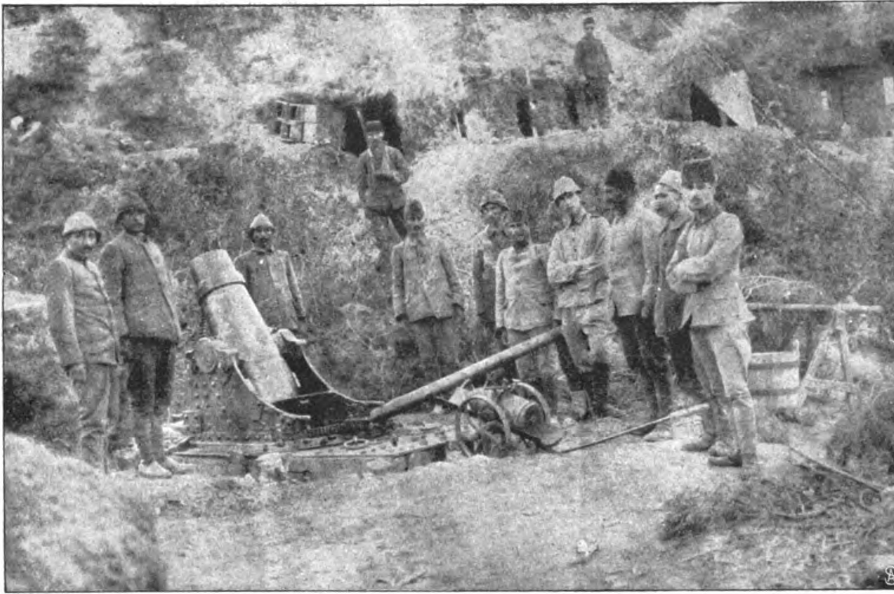
Ruhende Truppen im Lager.

Knall eines Schusses, rasselt das trockene Tacktack der Maschinengewehre oder brüllt dumpf ein schweres Geschütz. Wo sie stehen, läßt sich nicht einmal erraten, so geschickt sind sie verborgen. Tief in den Fels hinein sind die Stellungen gearbeitet, eine Decke von Gestrüpp überwölbt jede Batterie. Von den Inseln her naht ein feindliches Flugzeug. Vergebens zieht es da oben seine Kreise, umsonst wohl späht der Beobachter herab. Bis von drüben in sausender Fahrt ein





Küstenbatterie und Schildwache. Oben: Eine Soldatenabteilung. Im Hintergrund maskierte Zelte.



Eine Mörserbatterie.

die der Türken lächerlich gering. Alarm! Im Nu ist alles an den Gewehren, bereit, nach vorn zur Unterstützung zu eilen. Welch krasser Unterschied zwischen dem Heute und dem Balkankrieg! Fast unglaublich scheint es, daß das noch dieselben Menschen sind wie damals. Einen Fehler nur haben sie: der Offizier muß mehr darauf achten, sie zurückzuhalten, als sie anzufeuern. Am liebsten stürzten sie aus den Deckungen heraus, um dem Gegner mit dem blanken Seitengewehr auf den Leib zu rücken. Die Admiralität

türkischer Flieger herbeischießt und den Engländer verjagt.

Am Hange stehen Zelte. Eine ganze Reihe, ein großes Lager. Grüne Büsche über dem Leinen. Auf ihren Decken kauern in ihrer eigentümlichen Stellung abgelöste Soldaten, schnoppern begierig hinüber zur Küche, wo auf offenem Feuer der Hammel brät und im mächtigen Kessel der Reis bereitet wird. So ruhig geht das zu, als wäre das Ganze nur ein friedliches Manöver.

Wenige Schritte weiter, in den Berg hineingebaut, ist der Verbandplatz. Hie und da wird einer angebracht, die meisten kommen selbst. Den ungeheuren Verlusten des Feindes gegenüber sind



Zelt eines Feldlazaretts.



General Dschewad-Pascha, Kommandant der Dardanellenforts, und sein Stab.

in London wußte da unlängst wieder zu berichten, der türkische Soldat sei demoralisiert, müsse von deutschen Offizieren vorgetrieben werden. Die Engländer und Franzosen, die noch immer dort liegen, wo sie gelandet sind, haben von dieser „Demoralisierung“ allerdings noch nichts verspürt. Im Gegenteil: Sie beginnen von Tag zu Tag mehr einzusehen, wie wahnsinnig und aussichtslos das Unternehmen gegen die Dardanellen war, und wie schwer es sein wird, die Trümmer des gelandeten Heeres zu retten. Freilich, die Wahrscheinlichkeit, daß viele von ihnen die Heimat sehen werden, ist nicht groß!

Und die Schwierigkeiten, mit denen die englischen und französischen Landungs



Regiment auf dem Marsch.

truppen zu kämpfen haben, werden mit der vorrückenden Jahreszeit immer größer. Bei den bald einsetzenden heftigen Stürmen gestaltet sich die Ausschiffung von Truppen und Munition zu einem recht gefährlichen Unternehmen. Außerdem halten unsere U-Boote gute Wacht. Es ist daher nur erklärlich, daß man auch im Lager der Verbündeten keine allzu große Hoffnungen mehr auf ein glückliches Ende der Dardanellenkämpfe setzt.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

19. Fortsetzung.

Aus hohlen, fiebernden Augen sah Dietz über den stolzen Strom, den die Morgensonne purpurn färbte, preßte die Fäuste gegen die hämmernden Schläfen und versuchte umsonst, einen klaren Gedanken zu fassen. Wie ein Schemen deuchte ihn Marianne, nichts band ihn an sie! Nichts!

Er erinnerte sich nur ganz dunkel, daß sie schwerkrank zu ihren Eltern gebracht worden war; aber das war so lange her! Er erinnerte sich an heftige Worte von ma tante, die er nicht begriffen hatte — an lautes Weinen, das ihn gestört, an zornige Worte Onkel Wendemuths — alles war so nichtig, so unbedeutend gegenüber dem Ungeheuren, das auf ihm lastete! Was war es gegen das eine schreckliche „Nein“, das sein Hirn und sein Herz verbrannte! Was war es gegen den Wahnsinnn seiner Leidenschaft für Edith! Er war nicht Herr seiner Sinne gewesen, als er dem verzweifelten Sehnen seines Herzens, sie nur aus der Ferne zu sehen, nachgegeben. Und kam sich vor wie ein armer Narr, seitdem er wußte, daß nur der Strom ihn von ihr trennte — und seine Schuld! Er meinte, daß er ruhiger geworden, seitdem er wußte, daß er in den Kampf ging. Als wenn ihn dort die Erlösung erwartete. Vielleicht war's eine Kugel, vielleicht war's ein Reitersäbel, der Erbarmen mit ihm hatte.

Es trieb ihn manchmal beim Morgengrauen an den Strom, und er sah die Weser hinauf und bot dem Morgenwind die brennenden Schläfen. Er kam um Mitternacht — und dachte — man könnte hinüberschwimmen! Mit tausend Stimmen lockte es ihn! Es zog ihn mit tausend Fäden — — aber er ging nicht über den Strom. Denn da war auf einmal Kapitän Claasen neben ihm, „ich warte auf die Fregatte ‚Deutschland‘, Freiwilliger Wendemuth, und nun können wir zusammen warten. Sakramento.“ Und einmal, als die warme Nacht ihn toll gemacht und er hinauseilte, stolperte er über den alten Kapitän, der vor seiner Tür lag und schnarchte. „Ich kann in den verfluchten Landbetten nicht schlafen“, sagte er verlegen. „Da ist hier'n Klack und da'n Klack, und immer fällt man über Bord. Ich will ein Brett vornageln — —“ und auch er ging an den Strom. Und dachte an die kleine Baronin Trülülü und war fest entschlossen, über Stürkens' Glück zu wachen. Aber, dachte er, „hol's der Snappsack! Ich habe mit Chinamännern zu tun gehabt und mit den Schwarzen, mit Brasilianern und Schiffsvolk. Aber die schwierigsten sind Freiwillige! Sie sind beinahe so schwierig wie die Ohlsch!“ Ja, es war wirklich keine Kleinigkeit, daß er nach dem schweren Dienst auch noch Dietz Wendemuth zu überwachen hatte.

Aber in einer köstlichen Sommernacht konnte er ihn

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

nicht finden. Er lief in steigender Erregung am Deich umher und fragte nach ihm — — nach dem smarten Kirl mit 'ner Nase wie ein lüttes Vorgebirge — fragte am Pulverturm, fragte den hannoverschen Korporal, mit dem er gemeinschaftlich auf die Bremer und die Preußen zu schimpfen pflegte; fragte beim optischen Telegraphen und an der Hafenschleuse.

Der Hafenmeister konnte ihm Bescheid geben. Er kannte den langen Preußen. Auf dem „Roland" war er vor einer halben Stunde gewesen. Mit der Flut war der Dampfer den Strom hinaufgegangen.

Da stieß der Kapitän einen wilden Fluch aus. Vor seinen Augen erhob sich plötzlich der blutüberströmte, zerstampfte Leichnam seines alten Chefs. Er sah sich im Kontor des alten Hauses am Flet — da stand Peter Stürkens unbeweglich am hohen Stehpult und sah auf den Platz, der nun leer war; sah aus tiefen, düstren Augen ihn an, der über der Sorge für die Hamburger Flotte den alten Chef vergessen hatte; hörte sich mit heiserer Stimme sprechen, die sich seiner rauhen Kehle entrang — „wenn Sie mich brauchen, Herr — — und wenn's mein Leben kostet — ich geb's Ihnen — —" und nun brauchte er ihn! Sonst — farewell, kleine Trülülü!

Und er stürzte zum Leutnant Ducolombier und bat um Erlaubnis, mit dem Kutter nach Brake zu fahren. — „Pourquoi donc?" fragte der Leutnant, und Claasen bedankte sich „Thank you, Sir!" Und rannte zum Hafen, wo der Kutter verankert lag, und traf einen Matrosen, dem er die Faust um die Kehle legte —„zwei Leute brauch ich, in fünf Minuten sollen sie hier sein, Zakramento —."

Kopfschüttelnd beobachtete der Hafenmeister den erregten Mann. Kopfschüttelnd sah er dem Kutter nach, der mit der Tide vor dem Winde den Strom hinaufschoß. Claasen selbst hielt die Taue. Er sah wild und gefährlich aus, wie er zu den Segeln aufsah. Er war barhäuptig, und das graue, dichte Haar bäumte sich. Er hatte den Rock aufgerissen, entgegen der Vorschrift; aber es tat so wohl, die breite Brust dem Winde zu bieten! Er mußte ja ersticken mit dem wütenden Krampf im Herzen. Manchmal brüllte er dem Mann am Steuer ein Kommando zu, als befehligte er eine ganze Fregatte, und es tat ihm wohl, dieses wütende Schreien, es erleichterte ihn. Es tat ihm wohl, wenn die Wellen am Bug schäumend zerstoben und der Wasserstaub sein heißes Gesicht netzte. Und wenn der Kutter auf den Wellen ritt, die die Flut lebhaft bewegte, und wenn der Wind jauchzend sich in die Segel warf, legten sich die Fäuste fester um die Taue, erschien eine unbändige Wildheit auf seinem verwitterten Gesicht; dann sahen sich die Matrosen betroffen an — was hat der Kapitän? Und meinten, daß die Fahrt grausig und gefährlich war. So laut rauschte der Strom, wie ein Vogel flog der Kutter dahin, sein rotes und grünes Licht warf zitternde Streifen auf die tanzenden Wellen.

Stundenlang währte die Fahrt, dann sahen sie die bunten Lichte des Dampfers, an dem sie vorüberglitten, hörten das Keuchen und Stampfen seiner Maschinen. Kapitän Claasen lachte wild auf und trocknete sich mit dem Aermel das nasse Gesicht ab. Vor ihnen erhob sich der mächtige Rumpf des „Erzherzog Johann". Die Wache rief sie an. Claasen antwortete, und der Kutter schoß weiter, am „Barbarossa" vorüber, vorüber an den Korvetten.

„Zum Hafen, Kapitän?" fragte der Mann am Steuer.
„Nein — zur Kaje — "

Denn an der Kaje legte der Dampfer an. Vor dem „Roland" mußten sie an der Kaje sein. —

Vom „Telegraphen" her erscholl lustige Tanzmusik. Seine Fenster waren hell erleuchtet. Trotz der warmen Nacht drehten sich die flotten Offiziere mit Brakes reizenden Töchtern im Walzertakt. Die Matrosen sprangen an Land, machte den Kuter fest. Kapitän Claasen folgte gelassen. Er beurlaubte die Leute bis zum nächsten Morgen. Ging langsam zum Deich hinauf. Und blieb da stehen. Und mußte plötzlich über sich lachen. Aber es klang heiser und rauh und machte sein Herz nicht leichter.

Welchen Lärm die großen Schaufelräder machten! Wie die große Schiffsglocke die Tanzmusik übertönte! Und Lachen und Gesang erschollen vom Dampfer. Es waren wohl frohe Burschen an Bord, die die Weser hinunter- und wieder hinauffuhren; sie neckten sich mit hübschen, weiblichen Fahrgästen, mit Oldenburger Bäuerinnen, die in Brakes Umgegend wohnten und nun ausstiegen, einige sangen „Deutschland, Deutschland über alles", weil sie die Kriegschiffe hatten liegen sehen — einige sangen wehmütig „Schleswig-Holstein, meerumschlungen"!

Kapitän Claasen grinste. Als erster stieg Dietz Wendemuth aus. Merkwürdig steif ging er zum Deich hinauf, als würde es ihm schwer, die Knie zu biegen. Gesenkten Hauptes ging er; war in der Uniform der Seejunker. Die weiße Weste leuchtete aus dem Ausschnitt des dunklen Fracks hervor, auf die goldene Raupe am gestülpten Hut fiel das flackernde Licht der Kajenlaterne.

Im Schatten des „Telegraphen" stand der Kapitän. Wartete mit vorgerecktem Hals, die Hand am Schlepper. Wartete, bis Dietz fast vor ihm war.

„Zakramento," schrie er dann mit heiserem Lachen — „was tun Sie denn hier, Freiwilliger Wendemuth?"

Dietz hob den Kopf, stierte den Kapitän aus hohlen, flackernden Augen an, legte mechanisch die Hand an den Hut — und wollte weiter.

Kapitän Claasen vertrat ihm den Weg.

„Halt!" Und wiederholte rasch seine Frage: „Wohin wollen Sie?"

Wohin er wollte? Keinem Menschen durfte er es sagen. Und er durfte es beileibe nicht laut aussprechen. Es war auch ganz unmöglich zu sprechen, denn um seinen armen Schädel schienen sich eiserne Klammern gelegt zu haben, die sich enger und enger zusammenzogen, die wütende Schmerzen verursachten, wenn er nur die Zähne auseinanderbrachte. Wie verzerrt waren die Gesichtsmuskeln. Das wilde Hämmern in den Schläfen war so laut, daß es das Rauschen des Stromes übertönte. Auf dem „Roland" schon hatte er umsonst versucht, durch das Dröhnen und Klopfen in seinem Kopf auf des Stromes rauschende Melodien zu achten. Hatte gemeint, er sei auf der Fregatte „Deutschland", und die Wellen hämmerten gegen die Schiffswand; hatte gemeint, bei der Schanze von Altenhof sei er, und die Donnerbüchsen aus Altenhofs Rüstkammer knatterten; hatte gedacht, auf harter Erde lag er und hörte ein unheimliches Geräusch von kollernden Erdschollen. Als wenn man ein ungeheures Grab grub, so war es. Und furchtbar brannte die Sonne auf seinen nackten Schädel, seine Zunge klebte am Gaumen, und es war nicht möglich, um Wasser zu bitten! Um einen Tropfen Wasser zu bitten!

Ja, mit fast übermenschlicher Kraft hatte er so un-